ARCHIV FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

Digitized by Google

OHIO STATE UNIVERSITY.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XLIII. JAHRGANG, 83. BAND.

BRAUNSCHWEIG.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1889.

Digitized by Google

PB 3
G7
v.23

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis des LXXXIII. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Tennysons Königsidylle The Coming of Arthur und ihre Quellen. Von W. Wüllenweber 1

Miltons und Byrons Satan. Von Dr. G. Wenzel 67

Jeanne Darc. Geschichte, Legende, Dichtung. Von Richard Mahrenholtz 91

Das schweizerische Idiotikon und die wissenschaftliche Bedeutung der Mundart. Von Adolf Socin 111

Entwickelungsgänge in der Sprache Corneilles. Von Dr. K. Fahrenberg 129

Steinhöwel und das Dekameron. Eine syntaktische Untersuchung. Von Dr. phil. Hermann Wunderlich 167

Richard Brinsley Sheridan. Von Robert Philippsthal 241

Bemerkungen über das Negerenglisch an der Westküste von Afrika. Von Dr. P. Grade 261

Entwickelungsgänge in der Sprache Corneilles. Von Dr. K. Fahrenberg. (Schluſs) 273

Das schweizerische Idiotikon und die wissenschaftliche Bedeutung der Mundart. Von Adolf Socin. (Schluſs) 321

Die Schubart-Biographie und Schubart-Kritik in ihrem gegenwärtigen Zustand. Von Gustav Hauff 369

Die Sitten der Hochschotten im Mittelalter. Eine kulturhistorische Skizze von Dr. Oscar Thiergen 413

Shelley als Philosoph. Von Dr. Guido Wenzel 427

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 445

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Fritz Tendering: Kurzgefaſstes Lehrbuch der englischen Sprache. (Joseph Sarrazin) 211

Dr. J. Schipper: Englische Metrik in historischer und systematischer Entwickelung dargestellt. II. Teil: Neuenglische Metrik. (Emil Penner) 211

64604

Digitized by Google

Wilhelm Swoboda: John Heywood als Dramatiker. Wiener Beiträge zur deutschen und englischen Philologie. III. (A.) 217

L. Biadene: Morfologia del Sonetto nei secoli XIII e XIV. (Studj di Filologia romanza pubblicati da Ernesto Monaci, fasc. 10.) (E. Pariselle) 218

Karl Marquard Sauer und H. Runge: Kleine spanische Sprachlehre für den Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht. (Dr. Paul Förster) 220

Engelbert Günthner: Calderon und seine Werke. (Dr. Paul Förster) . 220

Aug. Scheler: Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne. (Adolf Tobler) 222

Alfred Schulze: Der altfranzösische direkte Fragesatz. (Fritz Bischoff) 225

La Chanson de Roland, traduction archaïque et rythmée, accompagnée de notes explicatives par L. Clédat. (H. L.) 227

Dr. Martin Hartmanns Schulausgaben französischer Schriftsteller. 1) Mademoiselle de la Seiglière von J. Sandeau. 2) Béranger, Auswahl seiner Lieder. (Dr. G. Wenzel) 228

Ψυχάρης. Τὸ ταξίδι μου. (Dr. Aug. Wagner) 230

Hermann Welcker: Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten, nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen. (A.) . 344

Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze von Fr. Kluge. (Hölscher) 345

Karl Gustav Andresen: Über deutsche Volksetymologie. — Karl Gustav Andresen: Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. (H. L.) 347

Franz Kern: Goethes Lyrik ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen. (H. L.) 348

Werner Cordes: Der zusammengesetzte Satz bei Nicolaus von Basel. (H. Wunderlich) 349

H. Leiding: Die Sprache der Cynewulfschen Dichtungen Críst, Juliana und Elene. (F. Dieter) 351

Gregor Sarrazin: Beowulf-Studien, ein Beitrag zur Geschichte altgermanischer Sage und Dichtung. (F. Dieter) 352

The Construction and Types of Shakespeare's Verse as seen in the Othello, by Thomas R. Price. (Emil Penner) 353

Kurt Weifs: Richard Brinsley Sheridan als Lustspieldichter. (Robert Philippsthal) 355

Französische und englische Schulbibliothek, herausgegeben von Otto Dickmann. (Sarrazin) 360

A. Millet: Études lexicographiques sur l'ancienne langue française à propos du dictionnaire de M. Godefroy. (Alfred Schulze) 361

H. Gotthelf: Auteurs modernes. Un petit cours littéraire pour la jeunesse. (H. L.) 362

John Bloch: Beiträge zu einer Würdigung Diderots als Dramatiker. Dissertation. (R. Mahrenholtz) 363

Digitized by Google

Seite

Gustav Weigand: Die Sprache der Olympo-Walachen nebst einer Einleitung über Land und Leute. (H. Buchholtz) 363

Verhandlungen des dritten allgemeinen Neuphilologentages, herausgegeben vom Vorstande der Versammlung. Dritter Jahrgang. (R. Mahrenholtz) 365

Joh. Aug. Eberhards synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 14. Auflage. Nach der von Friedr. Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet u. s. w. von Otto Lyon 455

B. Maydorn: Hilfsbücher für den deutschen Unterricht 455

E. Philippi: Schillers lyrische Gedankendichtung in ihrem ideellen Zusammenhange beleuchtet 456

Max Schmidt: Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien) und ihre Werke. (H. L.) 456

G. Tanger: Englisches Namen-Lexikon. Zusammengestellt und mit Aussprachebezeichnung versehen. (Dr. O. Hänsel) 456

E. Beckmann: Anleitung zu englischen Arbeiten. Für Schule und Privatstudium. (R. Palm) 457

L. Morsbach: Über den Ursprung der neuenglischen Schriftsprache. (R. Palm) 457

R. Dressel: Bilder aus der englischen Geschichte zum Übersetzen ins Englische für die oberen Klassen höherer Schulen eingerichtet. (R. Palm) 458

Charles Lambs Shakespeare-Erzählungen. Deutsch von Karl Heinrich Keck. (J. Lauschke) 459

Das Bild des Kaisers. Novelle von Wilhelm Hauff. Edited with an Introduction, English Notes etc. by Karl Breul. (Dr. O. Hänsel) . . . 459

Baron G. Locella: Zur deutschen Dante-Litteratur, mit besonderer Berücksichtigung der Übersetzungen von Dantes Göttlicher Komödie. (R. Mahrenholtz) 460

Paul Heyse: Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Band I: Parini, Alfieri, Monti, Foscolo, Manzoni. Übersetzungen und Studien. Band II: Giacomo Leopardi. Gedichte und Prosaschriften. (E. Pariselle) 461

Sophie Heim: Aus Italien. Material für den Unterricht in der italienischen Sprache gesammelt und mit Anmerkungen versehen. 1. Heft: Italienisch-Deutsch. (E. Pariselle) 462

Gio. Meli: Grundriſs der italienischen Grammatik für Schul- und Privatgebrauch. (H. Buchholtz) 462

Gio. Meli: Lehrgang der französischen Syntax. (R. Palm) 462

C. W. Th. Schuster und A. Régnier: Neues Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 15. Auflage, neu bearbeitet von Chr. Wilh. Damour. (Dr. O. Hänsel) 463

H. J. Heller: Realencyklopädie des französischen Staats- und Gesellschaftslebens. (Joseph Sarrazin) 463

Joh. Bauer und Dr. Th. Link: Französische Konversationsübungen für den Schul- und Privatgebrauch. I. Teil. (R. Palm) 465

Digitized by Google

Seite

Hinderk Groeneveld: Die älteste Bearbeitung der Griseldissage in Frankreich. (Alfred Risop) 466

Adolf Stoerico: Über das Verhältnis der beiden Romane Durmart und Garin de Monglane. (Alfred Risop) 471

Richard Mentz: Die Träume in den altfranzösischen Karls- und Artus-Epen. (Alfred Risop) 472

Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden: Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur. (Joseph Sarrazin) 476

Miscellen.

Seite 234—238.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 239—240. 367—368. 479—480.

Digitized by Google

An die Leser des Archivs

für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen.

Der Tod Ludwig Herrigs veranlaſste für kurze Zeit eine interimistische Leitung des Archivs. Vom Jahre 1890, also vom Beginn des 84. Bandes ab, wird die Leitung dieser Zeitschrift endgültig in den Händen der Herren

Prof. Dr. J. **Zupitza** in Berlin und
Prof. Dr. S. **Waetzoldt** in Berlin

liegen.

Wir dürfen annehmen, daſs die Neugestaltung der Redaktion des Archivs, welche dem Sinne des verstorbenen Begründers durchaus gemäſs sein dürfte, den guten Ruf der Zeitschrift befestigen und ihr einen groſsen Kreis neuer Freunde zuführen werde. Wir fügen ausdrücklich hinzu, daſs das Archiv *das Organ der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen* auch für die Folge bleiben wird.

Braunschweig, Dezember 1889.

George Westermann,
Verlagshandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tennysons Königsidylle The Coming of Arthur

und ihre Quellen.

Von

W. Wüllenweber.

Im Jahre 1867 erschien *Tennysons The Coming of Arthur* zusammen mit The Holy Grail, Pelleas and Etarre und The Passing of Arthur. Vorangegangen waren dieser Königsidylle im Jahre 1859 vier Idyllen: Enid, Vivien, Elaine und Guinevere; es folgten ihr im Jahre 1872 noch Gareth and Lynette und The Last Tournament, und 1885 Balin and Balan. Steht so die Idylle The Coming of Arthur der Zeit der Veröffentlichung nach in der Mitte der ganzen Reihe der Königsidyllen, so nimmt sie, wenn wir diese nach ihrem *Inhalte* ordnen, die *erste* Stelle ein: Sie bildet den ersten Teil, gewissermaſsen die Einleitung des aus elf Teilen bestehenden Ganzen, den ersten Gesang des Artus-Epos.

Über die Quellen dieses Epos heiſst es in einem Programm von Dr. Alb. Hamann (Essay on Tennyson's Idylls of the King, S. 6): „The Mabinogion and Malory's Morte D'Arthur are the chief sources of Tennyson's Idylls of the King; from the former he took the story of Enid and Geraint, from the latter the subjects of the other Idylls.“ Der Nachweis für diese Behauptung ist in dem Programm nicht erbracht. Ob sie sich für „The Coming of Arthur“ als richtig erweist, ob Malory „die Hauptquelle“, welches in diesem Falle die „Nebenquellen“ gewesen sind, und schlieſslich wie Tennyson seine Quellen benutzt hat, soll die folgende Untersuchung ergeben.

Eine kurze Inhaltsangabe der Idylle mag derselben vorangehen:

Leodogran, König von Cameliard, hatte eine Tochter, Guinevere; sie war seine einzige Freude. In seinem Lande sah es

Digitized by Google

traurig aus. Ewige Kriege mit den vielen kleinen Königen Englands, nach Abzug der römischen Legionen, sowie mit immer wieder ins Land einbrechenden heidnischen Horden hatten den Wohlstand des Landes vollständig zerrüttet. Vergebens hatte sich Aurelius, vergebens Uther bemüht, das Land zur Ruhe zu bringen. Erst Arthur und seine Tafelrunde verschafften demselben den heiſs ersehnten Frieden wieder.

Als Arthur die Regierung antrat, lag Leodogran im Streite mit seinem Nachbar, dem König Urien (cf. p. 10). Scharen heidnischer Krieger durchziehen raubend und mordend das Land. Da ruft Leodogran den jungen König Arthur zu Hilfe. Dieser zieht sofort hin, besiegt die Feinde, säubert das Land von den wilden Zerstörern, sieht Guinevere und liebt sie, ohne aber von ihr bemerkt zu werden. Arthur muſs sofort in sein Land zurückkehren, da seine Barone, die ihn nicht als ihren König, als Uthers Sohn, anerkennen wollen, sich gegen ihn empört haben. Auch aus dem Kampfe mit ihnen geht Arthur als Sieger hervor. Noch vom Schlachtfelde aus schickt er drei seiner Getreuen, Ulfias, Brastias und Bedivere, zu Leodogran, die für ihn um Guineveres Hand anhalten sollen.

Leodogran aber kann sich nicht entschlieſsen, sofort sein Jawort zu geben. Er, ein König, kann die Hand seiner Tochter doch nur dem geben, der selbst ein König und eines Königs Sohn ist, und ist das Arthur? Sein greiser Kammerherr, darüber befragt, antwortet ihm, nur Merlin und dessen Meister, Bleys, könnten darüber sicheren Aufschluſs geben. Bedivere, Arthurs Abgesandter, als zweiter befragt, erklärt: „Die einen sagen, er sei niedrig geboren, die anderen, er sei vom Himmel herabgefallen; meine Meinung aber ist, daſs er ein Sohn Uthers und Igernes ist, welch letztere Uther nach Gorloïs' Tode und nach der Einnahme der Feste Tintagil zur Frau nahm. Uther aber starb in derselben Nacht — der Neujahrsnacht —, in der Arthur geboren und von Merlin dem Ritter Anton zur Erziehung übergeben ward. Viele Jahre verbrachte Arthur in des letzteren Hause. Die Barone kämpften während all der Zeit wie wilde Tiere miteinander. Jeder glaubte am meisten Anrecht auf Uthers Krone zu haben. In diesem Jahre aber, fährt Bedivere fort, trat dann Merlin mit Arthur hervor, laut überallhin verkündend: ‚Hier ist Uthers Erbe,

Digitized by Google

euer König!' Viele der Barone aber schrien: ‚No king of ours, a son of Gorloïs he, Or else the child of Anton, and no king, Or else baseborn!' Trotzdem aber wurde Arthur gekrönt." So weit Bedivere. Leodogran ist noch nicht überzeugt. Als dritte wird daher befragt Bellicent, Königin von Orkney, Lots Weib, Arthurs Schwester. „Wird Arthur," fragt Leodogran, „mit so wenigen, wenn auch tapferen Kriegern gegen so viele und starke Gegner Sieger bleiben?" „Fürchte nichts, ganz sicher," ist ihre Antwort. „Ich war bei ihm, als das wilde Geschrei der Barone verstummte und Arthur auf seinem Throne saſs und sich seine Ritter verpflichtete. Als er sprach, ergoſs sich ein dreifacher Lichtstrahl von oben herab auf die drei Königinnen, die um Arthur waren und schweigend neben seinem Throne standen. Neben ihnen aber stand Merlin, und neben diesem die Lady of the Lake. Auch sah ich da Excalibur, das Schwert, das Arthur aus dem See gezogen hatte, mit der Inschrift: ‚Take me' und ‚Cast me away'. Sie alle aber werden Arthur beistehen." — Nach Arthurs Geburt befragt, antwortet Bellicent: „Darüber ist mir Sicheres nicht bekannt," erzählt dann aber, wie sie Arthur zuerst gesehen und ihn liebgewonnen hat, und wie sie zusammen aufgewachsen sind, daſs sie ihn in letzter Zeit aber seltener und immer seltener zu sehen bekommen habe. „Aber etwas anderes," fährt sie dann fort, „laſs dir noch erzählen, was mir Bleys kurz vor seinem Tode mitteilte: Bleys und Merlin waren in den letzten Lebenstagen Uthers immer um diesen; und in der Nacht, in der er starb — es war eine düstere, stürmische Nacht —, verlieſsen die beiden den König und sahen, kurz bevor sie an die See kamen, ein Schiff, hoch auf den Wellen, die bis an den Himmel hinanzureichen schienen. Schnell, wie sie es erblickt hatten, war es verschwunden. Sie kamen an den Strand; da beobachteten sie, wie die Wellen, die folgende jedesmal gröſser als die vorhergehende, sich überschlugen und dem Lande zudrängten, bis eine neunte, die langsam emporstieg und mit Getöse niederfiel, in Flammen aufging. In der Welle aber und der Flamme wurde ein nackter Knabe zu Merlins Füſsen hingetrieben; und dieser rief jubelnd aus: ‚Der König, hier ist ein Erbe für Uther!' In demselben Augenblicke aber stand alles um ihn in Flammen und gleich darauf followed calm, free sky and stars. Und dieses

1*

Digitized by Google

Kind, sagte Bleys, ist der, welcher augenblicklich regiert. Dies waren seine letzten Worte. — Du aber fürchte nicht, diesem Könige dein einziges Kind zum Weibe zu geben." So sprach sie, und Leodogran freute sich, blieb aber immer noch schwankend: Shall I answer yea or nay? — Erst ein Traum führt seinen Entschluſs herbei. Als er erwacht, schickt er Ulfius, Brastias und Bedivere zurück zu Arthur, mit der Antwort: Ja.

Arthur sendet sofort denjenigen, den er am meisten liebt und ehrt, Sir Lancelot, nach Cameliard, die Königin zu holen. An demselben Morgen aber, an dem Lancelot mit Guinevere anlangt, werden Arthur und Guinevere von Dubricius, dem Haupt der Kirche in England, getraut. Von den Rittern, den „fair beginners of a nobler time", umgeben, schwören sie sich am Schreine Christi ewige Liebe. — Als sie darauf den Schrein verlassen, stehen „groſse Herren" von Rom an der Thür, die an Arthur mit dem Verlangen herantreten, ihrem Herrn den Tribut zu zahlen, wie es in früherer Zeit geschehen sei. Doch Arthur antwortet ihnen: „Zeit und Verhältnisse haben sich geändert, wir werden euch keinen Tribut mehr zahlen." — Die Abgesandten reisen ab und „Arthur strove with Rome".

Mit seinen Rittern aber war er lange Zeit eines Willens, unterwarf mit ihrer Hilfe alle kleinen Fürsten, überwand in zwölf groſsen Schlachten die Heiden und „made a realm and reigned." —

Dieser Stoff findet sich, mehr oder weniger ausführlich, in folgenden mir zugänglich gewesenen Werken vor Tennyson bearbeitet:

1) Bei *Malory, La Mort d'Arthure,* the history of King Arthur and of the knights of the Round Table, ed. from the text of the edition of 1634 by Thomas *Wright,* London 1866.

2) *Gottfried von Monmouth's Historia regum Britanniæ,* translated into English by Aaron *Thompson,* London 1718.

3) *Robert Wace, Le Roman de Brut,* ed. *Le Roux de Lincy,* Rouen 1836 und 1838.

4) *Layamon's Brut,* or *Chronicle of Britain,* a poetical semi-Saxon paraphrase of the Brut of Wace, ed. Sir Frederic *Madden,* London 1847.

5) *Robert of Gloucester's Chronicle,* ed. Thomas *Hearne,* Oxford 1724.

6) The *Chronicle of Pierre de Langtoft,* in french verse, ed. Thom. *Wright,* London 1866 und 1868.

Digitized by Google

7) Alain *Bouchard, Les croniques annalles* des pays dangleterre et de bretaigne, ... puis Brutus jusques au trespas du feu duc de bretaigne Francys second; depuis augmentees et continuees jusques en lan 1531, — 1531.

8) *Rob. Fabyan, The new Chronicles of England and France,* in two parts, named by himself the concordance of Histories, ed. *Ellis,* London 1811.

9) The *life of Merlin, surnamed Ambrosius,* a chronographical history from Brute to the reign of King Charles, ed. Thomas *Heywood,* London 1813.

10) Le *premier et le second livre de Merlin* nouuellement imprime a Paris en la grant rue sainct Jacques a lenseigne de la Rose blanche couronnee, XXVIII (wohl 1528).

11) *Merlin,* or the *Early history of King Arthur,* a prose romance, ed. Henry *Wheatley,* London 1865.

12) *Geschichte des Zauberers Merlin,* herausgegeben von Friedrich *Schlegel,* Leipzig 1804.

13) *Ellis, specimens* of early English metrical romances, Band 1, London 1811.

14) *Nennius,* Historia Britonum, ed. *Stevenson,* London 1838.

Von diesen Arbeiten lassen sich die von 2—9 inkl., sowie die unter 10, 11 und 12 genannten zu Gruppen zusammenschlieſsen wegen der gemeinschaftlichen Grundlage, auf der sie beruhen. *Waces* Roman de Brut (Nr. 3) und *Layamons* Brut (Nr. 4) sind dichterische Bearbeitungen von Monmouths Historia regum Britanniæ. Sie halten sich zwar nicht so enge an ihr Vorbild, wie die gleich nachher zu nennenden, sondern ändern und kürzen hier und da und erweitern durch kleinere oder gröſsere selbständige Zusätze (letzteres gilt ganz besonders von Layamon, der es zu 32 241 Versen bringt, Wace zu 15 300), stimmen aber nichtsdestoweniger in allen *wesentlichen* Punkten mit Monmouth überein. Ich führe sie im folgenden der häufigen Abweichungen im *einzelnen* wegen beide neben Monmouth an. —

Robert of *Gloucester's* Chronicle (5) schlieſst sich ganz eng an Monmouth an, Rob. hat Monmouths Prosa gedrängt in Verse gebracht (soweit Monm. reicht) und enthält nur an einer Stelle einen wesentlichen selbständigen Zusatz, S. 164: primi Saxonum reges. — Fast ebenso verhält sich The Chronicle of Pierre de *Langtoft* (6) zu Monmouth. „It is simply“, sagt Thomas Wright auf S. XV der Vorrede zu seiner Ausgabe von Langtoft, „an abridgement, not unskilfully executed, of the Historia Britonum,

Digitized by Google

with a few variations ..." Zum Vergleiche werde ich die beiden Chroniken öfters neben Monmouth anführen.

Was die nächsten drei Prosa-Chroniken angeht, so enthält die von Alain *Bouchard* (7) in vier Büchern, auf 233 Blättern, die Geschichte Englands und der Bretagne von Brutus bis 1531. Uns betreffen die Blätter XLII^1—L^2; sie stimmen fast Kapitel für Kapitel mit Monm. überein. Einige Stellen führe ich an. — *Fabyans* (8) Chronik ist ein aus den verschiedensten Quellen zusammengetragenes, umfangreiches Werk von 733 groſsen Folioseiten, in englischer Sprache geschrieben. Der Teil, der uns angeht, S. 74, 75 und 79—81, ist seiner *Hauptsache* nach ein Excerpt aus Monmouth. Die zweite Quelle, auf die sich Fabyan nächst Monm. am häufigsten beruft, The English Chronicle, ist nach Ellis, dem letzten Herausgeber der New Chronicles, S. XII, auch nichts weiter als „a mere transcript from Geffrey of Monmouth". Drittens aber beruft sich Fabyan in diesem Teile seiner Chronik häufig auf das Polycronicon, und zwar das sechste Kapitel des fünften Buches, doch scheint sich auch Polycronicon von Monmouth nur durch gröſsere Kürze und den Zusatz der zwölf Schlachten gegen die Sachsen zu unterscheiden. Gildas wird einmal erwähnt (Schlacht bei Badon). — „The Life of Merlin", ed. *Heywood,* (9) ist nichts als eine kurze Inhaltsangabe von Monmouth. —

Für die nächste Gruppe (Nr. 10—12): Le premier et le second livre de Merlin — Merlin, ed. Wheatley — und Geschichte des Zauberers Merlin, herausgegeben von Schlegel, bildet das erstgenannte (10) die Grundlage. *Wheatley* (11) beruft sich häufig, so Kap. XIV, auf seine französische Vorlage (seith the frensh boke) und weicht von derselben nur äuſserst selten ab, während *Schlegel* (12) sehr summarisch verfährt und vielfach ganze Kapitel in wenige Zeilen zusammenfaſst. Hier und da werde ich die beiden letzteren neben „le 1. et le 2. livre de Merlin" anführen. —

Wie nun stellt sich *Tennyson* zu diesen Bearbeitern unseres Stoffes? Auf zwei derselben weist er selbst hin, wenn er am Schluſs seiner Königsidyllen (to the Queen) spricht von *„Geoffrey's book"* und von *„Malleor's"*. — Daſs er in „Coming of Arthur" diese beiden benutzt hat, wird die nachfolgende Untersuchung

Digitized by Google

darthun; ebenso aber, daſs sie nicht die einzigen sind, aus denen Tennyson geschöpft, daſs er auſser ihnen auch noch *Ellis* und an einer Stelle *Nennius* verwertet hat. —

Der leichteren Übersicht wegen mag hier eine möglichst gedrängte Inhaltsangabe der für unsere Arbeit in Betracht kommenden Teile dieser vier Bearbeitungen folgen, und zwar in der Reihenfolge, wie sie von Tennyson am ausgiebigsten für sein Gedicht verwertet worden sind.

1. Malory, La Mort d'Arthure etc. (Ausgabe von Thomas Wright, 3 Bände). Von Malory kommen für uns in Betracht: Band I, Kap. 1—40, S. 1—98 und Kap. 88 ff., S. 168 ff., wo näher ausgeführt wird, was Kap. 21, S. 50 nur kurz angedeutet war. Der Inhalt ist kurz folgender: S. 1—15 (Kap. 1—5): Utherpendragon entbietet den Herzog von Cornewayle, mit dem er lange Zeit in Fehde gelegen, und seine Gemahlin Igrayne an seinen Hof. Sie erscheinen, Uther verliebt sich in Igrayne, und der Herzog verläſst infolgedessen mit seiner Gemahlin, auf der letzteren ausdrückliches Verlangen, Uthers Hof, ohne Abschied zu nehmen. Krieg zwischen Uther und dem Herzog. Uther belagert Terabyll. Alle Anstrengungen, die Feste zu nehmen, sind ohne Erfolg. Da erhält der ungeduldige König durch Merlins Zauberkünste — Uther nimmt die Gestalt des Herzogs an — Einlaſs in Tyntagyll, wo Igrayne weilt. Er bringt die Nacht mit Igrayne zu und begat on her Arthur. In derselben Nacht macht der Herzog einen Ausfall aus Terabyll, wird aber zurückgeworfen und erschlagen. Uther heiratet nun Igrayne. — Arthur wird geboren und von Ector, zu dem ihn Merlin gleich nach der Geburt hinträgt, erzogen. Zwei Jahre nach Arthurs Geburt stirbt Uther und das Reich stood in great jeopardie a long while. — Schlieſslich erfolgt die Wahl eines neuen Königs. „Jesus Christus wird uns," sagt Merlin, „durch ein Wunder kundthun, who shall be rightwise king of this realm." Zu Weihnachten versammeln sich alle Barone und Herren in London und finden nach Beendigung der ersten Messe im Hofe der Kirche einen groſsen Stein, in dessen Mitte ein Schwert steckt, und auf diesem Schwerte steht geschrieben: „Who so pulleth out this sword of this stone, is rightwise king borne of England." — Alle versuchen das Schwert aus dem Steine zu ziehen, keiner vermag

Digitized by Google

es, auſser Arthur. Er entfernt das Schwert mit leichter Mühe aus dem Steine zu Weihnachten, Lichtmeſs, Ostern und Pfingsten, und wird, zum groſsen Verdruſs vieler Groſsen, vom Erzbischof zum König gekrönt.

S. 15—17 (Kap. 6). Ein Jahr nachher, zu Pfingsten, Empörung der unzufriedenen Könige und Barone.

S. 17—19 (Kap. 7). Erster glücklicher Krieg gegen die Rebellen.

S. 19—25 (Kap. 8 u. 9). Ban und Bors kommen auf Arthurs Bitte diesem zu Hilfe.

S. 25—39 (Kap. 10—15). Zweiter Kampf mit den Rebellen, deren Zahl auf elf (Könige) gestiegen ist.

S. 40 u. 41 (Kap. 16). Arthur zieht seinem Freunde Leodegraunce of Camelyard zu Hilfe gegen Ryence of North-Wales und lernt Guenever kennen.

S. 42—60 (Kap. 17—26). Nachdem Ryence besiegt, kehrt Arthur in sein Land zurück, besteht alle möglichen Abenteuer, weist die römischen Gesandten, die in Lucius' Namen Tribut von ihm fordern, ab, erhält von der Lady of the Lake das Schwert Excalibur etc.

Hierauf folgt S. 61—91 (Kap. 27—44) die Erzählung von Balin und Balan, die den Gegenstand einer besonderen Idylle bildet (cf. S. 1), und S. 91—93 (Kap. 45 u. 46) und wieder S. 97 (Kap. 49) wird dann Arthurs Werbung um Guenever durch Merlin, Guenevers Ankunft in London und die Hochzeitsfeierlichkeit erzählt.

Auf S. 168 schlieſslich kommt Malory zurück auf die S. 50 schon erwähnte Ankunft der römischen Gesandten, deren Forderungen etc., und erzählt bis S. 196 (Kap. 88—99) Arthurs Kampf mit Rom.

2. *Ellis, Specimens* etc. Wir haben es hier zu thun (auſser einer Stelle auf S. 108 und 207) mit Merlin, part II (S. 244—323). Hier werden im wesentlichen dieselben Thatsachen in beinahe derselben Reihenfolge erzählt wie bei Malory; nur daſs Ellis in Merlin, p. II, mit Vortigerns Tode beginnt, während Malory mit seiner Erzählung einsetzt, als sich Uthers Regierung schon ihrem Ende nähert; daſs Ellis auch sonst mehrere Stellen enthält, die bei Malory fehlen (z. B. Gaweins etc. Kampf gegen die Sachsen), und umgekehrt anderes von Malory erzählt wird, was

Digitized by Google

sich bei Ellis nicht findet, z. B. Excalibur, — dafs schliefslich Ellis die Geschichte von Gorlois-Igerna-Uther ausläfst, da er es für unnötig hält, „to repeat from the romance the same circumstances which have been related by G. Monmouth“. — Es zerfällt die Romanze in IX fyttes or cantos, eine Einteilung, die auch Ellis in seinem „abridgement“ beibehält.

Canto I (S. 244—258). Nach Vortigerns Tode Kampf des Utherpendragon und Aurelius Ambrosius gegen Hengist. Uther wird zum König gewählt und gekrönt; Aurelius stirbt. Gründung der Tafelrunde, Arthurs Geburt, Erziehung, Krönung, nachdem er sich, nach Uthers Tode, durch das Wunder des Schwertes als der rechtmäfsige König erwiesen hat.

Canto II (S. 258—269). Erster Kampf mit den Rebellen. Nachdem Ban und Bohors angekommen, zweiter Kampf.

Canto III (S. 269—273). Die Sachsen fallen in England ein. Die Rebellen befestigen ihre Hauptstädte.

Canto IV (S. 273—280) Kampf der jungen Ritter Gawain, Gaheriet etc. mit den Sachsen.

Canto V (S. 280—292). Arthurs Ankunft in Carmelide, Kampf gegen Ryance und seine Verbündeten.

Canto VI, VII und VIII (S. 292—311). Kampf der Rebellen (elf Könige) und der Ritter Gawain etc. mit den Sachsen. Canto VIII, Schlufs (S. 311). Arthurs Vermählung mit Guenever.

Canto IX (S. 311—323). Arthurs und Leodogans Sieg über Ryance (Rion). —

3. *Monmouth* (Ausgabe von Aar. Thompson). Von Monmouth werden die für uns in Betracht kommenden Thatsachen berichtet im VIII. u. IX. Buch (S. 261—316), und zwar Buch VIII, Kap. 19—24 und Buch IX ganz.

VIII, 19, 20. Uthers Liebe zu Igerna, Kampf mit Gorlois, Uther in Tintagol, Gorlois' Tod, Uthers Vermählung mit Igerna. Arthur und Anna geboren. 21, 22. Uther erkrankt, 24. stirbt.

IX, 1. Arthur wird König, schlägt die Sachsen, Colgrim. 2. Huel schickt Hilfe. 3—5. Die Sachsen werden vollständig besiegt und unterworfen. 9. Arthur belehnt Augusel mit Schottland, Lot mit der Consulship of Londonesia und vermählt sich mit Guanhumara, descended from a Noble Family of Romans. 10. unterwirft Irland, Island etc., 11. Norwegen, Dazien, Aqui-

Digitized by Google

tanien, Gallien, 12. ladet alle Fürsten zu einem groſsen Feste am Pfingsttage nach Legions, 13, 14. Beschreibung dieser Festlichkeit, 15. Ankunft der Gesandten des Lucius Tiberius, 16, 17, 18, 19. lange Beratung an Arthurs Hofe, 20. Antwort, Vorbereitung zum Kriege gegen Rom. —

4. Nennius (ed. Stevenson). Aus Nennius gehört hierher nur Kap. 56: Arthur's battles with the Saxons. —

Daſs Tennyson *Malory* benutzt hat, beweisen in *erster* Linie die meisten *Eigennamen,* die in dem Stücke vorkommen, und deren *Schreibweise,* sowie die fast *wörtliche Übereinstimmung in vielen Ausdrücken,* Übereinstimmungen, die nicht wohl zufällig sein können.

Bei Tennyson heiſst Guineveres Vater: Leodogran, King of *Cameliard;* Malory nennt ihn S. 41 Leodegraunce of *Camelyard,* Ellis dagegen S. 275, 286 etc. Leodegan of *Carmalide,* 1. Merl. 91[1] Leodagan de *Thamelide,* Wheatley 141 king of *Carmelide* und Schlegel 251 *Thamelide.* Monmouth kennt Leodogran nicht, ebensowenig wie die ganze Erzählung von dem Kriege zwischen Leodogran und Rience, von Arthurs Zug nach Cameliard und der Art, wie er seine spätere Gemahlin Guinevere kennen lernt. Monmouth wie seine Bearbeiter, Wace, Layamon etc., kommen also hier nicht in Betracht. Nach Monm. S. 292 heiſst Arthurs Gemahlin Guanhumara und entstammt einer vornehmen römischen Familie. — Leodograns Gegner ist *Rience* (so lautet sein Name in der Tauchnitz edition, in Tenn. works V, 9 heiſst er Urien — wir behalten den ersteren Namen bei, als den der betreffenden Figur in den Quellen entsprechenden), Mal. 40 *Ryence,* Ellis 265 *Rion,* 281 *Ryance,* 1. Merl. 104[4] *Rian, Ryon,* Wheatley 114 etc. *Rion,* Schlegel 252 *Rion.*

Der Name eines der Könige, die sich gegen Arthur empören, ist *Cradlemont* of Wales; Mal. 29, 31 *Cradlemont* of Northwales, Ellis 270 dagegen *Cradelman* und 1. Merl. 79[2] *Tardelinaus* de Norgalles, Wh. 146 *Tramelmens* of Northwales. — Ein anderer heiſst *Clariance* of Northumberland; Mal. 26 *Clariance* of Northumberland, Ellis 266 *Clarion,* 1. Merl. 79[2] le roi *Clarion,* 84[4] dagegen *Therbert* de Northombelande, Wh. 146 Kynge *Clarion.* — Ein dritter heiſst Brandagoris of Latangor; Mal. 25 Brandegoris of

Digitized by Google

Latangor, Ellis 266 Brangores of Strangore; bei 1. Merl. 63², 79² kommt er unter Arthurs Feinden nicht vor, S. 84¹ wird ein König Brangorres genannt, Wheatley 185, 186 Brangore of South Walis, and he went to Strangore, his chief citee. — Ein vierter Empörer endlich heiſst bei Tennyson: Anguisant of *Erin;* nur bei Mal. 26 ist er ebenfalls King of *Ireland;* nach Ellis 259 dagegen of *Scotland,* 1. Merl. 63² *descosse,* Wheatley 108 Kynge of *Scotlonde,* Schlegel 243 *Schottland.* (Auch Monmouth nennt auf S. 292 einen Augusel of the *Scots,* Wace v. 9870 *Escoce* a à Guisel [9856 Aguisel] donée, Layamon 22183

And Angele I sethe an hond
al to-gædere *Scotlond.*

R. of Gl. S. 179 Auncel, Kyng of pur *Scotland;* Langtoft 158 Augusel de *Escoce* est jà feffez; Bouchard XLV¹ oben a Augusellus il donna le royaulme de *Escosse* etc.)

Zwei Freunde und Vertraute Uthers heiſsen bei Tenn. *Ulfius* and *Brastias;* bei Mal. 3, 4, 8 ebenso: *Ulfius* and *Brastias;* bei Ellis 258, 262 *Ulfin* and *Bretel;* 1. Merl. 46², 70¹ *Ulfin* and *Bretiaulx;* bei Wheatley 109, 110 *Ulfin* and *Bretell;* Monm. 263 nennt sie *Ulfin* of Ricaradoch und *Bricel;* Wace 8894 *Ulfins,* 8942 La semblance *Bertel* prendrai, und Layamon 18706

þa wes mid þan kinge
an ald mon swude hende ...
he wes ihaten *Ulfin;*

und 18995 *Britael;* R. of Gl. 158 *Ulfyn,* 159 *Brithoel;* Langt. 136 *Ulfin,* fiz Cradoc, und 138 E joe serrai *Britel;* Bouchard, Fabyan fehlt; Heywood 62 *Ulphin* of Caer-Caradoc, 63 *Bricel.*

Als dritter Vertrauter wird von Tenn. genannt: *Bedivere;* Mal. 176 *Bedivere;* Ellis 398 *Bedwer;* 2. Merl. 116² *Bedoyer;* Monm. 298, 350 *Bedver;* Wace *Beduer;* Layamon 24163 *Beduer;* R. of Gl. 187 *Bedwer;* Langtoft 168 u. 186 *Roduer (Beduer),* 206 *Bedewers.*

Tenn. nennt das Schloſs, in dem Ygerne belagert wird, *Tintagil,* castle by the Cornish sea, und Mal. sagt: The duke of Cornewayle was named duke of *Tintagil,* während Ellis den Namen gar nicht nennt; 1. Merl. 42¹ *Tintayel;* Wheatley 72 *Tintagel;* Monm. 262 spricht von der town of *Tintagol;* Wace 8847 *Tintaiol;* Layamon 18592 *Tintaieol* neben *Tyntagel;* R. of Gl. 157 hat nur: in a strong castel he (duke of Cornewail) dude ys wyf;

Digitized by Google

Langt. 136 *Tintresel;* Bouchard XLII² apres son (Gorlois) trespas le roy fist amener la belle Igerna; Fabyan 75 *Tyntagell;* Heywood 65 *Tindagol.*

Endlich heiſst Arthurs berühmtes Schwert bei Tenn. und Mal. 63 *Excalibur;* bei Ellis 261 *Escalibore;* 1. Merl. 68² *Escallibort;* Wheatley 118 *Escalibourc;* Monm. 283 *Caliburn,* an excellent sword made in the Isle Avallon; Wace 9514

Calabrum ot cainte s'espée; ...
En l'ile d'Avalon fu faite;

Layamon 21138 *Calibeorne* his swoerd ...
wes iworht in Aualun ...

R. of Gl. 174 *Calybourne;* Langtoft 152 *Caleburne,* la meyllur espeye, Ke unkes en Brettayne fu forgé ou furbye; Bouch. XLIV¹ *Caliburne,* qui avoit este forgie ...; Fab. 79 *Caliboure.*

In allen diesen Fällen kann Tennyson nur Malory gefolgt sein. Allerdings scheinen zwei weitere Eigennamen auf Merlin hinzuweisen; doch stimmen in diesen beiden Fällen Merlin und Malory genau überein, so daſs auch hier Malory als Quelle angesehen werden muſs, weil sich auch nur ein *einziger* Fall, wo Tennyson mit Merlin und *nicht auch gleichzeitig* mit einer *anderen* Quelle übereinstimmte, nicht hat finden lassen. Die beiden Eigennamen sind:

1) *Lot of Orkney.* Mal. 15 *Lot* of Lowthean and *of Orkeney;* 1. Merl. 63² *Loth d'Orcanie;* während Ellis 258 hat: *Lot of Lothian,* und Monm. 292 the established *Lot* in the consulship *of Londonesia,* und 295 After the establishment of *Lot* upon the throne *of Norway* (Monm. 293 wird Gunfasius als King of the Orkneys genannt), dasselbe haben Monmouths Bearbeiter; Wace 9872

A *Lot* randi li rois tot *Loëneis,*

und 10096 Quant *Norgège* fut délivrée
A Lot l'a tote Artus donée;

Layamon 22194 Ich (Arth.) þe (Lot) yifue *Loenæis,*

23243 Her ich þe biteche
al þas kineriche *(Norene);*

R. of Gl. 179 Of *Ledeneseye Lot* he made kyng, 182 of *Norþweye* etc.

2) *Morganore.* Bei Malory ist dieser Name auf S. 15 u. 26 unter den Aufrührern zwar nicht aufgeführt, dagegen später häufig unter den Kämpfern erwähnt: S. 30 *Morganore,* seneyall with the king of the 100 knights; S. 34 King *Morganore;*

Digitized by Google

1. Merl. 84² *Marganur,* le seneschal des 100 cheualiers. Bei Ellis 258 fehlt Morganore unter den Rebellen; allerdings kommt dann später ein Mann gleichen Namens vor, ein unehelicher Sohn Uriens, aber unter ganz anderen Verhältnissen als in Tenn., Mal. und Merl. — S. 301: a gentil stren that was hoten Morganor. Bei Monmouth und seinen Bearbeitern fehlt der Name. —

Was die *wörtliche* oder wenigstens *annähernd wörtliche Übereinstimmung* gewisser Stellen in Tennyson und Malory angeht, so heben wir folgende hervor:

Während Tennyson von Guinevere sagt: She was *fairest of all flesh on earth,* heiſst es bei Mal. 92: She is the *fairest* lady *that I know living,* und gleich nachher: she is one of the *fairest that live.* Ellis, Merl. und Monm. sind bescheidener und nennen sie einfach: die Schöne, wie Ellis 287 The fair, 311 the beauteous Guenever, oder aber, wie Merl. und Monm.: die Schönste in *Britannien:* 1. Merl. 112¹ ny oncques en Bretaigne non nasquit point de plus belle, und Monm. 292 And in Beauty surpassed all the women of the Island. Ähnlich Wace, Layamon etc.

Als in dem Kampfe zwischen Arthur und den Rebellen die letzteren sich zur Flucht wenden, heiſst es von Arthur: Arthur call'd to stay the brands that hock'd among the flyers: Ho! — they yield; und bei Mal. 38 sagt Merlin in demselben Augenblicke zu Arthur: It is time for to say: „ho!" (Hierzu die Anmerkung bei Malory: This was the formal exclamation used by the king or empire of a tournament to command the combatants to cease.) — Ellis, Merl. und Monm. haben davon nichts.

Vor der Einnahme von Tintagil sagt Tennyson: Then Uther in his *wrath* and heat, und Malory an der entsprechenden Stelle S. 2: And then was Uther wonderous *wroth;* und weiter Tennyson: She loathed the bright *dishonour* of his love, und Mal. 2 We are sent for that I should be *dishonoured,* und wieder nach der Einnahme von Tintagil: Enforced she (Igerne) was to wed him in her tears, And *with a shameful swiftness;* Mal. 5 And *in all haste* they were married in a morning with great mirth and joy (auf S. 16 wird die Zeit näher bestimmt: thirteene dayes after the death of the duke King Utherpendragon wedded faire Igrayne). — In Ellis fehlt dieser ganze Passus von Uther-Gorlois-Igerna etc. aus dem auf Seite 9 angeführten Grunde.

Digitized by Google

Die anderen begnügen sich damit, einfach festzustellen, daſs die Verheiratung erfolgt, oder geben auch, wie Malory an der zweiten Stelle, den Zeitpunkt der Hochzeit an; so 1. Merl. 52[3] Ainsi fut la paix accordee et conclurent que Utherpandragon espouseroit Yguerne. ... Or furent espousees au second jour apres, et ne auoit que 20 jours depuis que le roy Uther auoit couché auec la duchesse Yguerne; Wh. 86 And thus was the pees graunted ... The weddynge was the XXth day after that he hadde by hir leyn ...; Monm. 267 sagt nur: After this (der Einnahme von Tintagil) they continued to live together in a passionate affection for each other; ähnlich Wace 9047

Li rois qui ot Igerne amée
Sans essone l'a esposée,

und Lay. 19246 þer Uder þe king — nom Ygærne to quene;
R. of Gl. 161 Wat halt it to telle longe? ... etc., ganz ähnlich wie Monmouth; Langt. 140 Uther: „Esposer me covent — Tai pur ta bealté"; et dame Ingerne se assent; Bouch. XLII[2] Apres son trespas le roy fist amener la belle Igerna par deuers luy, laquelle il espousa; Fab. 74 and after maried his (Gorleis') wyfe; Heywood 66 Nach der Bestattung Gorlois': Uther, the second time, courted her (Igerne), and in a few days made her his queen. —

Als nun Arthur geboren ist, *as soon as born,* heiſst es bei Tennyson weiter, *he was deliber'd at a secret postern-gate to Merlin;* und bei Mal. 7 When the child *is borne,* let it bee *delivered unto mee* (Merlin) at yonder *privie posterne,* und S. 8 At the *posterngate* of the castle *the child was delivered unto Merlin;* Ellis 252 sagt nur: Merlin received the child at the palace-gate; 1. Merl. 54[3] ist ausführlicher: Prenez cest enfant et le portez a lhuys de la sale et se vous trouuez ung homme qui le vous demande ...; Monmouth und seine Bearbeiter wissen von dieser Geschichte nichts; Monm. hat weiter nichts als: They got a son and a daughter, whose names were Arthur and Anne; wie Monmouth die anderen: Wace 9049

La nuit a un fil concéu
Et al terme a un fil éu.
Artus ot non .....
Après Artus fu Anna née;

so Lay. 19253
... þa wes Ardur iboren.
Aefter Ardur wes iboren
þeo ædie burde.
heo wes ihaten Aene;

Digitized by Google

R. of Gl. 161 And hadde to gedere þis noble sone, þat in þo world ys þere nas — þe King Arture, and a dogter, Anne hire name was; Langt. 140 Après Arthur fu nez, la dame grosse se sent; — Quant venuz fu le tens ... Enfauntait une fillye, ke Anne par noun aprent; ebenso Fabyan 75 und Heywood 66, nur Bouchard weicht insofern von Monm. ab, als er noch von einem dritten Kinde Uthers und Igernes spricht: XLII[2] et delle eut trois enfans. Le 1. fut une fille qui eut nom Anne ou emine, le 2. fut Artur et le 3. fut une fille qui fut mariee a Loth — und Anne für die erstgeborene ausgiebt. —

Merlin trägt das Kind zu Ectors Weib, welche „nursed the young prince, and rear'd him *with her own*" (Tenn.). Mal. 8 she nourished him *with her owne* brests; Ellis 252 who undertook to suckle him; 1. Merl. 55[2] la feme lui bailla sa mamelle pour le allecter; Monm. etc. fehlt. — So wird Arthur in ländlicher Stille erzogen. Als aber seine Stunde gekommen ist, tritt er hervor, um sich zum Könige krönen zu lassen. Tennyson sagt hierüber: „Arthur sat Crowned on the daïs and *his warriers cried: Be thou the thing* and we will work thy will, *Who love thee"*; und Mal. 14 All *the comous cryed: We will have Arthur unto our king* ... und S. 19 Will *yee, that love me,* speake with Merlin (so sagt Arthur), während es in Ellis 257 heiſst: Arthur was unanimously proclaimed, und 1. Merl. 62[1] Sire, nous voyons bien que nostre seigneur veult que vous soyez sire de nous et nous le voulons bien; und an einer anderen Stelle: 60[4] Et Anthor et ses amys tiennent Artus et le commun peuple et les barons furent contre eulx et contre Artus; Wh. 112 Whan the barouns saugh that the mene peple and the clergie hilde with A., they seide the wolde neuer ...

Weiter heiſst es bei Tennyson, daſs bei der Krönung zugegen war: the lady of the lake, *clothed in white samite,* she gave the king his huge cross-hilted sword. In Mal. 54 Arthur was ware of an arme *clothed in white samite.* Freilich ist es bei Tennyson die Lady of the Lake *selbst,* von der er sagt, daſs sie ist „clothed in white samite", während bei Malory von dem *Arm* einer *anderen* Dame die Rede ist. Bei letzterem steht Arthur neben der Lady of the Lake und fragt diese: What sword is that which the arme (clothed in wh...) holdeth above

Digitized by Google

the water? Tennyson hat dieses Epitheton einfach der Lady beigelegt. —

Nach Arthurs Verheiratung kommen Boten aus Rom, die den Tribut für Lucius fordern, aber abschlägig beschieden werden. So those great lords *drew back in wroth;* Mal. 50 Therwith the messengers *departed* passingly *wroth;* Ellis fehlt; 2. Merl. 115[1] Quant les messagiers ourent la responce, si se partirent, et le roy leur donna de riches presens, und Wh. 643 And with this ansuere they departed, and the kynge hem yaf riche yeftes and presentes at theire departinge; Monm. 316 With this answer the Ambassadors depart; Wace 11336 Li messagier de lui tornèrent | A rome vinrent, si contèrent; Lay. 25275 þas twælfe heore wai ferder | svivard heore londen; R. of Gl. 201 þus departede þo þe court; Langt. 182 Ataunt al senatour s'en vount li messager; Bouch. XLVII[2] et s'en retournerent les gens de Lucius sans autre responce (die Antwort lautete: quils sen retournassent ainsi quils estoient venus). —

Einen *zweiten* Beweis dafür, daſs Tennyson *Malory* benutzt hat, liefert eine Reihe von Stellen, in denen Tennyson mit *Malory übereinstimmt,* gegenüber *abweichenden* Lesarten in Ellis, Merlin und Monmouth.

Nachdem Tennyson im Anfang seines Gedichtes von dem trostlosen Zustande gesprochen, in dem sich Leodograns Land befindet und der durch die ewigen Kriege mit den Nachbarländern und den Einfall der Sachsen hervorgerufen worden ist, fährt er fort: Then his *brother King,* Rience, assailed him (Leod.); Malory ist der einzige, zu dem dieser brother king paſst. Nach ihm allein ist nämlich Ryence Kyng of *North-Wales* (an einer Stelle S. 50 ist er auſserdem noch king of all Ireland and of many iles), während Cameliard in *South-Wales* zu suchen ist. Sie sind nach beiden *christliche Nachbarkönige,* im Gegensatz zu den „heathen hordes", von denen gleich darauf die Rede ist. Anders bei Ellis und Merlin. Nach Ellis 281 ist Rion heidnischer King of Ireland (seine Leute, z. B. S. 284, nur Saracens, miscreants etc. genannt); nach 1. Merl. 91[1] heiſst er Ryon de la terre aux geans et de la terre aux pastures (Paris, table ronde II, 131 L'île aux géants, c'est le Danemark et la Terre aux pastures est l'Islande et la Norvège); an einer anderen Stelle 110[3] Rion en sa terre

Digitized by Google

de Dannemarche. Seine Truppen werden nur geans, Saisnes oder sarrazins genannt. Wie Merlin, so auch Wheatley und Schlegel: Wh. 175 Rion of Irelonde, 327 king of Denmarke and of Islonde; Schl. 252 Rion, König des Riesenlandes und des Hirtenlandes.

In dieser Not fordert Leodogran nach Tennyson und Malory den jungen Arthur auf, ihm zu Hilfe zu kommen. Tenn.: *Arise and help us,* thou! — And Arthur heard the call and *came;* Mal. 40 there *came word* that Kinge Ryence made strong warre upon Leodograunce of Camelyarde. For the which thinge Arthur was wrothe ... Then he departed and *came* within 6 days inso the countrie of Cam. — Ganz anders Ellis und Merlin: Ellis 265 Merlin explained to Ban and Bors the great purposes for which he requested their presence: that they should assist Arthur in obtaining the hand of Guenever, and that with this view they should discomfit king Rion ... In Cameliard angekommen, tritt Ban vor und erklärt Leod. 282: that they were strangers, who came to offer him their services in his wars; ähnlich 1. Merl. 91[1] vont secourre Leod. et vont comme soudoyers, als sie angekommen, erklären sie 102[3]: Nous sommes cy venuz pour vous seruir, worauf Leod. antwortet: Je vous retiens a seigneurs et compaignons; und Wh. 203 We be come to serue yow, with this condicion, that ye desire not to knowe oure names; und 204 And I yow with-holde as my lordes and felowes in soche forme that ye schull me ensure to helpe me etc.

In Cameliard angekommen, sieht Arthur die Guinevere und verliebt sich sofort in sie. Tennyson: Guinevere Stood by the castle wall to watch him pass; aber: *She saw him not* or mark'd not, if she saw. But *Arthur,* looking downward as he past, *Felt* the *light of her eyes into his life Smite on the sudden ...;* Mal. 41 And there had Arthur the *first sight of Guenever and ever after he loved hir.* In Ellis und Merlin ist es dagegen Guinevere, die sich zuerst in Arthur verliebt; Arthur erwidert erst später ihre Liebe. Ellis 287, während des Kampfes mit Rion: Guenever, who already began to feel a strong attachment to the handsome stranger, trembled for the issue of the contest; und gleich darauf: Guenever could not refrain from expressing aloud the wish, that the gentle bachelor were destined

Digitized by Google

to become her husband. Erst nach Beendigung des langen Kampfes ist von einer growing passion Arthurs zu Guinevere die Rede (S. 292). 1. Merl. 111³ Le roy Artus fut de grant beaute plain et la fille le regardoit voulentiers; — puis a dit Genieure entre ses dentz: moult seroit la dame eureuse qui pourroit auoir lamour d'ung si beau jeune cheualier comme cestuy ..., und erst später 112² le roy Artus la regarde voulentiers dru et souuent ... si fut Artus feru du dart damours. Ganz so Wh. 225 And the kynge Arthur was right feire; and the maiden hym be-heilde moche, and he her; and she seide softely to herself that well were that maiden that so feire a knyght wolde requere hir of love, und 227 he coveyted her gretly in his herte.

Der Kampf zwischen Leodogran und Rience wird von Tennyson und Malory nur in wenigen Worten behandelt. Tennyson sagt nur *He drave the heathen and he slew* the beast and fell'd the forest ... *and so returned,* und Mal. 41 He resceued King Leod. and *slewe there much people of King Ryance* and put them to flight . . . and King Arthur *rode unto Carlyon.* Ellis dagegen wie Merlin schildern den Kampf in allen seinen Einzelheiten, Unterbrechungen etc. ganze Kapitel hindurch, Ellis von S. 282—292 und 312—322, 1. Merl. von 103²—105¹ und 2. Merl. 152¹—163³, Wheatley von S. 205—222 und 615—631.

Als Arthur Cameliard verlassen hat, schickt er drei seiner Getreuesten zu Leodogran und läſst ihm sagen: If I in aught have served thee well — give me thy daughter Guinevere to wife, worauf, nach langem Schwanken, Leodogran antwortet: yea. Bei Malory (92) sind es zwar nicht drei, sondern nur einer, Merlin, der des Königs Werbung um Guinevere ausrichtet: Merlin told him (Leod.) of the desire of the King, that he would have to his wife Guenever, his daughter. Bei Ellis dagegen und Merlin bedarf es gar keiner Werbung. Ellis berichtet, daſs, nachdem Arthur sich eine Weile in Cameliard aufgehalten hat, Leodogran den geheimen Wunsch hat, „that the chief of his guests might be captivated by the charms of his daughter". Als darauf Merlin dem Könige mitteilt, daſs sie ihre Reise unternommen, „to procure a suitable wife for their gallant leader", da braucht Arthur nicht erst um Guineveres Hand anzuhalten, sondern Leodogran bietet ihm (311) gleich seine Tochter an: upon which

Digitized by Google

Leod., going in search of Guenever, presented her to Arthur, telling him, that, whatever was his rank, his merit was sufficient to entitle him to the possession of the heiress of Carmelide. Merlin ganz wie Ellis: 112[1] Leodograns geheimer Wunsch: Pleust ores a dieu quil en feust a mon courage, elle seroit mariee, auant quil fust 8 jours passez a ung jeune cheualier preux et hardy; 150[2] teilt Merlin den Zweck seiner Reise mit: Nous lui (A.) serchons femme telle que a luy appartient; und darauf Leodogran: Que allez vous querant, je ay une si belle jeune fille ... se vostre plaisir estoit que je luy donnasse ma fille a femme, jen seroye bien daccord, — holt dann seine Tochter und sagt: Venez auant, gentil damoyseau; je vous supplye, recepuez ma fille Genieure a femme. Dasselbe Wheatly.

Noch weitere zwei Stellen mögen hier ihren Platz finden:

Nach Utherpendragons Tode und der in derselben Nacht erfolgten Geburt Arthurs *(Ever since)* the lords have foughten like wild beasts among themselves, so that *the realm has gone to wrack* ... for *each sought to rule for his own self* and hand (Tenn.). Ganz ähnlich Mal. 9 *Then* (d. h. nach Uthers Tode bis zu Arthurs 15. Lebensjahre) *stood the realme in great jeopardie a long while;* for *every lord* that was mighty of men, made him strong and many *wende to have beene king.* Ganz abweichend berichten Ellis, Merlin und Monmouth über die Uthers Tode zunächst folgende Zeit: Ellis 253 As soon as the obsequies of the late king were finished, a parliament was convened for the purpose of electing a successor. 1. Merl. 57[2] Et ainsi demoura la terre sans hoir et lendemain que le roy fut enterre sassemblerent les barons et prindrent conseil entreulx qui gouuerneroyt le royaulme. Wh. 95 Thus lefte the londe with-outen heyre. The morowe after the kynge was biried assembled the barons ... and toke counseile how the reame etc. Monm. 275—76 They were now under great straits, because upon hearing of Uther's death, the *Saxons* were attempting to rout out the whole British race. Dubricius therefore grieving for the calamities of his country set the crown upon Arthur's head. Wace 9241 Uter fu enterés ...

Li evesque s'entremandèrent
Et li baron s'entrasamblèrent
Artus le fil Uter mandèrent
A Circestre le coronèrent.

Digitized by Google

Lay. 19831 Nach Uthers Beerdigung: Nomen heom to rade — þeines riche …„ und beschlossen, Boten nach „Bruttainne“ zu schicken, þat he (Arthur) cumen sone — to his kinedome — for yæt weoren in þissen londe — Saxes at-stonden; ebenso R. of Gl. 166 fast wörtlich wie Monmouth: the Saxons … þogte þys Brutons al clene of londe dryue etc. Bouch. XLIII² Dubricius fist assembler les princes et nobles du pays etc. Heywood (67) nur: Arthur succeeded his father in the principality. Fabyan 75 Uther dyed by force of venym … leuynge after hym the fore named sone, the puyssaunt Arthur.

Nach Monmouth und Bearbeitern erfolgt danach die Thronbesteigung und Krönung Arthurs ohne jede Störung und ohne irgend jemandes Widerspruch. Ebenso bei Ellis, wo es S. 257 heiſst: Arthur was unanimously proclaimed. Nicht aber sind alle mit Arthurs Wahl einverstanden in Tennyson, Malory und Merlin. Nach Tennyson: The *people clamoured* for a king, nach Mal. 14 The *comous cryed* at once: We will have Arthur for our King, während die Barone sich widerspenstig zeigen, und bei 1. Merl. 60⁴ heiſst es: Et Anthor et ses amys tiennent Artus, et le *commun peuple* et les barons furent *contre* eulx et contre Artus, und 61² Quant larceuesque et le clergie veirent ce miracle: (Herausziehen des Schwertes zum viertenmal) ils pleurerent de joye et de pytie. Wheatly weicht hier von Merlin ab (infolge abweichender Interpunktion): 103 And Antor and his frendes abode by Arthur, and alle the comen peple; and alle the barons were a-geyn them and a-geyn Arthur, und 104 Whan the prelates and the comen peple saugh this, thei ganne to wepe for joye and pite. Schlegel 233 u. 235 stimmt genau mit Merlin überein. —

Auch hier ist, wie oben S. 12, eine Stelle zu erwähnen, die bei Tennyson und Merlin übereinstimmt. Doch ist auch hier, wie oben, Merlin gleich Malory, so daſs auch aus dieser Stelle der Schluſs, Tennyson habe Merlin benutzt, nicht gezogen werden kann; es ist die Stelle: Igerne so loathed the bright dishonour of his (Uther's) love … That Gorloïs and Uther went to war. Wie hier, so *weist* auch bei 1. Merl. 44³ *Igerne Uthers Anträge zurück.* Als aber Uther dieselben immer wieder erneuert, und Gorlois eines Tages seine Frau, die darüber auſser sich ist, in

Thränen findet, da erzählt Igerne Gorlois alles und sagt: tous ce faict il quil face sa voullente de moy ... Et *vous prie que vous me enuoyez a Tintagel;* car icy je ne puis plus estre. Dieselben drei Punkte, die hier hervortreten: Igerne weist Uthers Anträge zurück — macht ihrem Gatten davon Mitteilung — bittet ihn, sofort mit ihr abzureisen, — finden sich auch bei Malory und sind bei Tennyson leicht zwischen den Zeilen zu lesen, während Ellis (der auf Monmouth verweist) und Monmouth eine ganz andere Darstellung des Vorfalls geben. Mal. 2 She *would not assent to* the King and then she *told the duke,* and said: I suppose that we were sent for that I should be dishonoured; therefore *I counsell you, that we depart hence sodainely.* Dagegen Monm. 262 On her he bestowed all his smiles and to her addressed all his merry discourse (von einer *Zurückweisung* von seiten Igernes *keine Rede).* The husband *discovering* this (sie erzählt es nicht) fell into a rage and retired from the court without taking leave (die Abreise erfolgt nicht auf ihr Verlangen). Ähnlich Wace 8809

Mult l'a al mangier agardée, ...
Ygerne ainsi se contenoit,
N'otrioit ne n' scondisoit, ...
Le santi bien le quens et sot
Que li rois sa moillier amot.
De la table, ù il sist, sailli,
Sa feme prist, si s'anfui.

Lay. 18538

Ofte he hire lokede on ...
and to hine leofliche biheold,
ah inæt whær heo hine luuede.
swa long þe King þis him droh,
þat Gorlois iwærd him wrad; — reist ab.

R. of Gl. 157 þe kyng by huld hire faste y now, and ys herte on hire easte ... þe erl nas not þerwith y payed, þo he yt under yet — Aftur mete he nom ys wyf myd storde med y now — And, with oute leue of þe Kyng, to ys contrei drow. Langt. 134

Ly rays de la dame est tut enamouré.
Le duk l'aparçait, e devent iré,
Al matyn s'en alt, e ne prist congé.

Fabyan 75 noch kürzer: Uter was enamowryd vpon Igwarne or Igorne and for to obtayne his vnefull luste, sought many and dyuers meanes, so that lastly he made warre vpon her husbande.

Digitized by Google

Bouch. XLII[2] Uther verliebt sich in Yojerne. Mais il ne sceut si secretement conduyre son entreprinse que le duc nen fust aduerty, lequel tellement sen courrouca etc. —

Daſs Tennyson Malory benutzt hat, zeigen schlieſslich drittens Stellen, die sich *auſser bei Tennyson nur bei Malory, nicht* bei Ellis, Merlin und Monmouth finden. Nur Malory kann Tennyson veranlaſst haben, Boten nach Leodogran zu schicken: Then quickly from the foughten field he sent — Ulfius, and Brastias, and Bedivere — his new-made knights, to King Leodogran. Denn nur Mal. 92 benutzt einen Boten, nämlich Merlin: And Merlin desired of the king to have men with him that should enquire of Guenever. And so the king graunted him and they went forth to King Leodegrance. Bei Ellis und Merlin ist davon keine Rede. Nach ihnen ist Arthur zugegen, als von der Vermählung Arthurs und Guineveres in Cameliard zuerst die Rede ist. Leodogran bietet, wie wir gesehen haben, Arthur seine Tochter an; Monmouth aber beschränkt sich auf die kurze Bemerkung 292: He took to wife Guanhumara. Wace 9882

Genièvre prist, s'in fist roïne,
Une jouène noble mescine.

Lay. 22242 Ardur heo (Wenhauer) nom to wife. R. of Gl. 179 He spousede a noble wyf, Guerwar her name was — Of þe heye kume of Rome, no vayror womman was. Langt. 158 Gainovere après sa femme … Bouch. XLV[1] Il print a feme Guennaran, une belle jeune dame rommaine.

Dasselbe gilt von den Ausdrücken: his *new-made knights;* und: Bedivere *the first of all his knights, knighted by Arthur at his crowning* (vgl. Morte d'Arthur S. 131 First made and latest left of all the knights). Auch diese Stellen sind durch Malory entstanden. Ulfius ist nach sämtlichen Bearbeitern ein Ritter von Uther, Arthurs Vater. Er wird von Malory, der mit seinem Werke einsetzt, als Uthers Regierung sich ihrem Ende nähert — im Gegensatz zu Ellis, Merlin und Monmouth, die viel weiter zurückgreifen — gleich zu Anfang S. 3 genannt, er befindet sich stets in Uthers nächster Umgebung. Brastias (zuerst Mal. 4 genannt) dagegen ist neben einem gewissen Jordanus einer der Vertrauten von Gorlois, dem Gemahl der Igerne, tritt aber nach Gorlois' Tode in Uthers Dienste und ist bald

Digitized by Google

auch deſſen intimer Berater. Von nun an werden Uther und Braſtias faſt *stets* zuſammen genannt, ſo Mal. 8, 13, 14, 20, 28, 31, 37, 40 etc. etc., und werden auch einmal zuſammen als Boten an Ban und Bors benutzt. Was Bedivere betrifft, ſo iſt auch er einer von Uthers treueſten Beratern (daſs Bawdewine [Mal.] und Bedivere [Tenn.] identiſch ſind, darüber s. ſpäter).

So kommen in *Malory* bis zu dem Augenblicke, wo Uther die Augen für immer ſchlieſst, auſser Merlin, Key und Ector, Arthurs Pflegevater, nur die Ritter Ulfius, Braſtias und Bawdewine (S. 13) vor. Als nun Arthur als König proklamiert worden iſt, läſst der Erzbiſchof (ſein Name wird von Malory *nie* genannt, Dubricius iſt gemeint) S. 13 „purvey of the best knights that might be gotten, and such knights as Uther loved best and most trusted in his dayes, and such knights were put about Arthur (zu deſſen Schutze gegen die Barone) as: Sir *Bawdewine* of Britaine, Sir *Ulfius* and Sir *Brastias,* and these with many other were alwayes about Arthur day and night". — Gleich nach ſeiner Krönung, noch an demſelben Tage, ſind ſie es wiederum (neben Arthurs Pflegebruder Key), von denen es S. 14 heiſst: Sir *Bawdewine* was made constable, Sir *Ulfius* was made chamberline, and Sir *Brastias* was made warden for to waite upon the north etc. Von alledem iſt bei Ellis, Merlin und Monmouth etc. keine Rede. Nur auf Malory weiſen alſo Tennyſons Worte: new-made knights und knighted at his crowning deutlich hin; ebenſo wie es durch ihn Tennyſon ſehr nahe gelegt wurde, gerade Ulfius, Braſtias und Bedivere, die drei treueſten Freunde von Arthurs Vater, denen auch Arthur ſelbſt nach Malorys Bericht vor der Krönung ſo viel zu danken hatte, mit dem ehrenvollen Auftrage zu betrauen, für den König bei Leodogran um Guineveres Hand anzuhalten. —

Daſs Arthur, als er die bejahende Antwort Leodograns erhält, nun Lancelot ſchickt, um Guinevere zu holen, und daſs, infolge davon, die Hochzeit an *Arthurs,* nicht, wie bei Ellis und Merlin, an *Leodograns* Hofe ſtattfindet, iſt ebenfalls durch Malory veranlaſst, wo es S. 93 heiſst: So King Leodegrance delivered his daughter unto *Merlin* ... and so they rode freshly with great royalty, what by water and what by land, till they came that night unto London; und Tennyſon: And *Lancelot* past

Digitized by Google

away among the flowers, in May, with Guinevere. Bei Ellis, Merlin und Monmouth ist davon keine Rede. —

Ebenso stimmen Tennyson und Malory überein in folgender Stelle:

Tennyson: And *through the puissance of his Table-Round* (später S. 36 *through that strength* i. e. of his knighthood) he *drew all their* petty princedoms *under him* and made a realm and reign'd. Mal. 14 Within few yeares Arthur wonne all the north, … *he overcame them all,* as hee did the remnant, and all *through the noble prowesse of himselfe and his knights of the Round Table.* Monmouth erzählt diese Kämpfe mit gröſster Ausführlichkeit S. 276—298, Wace 9266—10452, Lay. 19903 bis 24240, R. of Gl. 167—187, Langt. 146—168, Bouch. XLIII^2 bis XLVI^1, bei Fab. kurz erwähnt S. 80.

Weiter folgt Tennyson Malory in der Sage von Excalibur. In Tennyson heiſst es darüber: She (the lady of the Lake) gave the king his huge cross-hilted sword, *Excalibur,* the sword, *that rose from out the bosom of the lake, And Arthur rode across and took it* (vgl. Morte d'Arthur oder The passing of Arthur S. 141: Thou rememberest how, one summer noon, *an arm rose up from out the bosom of the lake, clothed in white samite, holding the sword,* And how *I rode across and took it).* Malory hat zwei Versionen über die Art und Weise, wie Arthur zu seinem Schwerte Excalibur kam. Auf S. 9 heiſst es, daſs der Erzbischof auf Merlins Rat alle lords and gentlemen of armes nach London befiehlt, zu Weihnachten: for this cause that Jesus would of His great mercy shew some miracle … who should be rightwise king of the realm. Alle erscheinen und gehen zur Messe. Als sie das Gotteshaus verlassen: there was seene in the churchyard, against the hie altar, a great stone … and in the midest thereof was an anvile of steele and therein stooke a faire sword. Wer das herauszieht, der soll König sein. Arthur aber zieht es aus dem Steine zu Weihnachten, Lichtmeſs, Ostern und Pfingsten. — Auf S. 18 ist noch einmal von diesem Schwerte die Rede. Merlin sagt da zu Arthur: Fight not with the sword, that you had by miracle till you see that you goe to the worst, und weiter unten: Then hee drew his sword Excalibar. Dies die eine Version, die sich auch bei Ellis und Merlin findet, und zwar

Digitized by Google

ziemlich übereinstimmend mit Malory. — Die zweite Version wird von Malory weit später, S. 54, erzählt. Auf S. 52 erfahren wir, daſs Arthurs Schwert im Kampfe mit dem tapferen Ritter Pellinore zerschlagen, und Arthur selbst schwer verwundet wird. Als aber seine Wunden geheilt sind, so heiſst es dann auf S. 54 weiter, Merlin and he departed, and as they rode Arthur said: „I have no sword.“ „No force“ said Merlin, „here by is a sword that shall be yours and I may.“ Unterdessen kommen sie an einen See, and in *the middes of the lake King Arthur was ware of an arme clothed in white samite, that held a faire sword in the hand,* und gleichzeitig sehen sie a damosell going upon the lake, the Lady of the Lake. Als Arthur dieser aber den Wunsch ausspricht, jenes Schwert zu besitzen, antwortet sie: „das Schwert gehört mir, aber du sollst es haben, wenn du mir einen Wunsch erfüllen willst, sobald ich dich darum bitte.“ Als Arthur das versprochen, fordert sie ihn auf: „goe into yonder barge, *rowe yourselfe unto the sword and take it.“* — Den Namen dieses Schwertes aber erfahren wir erst später, S. 63. Als nämlich Arthur die Lady das nächste Mal wiedersieht, sagt er zu ihr: „I have forgotten the name of the sword, which ye gave me.“ „The name of it,“ said the lady, „is Excalibur, that is as much to say as cutte-steele.“

Dieser zweiten Version von *Malory* muſs Tennyson gefolgt sein, da sie Ellis und Merlin nicht kennen, Monmouth aber weder diese noch auch die erstere; Monmouth S. 283 sagt nur: Then girding on his Caliburn, which was an excellent sword made in the Isle of Avallon, he graced his right hand etc.; Wace etc. s. S. 12. —

Zum Schluſs noch drei kurze Beispiele: Von der Lady of the Lake sagt Tennyson: She has power *to walk the waters* like our lord, und Mal. 54 With that they saw a damosell *going upon the lake.* Merlin, Ellis und Monmouth nichts Derartiges. —

Von Excalibur aber heiſst es an derselben Stelle bei Tennyson: It was *rich with jewels, elfin, Urim* etc., und Mal. III, 335: The pummell and the haft *were all of precious stones*; — und schlieſslich: And *by this* (Exc.) he *will beat his foemen down;* Malory: and *therewith he put them back and* slew much people. Alle drei Stellen können nur durch Malory entstanden sein. —

Digitized by Google

Zwei Stellen könnten auch hier wieder den Gedanken aufkommen lassen, daſs Tennyson auch Merlin benutzt hat. Doch wird auch hier, wie oben S. 12 und 20, die Annahme dadurch hinfällig, daſs Merlin, wo er Tennysons Quelle sein könnte, genau mit Malory übereinstimmt. So sagt Tennyson von Excalibur: The *blade was so bright that* men are blinded by it; 1. Merl. 67[3] Si la (son épée) leua en hault et *gecta une lumiere moult luisant* par telle vertu que tous ceulx qui la veoyent cuidoient que ce fussent *cierges ardans* qui sortissent de son epee; Wheatley 118 it was cler and bright shynynge, it glistred as it hadde the brightnesse of *XX^{ti} tapres brennynge;* ebenso Schlegel; und Mal. 18 (1. Version) it was *so bright* in his enemies eyes that it *gave light like thirtie torches.* Ellis, Monmouth fehlt.

Die zweite Stelle betrifft die verschiedenen Gerüchte über Arthurs Abstammung. Tennyson: He is the *Son of Gorloïs* (auf den Gedanken, ihn für Gorlois' Sohn auszugeben, ist kein anderer gekommen) or *the son of Anton;* und später: there be those who hate him in their hearts and call him *baseborn* und *child of shamefulness.* — Entsprechend Tennysons *Son of Anton* und „he is *baseborn*" hat 1. Merl. 61[4] Nous sommes esmerueillez que ung si jeune homme et *de si bas lignaige* sera sire de nous, und 63[3] Ung tel garcon quon ne scauoit quil estoit et estoit de si *bas lieu venu.* Wheatley 103 The barouns were angry that soche a symple man of *so lowe degre* sholde be etc., und Mal. 13 It was great shame unto them all to bee governed with a boy of *no high blood born,* und S. 16 He is a berdles boy that was come of *low blood.* — Wenn aber Tennyson sagt: he is a *child of shamefulness,* so entspricht dem bei Merl. I, 65[2] Ils disoient entreulx quil estoit *bastard;* und Mal. 13 Then he is a *bastard.* Monmouth, Wace etc. haben davon nichts und Ellis sagt 259 he is a misbegotten adventurer. —

Diese Beispiele scheinen hinreichend zu sein, um *Malory als Quelle für Tennyson zweifellos* nachzuweisen, und zwar sind es, wie sich aus Obigem ergiebt, die folgenden Teile des Tennysonschen Gedichtes, die, der Hauptsache nach, auf Malory zurückgehen: Tenn. works, vol. V, S. 9 u. 10 Zug nach Cameliard, S. 11—14 Kampf mit den Rebellen (neben Ellis, siehe später), S. 17, 20 Arthurs Geburt (Uther, Igerne etc.), S. 24 Excalibur

Digitized by Google

und S. 32 Guineveres Abholung durch Lancelot. In betreff *eines* Abschnittes aber, in dem Tennyson grofse Ähnlichkeit hat mit Malory: der Ankunft und Abfertigung der römischen Gesandten S. 33 u. 36, ist nicht sicher zu sagen, wem Tennyson gefolgt ist. In dem Passus nämlich stimmt Malory fast wörtlich mit Monmouth überein, dem er hier, wie an manchen anderen Stellen, offenbar genau gefolgt ist, und so kann *Tennyson hier ebensowohl Monmouth wie Malory benutzt haben:*

Nachdem nämlich Arthur und Guinevere von Dubricius in der Kirche getraut worden sind, heifst es bei Tennyson: So sang the knighthood, moving to the hall; There at the *banquet* (Tauchnitz ed. S. 28 Marriage-feast) *those great lords from Rome ... Strode in, and claim'd their tribute as of yore.* Von Monmouth, Malory und Merlin (Ellis fehlt) werden diese Thatsachen in weit gröfserer Ausführlichkeit mitgeteilt. *Monmouth:* Nach Unterwerfung der S. 276—298 erwähnten Fürsten und Länder beschlofs Arthur, upon the approach of the Feast of Pentecost to hold *a magnificent Court* to place the crown upon his head. Am vierten Tage dieses Festes aber ereignete es sich (S. 306), that 12 *men of an advanced* age ... *made their entry to the king,* presented him with a letter from Lucius Tiberius, *Procurator* of the Commonwealth, in these words: ... The *tribute which used to be paid to the Roman emperors* you have had the presumption to *detain* ... I command you to appear at Rome before the middle of August ..., which if you refuse to do ... etc. *Malory* erzählt zweimal die Ankunft der Gesandten von Rom; einmal S. 50: Einige Zeit nach Arthurs Rückkehr von Cameliard (nicht wie bei Tennyson und Monmouth zu einer besonderen Gelegenheit, sondern an einem beliebigen Tage), right so came in the court 20 knights from the *emperour* of Rome, and asked from *King Arthur truage* for this realme, or els ... (Drohung). Zweitens S. 168 ähnlich wie Monmouth: When the king had rested a while after long war, and held a *royall feast* and table-round ... *there came into his hall 12 ancient men, messengers from the emperour* Lucius, which was called at that time *dictatour* or *procuror,* and said to him in this wise: „Lucius commands thee to send him the *truage due of this realme unto* the empire, *which thy father ... payed* etc. Wace, Layamon etc. = Monmouth: Wace 10457

Digitized by Google

(Artus) Prist consel, si li fu loë,
Qu'a la Pentecoste, en esté,
Féist son barnage assambler
Et dont se féist coroner . . .

(fehlt R. of Gl.). Folgt die Beschreibung der Festlichkeit bis v. 10900. Dann 10901

Artus fu assis à un dois,
Environ lui contes et rois
Es vous douse homes blans, quenus, . . .
et message de Rome estoient.
Une charte ont desvelopée, . . .
De par *l'empereur* de Rome . . :
Sés tu qui es et dont tu viens,
Qui nos tréus prens et retiens? . . .
Te somont li senés et mande,
Que tu soies à mi aost,
A Rome etc.

Lay. 24245: Arthur beschloſs:

þat he wolde inne Karliun
bere his crune him on (a White-sunedæi);

folgt, wie Wace, Beschreibung des Festes, am Schluſs 24741

þer comen in to halle
spelles seolcude,
þer comen twalf þeines ohte
mid palle be-þehte. etc.
we sunded of Rome.
Hider we sunden icumene
from ure *Kaisere;*
Luces is ihaten,

der läſst dir sagen = Wace; R. of Gl. 192, 193

þe verþe day . . .
þer come in tuelf olde men . . .
A letter he toc þe kyng, þat þo he yt let rede,
Fram þe *cenatour* of Rome hii come, and þys seyde:
Lucie, þe cenatour of Rome,
Muche me wondreþ etc. = Monmouth.

So auch Langt. 168: Tenir cele feste en Brettayne volait, . . . De or fu la corone ke porter beayt; 176: am vierten Tage des Festes: 12 gentils chuvalers venent de meure age, — Par Lucy de Rome, ke lors tynt le senage; Brief: Lucy, senatour de Rome, Maunde à sir Arthur, ke ly rende trewage Dont Brettons sont tenuz, par auncyen usage etc. Ebenso Bouch. XLVI² Nach Beendigung der Kriege court royalle au chasteau de Windesore pres de Londres. — XLVII¹ Le tiers jours de la feste de la tableronde furent a Artur presentees lettres de Lucius rommain lequel

Digitized by Google

auoit este enuoye par lempereur de Rome Leon premier de ce nom, par lesquelles lettres Lucius luy mandoit 3 choses (Auszug aus Monm.) l'une qu'il payast le tribut ...

Wir sehen, im groſsen und ganzen stimmen, von Einzelheiten abgesehen, Malory auf der einen, Monmouth und seine Bearbeiter auf der anderen Seite ziemlich genau überein. — Merlin weicht insofern ab, als nach seiner Darstellung Lucius keinen Tribut fordert, sondern Arthur nur nach Rom zu kommen befiehlt; als die Gesandten auch zu keiner festlichen Gelegenheit bei Arthur eintreffen, sondern an einem gewöhnlichen Tage. 2. Merl. 113[3] Während sich eines Tages aus irgend einem Anlaſs Merlin mit dem Könige in Gegenwart der baronie unterhält, kommen XII princes from Romme, richement aornez. Sie bringen die Nachricht: Romme te semond que tu lui viennes droit faire et que ta soyes par devant moy le jour de la nativite ... sonst wird Krieg angedroht. —

Arthurs *Antwort* auf die Forderungen der Gesandten lautet bei Tennyson, wo sie Arthur ohne langes Besinnen erteilt: Behold, for *these have sworn — to fight my wars and worship me their king.* — Seeing that ye have grown too weak and old ... To drive the heathen from your Roman wall, *No tribute will we pay.*

Monm. 309—316: In längerer Beratung mit seinen Anhängern (in der Cador, Arthur, Hoel und Augusel sprechen) hebt Arthur hervor: *My companions both in good and bad fortune,* whose abilities both in *counsel and war* I have hitherto experienced, ... we have certainly as good reason to demand of him (Lucius) the tribute of Rome ..., und 315 Arthur seeing all unanimously ready for his service, sent back word ... that *as to the paying them Tribute he would in no wise obey their command.*

Was die Erwiderung Arthurs bei Malory betrifft, so finden wir auch diese bei ihm zweimal, S. 50 und 168. S. 50 Ohne langes Überlegen und ohne vorherige Beratung mit den Rittern antwortet Arthur sofort: *I owe the emperour no truage, nor none will I send him.* S. 168 aber, wie bei Monmouth, erst längere Beratung, in der Arthur erklärt: „I will *never pay no truage* to Rome," und als dann jedermann zustimmt, antwortet

Digitized by Google

er den Gesandten 170: *I know of no truage ne tribute that I owe to him.*

Wace wie Monmouth, 10990 Erst groſse Entrüstung unter Arthurs Rittern; Beratung; Cador, Arthur, Hoel, Auguisel reden:

Arthur 11060: Compaignon de prosperité,
Et compaignon d'aversité ...
Tot par altre tel raison
Poons nous Rome calangier etc. etc.

Schlieſslich antwortet er den Gesandten 11327

As Romains, fait-il, poés dire ...
Qu'à Rome irai proçainement,
Ne mie por tréu porter,
Mais por tréu d'aus demander.

Ähnlich Layamon, nur daſs nach ihm der Ärger der Ritter über die Forderung der Gesandten eine solche Höhe erreicht, daſs die ersteren über die Abgesandten herfallen und sie ganz jämmerlich zurichten, bis Arthur Ruhe schafft. Er beginnt wie Monmouth, 24978

Mine eorles, mine beornes ...
To moni feohte ich habbe eou ilad
And æuere yet weoren wel irad ... etc.

Ebenso R. of Gl. 195 Ye louerdynges, þat ychabbe in conseyl and in bataylle, y fonded as vor agte men, þat me nolde neuere fayle ...

Langt. 178 kürzer: Fair friends, all of you, you have heard ...

Bei 2. Merl. 114^{2-4} ebenfalls lange Beratung: Ils chalengent Bretaigne, sagt Arthur, et je chalenge Romme; et si respondirent a une voix quil auoit bien dit. Dementsprechend wird den Gesandten geantwortet: quils sen allassent arriere a leur empereur et lui dissent que ... il (Artus) luy yroit tolir Romme et toute sa terre. Ebenso Wheatley 639 ff. —

Ist es zweifelhaft, wem Tennyson in dem angeführten Teile seines Gedichtes gefolgt ist, ob Malory oder Monmouth, so ist es andererseits *zweifellos,* daſs er sich in einem *anderen Passus* des Gedichtes auf *Monmouth stützt*, demjenigen nämlich, der sich an die Namen Gorloïs, Igerne etc. knüpft — allerdings auch hier nur neben Malory.

Der Name *Gorloïs* selbst findet sich nur bei Tennyson und Monm. 259, 262 etc. und Bearbeitern. Wace nennt ihn 8689 Gornois, un quens Cornvalois, sonst immer bloſs quens de Corn-

Digitized by Google

uaille; Lay. Gorlois, eorl of Cornewale; R. of Gl. 155 Gorloys, erl of Corneweyl; Langt. 138 Gorloys; Bouch. XLII[2] Grolois, duc de Cornoaille. Der Name fehlt bei Mal. 2 (nur: duke of T.) und 1. Merl. 42[1] (duc de T.), ebenso Wheatley und Ellis 250 duke of Cornwall.

Seine Gemahlin: Tenn. He was wedded with a winsome wife *Igerne;* Monm. 261 *Igerna;* Wace 8799 Igerne; Lay. 18535 Igærne etc.; Mal. 1 Igrayne; Ellis 250 beruft sich auf Monm.; 1. Merl. 52[1] Iguerne.

Uther verliebt sich in sie und belagert sie, nach Gorlois' Tode, in Tintagil. Die erstere Thatsache wird von Tennyson mitgeteilt in den Worten: And Uther *cast upon her eyes of love,* von Monm. 262 The King *cast his eyes upon her* and then he *fell passionately in love* with her. Wace 8806

Ains qu'il la véist,
L'ot il convoitie et amée.
Mult l'a al mangier agardée,
S'entente i a tote tornée.

Lay. 18538 Ofte he hire lokede on ...

R. of. Gl. 157 þe Kyng by huld hire faste y now and ys herte on hire caste.

Langt. 134 Li rays la regarde ...
... de la dame est tut enamouré.

Mal. 5 And the king liked and loved this lady well and desired to have lyen by her, und 1. Merl. 43[2] Si sen apperceut la dame laquelle nen fist nul semblant; mais tousiours la regardoit Uter; Wheatley 64 And hir the kynge loved gretly; but ther-of made no semblaunce, saf that often he be-heilde her more than a-nother. Ellis fehlt. —

Von einer Belagerung und Einnahme von Tintagil durch Uther ist nur bei Tennyson und Monmouth die Rede. In Malory und Merlin erfolgt auf Gorlois' Tod sofort eine Aussöhnung der feindlichen Parteien. Tenn.: Then (i. e. nach Gorloïs' Tode) Uther *besieged her within Tintagel,* where her men left her and fled and *Uther entered in;* Monm. 267 He *return'd to the* town of *Tintagel,* which he took and in it Igerne herself; Wace 9037

A Tintaiol est retornés,
Cels du castel a apelés,
Dist lor a porquoi se defendent ...
La forterece li randirent.

Digitized by Google

Nach Lay. 19217 ff. verblieb Uther, als er von Gorlois' Tode hörte, drei Tage bei seinem Heere

> and þan feorde dæie
> to Tintaieol he wende,

und fordert Igerne auf,

> þat heo ayeuen
> þene castel biliue ...
> Cnihtes eoden to ræde ...

und übergaben bald das Schloſs; R. of Gl. 161

> To þe contasse he wende agen, me let him in anon etc.

Langt. 140

> Le ray se retorne ...
> Et Trintesel le fort assalt vigorousement.
> Par la mort le duk, n'ad nul ke ad talent
> Le chastel defendre, le rays sanz torment
> Le chastel ad pris, dame Ingerne ensement.

Bouch. XLII[2] Apres son trespas le roy fist amener la belle Igerna par deuers luy, laquelle il espousa; Fabyan 75 and *after* maried his wyfe.

So die einen. Mal. 5 dagegen: Then (gleich nach Gorlois' Tode) all the barons by on assent prayed the king of accord betweene the lady Igrayne and him. The king gave them leave. Unterhandlungen. 1. Merl. 49[3] Le roy estoit marry de la mort du duc; puis manda son conseil et leur demanda comme il pourroit amender ceste chose. Wheatley 78 The kynge seide that sore hym for thought the myschaunce of the Duke. And the kynge toke a-visement ... how he myght this thinge a-mende.

Eine Tochter der Igerne und des Gorlois, die Gemahlin Lots, in Tenn. Bellicent mit Namen, hatte zwei Söhne: *Gawain* und *Modred,* so heiſst es bei Tenn. in demselben Passus in voller Übereinstimmung mit Monm. 292: Lot had married Arthur's sister, by whom he had two sons: *Walgan and Modred;* Wace nennt 9876 nur den ersteren: Gavains ses fils jovenes, damisiax et petis; Lay. 22203

> and heo is mi suster
> and haued sunen tweien ...
> Walwain and Modræd, his brodrer.

R. of Gl. 178 And adde (sc. Lot) by hyre (Anne) tueye sones, *Wawen* þe hende — þe oþer het *Modred,* þat þe kynge bytrayde atte nende. Langt. 158 fehlen die beiden Namen; 159 heiſst es: Lother avait un fiz de sa mulier, — Walwayn ont à nom le joven bacheler. Bouch. XLV[1 oben] Il (Lot) avoit deux enfans *Galgan* et *Modred.*

Digitized by Google

Dagegen heiſst es bei Ellis 271: Lot and Belisent had *four* sons: Wawain or Gawain, Gueheret, Gaheriet and Agravain. Erst S. 308 wird Modred, als *fünfter* Sohn, genannt: Lot resolved to deposit there (in the citadel of Glocedoine) his wife and infant son *Modred*. (Vgl. aber Ellis 388 [Morte Arthur] über Modred: the kinge's (i. e. Arthur's) foster-son he wes, and eke his own son, as I read.) Mal. 43 *Vier* Söhne, ohne Modred: Gawayne, Gaherys, Agravayne and Gareth (dieser letzte der Held der Idylle Gareth and Lynette). Modred ist nach Malory ein Sohn Arthurs und dessen Schwester: The king cast great love unto her and desired her to lye by her; ... and hee begate unto her *Mordred*. But Arthur knewe not that king Lot's wife was his sister. — Schlieſslich 1. Merl. 52^4 Lautre fille du duc qui fut mariee au roy Loth dorcanie, engendra 3 filz: Mordrec, Gaheriet et Gaheret (= Schlegel 204, während Wheatley 86 und 179 alle *fünf* Söhne nennt: Gawein, Agrauuain, Gaheret and Gaheries and Mordred) und 113^3 Les 4 filz de la femme au roy Loth: Gauuain, Agrauain, Gaheret et Gaheriet, wo Modred fehlt. Über Modreds Geburt berichtet 1. Merlin ausführlich, ähnlich wie Malory, auf S. 92^3 und Wheatley auf S. 180, 181.

Daſs Tennyson auch an dieser Stelle Monmouth gefolgt ist, erscheint somit zweifellos. —

Die *dritte Quelle,* die Tennyson in seinem „Coming of Arthur" benutzt hat, und zwar ausgiebiger als Monmouth, ist *Ellis*. Nur aus Ellis können die beiden Eigennamen *Bellicent* und *Anguisant* entlehnt sein. Bellicent ist nach Tennyson die Tochter von Gorloïs und Igerne: And daughters had she borne him, one whereof — Lot's wife, the Queen of Orkney, *Bellicent* ... Ellis 251 King Lot espoused the second (of the *three* daughters, whom she [Igerne] had borne to Hoel, her 1. husband), named: *Belicent* (301, 307 Belisent). Bei den anderen findet sich dieser Name nicht. Bei Monm. 268 heiſst die Schwester Arthurs, Lots Gemahlin, Anne: The King Uther had given him (Lot) his daughter Anne (Tochter von Uther und Igerne, also Arthurs rechte Schwester, nicht Stiefschwester). Ebenso sämtliche Bearbeiter von Monmouth: Wace 9053 Anna, Lay. 19273 Aene, R. of Gl. 162 Anne, Langt. 142 Anne, Fab. 75 Amy, Heywood 66 Anna. Nur Bouch. XLII^2 weicht etwas ab: Delle (Igerne) eut

Digitized by Google

(sc. Uther) trois enfans: Le premier fut une fille, qui eut nom *Anne* ou emine, *laquelle espousa Rudie,* de nostre Bretaigne Armorique; le deuxieme enfant fut Artur le preux et le *troisieme fut une fille qui fut mariee a Loth de Londres* dont yssit Modredus le traystre. (Bouch. stützt sich übrigens auch hier auf Monm., 279, wo von einer zweiten Schwester Arthurs die Rede ist, welche verheiratet war mit *Dubricius* King of the *Armorican Britains.* Ob hier die Rede ist von einer Tochter der Igerne und des Gorlois, Uther oder Hoel, ist nicht gesagt, ebensowenig wie ihr Name genannt ist. Nach Tysilio, ed. San Marte S. 543 ist Anna gemeint.) — Wenn es später S. 292 bei Monm. heiſst: Lot, who *in the time of Aurelius Ambrosius* had married his (Arthurs) sister, so ist hier mit Aurelius Ambrosius offenbar kein anderer gemeint als Aurelius' Bruder Uther. Denn erst *nach Aurelius' Tode* wurde nach dem, was auf S. 267 gesagt ist, Anne geboren. Monmouths Bearbeitern ist wohl der Widerspruch bei Monmouth aufgefallen. Wace hat an der entsprechenden Stelle 9872 nur: Lot qui avoit sa soror, Et tenue l'avoit maint jor, Lay. 22192 þu hauest mine suster to wiue, R. of Gl. 178 Lot, þat spousede þe kynges suster, (ye abbyþ yhurd þat cas,) Langt. 158 Anne, sore le rays, avait (Lot) esposez. —

Nach Mal. 6 heiſst Lots Frau *Margawse:* Lot then wedded Margawse, that was Gawyn's mother (auch 257, 300), wie aus S. 43 (she was Arthur's sister on the mother's side Igrayne) hervorgeht, eine der drei Töchter der Igerne. (Wer ihr Vater war, ob, wie bei Ellis, Hoel, oder, wie Monm., Uther, oder endlich Gorloïs, wie Tenn. und Merlin, ist nirgends gesagt, wahrscheinlich letzterer, da auſser einem Neffen Arthurs ein Ritter Namens Hoel bei Mal. nicht vorkommt, Uther aber überhaupt keine heiratsfähige Tochter besitzt.)

1. Merlin endlich nennt den Namen von Lots Gemahlin gar nicht: 52^{3} conclurent que sa (Igernes und des Herzogs Gorlois, wie aus S. 52^{4}, lautre fille du duc, hervorgeht) aisnee fille seroyt donnee au roy Loth dorcanie. Genau so Schlegel 204 „Die älteste Tochter des Herzogs“ und Wh. 84 „the dukes eldest doughter“.

Was den zweiten Namen betrifft, so ist der bei Ellis 258 und 294 genau so wie bei Tennyson: Anguisant; bei Mal. 26 dagegen Agwisance, 1. Merlin 63^{2} Aguiseaux, Wheatley 108

Digitized by Google

Aguysas, Monm. 292 Augusel, Wace 9856 Aguisel, Lay. 22183 Augele, R. of Gl. Auncel, Langt. 158 Augusel, Bouch. L[1] Augusellus. —

Ein weiterer Beleg dafür, daſs Tennyson Ellis benutzt hat, ist der Abschnitt unseres Gedichtes, der als die Einleitung desselben angesehen werden kann, Tenn. works V, S. 7—9. Derselbe hat sehr groſse Ähnlichkeit mit Ellis, während sich bei Mal., Monm. und Merl. nichts dem Ähnliches findet. Der Inhalt des Abschnittes ist 1) Schilderung der Zustände, die in England herrschten, ehe Arthur zur Regierung kam, und 2) zu Leodogran überleitend, Schilderung der der allgemeinen Lage Englands entsprechenden traurigen Verhältnisse in Cameliard, der bedrängten Lage Leodograns. Ellis sagt S. 207 Britain *at that time* (unter Constantin, Constans' Sohn) *was governed by a number of petty kings.* Tenn.: For *many a petty king, ere Arthur came, Ruled in this isle;* Ellis S. 108 Wären die Britten untereinander einig gewesen, so hätten sie sich nach Abzug der Römer mit leichter Mühe selbst schützen können; aber: they *were always struggling with each other* ... and the *whole country was plunged into irretrievable anarchy;* und Tenn.: And *ever waging war Each upon other, wasted all the land;* — und endlich Ellis 109 *Such was the state of things* at the first *arrival of the Saxons,* ... nachdem the Britons *became independent on Rome* about the year 410; Tenn.: Dazu kam noch, daſs from time to time the *heathen host Swarm'd overseas* and harried what was left ... *And thus* the *land of Cameliard was waste* ... And King Leodogran *Groan'd for the Roman legions here again.* Bei Malory, Monmouth und Merlin findet sich nichts Derartiges. —

Weiter kann Tennyson nur Ellis benutzt haben in folgenden Stellen: Als Arthur um Guineveres Hand bitten läſst, denkt Leodogran bei sich: „How should I that am a king Give my one daughter saving to *a king* And *a king's son.*" Nur dann, wenn Arthur diese beiden Bedingungen erfüllt, will Leodogran seine Einwilligung geben. Diese beiden Punkte aber finden sich auch bei Ellis besonders hervorgehoben, S. 260 „*He* (Arthur) *is king and king's son*".

Von Arthurs Pflegevater sagt Tennyson: Er war „an old knight and *ancient friend of Uther*", und Ellis 251 „a nobleman

Digitized by Google

high in Uther's esteem." Bei Monmouth ist von einem Pflegevater Arthurs überhaupt nicht die Rede, in Malory und Merlin ist er Uther bis zur Zeit der Geburt Arthurs so gut wie fremd. Nach Mal. 7 sagt Merlin zu Uther: I know a lord that is a passing true man ... and he is a lord of faire livelyhood in many parts of England and Wales; und nach Merl. 53^3 Ung homme de bien et de donne conscience. —

Wiederum nur Ellis kann Tennyson veranlaſst haben, Guineveres Ankunft in Caerleon und Arthurs Hochzeit im Monat Mai stattfinden zu lassen: Lancelot returned *Among the flowers, in May,* with Guinevere, To whom arrived, ... the king that morn was married. Keiner der Bearbeiter enthält irgend eine Zeitangabe für die Vermählung. Nur bei Ellis lautet die Überschrift des Kapitels, in dem die Hochzeitsfeier beschrieben wird S. 300: Mirie it is in *somer's tide;* Foules sing in forest wide etc., und die Überschrift des folgenden Kapitels S. 312: Mirie *is june that sheweth flower* ...

Endlich noch ein Beleg: Der Verlauf und das Resultat des Kampfes zwischen Arthur und den Rebellen entspricht am meisten von den Quellen *Ellis.* Tenn.: And *now the barons and the kings prevailed — and now the king.* Ellis 262 Though all these (Arthurs) knights performed prodigies of valour, they *did not wholly engross the honour of the day.* Monmouth fehlt; Mal. 19 dagegen: Nachdem Arthur einmal niedergeworfen, zieht er sein Schwert Excalibur, and the kings *fled and departed;* und 1. Merl. 68^2 Si dura la chasse moult longuement et y perdirent assez les 7 roys, und 68^3 Arthur descomfit les 7 roys par layde Merlin.

Das Ende des Krieges aber ist nach Tennyson: Then they *swerved and brake flying;* und Ellis 267 At length the confederated *kings were totally routed;* Mal. 38 dagegen: Obgleich Arthurs Ritter Wunder der Tapferkeit thaten, war Arthurs Erfolg zuletzt doch nicht der gewünschte. Merlin fordert ihn vielmehr auf, den Kampf abzubrechen. „Have ye not done ynough? It is tyme for to saye: ho! For yonder kinges at this tyme will not bee overthrowen. But if yee tarry upon them any longer, all your fortune wyll turne and theirs shall encrease and therefore withdrawe to your lodginge." Merl. 87^1 schlieſslich: les ennemys ne peurent plus endurer leurs coups et tournerent le dos en fuyte ...

Digitized by Google

Arthur verfolgt sie, bis Merlin ihm sagt, quil retournast et quil lui deuoit suffire puis quil les auoit vaincus. Auch hier ist der Sieg kein so vollständiger wie bei Tennyson und Ellis. —

Ebenso wie wir S. 12, 20 und 26 einzelne Stellen angeführt haben, in denen Tennyson und Merlin übereinstimmten, aus denen aber trotzdem nicht geschlossen werden durfte, daſs Tennyson Merlin benutzt habe — weil an all den Stellen Merlin mit der nachgewiesenen Quelle (Mal.) genau übereinstimmte —, so haben wir auch hier wieder drei Stellen zu erwähnen, wo Tennyson Merlin gefolgt sein *könnte*, und die uns zwingen würden, anzunehmen, daſs Tennyson wirklich Merlin als Quelle benutzt habe, wenn sich dieselben nicht auch gleichzeitig in Ellis fänden. So aber — und da sich unseres Wissens überhaupt keine Stelle findet, wo Tennyson mit Merlin und nicht gleichzeitig auch mit einer der anderen Quellen übereinstimmte — sind diese drei Stellen nur für Ellis beweisend. 1) Arthurs Pflegevater heiſst bei Tennyson *Anton*, bei Ellis 252 *Antour*, 1. Merl. 55[1] *Anthor*, Mal. 8 Ector, Monm. fehlt. Da Tennyson doch wohl nicht durch Zufall auf den Namen Anton gekommen sein kann, ist als sicher anzunehmen, daſs er statt Antour den gebräuchlicheren Namen Anton gesetzt hat. Allerdings findet sich der Name Anton in der Form Anthoine mehrfach bei Merlin, so 1. Merl. 143[3] und 2. Merl. 1[2] Anthoine, conte de Romme, und 1. Merl. 79[3] Anthoine, seneschal de Benoic; Wheatley 146 Antoynes, the stiwarde of Benoyk, 263 Antony, his stiwarde. Doch läſst sich damit, daſs sich in einem so umfangreichen Werke wie Merlin und Wheatley ein solcher Name findet, natürlich nichts beweisen. — 2) Tenn.: Then his (Leodograns) brother king Rience (Tenn. works: Urien) assailed him: last a *heathen horde brake on* him. Monmouth weiſs davon nichts. Bei Mal. 40 nur: Ryence of North Wales made strong warre upon King Leodograunce. Von einem Einfall der „heathen“ ist bei ihm keine Rede (Rience ist nach ihm, wie in Tenn., als *brother king* von dem *christlichen* König Leodogran, ein *Christ)*. Bei Ellis dagegen werden Ryence, King of Ireland, und seine 15 tributary kings, S. 320 kurzweg *„infidels“*, S. 284 *„miscreants“*, 285, 286, 287 etc. *„Saracens“* genannt. Ähnlich Merlin (der in dem ganzen Kampfe Rience-Leodogran ziemlich genau mit Ellis übereinstimmt), welcher den König Ryon d'Islande (I, 104[3]) oder de la terre aux geans et de la terre aux

Digitized by Google

pastures (I, 91^{1}) oder de Dannemarche (I, 110^{3}) und seine Leute 107$^{3 u. 4}$ viermal „Sesnes“, am häufigsten, 108 etc. „geantz“, 117^{1} „mescreanz“, 162^{3}, 163^{1} „les payens“ nennt. Zweifellos ist hier Tennyson durch Ellis veranlaſst worden, den Leodogran auſser von Rience noch durch die „Heiden“ angreifen zu lassen (zwei Bezeichnungen, die bei Ellis dasselbe bedeuten). Auch tritt bei Tennyson, entsprechend Ellis, die Person des Königs Ryence, nachdem sie einmal genannt worden ist, ganz zurück. Es ist weiterhin nur noch von der „heathen horde“ die Rede. — 3) In dem Kampfe mit den Rebellen heiſst es bei Tennyson: The powers who walk the world — Made lightnings and great thunders over him — And *dazed all eyes.* Malory weiſs von der Hilfe überirdischer Mächte in diesem Kampfe nichts. In Ellis dagegen und Merlin ist es der Zauberer Merlin, der mit seiner Kunst Arthur zu Hilfe kommt. Ellis 261 Merlin cast, by his enchantments, a sort of magical wildfire into the spacious camp of the enemy, which spread a general conflagration; . . . so that *they were almost deprived of their senses;* und S. 267 Merlin, by a new enchantment, caused all the tents to fall down. 1. Merl. 66^{1} Merlin gette son sort et enchantement par telle facon que les loges et les pauillons furent tous bruslez soubdainement; und 83^{3} il (Merlin) sourdit ung si merueilleux vent et si fier ... que toutes leurs tentes et pauillons cheurent sus eulx et vint une telle bruyne si grande quilz *ne veoyent pas lung lautre.*

So weit Ellis, dem, nach dem Gesagten, Tennyson gefolgt ist in der Einleitung seines Gedichtes, works V, S. 7—9, der Schilderung des Zustandes, in dem sich England und Cameliard vor Arthur befanden, ferner S. 12—14, dem Verlaufe und Resultate des barons' war und einzelnen Eigennamen und Zusätzen.

Zum Schluſs dieses Teiles unserer Arbeit noch einige Worte über eine Stelle, wo Tennyson *Nennius* gefolgt ist. Die letzten zwei Zeilen des Gedichtes lauten: A. In *twelve great battles* overcame The heathen hordes, and made a realm and reign'd. Diese *12 groſsen Schlachten* werden weder von Malory noch Ellis und Merlin erwähnt. Monmouth nennt zwar einige, aber nicht *zwölf;* nur *Nennius* — und mit ihm stimmt hier *Fabyan,* der sich auf den heil. Gilda und das Polycronicon beruft, ziemlich genau überein (abgesehen von der 8. bis 11. Schlacht) — nennt alle *zwölf* (Wace, Lay., R. of Gl., Langt. etc. stimmen

Digitized by Google

genau mit Monm. überein). Daſs Tennyson Nennius gefolgt ist, nicht etwa Fabyan, läſst sich aus unserem Gedichte, wo die zwölf Schlachten nur in der angeführten Zeile kurz erwähnt werden, nicht nachweisen, wohl aber mit Hilfe der schon vor „Coming of Arthur“ erschienenen Idylle „Elaine“, wo dieselben (works VI, S. 19, 20) einzeln aufgezählt werden. Da wo Fabyan mit Nennius übereinstimmt, stimmt Tennyson zu beiden; wo aber Fabyan von Nennius abweicht, stimmt er mit Nennius überein.

1) Die *erste* Schlacht findet nach *Tennyson* statt: by the white mouth of the violent *Glem;* Nenn. 48 Primum bellum fuit in ostium fluminis quod dicitur *Glein;* Fab. 79 The firste was vpon the ryuer of *Cleuy*. Monmouth nennt diese Schlacht nicht, ebensowenig Wace etc.

2) 4 loud battles by the shore of *Duglas;* Nenn. 48: 2. 3. 4. 5. super aliud flumen, quod dicitur *Dubglas;* Fab. 79 and IIII the next were foughtyn vpon the river *Douglis*. Monm. 276 Colquin met A. with a very great army, composed of Saxons, Scots and Picts, by the river *Duglas;* Wace 9282 De joste l'eve de *Guldas* (Cludas, Duglas); Lay. 20069 þat water is ihaten *Duglas;* R. of Gl. 167 fehlt, ebenso Langt.; Bouch. XLIII² pres du fleuve *Duglas*.

3) Tenn.: 6. That on *Bassa;* Nenn. 48 Sextum bellum super flumen quod vocatur *Bassas;* Fab. 79 The VI. batayll was vpon the ryuer called *Bassa*. Nach Monm. 280 findet diese Schlacht bei Kaerlindeoit (in the province Lindisia) called by an other name: Lindocolinum, statt, Wace 9403 Nicole; Lay. 20569 Lincolne; R. of Gl. 170 Lyncolne; Langt. 148 Nicole; Bouch. XLIV¹ Eborac.

4) Tenn.: 7. The war That thundered in and out the gloomy skirts Of *Celidon the Forest;* Nenn. 48 Septimum fuit bellum in *silva Celidonis,* id est, Cat Coit Celidon; Fab. 79 The VII. besyde Lincolne, in a *wood called Celidone*. Monm. 280 In the wood of *Caledon;* Wace 9422 al bos de Colidon; Lay. 20695 þe wude of Calidon; R. of Gl. 170 fehlt der Name, nur: sie (die Sachsen) flohen in to a wode þer by syde (i. e. Lincoln); Langt. 150 al boys de Calidoun; Bouch. XLIV¹ ils sen fuyrent en une petite forest ... nommee la forest Calidone.

5) Tenn. 8 And again By *castle Gurnion,* where the glorious king Had on his cuirass worn our Lady's Head; Nenn. 48 Octavum fuit bellum in *castello Guinnion,* in quo A. portavit

Digitized by Google

imaginem Sanctæ Mariæ perpetuæ virginis super humeros suos; Fabyan 79 The VIII. and the IX. were foughten aboute Yorke. Monmouth etc. fehlt.

6) Tenn.: 9. At *Caerleon;* Nenn. 48: 9. bellum gestum est in *Urbe Legionis;* Fab. 79 s. vorher. Monm. etc. fehlt.

7) Tenn.: *10.* in *Agned-Cathregonion;* Nenn.: *11.* factum est bellum in monte, qui dicitur *Agned* (D: *Agned Cathregonion);* Fab. 79 The X. was about *Nycolt* towne, whiche is named *Warwyke,* as after some wryters. Monm. etc. fehlt.

8) Tenn.: *11.* down the waste and sand-*shores of Trath Treroit;* Nenn. 48: *10.* bellum gessit in *littore* fluminis quod vocatur *Tribruit* (D: Trath-triuroit); Fab. 79 The XI. was at *Bathe.* Monm. etc. fehlt.

9) Tenn.: 12. And on the mount — Of *Badon,* I myself beheld the King — Charge at the head of all his Table-round ... And break them; and I saw him, after, stand — High on a heap of slain, from spur to plume — Red as the rising sun with heathen blood; Nenn. 49: 12. fuit bellum in *monte Badonis,* in quo corruerunt in uno die 960 viri de uno impetu Arthur; et nemo prostravit eos nisi ipse solus; Fab. 79 The XII. and laste was at a place called *Badon or Badowe Hyll,* in which he slewe many Saxons. — This noble warryour, as wytnessith holy Gilda, slewe with his owne hande in one daye, by the helpe of oure Lady Seynt Mary, whose Picture he bare peynted in his shelde Pridwen C and XL Saxons. Monm. 281 ff. Belagerung der Stadt und Schlacht am Berge *Badon,* where Arthur had on his shoulders his Shield called Priwen, upon which the Picture of the blessed Mary, Mother of God, was drawn ... and had with his Caliburn alone killed four hundred and seventy men (Monm. faſst hier die Schlachten 8—12 bei Tenn. und Nenn. zusammen); wie Monm. so Wace 9495 ff. *Bade,* Calabrum, Sainte Marie; 9590 Quatre cens il sels en ocist ...; Lay. 21032 *Bade,* Calibeorne, sceld (his nome wes on Bruttisc Pridwen ihaten), Tausende und Abertausende der Sachsen fielen; R. of Gl. 171 ff. *Baþe,* Prydwen, Calybourne, 175 And four hondred men, ar he reste, ys one honde he slou, An syxty and ten al so; Langt. 150 Bha, esku, Caleburne, Il soul of Caleburne ad mort e honye LXX hommes; Bouch. XLIV[2] Et ne cessa ... jusques a ce qu'il eust tue de son glayue CCCCLXXVIII hommes. —

Digitized by Google

Hiermit scheint der Nachweis der Quellen für Tennysons „Coming of Arthur“ erbracht. Es hat sich ergeben, 1) daſs Dr. Hamann in Bezug auf Coming of Arthur recht hat, wenn er behauptet, Malory sei Tennysons Hauptquelle; 2) daſs Tennyson auſser Malory noch Ellis, Monmouth und Nennius benutzt hat, und zwar am ausgiebigsten Ellis, danach Monmouth und an einer Stelle nur Nennius; daſs endlich 3) Tennyson Merlin, Wheatley und Schlegel nichts entlehnt hat — ebensowenig Monmouths Bearbeitern Wace, Layamon, Robert of Gloucester etc., an Stellen, wo sie von Monmouth abweichen.

Wir wenden uns nun zum zweiten Teile unserer Arbeit, zu der Frage: Was hat Tennysons Dichtertalent aus diesem ihm in Malory, Monmouth, Ellis (Nennius) vorliegenden Material zu schaffen vermocht, mit anderen Worten: Wie hat er seine Quellen benutzt?

Was zunächst die ganze *Anlage* des Gedichtes „Coming of Arthur“ betrifft, so tritt uns dasselbe *einmal* als selbständiges, abgerundetes, für sich allein verständliches *Ganzes* entgegen, *gleichzeitig* aber als *Teil* eines groſsen, in zwölf Abschnitte zerlegten Epos („as one of the twelve books of an Epic“) und zwar als der *erste* Teil desselben, durch welchen wir mit den beiden Hauptpersonen des Epos, Arthur und Guinevere, und deren Geschichte bis zu ihrer Verbindung bekannt gemacht werden sollen. Um sie (besonders um Arthur) als ihren Mittelpunkt gruppieren sich alle anderen Figuren, an sie als Ausgangspunkt knüpfen alle Ereignisse des Stückes an.

Diese beiden Gesichtspunkte sind offenbar die leitenden gewesen für Tennyson bei der Ordnung des ihm vorliegenden Stoffes. Das Gedicht sollte sich den vier schon vor ihm erschienenen und den drei mit ihm erscheinenden Idyllen als deren Einleitung, gleichzeitig aber als selbständiges und gleichwertiges Glied anreihen. Tennyson muſste deshalb aus dem bunten Gemisch vielfach unvermittelt nebeneinandergestellter, zusammenhangloser Thatsachen und Begebenheiten, wie er sie bei Malory vorfand — den kurzen und dürren Berichten der historia regum Britanniæ — und dem Auszug aus der Merlin-Romanze, wie er ihm in Ellis vorlag — das herausschälen und zusammen-

Digitized by Google

tragen, was der doppelten Tendenz seiner Idylle entsprach. Daſs das aber nicht geschehen konnte ohne die mannigfaltigsten Abweichungen von den Quellen, liegt auf der Hand. Alles Überflüssige und Nebensächliche muſste weggelassen, manches, was die Quellen in gröſserer Ausführlichkeit mitteilten, muſste gekürzt werden; anderes paſste so, wie es die Quellen brachten, oder auch in der Reihenfolge nicht in den Rahmen des Gedichtes hinein und muſste entsprechend geändert werden. Neue Personen muſsten eingeführt und den Quellen unbekannte Ereignisse in das Gedicht eingeflochten werden, um die einzelnen Thatsachen zu verknüpfen (wie z. B. der chamberlain, Ulfias, Bellicents Berichterstattung) oder um die Hauptpersonen besonders zu heben, gewissermaſsen einen helleren Glanz auf sie fallen zu lassen (wie z. B. die Geschichte von Arthurs überirdischer Geburt, Leodograns Traum) u. a. m.

Eine nähere Betrachtung des Gedichtes im einzelnen wird von selbst Tennysons Dichterarbeit schärfer hervortreten lassen. Zunächst fällt auf, wenn man Tennyson mit den Quellen vergleicht, daſs die *Anordnung der einzelnen Begebenheiten*, die *Reihenfolge*, in der sie erzählt sind, bei Tennyson eine ganz andere ist wie in den Quellen. Tennyson befolgt hier wie auch in anderen Idyllen, z. B. in Enid, die Praxis, statt so wie die Quellen die Begebenheiten in chronologischer Reihenfolge hintereinander zu erzählen, an *irgend einer Stelle* der Quelle einzusetzen und im Anschluſs an dieselbe die Handlung bis zu einem bestimmten Punkte fortzuführen, dann aber irgend eine Gelegenheit, wie sie sich gerade bietet, oft die geringfügigste (cf. Enid), zu benutzen, um zurückzugreifen und alles das zu nachzuholen, was vor dem Zeitpunkt liegt, bei dem er eingesetzt hat, und was die Quellen auch zum gröſsten Teil zuerst erzählt haben (wenn auch einzelnes sich zerstreut an anderer Stelle erst später findet). Ist das geschehen, hat er das vorher Versäumte nachgeholt, so nimmt er den Faden da, wo er ihn hat fallen lassen, wieder auf und führt die Erzählung nun ununterbrochen bis zum Schluſs fort.

So treten uns auf der ersten Seite unseres Gedichtes in den ersten Zeilen Leodogran und seine Tochter Guinevere entgegen (in sämtlichen Quellen viel später, z. B. Mal. S. 40, 41). Anknüpfend an sie wird Englands traurige Lage, Leodograns Not,

Digitized by Google

Arthurs Zug nach Cameliard, die Rückkehr in sein Land, Kampf mit den Rebellen, seine Werbung um Guinevere durch Ulfias etc. geschildert (S. 14).

Leodograns Unentschlossenheit, welche Antwort er Arthur erteilen soll, bildet dann, an dieser Stelle angekommen, den Anlaſs für Tennyson, zurückzugreifen und das in den Quellen zum gröſsten Teil wenigstens schon früher Erzählte hier einzureihen. Leodogran in seinem Schwanken, ob er Ja, ob Nein antworten soll, zieht Erkundigungen über Arthur ein bei seinem hoary chamberlain, bei den Abgesandten selbst (besonders Bedivere) und bei der an Leodograns Hofe zu Besuch weilenden Schwester Arthurs, Bellicent. Durch die Antworten dieser drei Personen erfahren wir S. 15—31 alles, was über Arthur und seine Verhältnisse v o r seinem Zuge nach Cameliard zu wissen nötig ist: Blaise und Merlin, Arthurs bejahrte Freunde, lernen wir kennen, ferner seine Eltern: Uther und Igerne; — das Nähere über seine Geburt, Erziehung, Krönung, über die Gründung der Tafelrunde wird uns berichtet, — ebenso über Arthurs Freundinnen, the fair queens, who will help him at his need, the lady of the Lake und Excalibur, — über Bellicents eigene Erinnerungen aus ihrer und Arthurs Jugendzeit, — und schlieſslich über Blaises vertrauliche Mitteilung an Bellicent mit Bezug auf Arthurs wunderbare, übernatürliche Geburt (S. 31).

Nun erst, nach dieser langen Abschweifung, nimmt Tennyson den Faden der Erzählung wieder auf, indem er Leodogran auf die (S. 14) an ihn gerichtete Bitte: Yive me thy daughter Guinevere to wife, die Antwort erteilen läſst: Yea; und weiter wird dann bis zum Schluſs erzählt: Guineveres Ankunft an Arthurs Hofe, die Hochzeit, Arthurs Kämpfe mit Rom etc. Schluſs, S. 36: he overcame them all, and made a realm and reign'd.

Das Gedicht zerfällt durch diese Art der Behandlung des Stoffes von seiten Tennysons in zwei Teile, rein äuſserlich genommen: den *Hauptteil* und den *eingeschobenen Teil.* In Wirklichkeit bildet das in die Haupterzählung *Eingeschobene* nicht nur den *umfangreichsten, sondern auch den weitaus wichtigsten Teil* unserer Idylle. Wir erhalten scheinbar nur so nebenbei, ganz gelegentlich Auskunft über alles, was wohl wissenswert erscheinen mochte aus Arthurs Leben bis zu dem Augenblick, wo ihn Leodogran zu Hilfe ruft; in Wahrheit aber haben wir in

Digitized by Google

diesem Einschiebsel den Hauptteil, den Kern des Stückes vor uns, den Teil, auf den sich vorzugsweise der Titel „The *coming* of Arthur", d. h.: Arthur von der Geburt bis zur Thronbesteigung (*Einleitung* des ganzen Epos) bezieht, während das, was vorhergeht und nachfolgt, gewissermaſsen nur die äuſsere Einfassung, den Rahmen der Idylle bildet.

Wir sahen, die *Gelegenheit,* den Gang der Erzählung vorläufig zu unterbrechen und zur Mitteilung alles dessen zu schreiten, was über Arthur zu sagen war, fand Tennyson bei Arthurs Werbung um Guinevere, bezw. bei Leodograns Verlegenheit, welche Antwort er Arthur erteilen solle. Erst nachdem Leodogran die genannten drei Personen: The hoary chamberlain, Bedivere und Bellicent, über Arthur ausgeforscht hat, schickt er die Boten mit seiner Antwort zurück.

Die *Einführung dieser drei Personen* aber als Berichterstatter über Arthur (dem ganzen folgenden Teile des Gedichtes lieſse sich die Überschrift geben: Was Leodogran durch seine Erkundigungen über Arthur erfährt) ist ebenso wie die *Einschiebung* des einen Abschnitts des Gedichtes in den anderen Tennysons eigenstes Werk. Keine der Quellen kann irgend welchen Anstoſs zu diesen Änderungen gegeben haben. — *Weshalb* Tennyson diese Änderungen vornahm, ist unschwer zu erkennen. Er muſste die vielen Einzelheiten, die er in den Quellen vorfand und die dort (besonders bei Malory) vielfach einander ganz unvermittelt folgten, vielfach auch ganz zerstreut an den verschiedensten Stellen sich fanden, denen er selbst sogar noch einige zufügte, er muſste die einzelnen Begebenheiten, die verschiedenen Episoden zu einem Ganzen zusammenfassen, zu einem abgerundeten Ganzen verknüpfen und verschmelzen.

W i e hat nun Tennyson mit Hilfe jener drei Personen diese Verknüpfung bewerkstelligt?

Als Leodogran Arthurs Anliegen vernimmt, denkt er bei sich: „How should I that am a king — However much he help me at my need — Give my one daughter saving *to a king* And *a king's son?*" In diesen beiden Ausdrücken sind die beiden Forderungen enthalten, die er an einen Schwiegersohn, in diesem Falle an Arthur stellt. Sie sind die Richtschnur für seine folgenden Nachforschungen. Er sucht herauszubekommen, ob sie in Arthur erfüllt sind. Daſs sich Leodogran auf den folgenden

Digitized by Google

Seiten so eingehend nach Arthur erkundigt, ist hiermit von Tennyson hinreichend begründet, hat nichts Auffälliges mehr.

Die erste Forderung: Mein Schwiegersohn muſs sein *a king,* ist, sollten wir meinen, erfüllt. Leodogran weiſs doch, daſs Arthur König ist; er war es ja schon (newly crowned), als er nach Cameliard kam und ihm gegen Rience Hilfe brachte. Allerdings weiſs Leodogran, daſs Arthur *augenblicklich* noch das Scepter führt, aber er fürchtet für die Zukunft; er sagt zu Bellicent: „A doubtful throne is ice on summer seas, — Ye come from Arthur's court. Victor his men — Report him! Yea, but ye, — think ye this king — So many those who hate him, and so strong, — So few his knights, however brave they be — Hath body enow to hold his foemen down?" — Als ihm Bellicent darauf aber die beruhigende Antwort giebt: „Er, der tapfere Ritter, wird mit Hilfe seiner tapferen, ihm voll ergebenen Tafelrunde, mit Hilfe der drei Königinnen (who will help him at his need), der Lady of the Lake, des treuen Merlin und des Schwertes Excalibur ganz gewiſs beat his foemen down" — da ist er zufrieden. „Thereat Leodogran rejoiced."

Aber sein Schwiegersohn muſs auch sein *a king's son.* Diese Frage, die Frage nach Arthurs Herkunft, beunruhigt ihn sehr: Ist er auch wirklich Uthers Sohn und somit der rechtmäſsige Thronerbe, oder etwa ein Sohn Gorlois' oder Antons oder, was noch schlimmer wäre, a child of shamefulness und ein Abenteurer? Um hierüber Gewiſsheit zu erlangen, befragt er zunächst den hoary chamberlain, eine Figur, die sich in den Quellen gar nicht findet. „Knowest thou aught of Arthur's birth?" fragt er diesen. „Niemand," antwortet ihm der Greis, „kann darüber Auskunft geben auſser Blaise und Merlin." — Tennyson führt auf diese sehr geschickte Weise die beiden Personen in sein Epos ein, die in sämtlichen Artus-Romanen eine so hervorragende Rolle spielen: *Blaise,* der allen Quellen zufolge im Walde von Northumberland die regelmäſsigen Berichte Merlins entgegennimmt, und *Merlin,* den Zauberer und mächtigen Beschützer Arthurs. —

Da Leodogran von seinem hoary chamberlain über Arthurs Geburt nichts erfahren kann, läſst er Arthurs Abgesandte noch einmal vor sich kommen und spricht zu ihnen: „Tell me, yourselves, Hold ye this Arthur for King Uther's son?" worauf ihm Bedivere

Digitized by Google

die oben (S. 2) mitgeteilte Antwort erteilt, die in wundervoller Schönheit und Kürze das Wichtigste aus Arthurs ganzer Lebensgeschichte enthält. Aber Leodogran ist noch nicht überzeugt. Deshalb wendet er sich nun an Bellicent. Aber ihr, einer Frau und, wie behauptet wird, Arthurs eigener Schwester mag er in zarter Rücksicht doch nicht so direkt und offen seine Zweifel an Arthurs Abstammung zu erkennen geben; ihr gegenüber denkt er auf Umwegen zum Ziele zu kommen. Deshalb sagt er zu ihr: „The swallow and the swift are near akin, But thou art closer to this noble prince, Being his *own dear sister?*“ worauf Bellicent, ganz wie er gehofft hat, gleich eingeht und antwortet: „These be secret things. What know I? Dunkel war mein Vater, dunkel meine Mutter an Auge und Haar, dunkel auch Uther wie ich selbst; er aber ist fair Beyond the race of Britains and of men. Auſserdem höre ich auch immer noch aus fernster, erster Jugendzeit meine weinende Mutter sagen: O that ye had some brother, pretty one, — To guard thee on the rough ways of the world.“ „So,“ wirft Leodogran ein, „erinnerst du dich solcher Worte? Wann sahest du denn Arthur zuerst?“ „Er fand mich zuerst,“ antwortet sie, „als kleines Mädchen, als ich wegen eines kleinen Fehlers gezüchtigt worden war und ich mich, bitterlich weinend, auf eine einsame Bank im Freien niedergeworfen hatte. Da erschien er, ‚I know not whether of himself he came Or brought by Merlin,‘ und tröstete mich und trocknete meine Thränen, ‚being a child with me‘; und dann kam er häufig und wuchs auf mit mir; traurig war er zuweilen, und dann war ich traurig mit ihm; finster häufig, dann mochte ich ihn nicht; doch auch süſs wiederum, und dann liebte ich ihn sehr; bis ganz kürzlich, da sah ich ihn seltener und seltener. Jene Tage aber waren goldene Stunden für mich: For then I surely thought he would be king.“ —

Keine der Quellen enthält etwas von dieser reizenden Erzählung aus Arthurs Jugendzeit. In wie grellem Gegensatze steht hierzu, was Malory S. 43 über das erste Zusammentreffen von Arthur und seiner Schwester sagt (Monmouth spricht überhaupt davon nicht): „Bellicent kommt mit ihren vier Söhnen nach Carlyon; Arthur sieht sie, weiſs aber nicht, daſs sie seine Schwester ist, verliebt sich in sie, and desired her to lye by her. So they were agreed, and hee begate upon her Mordred.“ —

Digitized by Google

Aber Bellicent ist noch nicht zu Ende, sie weiſs noch mehr über Arthur zu erzählen: „But let me tell thee now another tale,“ fährt sie fort und teilt ihm mit, was ihr Bleys kurz vor seinem Tode noch über Arthurs Geburt offenbart hat; s. oben S. 3. — Durch diese Mitteilungen, heiſst es weiter, war Leodogran sehr erfreut, aber noch nicht überzeugt, vielmehr überlegt er immer noch: „Shall I answer yea or nay?“ Erst ein Traum führt die Entscheidung herbei. Es träumt ihm, „er sähe: A slope of land, that ever grew, — Field after field, up to a height, the peak — Haze-hidden, and thereon a phantom king ...; dieser läſst zuweilen seine Stimme weithin erschallen; einige hören auf ihn, andere schreien: ‚No king of ours, no son of Uther.‘ Da plötzlich ändert sich das Bild; der Nebel fällt, das Land versinkt, nur der König steht, die Krone auf dem Haupt, frei am Himmel.“ Da erwacht Leodogran und sendet die Boten zurück an Arthurs Hof, answering: yea.

Wir sehen, einfacher und schöner konnte der Dichter die verschiedenartigen Gerüchte über Arthur, alle Einzelheiten, die die Quellen über Arthurs Eltern, Geburt etc. enthielten, nicht zusammenfassend wiedergeben und selbstschaffend ergänzen, als er es auf diesen Seiten gethan hat. Die Einführung der drei Personen chamberlain, Bedivere und Bellicent, sowie die Art und Weise, wie Tennyson dieselben verwendet, kann danach nur als ein im höchsten Grade gelungener Griff des Dichters bezeichnet werden. Auch hätten passendere Personen als der hoary chamberlain, als Bedivere, Arthurs treuester Ritter, first made and latest left of all the knights, und endlich als Arthurs eigene Schwester Bellicent, die sich sehr häufig an Arthurs Hofe aufhielt und die schon deshalb, ganz abgesehen von ihren verwandtschaftlichen Beziehungen zu Arthur, wohl mit am genauesten unterrichtet war, nicht gewählt werden können.

Die Geschichte von Arthurs *übernatürlicher Geburt,* wie sie Bleys der Bellicent und diese dem Leodogran erzählt hat, findet sich ebenfalls in *keiner* der obigen *Quellen* und scheint ebenso wie Bellicents *Jugenderinnerungen* und Leodograns *Traum,* Tennysons eigener Phantasie entsprungen zu sein.

Schlieſslich möchten wir noch auf zwei Stellen in diesem Abschnitte des Gedichts — beide in dem ersten Bericht der Bellicent, dessen *Inhalt* im übrigen im groſsen und ganzen mit

Digitized by Google

Malory übereinstimmt, s. oben — aufmerksam machen, in denen Tennyson ebenfalls an keine seiner Quellen sich anlehnt.

Die erste betrifft die *Inschrift des Schwertes Excalibur.* Bellicent sagt darüber: „On one side, was Graven in the oldest tongue of all this world: *‚Take me‘*, but turn the blade and ye shall see, And written in the speech ye speak yourself: *‚Cast me away‘*." Auch diese zwei Inschriften sind offenbar Tennysons eigener Phantasie entsprungen, aus dem Gedanken an die übernatürliche Kraft, die dem Schwerte nach dem übereinstimmenden Berichte aller Artus-Dichter beiwohnt; sie stehen im Einklang mit der wunderbaren Art, wie Arthur das Schwert, das aus dem Meer emporgehalten wurde, erhielt, und sind ein Hinweis darauf, wie er dasselbe bei seinem Tode den Wellen wieder überantworten liefs durch seinen treuen Bedivere, vor dessen Augen derselbe Arm, clothed in white samite, es wieder in Empfang nahm, der es gegeben. — Malory, bei dem so häufig (S. 10, 18, 54, 63, III, 335) von dem Schwert die Rede ist, sagt nur auf S. 10: Letters of gold were written about the sword that said thus: ‚Who so pulleth out this sword etc.‘ Monmouth aber spricht von einer Inschrift gar nicht; Ellis endlich S. 254: The following words were engraven on its hilt:

„Ich am y-hote Escalibore
Unto a king fair tresore."
(On Inglis is this writing,
‚Kerve steel, and yren, and al thing.‘) —

Die andere Stelle bezieht sich auf die *Gründung der Tafelrunde.* Nach Tennyson (Bellicents erstem Bericht) erfolgt dieselbe kurze Zeit nach Arthurs Regierungsantritt, bei der feierlichen Gelegenheit seiner Krönung, in Gegenwart der drei fairy queens, Merlins und der Lady of the Lake (NB. In den Quellen ist bei der Krönung nur Merlin zugegen, aber weder die Lady of the Lake noch die three fair queens, die Mal. III, 337 bei Arthurs Heimgang nach Avalon erwähnt. Die drei letzteren hier einzuführen, ist Tennyson offenbar durch die angeführte Stelle bei Malory veranlafst worden. Weil sie da so innigen Anteil nehmen an Arthurs Geschick, läfst er sie auch hier als seine Beschützerinnen gegen die rebellischen Barone um ihn sein. Ähnlich verhält es sich wohl mit der Lady, die in Malory bei anderen Gelegenheiten so häufig genannt wird). Es heifst da: Arthur sat crowned on the daïs ... Then the King in

Digitized by Google

low deep tones, — And simple words of great authority, — *Bound them by so strait vows to his own self,* — That when they rose, knighted from kneeling, some — Were pale as at the passing of a ghost ... But when he spake and cheer'd his Table Round — With large devine and comfortable words ... I beheld ... From eye to eye thro' all their Order flash — A momentary likeness of the king ... etc. Worin aber diese Gelübde, die sie ablegten, bestanden haben, erfahren wir aus anderen Idyllen; so Gareth and Lynette S. 47: Follow the Christ, the King, — Live pure, speak true, right wrong, follow the king, und S. 72: My knights are sworn to vows — Of utter hardihood, utter gentleness, — And, loving, utter faithfulness in love, — And uttermost obedience to the king.

In keiner der Quellen ist etwas von dieser *feierlichen Gründung* der Tafelrunde durch *Arthur* enthalten. Zum Beweise führen wir die in Betracht kommenden Stellen derselben hier an.

Bei Malory heiſst es S. 14: Within few years after (i. e. nach der Krönung) Arthur wonne all the north ... overcame them all ... and all through the noble prowesse of himselfe and his knights of the *Round Table.* Hier wird also kurzweg das Vorhandensein der Tafelrunde festgestellt. Erst S. 92, nachdem eine ganz geraume Zeit seit der Krönung verstrichen, die Kriege gegen die Rebellen und Rience bereits beendet, erfahren wir, wie Arthur die Tafelrunde erhielt. Als nämlich Merlin bei Leodogran um Guinevere angehalten, antwortet ihm Leodogran: „That is to me the best tidings that ever I heard ... and I shall send him (Arthur) a gift that shall please him ...: the *table-round,* the *which Uther-pendragon gave me,* and when it is ful compleate, there is an hundred knights and fiftie ... but I lack fifty ..." and so *he delivered* Guinevere and *the table round.* In London aber angekommen, wünscht Arthur die Zahl der Ritter zu vervollständigen und sagt deshalb zu Merlin: „Goe thou and espie me in al this land 50 knights that beene of most prowesse and worshippe." Merlin findet 28, aber nicht mehr: Then the archbishop of Canterbury was sent for, and he blessed the sieges of his table round with great roialty and devotion.

Bei Ellis ist zuerst von einer Tafelrunde die Rede auf S. 249: Under Merlin's special guidance *Uther instituted the Round Table* intended to assemble the best knigths in the world. High birth, great strength, activity, and skill, fearless valour, and *firm*

fidelity to their suzerain (erinnert an die angeführte Stelle aus Gareth and Lyn.) were indispensably requisite for an admission into this order. They were bound by oath to assist each other at the hazard of their own lives; to attempt singly the most perilous adventures etc. Danach hören wir zunächst wieder von der Tafelrunde S. 280: Als nämlich Arthur in Cameliard ankommt, findet er *Leodogran* in council with his knights of the *Round Table,* 250 in number, who had all been nominated by *Uther Pendragon,* placed under the command of Henri the rivel and Millot the brown, 2 knights of approved valour and experience. Von einer Tafelrunde *Arthurs* ist keine Rede, seine Ritter werden in Cameliard stets genannt „the terrible oder formidable forty-two". Erst in der folgenden Inhaltsangabe von „Morte Arthur" findet sich S. 345 eine Tafelrunde erwähnt, mit der nur die Arthurs gemeint sein kann: The knights of the round table had completed the quest of the San Gréal and had firmly established the empire of Arthur by the defeat of all his enemies.

Ebensowenig wie hier und bei Malory ist auch in Monmouth von einer *Gründung* der Tafelrunde durch *Arthur* die Rede. Das einzige, was Monmouth sagt, aber ohne auch nur den Namen „Tafelrunde" selbst zu gebrauchen, findet sich S. 293: Nach Beendigung der Sachsenkriege etc. etc. Arthur returned back to Britain, and resided in it for 12 years together. After this he began to augment the number of his domesticks and introduced such politeness into his court as people of the remotest countries thought worthy their imitation. So that there was not a nobleman, who thought himself of any consideration, unless his clothes and arms were made in the same fashion as those of Arthur's knights. — San Marte sagt also auf S. 383 seiner Ausgabe von Monmouths Historia ganz richtig: Mit Unrecht ist oft behauptet worden, daſs Geoffrey die Stiftung der Tafelrunde erzählt. Erst Wace ist meines Wissens der älteste Zeuge für die Tafelrunde Arthurs im Geiste des Rittertums, wie sie später stets in den Romanen wiedererscheint. (Das Weitere s. San Marte, Arthur-Sage S. 57 ff. und Wolfram von Eschenbach II, 405 ff.)

Aber auch das, was Wace von der Tafelrunde m e h r berichtet als Monmouth, kann nicht Tennysons Vorbild bei dieser Stelle gewesen sein. Nachdem Wace pag. 9270—9965 die verschiedenen Kriege Arthurs gegen die Sachsen, Pikten etc. etc.

Digitized by Google

erzählt hat, sagt er 9965: en Angleterre est revenus, — Trente ans puis cel repairement — Et deus raina paisiblement. In dieser Zeit aber (9994):

Por les nobles barons qu'il ot
Dont cascuns mieldre estre quidot ...
Fist Artus la Roonde Table,
Dont Breton dient mainte fable:
Iloc séoient li vassal
Tot chievalment et tot ingal;
A la table ingalment seoient etc.

bis 10008. Von hier ab wieder ganz wie Monmouth:

N'estoit pas tenus por cortois
Escos, ne Bertons, ne François ...
qui à la cort le roi n'alast ...
et qui n'avoient vestéure
et contenance et arméure
A la guise que cil estoient
Qui en la cort Artur servoient u. s. w.

Ebensowenig kann Tennyson Layamon gefolgt sein. Nach Beendigung der Kriege (die mit noch gröſserer Ausführlichkeit als von Wace geschildert sind, pag. 20005—22723) kehrt Arthur nach London zurück:

he twelf yere
seoden wuneden here
inne gride and inne fride.

Über die Umstände, die die Gründung der Tafelrunde nötig machen, und diese selbst heiſst es dann im folgenden:

Hit wes in ane yeol-dæie,
þat Ardur in Lundene lai.

Da kamen (22776) zu ihm Fürstensöhne, Grafen, Barone und Ritter aus Schottland, Irland, Island etc. zur Feier eines groſsen Festes (Monm. 293 having invited over etc.). Beim Mahle aber kam es zwischen diesen zu Streitigkeiten und blutigen Auftritten wegen der Reihenfolge, in der sie bedient wurden. Als Arthur die Ruhe wieder hergestellt und auch für den weiteren Verlauf des Festes bei Strafe des Todes Frieden geboten hat, läſst er alle schwören, daſs sie thun wollen, wie er befohlen. Nach Beendigung des Festes (22891)

þe king ferde to Cornwale;
þer him com to anan
þat wæs a crafti weorc-man.

Der sprach zum Könige:

Ich iherde suggen
bi-yeonde sæ neowe tidende
þat þine cnihtes
at þine borde gunnen fihte.
Ah ich þe wulle wurche

a *bord* swide hende,
þat þer mayen setten to
sixtene hundred and ma, —
al turn abuten,
þat nan ne beon wid uten;
wid uten and wid inne
mon toyæines monne.

Nie wird ein Ritter an diesem Tische, den du überallhin mit dir nehmen kannst, streiten; for þer scal þe hehye — beon æfne þan loye. — Der Tisch wird angefertigt und alle Ritter nehmen an demselben Platz (22947):

alle heo weoren hi ane
þe hehye and þa laye ...
þis was þat ilke bord
þat Bruttes of yelped
and fuged feole cunne lesinge
bi Ardure þan kinge ...

Von v. 22998 ab ganz ähnlich wie Monm. und Wace: Keinen Ritter gab es in England, Wales etc. þet weoren ihalde god cniht, — bute of he cude of Ardure, — his wepnen and his weden etc. —

Rob. of Gl. stimmt ziemlich genau mit Monmouth überein. Auch er nennt an der Monmouth entsprechenden Stelle S. 180 die „Tafelrunde“ gar nicht, wohl aber kommt der Name später zweimal vor, wo er in Monm. fehlt, 187 Of ys *rounde table* ys ban aboute he sende; und 188 þer come to þys *rounde table,* as he sende ys ban, Aunsel of Scotland etc. —

Langtoft genau wie Monmouth.

Auch Bouchard stimmt in der Monmouth 293 entsprechenden Stelle S. XLV[1] genau mit Monmouth überein, hat aber später (S. XLVI[1 u. 2]) zwei Zusätze, die in Monmouth fehlen. XLVI[1] Gernasius tibesberius recite que le roy Artus erigea premierement les douze pers de France. Touttefois jai leu ailleurs que ce fut Charlemagne qui les crea quant il entreprint aller faire la guerre aux Espaignes contre les Sarrazins; mais il peult estre que lung et laultre soit vray. Hier liegt offenbar eine Vermengung der beiden Personen Karl — Arthur, und der 12 pers — Tafelrunde vor. XLVI[2] Wie bei Monm. 299 läſst Arthur alle Ritter und Herren zur Feier des Pfingstfestes an seinen Hof nach Windsor entbieten: Les hommes avecques les hommes und les femmes avecques les femmes. — Laquelle compaignie — das aber fehlt bei Monm. — ainsi triomphantement assemblee a este appellee *„la table ronde“,* dont il a este et a jamais sera grande renommee. —

Digitized by Google

Wenden wir uns nun von diesem Hauptteile unserer Idylle zu den ersten und letzten Seiten des Gedichtes. Wir beschränken uns darauf, 1) auf *drei* daselbst vorkommende, eng *zusammengehörige Stellen* hinzuweisen, die wir, wie die bisher behandelten Punkte, ganz allein Tennysons *selbständigem dichterischem Schaffen* zu verdanken haben, und 2) auf eine *Umstellung*, die Tennyson mit den Quellen vorgenommen hat, aufmerksam zu machen. —

In den beiden ersten der erwähnten Stellen tritt uns eine Figur entgegen, die neben Arthur und Guinevere wohl die wichtigste des ganzen Epos ist, die aber in den hier in Betracht kommenden Teilen der Quellen entweder gar nicht vorkommt oder nur kurz erwähnt wird, jedenfalls in keiner Weise als bedeutend hervortritt: *Lancelot.* Tennyson führt ihn in sein Gedicht ein unmittelbar nach dem siegreichen Kampfe Arthurs mit den Rebellen, aber ohne noch seinen Namen zu nennen. Es heiſst da S. 14:

And in the heart of Arthur joy was lord.
He laugh'd upon his warrior, whom he lov'd
And honour'd most. „Thou dost not doubt me king,
So well thine arm hath wrought for me to-day."
„Sir and my liege," he cried, „the fire of God
Descends upon thee in the battle-field:
I know thee for my king." Whereat the two
Sware on the field of death a deathless love.
And Arthur said: „Man's word is God in man:
Let chance what will, I trust thee to the death."

Diesen selben Ritter aber, „whom he loved and honoured most, Sir *Lancelot*", schickt Arthur, als er das Jawort von Leodogran erhalten hat, nach Cameliard, seine Braut abzuholen und ihm zuzuführen. S. 32:

And Lancelot past away among the flowers,
(For then was latter April) and return'd
Among the flowers, in May, with Guinevere.

Diese beiden Stellen erhalten aber erst ihre volle Bedeutung in Verbindung mit der dritten. Während der Trauung:

There past along the hymns
A voice as of the waters, while the two
Sware at the shrine of Christ a deathless love:
And Arthur said: „Behold, *thy doom is mine.*
Let chance what will, I love thee to the death."
To whom the Queen replied with drooping eyes:
„King and my lord, I love thee to the death."

Keine der Quellen hat diese unvergleichlich schönen und groſsartigen Scenen veranlaſst, sie sind Tennysons eigenstes Werk.

Digitized by Google

Mit denselben Worten *the two* — einmal Arthur und Lancelot, dann Arthur und Guinevere — *sware at the field of death,* bezw. the *shrine of Christ* — *a deathless love. „Let chance what will, I trust* bezw. *love thee to the death,“* — mit denselben Worten schwören sie sich zu gleich weihevoller Stunde an geheiligter Stätte ewige, unvergängliche Liebe und Treue. Bedingungs- und rückhaltlose Liebe, unbeschränktes, unerschütterliches Vertrauen, unter allen und jeden Verhältnissen (let chance what will) verspricht Arthur Lancelot und Guinevere. Und Arthur hat sein Wort gehalten. Gleich die erste Gelegenheit benutzt er, Lancelot sein volles Vertrauen zu bezeigen, indem er gerade ihn dazu ausersieht, dem Bräutigam die Braut zuzuführen. Arthur weiſs sehr wohl, er kann seine hohen göttlichen Ideen, wie er sie, im Einklang mit obigen Stellen, S. 12 ausgesprochen hat:

> (Were I joined with her) ... then might we ...
> Have power on *this dark land to lighten it,*
> And power on *this dead world to make it live* ...

nur verwirklichen im Verein mit seinem Weibe und seiner Tafelrunde, vor allem dem glänzendsten Vertreter derselben: Lancelot. Sie will er sich darum mit unlöslichen Banden verbinden. Wenn sie ihn verlassen, wenn sie seine Treue mit Untreue vergelten, kann er seine Bestimmung nicht erfüllen, seine Lebensaufgabe, „sein Land glücklich und gut, die Welt zu einer anderen zu machen“, nicht lösen. Er hat sein Wort gehalten, nicht aber Lancelot und Guinevere. Sie brechen ihren Eid, verraten König und Gatten; und da dem so ist, da die ihn hintergehen, auf die Arthur wie auf einen Felsen baut, so ist all sein Mühen umsonst, sein groſses Werk muſs scheitern! Das ganze Epos, die sämtlichen folgenden Idyllen werden erst aus diesem Gedanken heraus verständlich, haben in Guineveres und Lancelots *Schuld* ihren Angelpunkt (vgl. Enid, Elaine, Balin und Balan etc., wo alles Unglück auf Guineveres und Lancelots Liebe zurückzuführen ist). Die beiden Eidbrüchigen bringen das ganze Unheil über Arthur und die Tafelrunde. Wie vielversprechend die Zukunft, wenn sie ihren Eid halten; wie traurig aller Nieder- und Untergang, da sie ihn brechen. — Es ist ein meisterhafter Zug des Dichters, gleich hier in der ersten Idylle Arthurs und der Tafelrunde Geschick so eng, ganz unlöslich mit der Treue und Untreue dieser beiden Personen verknüpft zu haben, und Lancelot *so*

Digitized by Google

früh, bald nach Arthurs Krönung, noch *vor* dessen Verheiratung *in sein Gedicht einzuführen,* ihn bei Arthurs ersten Waffenthaten (gegen Rience und die Rebellen) schon als dessen Kampfgenossen eintreten zu lassen und endlich gerade ihn, whom he loved and honoured most, mit der Abholung der Braut zu beauftragen. Tennyson erreicht dadurch zweierlei. Einmal muſs uns Lancelots Treubruch um so verwerflicher und für Lancelot belastender erscheinen, je häufiger und eindringlicher wir darauf hingewiesen werden, wie zuversichtlich und vertrauensselig Arthur auf Lancelot baut, je mehr Beweise von Arthurs Liebe und Vertrauen zu Lancelot uns mitgeteilt werden; dann aber konnten nur so — entgegen den Quellen — Lancelot und Guinevere gleich zu Anfang einander nahe gebracht werden. Guinevere sieht und liebt Lancelot, noch ehe sie Arthur überhaupt kennt. Das zersetzende Gift, das die vollständige Auflösung der Tafelrunde und den Untergang Arthurs herbeiführt, wirkt gleich von Anfang an, von derselben Stunde an, in der Guinevere die Schwelle von Arthurs Palast betritt. (NB. In dem Umstande, daſs Guinevere Lancelot vor Arthur kennen lernt, liegt gewissermaſsen ein Milderungsgrund für Guineveres verbrecherische Liebe zu Lancelot, insofern als ihr Herz und ihre Hand noch frei waren zu der Zeit, als sie dem jugendlich schönen, gewaltigen Ritter Lancelot begegnete, und ihre Neigung zu ihm nach ihrer Verheiratung mit Arthur als nur fortbestehend zu denken ist, und erst dadurch verbrecherisch wurde.) —

Bei *Malory* wird Lancelot in den Kämpfen mit den Rebellen und mit Rience nicht genannt, er wird zum erstenmal erwähnt S. 70: Lancelot du Lac wird einst an dieser Stelle kämpfen, und dann S. 92: Merlin rät dem Könige ab, Guinevere zu heiraten, weil „Lancelot should love her and shee him againe". Erst S. 197, nach Arthurs Rückkehr aus dem Kampf mit Rom, als Arthur längst mit Guinevere verheiratet ist, heiſst es von Lancelot: In al tourneiments and justs and deeds of armes Launcelot du Lake passed all knights and was never overcome ... wherefore queene Guenever had him in great favour ..., and certainely he loved the queene againe above all other ladies all the daies of his life, and for her he did many deedes of armes, and saved her from the fire through his noble chivalrie.

Nach Malory ferner führt nicht Lancelot, sondern Merlin

Digitized by Google

Arthur die Braut zu. S. 93: And so King Leodegrance delivered his daughter unto Merlin and so they rode freshly with great royalty, til they came that knight unto London.

Von der Hochzeit schlieſslich heiſst es S. 97 kurz: The king was wedded at Camelot unto Guenever in the church of Saint Stevens with great solemnitie. —

Auch bei *Ellis* lernen sich Lancelot und Guinevere erst lange Zeit nach Guineveres Verheiratung kennen. Auf S. 326 heiſst es: The fairy (Lady of the Lake, die Lancelot erzogen), when her pupil had attained the age of 18, conveyed him to the court of Arthur ... and at the first appearance of the youthful candidate, the graces of his person ... made an instantaneous and indelible impression on the heart of Guenever, while her charms inspired him with an equally ardent and constant passion. (The amours of these lovers throw a very singular colouring over the whole history of Arthur.) — Von einem Abholen der Guinevere ist bei Ellis keine Rede, da Arthur an Leodograns Hofe direkt um Guinevere anhält. Von der Hochzeit aber heiſst es S. 311: The beauteous Guenever was then solemnly betrothed to Arthur; and a magnificent festival was proclaimed, which lasted 7 days. —

Monmouth kennt Lancelot gar nicht, über die Verheiratung Arthurs finden sich S. 192 nur die Worte: He toke to wife Guanhumara ... — (Vgl. auch Paris, le roman de la T. R. II, 389: Le petit Gaload-Lancelot, encore *au berceau* etc. und III, 128 ff.) —

Die *Änderung,* die Tennyson in der *Reihenfolge* der Erzählung der einzelnen Thatsachen in diesem Teile des Gedichtes vorgenommen hat, betrifft *Arthurs erste Thaten nach seiner Krönung.* Malory berichtet Seite 14 (am Schluſs von Kap. 5), daſs Arthur in den nächsten Jahren nach seiner Krönung wonne all the north, Scotland etc. hee overcame them all, as hee did the remnant; und geht in den folgenden Kapiteln auf die einzelnen Kriege näher ein. Er beginnt das sechste Kapitel damit: At Pentecost after the coronation (NB. diese fand at the feast of *Penticost* des *Jahres vorher* statt) Arthur let crie a great feast, that it should be holden at the citie of Carlion. Die Barone erscheinen in groſser Zahl und benutzen die günstige Gelegenheit, sich nun offen gegen Arthur aufzulehnen, sich zu empören. Es folgt dann in groſser Ausführlichkeit *„the barons' war“.* Nach Beendigung desselben *der Zug nach Cameliard.* Dieselbe

Digitized by Google

Reihenfolge hat Ellis, 259: Gegen Ende der Feier bricht der Aufstand aus, nach Niederwerfung desselben wird von Arthur der Zug nach Cameliard unternommen. Monmouth (Layamon etc.) kommt nicht in Betracht, da beide Kriege fehlen; bei ihm folgen der Krönung unmittelbar die Sachsenkriege.

Nach Tennyson aber unternimmt Arthur *zuerst* den *Zug nach Cameliard*, und nachdem Rience besiegt ist, bricht erst der *Kampf mit den Baronen* aus; S. 9: Arthur, *„newly crowned,“* as *„he yet had done no deed of arms“* wurde von Leodogran zu Hilfe gerufen, und Arthurs Abwesenheit benutzten erst die Barone, sich zu empören: While he lingered there (i. e. in Cameliard) — A doubt that ever smouldered in the hearts — Of those great Lords and Barons of his realm — Flash'd forth and into war.

Zu dieser von Tennyson vorgenommenen Umstellung scheinen ihn mehrere Umstände veranlaſst zu haben. *Einmal* wird dadurch Arthur gleich nach seinem Erscheinen, bald nachdem Merlin mit ihm und seinen Ansprüchen auf die Krone hervorgetreten ist und seine Krönung durchgesetzt hat (s. S. 20 des Gedichts), bei seiner *ersten* Waffenthat mit Guinevere bekannt, mit der Frau, die bestimmt ist, von entscheidendem Einfluſs auf sein und seiner Tafelrunde Geschick zu werden. Sie tritt damit ganz am Beginn von Arthurs Laufbahn, wie sie uns das Epos vorführt, *neben* Arthur in den Vordergrund (analog Tennysons Verfahren mit Lancelot, s. oben). — *Zweitens* aber konnte Tennyson durch diese Umstellung ganz bequem die Lücke ausfüllen, die sich in Malory findet zwischen der Krönung und dem Ausbruch des Krieges gegen die Barone (ein volles Jahr liegt nach Malory zwischen diesen beiden Begebenheiten, über das wir nichts erfahren. Bei Merl. 63[1] heiſst es an der entsprechenden Stelle: Artus reyna par longue espace de temps en paix et fut obey; dass. Wheatley und Schlegel). Das aber entsprach wieder einem Bestreben des Dichters, auf welches wir im folgenden noch etwas näher einzugehen haben: die Ereignisse, die den Inhalt des Gedichtes ausmachen, und die die Quellen auf eine ganze Reihe von Jahren verteilen, auf einen möglichst kurzen, beschränkten Zeitraum zusammenzudrängen.

Hiermit sind wir zum letzten Teile unserer Abhandlung gekommen. Es erübrigt noch, auf einige Punkte hinzuweisen, in denen sich Tennysons selbständiges dichterisches Schaffen weniger

Digitized by Google

in dem einen oder anderen *Teile* seines Gedichtes zu erkennen giebt, als vielmehr in dem Gedicht als *Ganzem* hervortritt. Dahin gehört einmal das erwähnte Bestreben, die Begebenheiten des Gedichtes als in möglichst kurzer Zeit nacheinander sich zutragend vorzuführen, dann aber auch zu kürzen und zu vereinfachen, wo es irgend anging, und alles auszulassen, was nicht zum Verständnis des Ganzen unbedingt erforderlich schien.

Das Bestreben, im Interesse des festeren inneren Zusammenhangs des Gedichtes die Ereignisse zeitlich zusammenzuschieben, tritt zweimal hervor. *Erstens* spielen sich die Ereignisse von *Tintagils Fall* bis *Uthers Tod, zweitens* diejenigen von *Arthurs Hervortreten* bis zu seiner *Vermählung mit Guinevere* bei Tennyson im Laufe *weniger Monate,* nach den Quellen im Verlauf *mehrerer Jahre* ab.

1) Tennyson S. 18. Bald nach Gorlois' Tod nimmt Uther Tintagil ein, zwingt Igerne, ihn zu heiraten, und zwar *with a shameful swiftness; afterwards not many moons* King Uther *died* (in Tintagil), und noch in *derselben Nacht* (all before his time), der Neujahrsnacht, wird Arthur *geboren* und Anton zur Erziehung übergeben. And no man knew. (NB. „Die Neujahrsnacht" ist Tennysons Zusatz, entsprechend der „Sylvesternacht", in der Arthur *stirbt,* s. Passing of Arthur, works VI, 294. — Daſs Tennyson den Arthur „all before his time" geboren werden läſst, hat offenbar, ebenso wie die drei folgenden Worte „no man knew", den Zweck, der Behauptung von Arthurs Gegnern, Arthur sei nicht Uthers, sondern Gorlois' nachgeborener Sohn, gröſsere Wahrscheinlichkeit zu geben und das Dunkel über Arthurs Herkunft zu vergröſsern. Vor allem erhalten so auch Leodograns Zweifel und seine Bedenken, ob Arthur auch *a king's son* sei, sowie die Empörung der Barone noch mehr Berechtigung.)

Malory 16: Nach der Einnahme von Tintagil und after the death of the duke more than 3 houres, was Arthur begat, 13 dayes after King Uther wedded faire Igrayne. Arthurs Geburt erfolgte, wie wir annehmen müssen, zur normalen Zeit, denn es heiſst darüber nur: When the queene was delivered. Über Uthers Tod aber lesen wir S. 8: Then *within 2 years* king Uther fell sick of great maladie, and *within a while* he was passing sore sick ... und endlich: he yielded up his ghost in London.

Ähnlich Monm. 267: Nach der Eroberung von Tintagol they

Digitized by Google

continued to live together in a passionate affection for each other … and they got a son and a daughter. 268: In *Process of time* the king was taken ill of a lingring distemper (Wace 9059: Uther raina *bien longement,* so Lay. etc.) und 273: And was seized with a sudden death at Verolam. Daſs unter „process of time“ eine *ganze Reihe* von Jahren zu verstehen ist, geht daraus hervor, daſs seine Tochter Anne noch vor seinem Tode mit Lot verheiratet wurde.

Ellis schlieſslich verweist S. 250 auf Monmouth. Von Arthur heiſst es S. 252: Arthur grew and prospered under the care of Antour, und von Uthers Tod: And Uther, though he lived *many years* after this, expired without revealing the secret either to Arthur nor Igerna. — NB. Nach Schlegel 217 stirbt Igerna vor Uther.

Nach Uthers Tode aber, so berichten alle Bearbeiter übereinstimmend (nur Ellis 253 nicht), sah es in England traurig aus, bis Arthur den Thron bestieg. —

2) *Tenn.* 20: But now, *this year, Merlin brought Arthur forth* and set him in the hall, proclaiming: Here is Uther's heir, your king. Darauf riefen zwar viele Stimmen: Weg mit ihm! Aber Merlin, through his craft, had *Arthur crowned.* — Es entsteht hier die Frage: Erfolgte Arthurs „Hervortreten“ und seine „Krönung“ unmittelbar nacheinander, womöglich an demselben Tage, oder verstrich einige Zeit zwischen den beiden Begebenheiten? Aus dieser Stelle unseres Gedichtes ist in Bezug auf diese Frage nichts zu schlieſsen. Wohl aber aus S. 24, den Worten: There likewise I beheld Excalibur — Before him *at his crowning* borne, the sword, — That rose from out the bosom of the lake, — And *Arthur rowed across and took it.* Dies „rowed across and took it“ kann, da das Schwert bei der Krönung zur Stelle war, nur vor der Krönung, aber erst nach Arthurs Hervortreten geschehen sein, denn es ist doch wohl nicht anzunehmen, daſs die Lady of the Lake Arthur das Schwert, „whereby to drive the heathen out“, gegeben habe, bevor er von seiner Geburt und seiner hohen Bestimmung auch nur eine Ahnung hatte, d. h. vor dem Zeitpunkt, als Merlin mit Arthur hervortrat. Wir müssen also annehmen, daſs einige Zeit zwischen den beiden Begebenheiten verflossen ist. Daſs das aber nur eine kurze Spanne Zeit gewesen sein kann, wird aus dem Folgenden erhellen.

Digitized by Google

Bald nach der Krönung unternahm Arthur den Zug nach Cameliard. „Leodogran," heiſst es auf S. 9, „heard of Arthur *newly crowned,* and Arthur had yet done no deed of arms;" und Leodogran bat ihn: „Arise, and help us, thou!" worauf Arthur sich sofort nach Cameliard aufmacht: „He *heard the call and came.*" Als dann Leodograns Feinde besiegt sind, verweilt Arthur noch einige Zeit in Cameliard, bis „a doubt that ever smouldered in the hearts of those great Lords and Barons of his realm *flash'd forth and into war*". (NB. Nun ist auch ersichtlich, was unter dem S. 20 gebrauchten Ausdruck *after,* the great lords banded and so brake out in open war zu verstehen ist.) Arthur kehrt sofort in sein Land zurück, besiegt die Rebellen und „from the foughten field *he sent Ulfius ... saying: Give me thy daughter Guinevere to wife*". Als aber Leodogran zögert, den Boten eine zusagende Antwort zu erteilen, und er sich bei ihnen nach Arthur erkundigt, da sagt ihm Bedivere die oben angeführten Worte: But now *this* year, Merlin brought Arthur fourth. — Also alles das: das Hervortreten Arthurs, seine Krönung, seine Kämpfe in Cameliard, sein Kampf mit den Rebellen, seine Werbung, hat sich in demselben Jahre, im Laufe weniger Monate zugetragen, und zwar in der *letzten Hälfte* des Jahres; denn Excalibur, das Arthur vor der Krönung erhielt, „rose up from out the bosom of the Lake, one *summer-noon*", wie es in Passing of Arthur S. 278 heiſst. Daſs auch die Zeit zwischen Arthurs Erscheinen und Krönung nur eine kurze gewesen sein kann, leuchtet jetzt auch ein.

Arthurs *Vermählung* findet im Mai des folgenden Jahres statt; am Hochzeitsfest aber erscheinen *Gesandte von Rom,* who claimed the tribute as of yore. Aber Arthur erteilt ihnen die Antwort: No tribute will we pay ..., und die Folge davon war: *Arthur strove with Rome.* Wenn wir hierzu nun noch den Schluſssatz des Gedichtes nehmen:

And Arthur and his knighthood for a space
Were all one will, and thro' that strength the king
Drew in the petty kingdoms under him etc.,

so sind damit Arthurs Hauptheldenthaten ziemlich erschöpft, in verhältnismäſsig kurzer Zeit haben sie sich in diesem ersten Gesange des Epos vor unseren Augen abgespielt. Die folgenden Idyllen können sich mehr oder weniger ausschlieſslich mit den *Helden* von Arthurs Tafelrunde und deren Thaten beschäftigen,

Digitized by Google

während erst die letzte wieder ganz zu Arthur zurückkehrt, um ihn uns in den letzten Tagen seines thatenreichen Lebens, in seinem letzten Kampfe und seinem Scheiden von dieser Welt zu zeigen. Es geschieht dies in: The *Passing* of Arthur. —

Sehen wir nun zu, auf welchen Zeitraum sich diese Begebenheiten bei *Malory* verteilen. Nach Uthers Tode stand das Reich (S. 9) in great jeopardie a long while. Deshalb ging Merlin eines Tages zum Erzbischof von Canterbury (sein Name, Dubricius, ist bei Malory nie genannt) und riet ihm, zu Weihnachten alle Ritter etc. in London zu versammeln, „as Jesus would show some miracle, who should be rightwise king of England etc.", s. S. 12. Nur Arthur vermag das Schwert aus dem Stein zu ziehen; aber die Barone weigern sich, Arthur als ihren König anzuerkennen. Deshalb wird das Schwert wieder in den Stein gesteckt und „at candlemasse" soll der Versuch wiederholt werden. Wiederum ist nur Arthur im stande, das Schwert aus dem Steine zu ziehen. Ebenso das dritte Mal „at Ester" und das vierte Mal „at Penticost". Nun aber schreien all the comons: „We will have Arthur unto our king", and so anone the coronation was made. Also: *Weihnachten* tritt Arthur hervor, *Pfingsten* wird er zum König gekrönt. — Weiter heifst es S. 15: *Then* (i. e. nach der Krönung) Arthur removed into Wales and let crie a great feast at *Penticost after the coronation* of him (also genau nach Jahresfrist). Zu diesem Feste erschienen alle Könige und Barone, und bei Gelegenheit dieses Festes erfolgt der Ausbruch des *ersten Krieges mit den Rebellen.* Nach Beendigung desselben schickt Arthur nach Ban und Bors, Königen von Bretagne, und bittet sie um Hilfe, und erst einige Zeit nach ihrer Ankunft bricht der *zweite* Krieg mit den Baronen aus. Nachdem auch der glücklich zu Ende geführt ist, folgt der *Zug nach Cameliard* (S. 40), wo Arthur Rience besiegt, Guinevere kennen und lieben lernt. Aber erst nachdem er *lange* Zeit Cameliard verlassen und die verschiedensten Abenteuer bestanden hat (S. 40 ff.), schickt er Merlin (S. 92), um bei Leodogran für ihn um Guineveres Hand anzuhalten. Nach Merlins Rückkehr mit Guinevere wird die Hochzeitsfeier *vorbereitet,* und bis zur Hochzeit selbst ist wieder einige Zeit verstrichen, sind noch mehrere Abenteuer zu bestehen gewesen (93—97). Nun erst heifst es S. 97: The king was married unto Guinevere at Camelot in in the church of St. Stevens. Von der Ankunft der römischen

Digitized by Google

Gesandten aber ist keineswegs schon bei der Hochzeitsfeier die Rede, sondern vielmehr erst S. 168 (vorher S. 50 nur eben erwähnt): When King Arthur had rested a *while after long war* and held a royall feast and table-round ... there came into his hall ... 12 ancient men etc.

Von den zwölf groſsen Schlachten gegen die Heiden ist bei Malory keine Rede, mit den Kämpfen aber, die nach Tennyson Arthur gegen die „petty princes“, nach *Beendigung* des Kampfes mit Rom auszufechten hatte, sind offenbar die Abenteuer und Kämpfe gemeint, die Malory überall zwischen die Hauptbegebenheiten, d. h. die groſsen Kriegszüge, einstreut. —

Mit Malory stimmt *Ellis* von S. 253 bis zum Schluſs im groſsen und ganzen ziemlich genau überein. Die Wahl Arthurs durch das Schwert wird von Ellis ebenso erzählt wie von Malory. Nur ist Arthur noch nicht Weihnachten, Lichtmeſs und Ostern, sondern erst Pfingsten zugegen, und dann „he was unanimously proclaimed king“. Seine Krönung aber findet noch nicht Pfingsten, sondern erst einige Zeit nachher statt; und von dem Ausbruch des Krieges mit den Baronen heiſst es 259: When, at the conclusion of the feast, Arthur proceeded according to custom to confer on his guests the investiture of the great fiefs and offices of the crown, they suddenly rose with one accord ... and attempted to seize the king's person. — Wie bei Malory findet nach Beendigung der lange dauernden Kriege mit den Rebellen der Zug nach Cameliard statt. Eine Werbung um Guinevere fällt, wie wir oben sahen, bei Ellis weg; Arthurs Verheiratung aber findet, wie bei Malory, erst nach langen Kriegen gegen Rience und seine Verbündeten statt (S. 311). Von einer römischen Gesandtschaft, den zwölf Schlachten gegen die Sachsen, sowie den Kämpfen gegen die „petty kings“ (wenn auch der letztere Ausdruck selbst von Ellis herrührt, s. o. S. 35) ist bei Ellis keine Rede, da das Manuskript, ein Fragment, mit der Besiegung von Rience abbricht und der Schluſs fehlt. —

Monmouth weicht von Malory und Ellis einerseits, von Tennyson andererseits wesentlich ab und kommt hier kaum in Betracht. Wie wir sahen, fielen nach Uthers Tode die Sachsen wieder ins Land ein, „attempting to rout out the whole British race“. „Dubricius therefore,“ heiſst es dann bei Monm. S. 276 weiter, „grieving for the calamities of his country *set the crown*

Digitized by Google

upon Arthur's head." Von einem plötzlichen Hervortreten Arthurs, von seiner Erziehung durch Antour oder Anton oder Ector, seiner Wahl zum Könige durch das Gottesurteil etc., ist bei Monmouth keine Rede. Er ist nach ihm als rechtmäſsiger Thronerbe von seinen Eltern am Hofe erzogen und aufgewachsen; jedermann kennt ihn, und niemand denkt daran, jetzt nach seines Vaters Tode gegen seine Thronbesteigung etwas einzuwenden. Ein „barons' war" ist für Monmouth ausgeschlossen; auch kennt er den Zug nach Cameliard nicht, da Guinevere nach ihm nicht eine Tochter Leodograns, sondern römischer Abstammung ist (s. Monm. S. 292). Werbung und Hochzeit werden abgethan mit den Worten: he took to wife Guanhumara, descended from a noble family of Romans. Die römische Gesandtschaft aber erscheint nicht, wie bei Tennyson, am Hochzeitstage, sondern bei Gelegenheit der Festlichkeit, welche Arthur am Pfingstfeste zu Legions veranstaltet und zu der er alle Könige und Herzöge, die ihm unterthan sind, eingeladen hat, „to place the crown upon his head". Der Kampf mit den Sachsen ist zu Ende, als der mit Rom beginnt; von der Unterwerfung der „petty kings" schlieſslich ist bei Monmouth keine Rede, ihr entspricht die Unterwerfung Schottlands, Irlands etc. —

Was die *Kürzung und Vereinfachung* in Tennysons Darstellung seinen Quellen gegenüber betrifft, so war aus dem bisher Gesagten schon zu erkennen, daſs Tennyson durchweg nur die *Hauptmomente* aus den Berichten der Quellen herausgegriffen, alles *Nebensächliche* dagegen und alle *Einzelheiten* aus dem Spiele gelassen hat. Einige weitere Belege mögen hier noch folgen: Der Kampf Arthurs mit Rience wird von Tennyson in ein paar Zeilen, von Malory zwar auch mit nur wenigen Worten abgemacht, S. 40, 41, von Ellis aber in gröſster Ausführlichkeit S. 281—290 und wieder S. 311—323 behandelt; dasselbe gilt von dem Kampfe mit den Rebellen, der von Tennyson kurz gedrängt auf anderthalb Seiten (S. 12 u. 13), von Malory S. 17—19 u. 25—40, von Ellis S. 260—263 u. 266—268 behandelt wird, sowie von dem Bericht Bediveres über Arthurs Herkunft. — Ganz weggelassen ist in dem, was Bedivere erzählt, die Art und Weise, wie Uther Igerne kennen lernt und um ihre Gunst wirbt (Mal. 1 u. 2, Monm. 261, 262, Ellis verweist auf Monm.), — bedeutend gekürzt Uthers und Gorlois' Kampf und Gorlois' Tod: Mal. 2—5, Monm. 262

bis 267. Tennyson sagt nur: „Gorlois and Uther went to war and overthrown was Gorlois and slain“; — ebenso der Bericht über Uthers Tod. Tenn.: Afterward not many moons king Uther died; Mal. dagegen S. 8—9, Monm. 269—70 u. 272—74, Ellis kürzer S. 253. — Ganz ausgelassen ist wiederum von Tenn., wie Uther durch Merlins Zauberkünste Gorlois' Gestalt annimmt, nach Tintagil hineingeht, bei Igerne schläft und in der Nacht Arthur mit ihr zeugt, s. Mal. S. 4—5, Monm. S. 264—65. Nach Tennyson sehen sich Uther und Igerne zum erstenmal in Tintagil, als dasselbe nach Gorlois' Tod eingenommen ist; und Arthur wird gezeugt nach Uthers und Igernes Vermählung. Er ist also nach Tenn. unstreitig Uthers Sohn aus *legitimer Ehe* mit Igerne, während bei Monm. und Mal. Arthur allerdings auch nach Gorlois' Tode (3 Std. Mal.), aber vor Uthers und Igernes Verheiratung, zu einer Zeit, als weder Uther noch Igerne von Gorlois' Tod etwas wuſsten, gezeugt wird (Mal. 13 Tage nachher die Hochzeit, Merl. 20 Tage nachher). — Ebenso hat Tenn. Arthurs Wahl durch das Schwert Mal. 9—14, Ellis 254—258 weggelassen. Tenn. hat dadurch bewirkt, daſs der Krieg mit den Baronen uns noch unvermeidlicher erscheinen muſs, als er es vielleicht nach Mal. und Ellis' Berichten war. Obgleich Arthur nach den letzteren durch ein Gotteswunder als der rechtmäſsige Erbe der Krone Englands bezeichnet war, bringen es die Könige und Herren nicht übers Herz, demjenigen zu huldigen, der nach ihrer Meinung Antors Sohn oder aber ein Bastard ist. Wie viel weniger werden sich bei Tenn. die stolzen Barone bereit finden lassen, Arthur den Eid der Treue zu leisten und ihn zu halten, wo ihn die einen gar nicht kennen, die anderen ihn für Antons, wieder andere für Gorlois' nachgeborenen Sohn, einige endlich für einen unehelichen Sohn der Igerne halten, und wo für Arthur nicht das Gottesurteil in die Wagschale fällt, sondern Merlin einfach eines schönen Tages mit diesem Jüngling hervortritt und kurzweg erklärt: „Here is Uthers heir, your king!“ Was Wunder, daſs da a hundred voices cried: Away with him! No king of ours! — Ein „barons' war“ war unter den Umständen ganz unausbleiblich (vgl. auch S. 58).

In dem ersten Bericht der Bellicent ist es die Art und Weise, wie Arthur Excalibur erhält, die Mal. auf S. 54, 55 u. 63 ausführlicher behandelt als Tenn. S. 24; — und schlieſslich wird am Schluſs des Gedichts die römische Gesandtschaft von Tenn. in

Digitized by Google

kurzen Worten abgefertigt (wie Mal. S. 50), während Monm. die Angelegenheit von S. 306—316, Mal. von S. 168—172 behandelt. Vom Kampf mit Rom aber sagt Tenn. nur: „And Arthur strove with Rome“, Monm. berichtet über denselben ausführlich von S. 317—351 (entsprechend Wace S. 134—220 etc.), Mal. 171—196 (2. Merl. 115^{3}—126^{1} etc.), und während Tenn. in unserem Gedicht vom Kampf mit den Sachsen nur mitteilt: And in 12 great battles he overcame the heathen hordes and made a realm and reigned (ausführlicher in Elaine), widmet Monm. diesen Kriegen 10 Seiten, 276—286.

Auſser diesen hier angeführten Stellen aber finden sich sowohl in dem hier in Betracht kommenden Teil von Monm. wie von Mal. und Ellis *ganze Kapitel,* die Tenn. unberücksichtigt gelassen hat. So, um nur einiges anzuführen, in *Malory:* Arthur ruft Ban und Bors um Hilfe gegen die Rebellen, ihre Ankunft, Empfang u. s. w. Kap. VIII, IX; Traum des „Königs mit den hundert Rittern“ Kap. XI, Ulfius beschuldigt die Königin Igrayne des Verrats Kap. XIX, Arthurs Kampf mit Pellinore Kap. XXIII; die Geschichte von Balan and Balyn, die Tenn. zu einer 1885 erschienenen selbständigen Idylle verwertet hat Kap. XXVII bis XLVI u. a. m. — In *Ellis:* Auſser dem auch von Mal. Erzählten: der Kampf mit den jungen Rittern Gawain, Sagremor etc. gegen die Sachsen S. 272—280, 292—310, der zweite Kampf gegen Rience 311—323 u. a. m. — Bei *Monmouth* schlieſslich: Arthur unterwirft Irland, Island etc. Kap. X, Norwegen, Dazien etc. Kap. XI etc. —

Zum *Schluſs* sei noch eine Kürzung etwas anderer Art als die bisher angeführten erwähnt. Ähnlich wie in der Idylle *Enid drei* Personen der Quelle *Geraint ab Erbin* (s. Mabinogion ed. Lady Guest), nämlich: 1) The sparrow-hawk, 2) Yniols Neffe und 3) Gwiffert Petit, vom Dichter zu der *einen* Person des Ydyrn zusammengefaſst und verschmolzen worden sind, so hier die *zwei* Personen *Bawdewine of Britaine* und *Bedivere.*

Bedivere ist von Malory zuerst genannt pag. 176, im Kriege mit Lucius Tiberius, vor dem Kampfe mit dem Riesen auf dem Berge Saint Mighels. Von da ab aber spielt er an Arthurs Hofe eine hervorragende Rolle und ist der einzige Ritter, der neben dem treulosen Lancelot Arthur überlebt (s. Tenn. Passing of Arthur S. 267: latest left of all the knights). Ein

Digitized by Google

Mann mit ähnlich klingendem Namen ist um Arthur, als dieser, ein 15jähriger Jüngling, als Uthers Nachfolger hervortritt: *Bawdewine*, ein Ritter, der Uthers unbedingtes Vertrauen besaſs (Mal. 13: whom Utherpendragon loved best and most trusted in his dayes), und der auch unter den ersten ist, denen Arthur volles Vertrauen schenkt; er war, heiſst es S. 13, „alwayes about Arthur day and night“, er wurde am Tage der Krönung selbst „made constable“ (S. 14). Tenn. läſst nun den ersteren, Bedivere, die Rolle des Bawdewine of Britayne mit übernehmen. *Er* wird, wie Bawdewine der Quelle, „the first of all his knights, knighted by Arthur at his crowning“ genannt, *er* besitzt von Anfang an Arthurs Vertrauen, wie Bawdewine bei Mal. das Uthers und Arthurs besitzt; ist er es doch, der bald nach der Krönung neben Ulfius und Brastias zu dem ehrenvollen Auftrage ausersehen wird, für Arthur in Cameliard um Guineveres Hand anzuhalten, ist er doch in Cameliard von den drei Rittern der berufenste, auf Leodograns Frage: „Hold ye this Arthur for King Uther's son?“ ausführlich zu antworten. *Er* bleibt Arthur treu sein ganzes langes Leben hindurch, und ist der einzige von allen Rittern der Tafelrunde, der auch noch im letzten Kampfe seinen groſsen Herrn mit treuer Sorge umgiebt: „*First* made and *latest* left of all the knights.“

Tennyson hat durch die Vereinigung dieser beiden Personen, von denen die *eine* bei Malory nur zu *Anfang*, die *andere* gegen *Ende* als treuer Anhänger und Berater Arthurs auftritt, zu *einer* Person in sehr geschickter, schöner Weise Anfang und Schluſs des Epos, die erste und die letzte Idylle, the *coming* und the *passing* of Arthur, miteinander verknüpft.

Digitized by Google

Miltons und Byrons Satan.

Von

Dr. G. Wenzel.

Die Satansfigur als Höllenfürst, als Verführer und als Vertreter des bösen Princips auf Erden, die Satansidee, wie sie in der Bibel und in der Anschauung der christlichen Völker wurzelt, hat zu den verschiedensten Zeiten die gröſsten Geister der europäischen Kulturvölker romanischer und germanischer Zunge zu poetischem Schaffen angeregt, hat sie begeistert, den Flug der Phantasie in die höheren Regionen zu versuchen und jene gefürchtete Gestalt bald episch, als majestätisch im Reiche der bösen Geister waltenden gigantischen Herrscher, bald dramatisch als das verkörperte Böse, als stets verneinenden, sophistischen Geist darzustellen und als unvergängliches Vermächtnis den Völkern zu überliefern.

In der nachfolgenden litterarhistorischen Skizze soll des näheren gezeigt werden, wie die Satansgestalt jenseit des Kanals von zwei der unstreitig gröſsten und begabtesten englischen Nationaldichter, von Milton und Byron, die sich beide, jeder bewunderungswürdig in seiner ihm eigenen Sphäre der Phantasie, unsterblichen Ruhm bei der Nachwelt erworben haben, aufgefaſst und poetisch dargestellt worden ist. Die bei dieser Studie in Betracht kommenden Dichtungen sind Miltons „Paradise Lost“, sowie Byrons „Cain“ und „The Vision of Judgment“.

Die Bibel ist nachweislich die einzige Quelle, welcher der groſse puritanische Dichtergenius den Stoff zu seiner erhabenen, im vollsten Sinne des Wortes originalen Schöpfung entnahm. An groſsen und edlen Vorgängern auf dem Gebiete des religiösen

Digitized by Google

Epos und Dramas fehlte es Milton nicht, und unter diesen ist besonders der holländische Dichter Joost van den Vondel zu nennen, dem Milton, wie vor einigen Jahren von George Edmundson (Milton and Vondel, London 1885) in eingehender, streng objektiver Weise nachgewiesen worden ist, folgte und dem er einzelne Züge und Motive entlehnte. Milton hat dabei aber, treu seinem Grundsatze, daſs: „Borrowing, if it be not bettered by the borrower, is accounted plagiarie“, seine Selbständigkeit in dem Maſse gewahrt, daſs, wenn er auch Vondel manchen charakteristischen Zug verdankt, sein Paradise Lost doch an Originalität nicht die geringste Einbuſse erlitten hat, und, wie Körting sagt (cf. Körting, Grundriſs der Geschichte der engl. Litteratur, Münster 1887), als das vollendetste und in jeder Hinsicht schönste religiöse Epos aller Völker und aller Zeiten angesehen werden darf.

Es ist bekannt, daſs Milton, schon lange ehe er es unternahm, den Sündenfall des Menschen in episches Gewand zu kleiden (1658—1665), öfters mit dem Gedanken umging, jenen erhabenen Stoff dramatisch zu bearbeiten, und wir wissen von Edward Phillips, dem Neffen des Dichters, daſs einige wenige Verse von der groſsartig schönen Apostrophe Satans an die Sonne im Eingange des vierten Buches des P. L. (cf. P. L. IV, 32 ff.) bereits als erster Entwurf zu einer Tragödie aufgezeichnet worden sind. Edmundson verwirft in seinem oben erwähnten Werke über Milton und Vondel mit gerechter Entrüstung die ebenso anmaſsende wie unbegründete Behauptung Lauders, daſs Milton sich in auffälligster Weise des Plagiats schuldig gemacht und die Sujets ganzer Bücher zusammengeborgt habe, daſs es fast keinen Gedanken gäbe, den er nicht erst anderen entlehnt habe, und weist nach, daſs Lauders Bemerkungen (cf. seine „Essays on Milton's Use and Imitation of the Moderns in his Paradise Lost“) nur insofern Beachtung verdienen, als sie Miltons Bekanntschaft mit dem Adam Exul des Hugo Grotius und mit Masenius hervorheben. Milton war bekanntlich ein groſser Sprachenkenner und war, wie selten einer, in den Litteraturen der bedeutendsten europäischen Völker so bewandert, daſs es fast befremdlich erscheinen müſste, wenn er nicht auch die Holländer, und unter diesen Vondel besonders, eingehend studiert hätte. In den spä-

Digitized by Google

teren Schriften Miltons, denjenigen, welche von 1658 an veröffentlicht wurden, ist der Einfluſs der Vondelschen Werke nicht zu verkennen. (Cf. Edmundson p. 13 ff.) Für das Paradise Lost kommen von Vondel besonders in Betracht: 1) Lucifer (Drama) 1654. 2) Leben und Tod Johannes des Täufers (Joannes Boetgezant 1661), ein episches Gedicht. 3) Das didaktisch-religiöse Gedicht: Betrachtungen über Gott und Religion (Bespiegelingen van God en Godsdienst, 1661). 4) Das Drama: Adam in der Verbannung (Adam in Ballingschap, 1664). Edmundson stellt in seiner fleiſsigen und gründlichen Untersuchung über das Verhältnis von Milton zu Vondel eine reichliche Anzahl Parallelstellen beider Dichter gegenüber und liefert in eklatanter Weise den Nachweis, daſs manche Idee, mancher Charakterzug, ja sogar mancher Ausdruck im Paradise Lost sich bei Vondel, besonders häufig im Lucifer, bereits vorfindet.

Die teilweise sporadische Übereinstimmung im Ausdruck ist nun offenbar zufällig und darf nicht als vom Dichter beabsichtigt betrachtet werden. Es ist bekannt, daſs Milton seit April des Jahres 1652 infolge übergroſser Anstrengung seiner Sehnerven das Augenlicht verloren hatte. Er erlernte das Holländische nur durch den mündlichen Gebrauch, namentlich durch seinen vertraulichen, fast täglichen Verkehr mit Roger Williams. Er konnte Vondels Werke selbst nicht mehr lesen, sondern lieſs sie sich von seinen Töchtern, die, wie er sagt, keine fremden Sprachen verstanden, vorlesen, und wird so wohl schwerlich die einzelnen Ausdrücke behalten haben, was er ja auch bei seiner Meisterschaft, Gedanken poetisch zum Ausdruck zu bringen, wahrlich nicht nötig hatte, sondern wird nur besonders schöne Stellen der holländischen Dichtungen seinem Gedächtnis eingeprägt haben, um sie dann nach seiner Art zu verwerten. Die Ähnlichkeit der Ideen und Charakterzüge der Hauptpersonen jedoch ist bei Behandlung ein und desselben Stoffes nach ein und derselben Urquelle durch die Natur der Sache begründet und läſst sich auch bei anderen Dichtern, welche den nämlichen Stoff zum Gegenstand ihres poetischen Schaffens gemacht haben, mit Leichtigkeit konstatieren. Milton war ein viel zu freier und selbständig schaffender Denker und Dichter, war viel zu gewissenhaft und wahrheitsliebend, um sich in ungebührlicher Weise mit fremden

Digitized by Google

Federn zu schmücken, um als litterarischer Pirat kühnster Art den Vorwurf des Plagiarismus auf sich zu laden, wie es nach Lauders Ansicht der Fall war. Milton that bei der Benutzung der Werke Vondels eben nichts anderes, als was z. B. vor ihm ein Virgil, ein Shakespeare, ein Molière und nach ihm ein Byron thaten, deren Werke auch durchaus nichts an Originalität verlieren, weil sie sich inhaltlich und zum Teil auch sprachlich an die Vorbilder groſser Vorgänger anlehnen. Diese Behauptung findet auch volle Anwendung auf Lord Byrons Cain. Byron ist ohne allen Zweifel einer der begabtesten und bei all seinen Fehlern und dichterischen Excessen, die von den Kritikern, freilich öfters in zu grellen Farben und zu sehr durch subjektives Vorurteil getrübt, geschildert worden sind, einer der gröſsten Dichter, die je gelebt haben, und nicht allein für England gilt das über ihn gesprochene Wort, daſs er nicht ein Dichter unter den Lords, sondern ein Lord unter den Dichtern sei. „Seine Poesie,“ sagt Professor Greverus (cf. Herr. Arch. Bd. XII), „ist so reich an groſsen, schönen und erhabenen Gedanken, wie der Indische Ocean an Perlen, und dabei ebenso tief und sturmbewegt.“ Seine Dichtungen sind keine Schöpfungen kalter Verstandesreflexionen, sondern warm und tief empfundene lyrische Ergüsse einer zartbesaiteten Dichterseele, so lange als sein Gemüt noch nicht zerrissen und verbittert war und an die Stelle einer frischen und unbefangenen Auffassung noch nicht die bittere Satire und sein alles, ja sogar zuweilen seine eigene Muse verhöhnender, widerwärtiger Witz getreten ist.

Dieser expressiv höhnische Zug tritt nun auch ganz entschieden im Cain bei der Zeichnung des Lucifer zu Tage und erscheint hier als wirksames Mittel zur Erreichung des teuflischen Zweckes. Der Einfluſs Miltons auf Byron muſs jedem aufmerksamen Leser, der sich der Mühe unterzieht, das Paradise Lost und den Cain prüfend miteinander zu vergleichen, klar und deutlich in die Augen springen und ihn erkennen lassen, wie eingehend und gründlich Byron den groſsen Milton studiert hat, wenn er es nicht vom Dichter selbst wüſste, der in seiner Vorrede zum Cain sagt: „Since I was twenty, I have never read Milton, but I read him so frequently before, that this may make little difference.“ Dieser Miltonsche Einfluſs auf Byron ist von

Digitized by Google

Alfred Schaffner in einer Straſsburger Doktordissertation (Lord Byrons Cain und seine Quellen, Straſsburg 1880) geschickt und ebenso streng objektiv nachgewiesen worden, wie das von Edmundson bei Darlegung des Verhältnisses von Milton zu Vondel geschehen ist. Schaffner verfolgt den Einfluſs des P. L. auf den Cain nicht allein im allgemeinen, sondern belegt ihn auch durch manche Einzelheiten und betont, daſs der Miltonsche Einfluſs namentlich an der Gestalt des Lucifer und des Cain sich stark bemerkbar macht. Lucifer hat rein psychologisch betrachtet viel Ähnlichkeit mit Satan, und Cain ist der titanenhaft potenzierte Adam. Wir verweisen in Bezug auf die Ähnlichkeiten der Hauptfiguren beider Werke auf die von Schaffner citierte fleiſsige und wissenschaftlich recht wertvolle Abhandlung und beschränken uns bei der Beurteilung der Miltonschen und Byronschen Satansgestalt darauf, noch einzelne Momente, die für die Vergleichung von Wichtigkeit sind und die sich in jener Arbeit nicht vorfinden, anzuführen und durch Belegstellen die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der beiden diabolischen Figuren rücksichtlich ihrer äuſseren Erscheinung und ihres Charakters scharf zu kennzeichnen. Wir werden dabei auch Gelegenheit haben, zu zeigen, daſs wir das Urteil nicht immer gutheiſsen können, welches Schaffner, namentlich über die Anlage und Durchführung des Miltonschen Satan, gefällt hat.

Der Miltonsche Satan ist seiner äuſseren Erscheinung nach kein Teufel, wie ihn das Volk sich dachte, in der Hölle geschwärzt, mit Klauen, Hörnern, Schwanz und Pferdefuſs, sondern eine titanenhafte Gestalt, deren Umrisse zwar menschlich sind, sich aber bis ins Kolossale dehnen und von gewitterhaftem Halbdunkel umwölkt sind. Macaulay sagt von den überirdischen Gestalten Miltons: „The spirits of Milton are unlike those of almost all other writers. His fiends, in particular, are wonderful creations. They are not metaphysical abstractions. They are not wicked men. They are not ugly beasts. They have just enough in common with human nature to be intelligible to human beings. Their characters are like their forms, marked by a certain dim resemblance to those of men, but exaggerated to gigantic dimensions and veiled in mysterious gloom." (Cf. Mac. Essay on Milton, Essays p. 24 u. 25, Leipzig 1850.)

Digitized by Google

Diesem Urteile Macaulays wird jeder ohne weiteres beipflichten, der folgende Schilderung Satans vergleicht:

With head uplift above the wave, and eyes
That sparkling blazed, his other parts besides
Prone on the flood, extended long and large
Lay floating many a rood, in bulk as huge
As whom the fables name of monstrous size etc.
(P. L. I, 193 ff.)

Mit dieser Schilderung vergleiche man ferner die Stelle, wo Satan an der Spitze seiner Getreuen als Kriegsfürst erscheint:

— — — When the superior Fiend
Was moving tow'rd the shore, his pondrous shield
Ethereal temper, massy, large and round,
Behind him cast, the broad circumference
Hung on his shoulders like the moon etc. (P. L. I, 283 ff.)

Oder:

— — — He above the rest
In shape and gesture proudly eminent
Stood like a tower. (I, 589 ff.)

Man vergleiche auch die Schilderung Satans als majestätisch thronender Höllenfürst:

High on a throne of royal state, which far
Outshone the wealth of Ormus and of Ind,
Or where the gorgeous East with richest hand
Show'rs on her kings barbaric pearl and gold,
Satan exalted sat, by merit raised
To that bad eminence etc. (P. L. II, 1 ff.)

Am allerschönsten und imponierendsten tritt uns Satan in seinem Zorne entgegen, und zwar als ihn die Engel Gabriel, Zephon, Ithuriel und Uzziel mit Gewalt aus dem Garten Eden treiben wollen, wohin er sich heimlich geschlichen, um Unheil zu stiften.

— — — On th'other side Satan, alarm'd
Collecting all his might, dilated stood,
Like Teneriff or Atlas, unremoved:
His stature reach'd the sky, and on his crest
Sat horror plumed, nor wanted in his grasp
What seem'd both spear and shield. (IV, 985—990.)

Äuſserlich widerwärtig und häſslich erscheint Satan im zehnten Buche, als er sein teuflisches Verführungswerk auf Erden vollbracht hat und zur Hölle zurückgekehrt ist, um das Lob seiner getreuen, mit ihm gefallenen Geister einzuernten. Er wird zur Strafe dafür, daſs er in Schlangengestalt den Verführer gespielt, selbst von Gott in eine grauenvolle Hydra verwandelt, und es heiſst von ihm:

His arms clung to his ribs, his legs intwining
Each other, till supplanted down he fell
A monstrous serpent on his belly prone

Digitized by Google

Reluctant, but in vain; a greater Pow'r
Now ruled him, punish'd in the shape he sinn'd.
— — — —
But still greatest he the midst,
Now dragon grown, larger than whom the sun
Engender'd in the Pythian vale on slime,
Huge Python, and his pow'r no less he seem'd
Above the rest still to retain. (P. L. X, 509 ff. u. 528 ff.)

Aber nicht nur rein materiell als gigantischer, furchtbarer, gewaltiger Feind wird Satan dargestellt, sondern auch geistig und ideal als Engel, der von seiner Gottähnlichkeit nicht gerade sehr viel verloren hat, und dem, trotzdem er gefallen ist, doch noch ein gut Teil seines ursprünglichen Himmelsglanzes verblieben ist. Hierfür ist Hauptbeleg die auch von Schaffner citierte Stelle I, 594 ff.:

— — — — As when the sun new risen
Looks through the horizontal misty air
Shorn of his beams; or from behind the moon,
In dim eclipse, disastrous twilight sheds
On half the nations, and with fear of change
Perplexes monarchs, darken'd so, yet shone
Above them all the Arch-angel —

Ferner vergleiche man Stellen wie:

'Midst came their mighty Paramount, and seem'd
Alone th'antagonist of Heav'n, nor less
Than Hell's dread emperor with pomp supreme,
And God-like imitated state, him round
A globe of fiery Seraphim enclosed
With bright emblazonry — — — (II, 508 ff.)

Oder die Beschreibung Satans auf seinem Fluge durch den weiten Himmelsraum, bei seiner Begegnung mit dem Erzengel Uriel, von dem er erfahren will, wo die Erde, der Wohnsitz der neugeschaffenen Menschen, ist:

And now a stripling Cherub he appears
Not of the prime, yet such as in his face
Youth smiled celestial, and to ev'ry limb
Suitable grace diffused, so well he feigned:
Under a coronet his flowing hair
In curls on either cheek play'd; wings he wore
Of many a colour'd plume, sprinkled with gold
(P. L. III, 636 ff.)

Auch das Bild Satans vor dem Kampfe mit den Erzengeln Michael und Gabriel, wie es Raphael vor Adams Augen entrollt, ist äuſserst schön und ideal gehalten:

High in the midst exalted as a God
Th'Apostate in his sun-bright chariot sat,
Idol of majesty divine, inclosed
With flaming Cherub and golden shields. (VI, 99 ff.)

Digitized by Google

Aus diesen und ähnlichen Beschreibungen kann man entnehmen, einen wie groſsartigen, überwältigenden Eindruck Satans Figur machen muſs, in der sich das materiell Furchtbare und das Geistige, der ehemalige himmlische Glanz ganz wunderbar mischen. Schaffner hat das korporell Furchtbare und Grausige Satans nicht betont, weil es in der Figur des Byronschen Lucifer gar nicht hervortritt und es ihm nur darauf ankam, die Ähnlichkeiten der beiden Satane nachzuweisen. Byrons Lucifer wirkt, so zu sagen, nur geistig, erscheint als der abtrünnige Engel, der äuſserlich aber auch noch Spuren seines ehemaligen überirdischen Schimmers bewahrt hat. Lucifers Figur erscheint nicht so gigantisch und imposant wie Satan, der gerade durch die Doppelnatur, seine ins Riesenhafte ausgedehnte Menschengestalt und seinen überirdischen Engelsglanz, dem Beschauer Furcht einflöſst und ihm stumme Bewunderung abnötigt. Sehen wir jetzt zu, wie Byron sich seinen Lucifer dachte.

Cain (Akt I, Sc. 1) sagt, als er Lucifer in der Ferne herankommen sieht:

Whom have we here? A shape like to the angels
Yet of a sterner and a sadder aspect
Of spiritual essence — — — —
Yet he seems mightier far than them, nor less
Beautous, and yet not all as beautiful
As he had been and might be, sorrow seems
Half of his immortality.

Adah, Cains Frau, ist von Lucifers Engelsgestalt entzückt, fühlt sich magnetisch zu ihm hingezogen und kann sich doch auch gleichzeitig eines gewissen Bangigkeitsgefühles bei seinem Anblick nicht erwehren:

Or in his angels, who are like to thee —
And brighter, yet less beautiful and powerful
In seeming — — — —

Dann heiſst es weiter:

— — — — — I cannot abhor him;
I look upon him with a pleasing fear,
And yet I fly not from him, in his eye
There is a fastening attraction which
Fixes my fluttering eyes on his; my heart
Beats quick, he awes me and yet draws me near,
Nearer and nearer — — — — — (I, 1.)

Aber auch ein gewisses Mitleid erregt Lucifer, der trotz seines Engelsglanzes nicht glücklich zu sein scheint. Adah sagt von ihm:

Digitized by Google

Thou seem'st,
Like an ethereal night, where long white clouds
Streak the deep purple, and unnumber'd stars
Spangle the wonderful mysterious vault
With things that look, as if they would be suns;
So beautiful, unnumber'd and endearing,
Not dazzling and yet drawing us to them;
They fill my eyes with tears, and so dost thou,
Thou seem'st unhappy — do not make us so,
And I will weep for thee ... — (I, 1.)

Tritt uns nun Lucifer auch nicht als gewaltiger, Schrecken verbreitender Kriegsfürst und gleichzeitig noch vom Himmelsglanz umstrahlter abtrünniger Cherub entgegen, so ist seine Figur vom Dichter doch so wunderbar schön und kunstfertig gezeichnet, mächtig und groſs, umflossen von ätherischem Himmelslicht, mit einem vom Kummer durchfurchten Angesicht, welches Mitleid und Furcht zugleich zu erwecken im stande ist, daſs man einer solchen Erscheinung, auch wenn man weiſs, es ist der gefallene, dem Herrn der Welt sich widersetzende Geisterfürst, mit einem gewissen Wohlgefallen bewundernd betrachten muſs und ihr seine Sympathie nicht ganz versagen kann.

Aber nicht nur in ihren äuſseren Umrissen gleichen sich Miltons und Byrons Geisterfürsten, sondern sie haben auch in ihrer Charakteranlage mancherlei Verwandtschaft miteinander, wenn auch Miltons Satan vielseitiger und in seinem Denken und Fühlen etwas mehr menschlich erscheint, während Lucifer der starre, konsequent durchgeführte, gegen Gott und seine Welt mit sophistischem Sarkasmus polemisierende feindliche Engel ist. Beide Gestalten sind ihrer ursprünglichen Aufgabe und Bestimmung, des Höchsten Willen zu vollstrecken, untreu geworden und deswegen aus dem Himmel verstoſsen worden. Das einzige Ziel, welches beide hierauf mit titanischer Hartnäckigkeit, unbeugsamem Starrsinn und Trotz verfolgen, gipfelt in dem Worte „Rache“. Tief in den Abgrund hinabgeschleudert, kaum erst wieder von dem ganz ungeheuerlichen, neuntägigen Sturze zur Besinnung zurückgekehrt, sinnt Satan in seinem unbändigen Trotz und Stolz auf Rache, die nur durch Unheilstiften und Bösesthun gekühlt und befriedigt werden kann. Wunderbar schön werden diese Gefühle Satans vom Dichter in den folgenden Versen zum Ausdruck gebracht:

— — — — What, though the field be lost?
All is not lost; th'unconquerable will

Digitized by Google

And study of revenge, immortal hate,
And courage never to submit or yield:
And what is else not to be overcome?
That glory never shall his wrath or might
Extort from me. To bow and sue for grace
With suppliant knee, and deify his pow'r,
Who from the terror of this arm so late
Doubted his empire; that were low indeed!
That were an ignominy and shame beneath
This downfall — — — — — (P. L. I, 105—115.)

Eitelkeit, Trotz und Stolz sprechen aus folgenden Worten:

Here (in der Hölle) we may reign secure, and in my choice
To reign is worth ambition, though in hell;
Better to reign in hell than serve in heaven. (I, 261—263.)

Satans Ziele und teuflische Pläne, aus denen die Bosheit selbst spricht, werden in folgenden Versen deutlich gekennzeichnet:

To do aught good never will be our task,
But ever to do ill our sole delight
As being the contrary to his high will
Whom we resist. If then his Providence
Out of our evil seek to bring forth good,
Our labour must be to pervert that end. (I, 160 ff.)

Und ähnlich:

We may with more successful hope resolve
To wage by force or guile eternal war
Irreconcileable to our grand foe
Who now triumphs, and in th'excess of joy
Sole reigning holds the tyrånny of heav'n. (I, 120—125.)

Die Tücke und boshafte Rache Satans zeigt sich in folgenden Versen:

To wreck on innocent frail man his loss
Of that first battle and his flight to hell. (IV, 11 u. 12.)

Auch Byrons Lucifer wird als ehrgeizig, starrsinnig und unbeugsam dargestellt, während die glühenden Rachegedanken nicht direkt durch Worte kundgegeben werden. Bei ihm werden alle Gedanken und Gefühle durch bitteren Spott und die heftigsten Lästerungen gegen Gott erstickt. Man höre ihn z. B. sagen:

I have nought in common with him
Nor would: I would be aught above — beneath
Aught save a sharer or a servant of
His power — — — — — (I, 1.)

Als Cain dem Lucifer entgegenhält: Thyself, thou proud, hast a superior,“ entgegnet dieser mit stolzer Entrüstung und dünkelhaftem Trotze:

No, by heaven, which he
Holds, and the abyss, and the immensity

Digitized by Google

Of worlds and life, which I hold with him — No!
I have a victor, — true, but no superior;
Homage he has from all, but none from me;
I battle it against him, as I battled
In highest heaven! Through all eternity,
And the unfathomable gulfs of Hades
And the interminable realms of Space
And the infinity of endless ages
All, all, will I dispute. (Akt II, 2.)

Lucifer bewahrt von Anfang bis zu Ende seinen Starrsinn und Trotz; Satan hingegen verliert im Verlaufe der Darstellung etwas von seiner anfangs durch den finsteren Groll und die Rachsucht imponierenden Gröſse. Es treten während seines Fluges durch den Himmelsraum (P. L. II, 629 ff.), einer groſsartig, überwältigend schönen Darstellung, bei der die dichterische Kraft und die erhabene Genialität Miltons in ihrer ganzen Urwüchsigkeit und Eigentümlichkeit sich zur herrlichsten Blüte entfalten, einer Darstellung, die Byron gewiſs vorgeschwebt, als er Cains und Lucifers Flug durch den Weltenraum dichtete, ganz andere Seiten in Satans Charakter zu Tage und es gesellen sich jetzt zu den früheren Eigenschaften noch Heuchelei, Neid, Schwäche und sogar Reue. Als Satan im offenen Kampfe mit Gewalt nichts gegen den Herrscher der Welt ausrichten konnte, und als im satanischen Kriegsrate aus Klugheit und Politik von einem erneuten Kampfe gegen die Scharen Gottes abgesehen wird, beschlieſst er mit List sein Ziel zu erreichen und sich für seinen Sturz durch Verführung des Menschen an Gott zu rächen. Zunächst tritt jetzt seine aus List entspringende Heuchelei hervor. Man vergleiche z. B. seine an den Erzengel Michael gerichteten Worte:

— — — — — — Brightest Seraph tell
In which of all the shining orbs hath man
His fixed seat — — — — — — — — — —
That I may find him and with secret gaze
Or open admiration him behold
On whom the great Creator hath bestow'd
Worlds, and on whom hath all these graces pour'd;
That both in him and all things, as is meet,
The universal Maker we may praise,
Who justly has driv'n out his rebel foes
To deepest hell; and to repair that loss
Created this new happy race of men
To serve him better. — — — — (P. L. III, 667 ff.)

Sodann zeigen sich mehr menschliche, kleinliche Züge und sogar Schwächen in Satans Charakter; namentlich ein gewisser

Digitized by Google

Neid, als er die von Gott erschaffenen Weltenkörper und schlieſslich auch die Erde mit ihren Reizen und Schönheiten sieht:

Such wonder seized, though after heaven seen,
The Spirit malign, but much more envy seized
At sight of all this world beheld so fair! (III, 552 ff.)

Der mit Trauer und Schmerzgefühlen eigentümlich gemischte Neid offenbart sich ganz besonders bei seinem Eintritt in den Garten Eden, beim Anblick des sich liebenden und liebkosenden überglücklichen Menschenpaares im Paradies. Er bricht in die Worte aus:

O Hell! what do my eyes with grief behold,
Into our room of bliss thus high advanced
Creatures of other mould — — — — (IV, 358.)

oder besonders:

Sight hateful! sight tormenting! thus these two
Imparadised in one another's arms,
The happier Eden, shall enjoy their fill
Of bliss on bliss; while I to hell am thrust,
Where neither joy nor love, but fierce desire,
Among our other torments not the least,
Still unfulfill'd with pain of longing, pines. (IV, 505 ff.)

Man vergleiche auch Satans folgende Worte, aus denen ein gewisses Schamgefühl spricht, welches sich seiner ob seiner Gesunkenheit und Feigheit bemächtigt, als er im Begriffe steht, Eva zu verführen:

— — — — — — — — — Behold alone
The woman, opportune to all attempts,
Her husband, for I view far round, not nigh,
Whose higher intellectual more I shun,
And strength of courage haughty, and of limb
Heroic built — — — — — — — — —
— — — So much has hell debased, and pain
Enfeebled me to what I was in Heaven. (X, 480 ff.)

Auf dem Fluge durch den Weltenraum und namentlich bei der Ankunft an den Pforten Edens regen sich plötzlich bittere und schmerzliche Reuegefühle in Satans Brust. Er macht sich Vorwürfe, daſs er einst so trotzig und herrschsüchtig gewesen und infolge seiner Empörung wider den Herrn verstoſsen und zur ewigen Höllenpein verdammt worden ist. Hierzu ist zu vergleichen Satans langer Monolog (IV, 82—113), wo es unter anderem heiſst:

Nay, cursed be thou; since against his thy will
Chose freely what it now so justly rues.
Me miserable! which way shall I fly
Infinite wrath and infinite despair?

Digitized by Google

Which way I fly is hell; myself am hell;
— — — — — — — — — — — —
O then at last relent. Is there no place
Left for repentance, none for pardon left? (IV, 71 ff.)

Seine Getreuen, die ihn als ihren Fürsten anbeten und bewundern, haben keine Ahnung davon, wie sehr er innerlich leidet.

Under what torments inwardly I groan
While they adore me on the throne of hue!
With diadem and sceptre high advanced,
The lower still I fall, only supreme
In misery! (IV, 88 ff.)

Unterwürfigkeit ist das alleinige Mittel, die frühere Stellung wieder einzunehmen und des verloren gegangenen Glückes wieder teilhaftig zu werden. Dagegen jedoch sträubt sich Satan mit aller Gewalt, einmal weil er sich für zu schwach hält, gehorsam sein zu können, dann aber auch, weil er in seinem plötzlich wiedererwachenden Trotz und Stolz, beherrscht von seinen alten Rachegelüsten, solche Reuegefühle als seiner unwürdig und feige zurückweist:

None (pardon) left but by submission, and that word
Disdain forbids me, and my dread of shame
Among the spirits beneath, whom I seduced
With other promises and other vaunts
Than to submit, boasting I could subdue
Th'Omnipotent — — — — (IV, 81 ff.)

Und weiter unten heiſst es sodann:

But say I could repent, and could obtain
By act of grace my former state, how soon
Would highth recall high thoughts, how soon unsay
What feign'd submission swore — — —
For never can true reconcilement grow
Where wounds of deadly hate have pierced so deep;

ferner:

Farewell remorse: all good to me is lost:
Evil be thou my good; by thee at least
Divided empire with Heav'n's king I hold
By thee, and more than half perhaps will reign. (IV, 93 ff.)

Bei solchen Reden hat Satan seinen ehemaligen Rebellentrotz wiedergewonnen, den Byrons Lucifer im ganzen Stücke nie verliert. Er sagt ähnlich wie Satan an letzterer Stelle:

— — — — — All things are
Divided with me, life and death — and time —
Eternity — and heaven and earth — and that
Which is not heaven or earth, but peopled with
Those who once peopled or shall people both —
These are my realms: So that I do divide
His and possess a kingdom which is not
His. (Akt I, 1.)

Digitized by Google

Zu Satans Hochmut und Trotz gesellen sich weiterhin auch noch Hohn und mit Spott durchmischte Sophistereien. In dem Dialoge mit Gabriel sagt Satan:

Who would not, finding way, break loose from hell
Though thither doom'd? — — — — —
— — — — — — Let him surer bar
His iron gates, if he intends our stay
In that dark durance. (IV, 889 ff.)

Satans heuchlerische Sophisterei erhellt aus folgenden Äuſserungen, die er beim Anblick des glücklichen ersten Menschenpaares thut:

Thank him who puts me loath to this revenge
On you who wrong me not, for him who wrong'd.
And should I at your harmless innocence
Melt as I do, *yet public reason just*
Honour and empire with revenge enlarged,
By conqu'ring this new world, compels me now
To do what else, though damn'd I should abhor. (IV, 386 ff.)

Ferner vergleiche man Satans Reflexionen über den Baum der Erkenntnis:

One fatal tree there stands, of knowledge call'd,
Forbidden them to taste: knowledge forbidden?
Suspicious, reasonless. Why should their Lord
Envy them that? Can it be sin to know?
Can it be death? And do they only stand
By ignorance? — (IV, 515 ff.)

Satans spekulativ spitzfindige Betrachtungen treten endlich so recht deutlich hervor in dem mit Eva kurz vor der Übertretung des göttlichen Gebotes geführten Gespräche.

— — — — — — — And wherein lies
Th'offence, that man should thus attain to know?
What can your knowledge hurt him, or this tree
Impart against his will, if all be his?
Or is it envy? And can envy dwell
In heav'nly breasts? These, these and many more
Causes import your need of this fair fruit. (IX, 725 ff.)

Dieser zuletzt erwähnte skeptische Zug Satans ist nun weit schärfer ausgeprägt in Lucifers Charakter. Lucifer ist von Anfang bis zu Ende der unter der Maske eines zwar schönen, aber gefallenen Engels einherschreitende verkörperte Sophist. All seine Waffen, die er gegen Gott den Herrn, seinen Antagonisten, kehrt, sind, so zu sagen, in der Werkstatt des Sarkasmus geschmiedet worden, und all seine Pfeile, die er gegen seinen Feind abschieſst, sind in das Gift bittersten Hohnes und frecher Gottes-

Digitized by Google

lästerung getaucht. Seine spitzfindigen, höhnischen, scharf geschliffenen Sophismen und seine mystisch-orakelhaft dunklen Argumentationen fallen mit einer Wucht von Keulenschlägen auf Cains Haupt, der so seinen schon wankend gewordenen Glauben an Gott allmählich ganz verliert, sich dem Zweifel in die Arme wirft und unrettbar zu Falle kommt.

Um das Gesagte zu erhärten, mögen hier nur einige Stellen Platz finden, aus denen Lucifers höhnisches, gotteslästerliches Argumentieren deutlich hervorgeht. Lucifer sagt von Gott:

Let him crowd orb on orb: He is alone
Indefinite, indissoluble tyrant!
Could he but crush himself, 'twere the best boon
He ever granted: but let him reign on
And multiply himself in misery! (Akt I, 1.)

Lucifer sagt ferner von Gottes Werken:

Were I the victor, His works would be deem'd
The only evil ones. And you, ye new
And scarce-born mortals, what have been His gifts
To you already, in your little world? (II, 2.)

Vergleichen kann man auch in dieser Beziehung die Bruchstücke folgenden Dialogs:

Cain: I thought it was a being: who could do
Such evil things to beings save a being?
Luc.: Ask *the destroyer*.
Cain: Who?
Luc.: The Maker — call him
Which name thou wilt: He makes but to destroy. (I, 1.)

Oder:

Cain: They say the serpent was a spirit.
Luc.: Who
Saith that? It is not written so on high:
The proud *One* will not so far falsify,
Though man's vast fears and little vanity
Would make him cast upon this spiritual nature
His own low failing. (I, 1.)

Als spitzfindiger Argumentator zeigt sich Lucifer in folgendem Dialog:

Cain: I never
As yet have bow'd unto my father's God
Although my brother Abel oft implores
That I would join with him in sacrifice:
Why should I bow to thee? —
Luc.: Hast thou never bow'd
To Him? —
Cain: Have I not said it? — need I say it?
Could not thy mighty knowledge teach thee that?

Digitized by Google

Luc.: He who bows not to *Him* has bow'd to *me*.
Cain: But I will bend to neither.
Luc.: Nevertheless
Thou art my worshipper: not worshipping
Him makes thee mine the same.

Solcher Stellen lieſsen sich leicht noch viele anführen, und sie alle beweisen, daſs Lucifer durchweg der starre, unwandelbare, berechnende Sophist ist und bleibt. Schaffner sagt daher mit Recht, daſs Lucifers Gestalt vollkommen einheitlich durchgeführt und deshalb auch von vollkommen einheitlicher Wirkung ist, daſs er konsequenter gezeichnet erscheint als Miltons Satan. Wir haben weiter oben gesehen, daſs Miltons Satan bei Betrachtung des unermeſslichen, wunderbar schön eingerichteten Weltgebäudes, beim Anschauen des ersten glückseligen Menschenpaares mit einemmal Reue empfindet und jenem das stille Glück neidet, ja selbst sich Vorwürfe macht, dem Gott-Sieger so trotzig begegnet zu sein, daſs er urplötzlich, wenn auch nur für sehr kurze Zeit, aus der Rolle des trotzigen Rebellen herausfällt. Hierin liegt allerdings eine Inkonsequenz in der Durchführung von Satans Charakter. Wenn aber Schaffner meint, es schlage den Dichter plötzlich der Dogmatismus in den Nacken und gebe ihm den Gedanken ein, er habe etwas zu viel in „majorem diaboli gloriam“ gesagt und müsse dies eiligst restringieren, so möchten wir unsererseits doch glauben, daſs solche Gedanken Milton ferne gelegen, daſs er, der strenge, mutige Republikaner, wohl nicht aus Furcht, mit der orthodoxen Kirche und den von der Bibel sanktionierten göttlichen Satzungen in Konflikt zu geraten, Satan plötzlich als reuig dargestellt hat. Schon die ersten Kritiker des Paradise Lost machten es Milton zum Vorwurf, den Charakter Satans so gezeichnet zu haben, daſs er als der Held des Epos erscheine. So sagt z. B. Addison (Spectator, Essay 297 ff.): Milton brings his story to a conclusion by representing hell and sin and death as triumphant, and he has so delineated the character of Satan as to make him in reality the hero of the poem. Diesem Urteil nach sollte man glauben, Milton habe, wenn der Ausdruck gestattet ist, eine Diabolicee und keine Theodicee schreiben wollen und wirklich geschrieben. — Davon war der Dichter nun freilich weit entfernt. Weshalb sollte man ihm denn einen Vorwurf daraus machen, daſs ihm, dem eifrigen, glühenden

Digitized by Google

Republikaner und Tyrannenhasser, sein Satan am Herzen lag, daſs er ihn zu einer titanischen Heldengestalt erhob, die anfangs in ihrem Rebellentrotz imponiert? Satan bleibt ja, und das war Miltons unverkennbare Absicht, im Verlaufe der Darstellung durchaus nicht der ursprüngliche Held. Von dem Augenblicke an, als er von der Wiederaufnahme des offenen Kampfes gegen Gott und seine Engelscharen Abstand nimmt, als er aus erbärmlicher Rache zum feigen, hinterlistigen Intriganten und Verführer herabsinkt, stürzt er von seiner Höhe tief herab, schwingt sich nie wieder zu seiner Gröſse empor, erregt weder Furcht noch Mitleid, besteht gar keinen Kampf, um sein Ziel zu erreichen, kommt demzufolge in dem Konflikte nicht um, sondern wird nur von Gott, dem Herrn, verdammt, in dem früheren Zustande der Erniedrigung, selbst von seinen Ergebenen in der Hölle nicht mehr geachtet, weiter zu existieren. Kann eine so gezeichnete Figur wie Satan in Wirklichkeit auf den Namen „Held“ gerechten Anspruch erheben? Ein jeder objektive Kritiker muſs doch die Frage mit einem entschiedenen Nein beantworten. Die Hölle kann deshalb doch wohl kaum als „triumphant“ hingestellt werden, wie Addison es will, und ebensowenig läſst sich dies von der Sünde und dem Tode behaupten. Seinen Verführungsplan hat Satan wohl zur Ausführung gebracht, allein damit doch nichts gegen Gott ausgerichtet und seinen Hauptzweck verfehlt. Gott bleibt der Sieger und Überwinder Satans, und die göttliche Gnade, Liebe und Barmherzigkeit erscheint als das ideale, versöhnende Element im Gegensatz zu Satans tückischen Anschlägen und Thaten; diese Gnade erscheint gröſser und höher als die Macht der Sünde und des Todes, die beide, wie der Erzengel Michael verkündet, durch die Aufopferung des Gottessohnes ihre zerstörende Gewalt verlieren.

Die Inkonsequenz in der Durchführung von Satans Charakter stört im übrigen die einheitliche Wirkung des Ganzen nur sehr unmerklich und darf um so weniger dem Dichter zum Vorwurf gemacht werden, als sie aus ganz anderen als dogmatischen Gründen und Rücksichten entsprungen ist. Milton zeichnete seinen Satan der Figur und dem Wesen nach innerhalb „menschlicher“, wenn auch ins Riesenhafte gezogener Umrisse. Als Menschen sind ihm eben auch Schwächen eigen, als solcher ist

Digitized by Google

er nicht stark genug, Gefühle, die sich unwillkürlich regen, ganz zu unterdrücken oder zu verleugnen. Gleich wie selbst der verstockteste und halsstarrigste Übelthäter z. B. beim Anblick eines unschuldigen, sorglos spielenden Kindes oder der herrlichen Wunder der schönen Welt von plötzlichen Schmerz- und Reuegefühlen überwältigt wird, die stärker sind als all sein Trotz, seine Bosheit und Verruchtheit, so wird auch Satan bei der Erinnerung an seinen früheren Zustand des Glückes, und als er sich bewuſst wird, was er verloren und was er dagegen eingetauscht hat, mit einemmal vorübergehend neidisch und reuig. Diese Gefühle sind jedoch nur ganz flüchtiger Natur, werden bald wieder erstickt von den alles niederdrückenden Rachegelüsten, und der alte Rebellentrotz hat wieder die Oberhand gewonnen. In seiner blinden Wut und Ohnmacht verbleibt ihm, dem Widerspenstigen, nur noch der Spott, und so nimmt er seine Zuflucht zu Gotteslästerungen, um seinem Grimme Luft zu machen. Hätte Milton die Absicht gehabt, seinen Satan reuig und von Gewissensbissen gequält darzustellen, nur aus Furcht, ihm vorher zu viel Ehre erwiesen zu haben und dadurch der orthodoxen Kirche zu nahe getreten zu sein, so hätte er ihn nicht wieder sofort lästern lassen dürfen. Nur der Umstand, daſs Milton seinen Satan, so zu sagen, diese Durchgangsstation der Reue flüchtig passieren läſst, würde ihm vor dem Richterstuhle strenger Theologen und Dogmatiker nichts genützt haben, und er würde gerade so gut wie Byron den schweren Vorwurf der Blasphemie und den Tadel, unsittliche Tendenzen zu verfolgen, auf sich geladen haben und cum infamia verurteilt worden sein. Der verschiedenfache Zweck jener Blasphemien veranlaſste die grundverschiedene Auffassung strenggläubiger Kritiker. Satan lästert, inwiefern zur „höheren Ehre Gottes“, wie Schaffner meint, ist nicht recht ersichtlich, seinen göttlichen Überwinder aus kleinlicher Wut und aus Haſs; bei ihm dienen jene, nicht geradezu frechen, Lästerungen nicht als Mittel zum Zweck, denn Satan erreicht ja seinen Zweck, die Verführung Evas und die Zerstörung des Glückes der ersten Menschen, nicht durch Spott und Hohn, sondern durch List und spitzfindige Überredungskünste. Mit Spott, Sophismen und Lästerworten würde Satan bei Eva nichts ausgerichtet haben und würde von ihr gar nicht verstanden worden sein. Deshalb muſste Satan

Digitized by Google

zum gemeinen, schmeichlerischen und hinterlistigen Verführer herabsinken, wodurch er seinen ihn einst als Höllenfürsten umflieſsenden Strahlenglanz völlig verliert und aufhört, Held zu sein.

Die Motive beider Geisterfürsten, Satans und Lucifers, sind dieselben, nur konnten bei Milton, dem Epiker, dessen Satan weltlich gedachter Verführer ist, andere Mittel zur Anwendung kommen, das vorschwebende Ziel zu erreichen, als dies bei Byron, dem Dramatiker, möglich war. Lucifer ist der mit notwendiger, eiserner Konsequenz durchgeführte systematische Spötter, dem Sophismen und Blasphemien als sicheres Mittel dienen, den schon in seinem Glauben an Gott durch Grübeleien stutzig gewordenen Cain ganz auf seine Seite zu ziehen und zum völligen Apostaten zu machen. Hätte Byron seinen mit spitzfindigen Argumentationen und raffinierten Täuschungskünsten vorgehenden Lucifer nur einmal aus seiner Rolle fallen lassen, so würde Cain nicht so unabwendbar der Intrigue zum Opfer gefallen sein, was ja doch nach den Regeln der dramatischen Kunst zur Herbeiführung der Katastrophe und zur Motivierung der tragischen Schuld Cains unbedingt notwendig war. Die böswilligen Kritiker, die sofort den Stab über Cain und damit über Byron selbst brachen, über ihn, den namentlich in seinem eigenen Vaterlande viel geschmähten, oft verkannten und schlecht verstandenen Dichter, begriffen in ihrer blinden Wut, ja man darf kühn behaupten, in ihrer krassen Borniertheit und ihrem verbissenen Hasse gar nicht, daſs die Blasphemien im Cain nicht die Tendenz, nicht der Zweck, sondern nur das Mittel zum Zweck sind und notwendige Ingredienzen zu Lucifers Charakter ausmachen. Wären die satirischen Blasphemien die Tendenz des Stückes, hätte das Gedicht nur den Zweck, Gott zu lästern, so würde das Ganze unerträglich, würde für das Volk geradezu Gift sein und gefährlicher wirken, als die schlimmsten atheistischen philosophischen Schriften es jemals thaten. Ob nun auch solche Mittel, wie Byron sie anwendet, vom sittlichen Standpunkte betrachtet erlaubt sind, darüber läſst sich streiten und die Frage dürfte vielleicht von engherzigen und strenggläubigen Moralisten verneint werden. Sie könnten der Meinung sein, daſs Byron durch weniger anstöſsige und fromme Gemüter nicht verletzende Mittel, vielleicht auch durch List und verlockende Darstellung der Schönheiten seines Reiches den Cain

Digitized by Google

hätte überreden und für sich gewinnen können. Byron jedoch machte von dem ihm zustehenden Dichterrechte Gebrauch und erachtete bei Cains skeptischer Naturanlage die scharf zugespitzten Pfeile der Gotteslästerungen für das einzige, richtige Mittel, Cain zum Fall zu bringen. Lucifer ist ja gefallener Engel, ein grimmiger Feind Gottes, weshalb sollte ihn der Dichter nicht als höhnischen Spötter hinstellen? Ihm konnten solche Mittel nicht widerwärtig und verletzend erscheinen. — Das ganze Drama nun gar erst zu verwerfen aus dem wirklich absurden Grunde, daſs es immoralische Tendenzen verfolge und das Volk verderbe, kann nur die notwendige Folge mangelhaften Verständnisses oder, und das ist fast wahrscheinlicher, persönlichen Hasses gegen den Dichter sein. Mit demselben Rechte könnte man auch Goethes Faust angreifen und manche Scene darin als moralisch bedenklich und gemeinschädlich ausmerzen wollen. Byron, dem es widersinnig erscheint, aus dem Fehltritte eines einzigen Menschen die Sündhaftigkeit aller abzuleiten, macht, wie Schaffner vollkommen richtig bemerkt, „Front gegen das Dogma“ und plaidiert in seinem Drama für Gedankenfreiheit und selbständiges, vernünftiges Denken im Gegensatz zum strengen und starren Dogmatismus. Dies ist die keineswegs immoralische, sondern durchaus gerechtfertigte Tendenz des Cain. Lucifer spricht diese Absicht deutlich am Schlusse seines Gespräches mit Cain aus.

One good gift has the fatal apple given —
Your reason: — let it not be over-sway'd
By tyrannous threats to force you into faith
'Gainst all external sense and inward feeling.
Think and endure — and form an inner world
In your own bosom — where the outward fails;
So shall you nearer be the spiritual
Nature, and war triumphant with your own.

Es läſst sich denken, daſs solche offenkundig anempfohlene und verteidigte Denkfreiheit unter den Orthodoxen einen wahren Sturm der Entrüstung hervorrufen und sie in heiligen Zorn geraten lassen muſste, da ihre und der Kirche Autorität zwar nicht untergraben wurde, aber immerhin doch einen gewaltigen Stoſs erlitt, den sie mit den Waffen der Schmähsucht und des Zetergeschreis zu parieren suchten. —

Eine zweite Satansfigur Byrons, die zwar an die des Paradise Lost und den Lucifer im Cain erinnert, aber doch gewisser-

Digitized by Google

maſsen einen Repräsentanten der Hölle für sich bildet, haben wir in der „Vision of Judgment“, jenem eigenartigen Gedichte, das man eine komisch-satirische Epopöe nennen könnte. Das Gedicht in der Gestalt einer traumhaften Vision stellt eine Gerichtsscene an den Pforten des Himmels dar. — Petrus hält mit den rostigen Schlüsseln am Himmelsthore Wacht und wartet, ob nicht eine fromme Seele kommt und Einlaſs begehrt. Eine Engelschar trägt die Seele des verstorbenen Königs Georg III. von England heran, um sie der schützenden Hand des Petrus anzuvertrauen. Unter jenen Engeln erscheint aber auch Satan und fordert die Seele für sein Reich. Es entspinnt sich sodann ein Gespräch zwischen Satan und dem Erzengel Michael, worin ersterer die Gründe darlegt, weshalb die Seele jenes Königs sein Eigentum ist. Als Zeugen ruft Satan eine ganze Schar abgeschiedener Seelen und Dämonen zusammen, welche seine Ansprüche bekräftigen und beweisen sollen. Während dieser Erörterungen, zwischen denen hindurch der Dichter satirische Anspielungen auf bekannte Persönlichkeiten macht, wobei auch Heilige und Geister mit beiſsenden Spötteleien überschüttet werden, verfliegt der Traum und die Seele des Königs geht in den Himmel ein. Die ganze Darstellung ist mehr scherzhaft, und Satans Argumentationen sind weniger verletzend als die boshaften, rein reflektierenden Bemerkungen Lucifers im Cain, erregten daher weniger Ärgernis, weil namentlich die Gottheit völlig aus dem Spiele gelassen worden war.

Was nun die Zeichnung Lucifers angeht, so muſs man sagen, daſs der Eindruck, den seine Erscheinung in der Vision macht, wieder auf dem materiell Furchtbaren beruht. Es tritt uns die Satansfigur faſslich, rein körperlich, als Schreckgestalt entgegen, wie sie das Volk sich vorstellte, und die durchaus geistige Auffassung, die eines gefallenen, höhnenden Engels, welche der Dichter im Cain so wirkungsvoll zur Geltung bringt, ist hier nicht zu erkennen. Die äuſseren Umrisse der Figur sind deutlich gegeben, während die Charakterzüge nicht wie im Cain aus den Äuſserungen und Reflexionen hervorgehen, sondern aus der äuſseren Beschreibung selbst entnommen werden müssen. Der Satan der Vision hat äuſserlich einige Ähnlichkeit mit dem Miltons. Es tritt in seiner Figur etwas gigantenhaft Groſsartiges, Schreckenerregendes

Digitized by Google

hervor und auf seinem überirdischen Angesichte prägt sich Grimm und grenzenloser Haſs aus. Es heiſst von ihm:

A spirit of a different aspect waved
His wings, like thunder-clouds above some coast
Whose barren beach with frequent wrecks is paved.
His brow was like the deep, when tempest-toss'd;
Fierce and unfathomable thoughts engraved
Eternal wrath on his immortal face
And where he gazed a gloom pervaded space.

Und weiter unten dann:

As he drew near, he gazed upon the gate
Ne'er to be enter'd more by him or Sin
With such a glance of *supernatural hate*
As made St. Peter wish himself within.

Die Heiligen und selbst die Engel fürchten sich vor der finsteren, wetterdrohenden Gestalt Lucifers und flüchten ängstlich wie die schüchternen Tauben, welche der Geier bedroht.

In seinen Äuſserungen jedoch tritt das Finstere und Gehässige Lucifers nicht hervor, ganz im Gegensatz zu Miltons Satan, dessen äuſserer Erscheinung Rede und Haltung vollkommen entsprechen. In der Darstellung einzelner Situationen und Schilderungen von Begegnungen Satans mit guten Engeln haben Byrons Vision und Miltons Paradise Lost eine gewisse Ähnlichkeit. Wir heben in dieser Beziehung namentlich die Begrüſsung Lucifers mit dem Erzengel Michael an der Himmelsthür hervor und auf der anderen Seite die feindliche Begegnung Satans und der Erzengel im Garten Eden (P. L. IV, 985 ff.). Bei Milton erscheint Satan an jener Stelle als grimmiger, drohender Feind, bei Byron hingegen stehen sich Lucifer und Michael nur düster und stumm gegenüber. Beredter als alle Worte spricht ihr Auge, ihr Blick voll tief empfundenen Bedauerns, daſs ein böses Geschick, nicht ihr Wille sie zu ewigen Feinden gemacht hat:

He and the sombre silent Spirit met —
They knew each other both for good and ill;
Such was their power, that neither could forget
His former friend and future foe; but still
There was a high, immortal, proud regret
In either's eye, as if 't were less their will
Than destiny to make the eternal years
Their date of war, and their „champ clos" the spheres.

Nachdem beide sich stumm gemustert, verneigt sich Michael vor Lucifer wie vor einem seinesgleichen, während letzterer mit Stolz und Selbstschätzung erwidert:

Digitized by Google

The Archangel bow'd, not like a modern beau,
But with a graceful oriental bend,
Pressing one radiant arm just where below
The heart in good men is supposed to tend.
He turn'd as to an equal, not too low,
But kindly; Satan met his ancient friend
With more hauteur, as might an old Castilian
Poor noble meet a mushroom rich civilian.

Michael betrachtet Lucifer sogar wie einen Freund:

My good old friend — for such I deem you, though
Our different parties make us fight so shy.
I ne'er mistake you for a personal foe,
Our difference is political and I
Trust that whatever may occur below
You know my great respect for you: and this
Makes me regret whate'er you do amiss.

Sodann tritt, ähnlich wie im Cain, die Spitzfindigkeit Satans hervor, während der starre Trotz und Stolz auf die ihm gehörende Herrschaft, welche Lucifer in seinem Dünkel höher stellt als die seines Gegners, in dem Charakter des Satans in der Vision sich nicht zeigt und vielmehr Platz macht einer wohlgefälligen, wenn auch etwas spöttisch angehauchten Zufriedenheit mit seinem Besitze, den Gott ihm nicht zu neiden braucht. Man vergleiche hierzu folgende Verse Satans:

I claim my subject: and will make appear
That as he was my worshipper in dust (Georg III.)
So shall he be in spirit, although dear
To thee and thine, because nor wine nor lust
Were of his weaknesses, yet on the throne
He reign'd o'er millions to serve me alone.

Dann ferner:

Look to *our* earth or rather *mine;* it was
Once more thy Master's: but I triumph not
In this poor planet's conquest; nor alas!
Need He thou servest envy me my lot.

Und dann fügt er mit gutmütigem Spott über die Schlechtigkeit der Erdgeborenen hinzu:

— — — — — They are grown so bad
That Hell has nothing better left to do
Than leave them to themselves: so much more mad
And evil by their own internal curse,
Heaven cannot make them better, nor I worse.

In einer anderen Situationsmalerei, die uns an Miltons Paradise Lost erinnert, bekommen wir ein ziemlich deutliches Bild von Satans äuſserer Gestalt. Wir meinen die Ähnlichkeit zwischen der im zweiten Buche des P. L. so schön dargestellten Parlamentssitzung, in welcher in ganz weltlicher Manier Satan

Digitized by Google

auf dem Throne sitzend, umringt von seinen Getreuen, Kriegsrat hält, und auf der anderen Seite die in der Vision beschriebene Versammlung abgeschiedener Seelen, welche als Zeugen auftreten sollen, daſs die Seele Georgs III. der Hölle verfallen ist. Die Figur Satans erscheint hier in der landläufigen Auffassung, freilich in Riesenumrissen, mit dem Teufelsgesicht und der schwarzen Hand, während Miltons Satan in jener Versammlung weit gewaltiger und imponierender dargestellt wird. Es heiſst an der betreffenden Stelle der Vision:

> Then Satan turn'd and waved his swarthy hand
> Which stirr'd with its electric qualities
> Clouds farther off than we can understand
> Although we find sometimes in our skies;
> Infernal thunder shook both sea and land
> In all the planets and hell's batteries
> Let off the artillery, which Milton mentions
> As one of Satan's most sublime inventions.

Die Sprache ist bei solchen und ähnlichen Beschreibungen hinreiſsend schön und erinnert an den riesenhaften Schwung der Phantasie Miltons, den Byron gewiſs auch hier öfters vor Augen hatte, wie aus der direkten Reminiscenz des groſsen Epikers hervorgeht. —

Im ganzen muſs man jedoch sagen, daſs der Eindruck, welchen Satan in der Vision macht, durchaus nicht imponierend ist; es ist ein Satan, der den Leser ziemlich kalt läſst. Er ist weder eine epische noch dramatische Gestalt, dessen Charakter so gezeichnet ist, daſs wir bis zu einem bestimmten Grade wenigstens ihm unsere Teilnahme, Bewunderung und Respekt nicht versagen können, sondern er ist ein Teufel, der trotz seiner finsteren, gigantischen Erscheinung, gleichwie die anderen Geistergestalten, etwas Komisches an sich hat und ganz gut in einer Posse auftreten könnte, in welcher solche prickelnde Witzeleien, wie sie in der ins Lächerliche gezogenen Gerichtsscene im Himmel und sonst noch vorkommen, vielleicht am Platze wären und ein geneigtes Publikum finden dürften. So erscheint uns Lucifer nur als matter Abglanz des Miltonschen Satan, dem er an Kraftfülle und Energie nicht im mindesten gleichkommt, gleichwie er auch mit seinen Spötteleien vor Lucifer im Cain, jenem vernichtenden Kritiker und Bespötter Gottes und seiner Werke, die Segel streichen muſs.

Digitized by Google

Jeanne Darc.

Geschichte, Legende, Dichtung.

Von

Richard Mahrenholtz.

I.

Selten ist eine auſsergewöhnliche Erscheinung der Geschichte so oft und so verschieden beurteilt worden wie jenes französische Mädchen, das aus niedrem Stande sich zur Retterin ihres Vaterlandes und zur Prophetin Gottes erhob! Schon die Zeitgenossen nennen sie bald eine Heilige, bald eine Hexe, der Fanatismus eines französischen Theologen im 16. Jahrhundert verstieg sich zu der Behauptung, man müsse an die göttliche Mission Jeannes ebenso glauben wie an die Evangelien, und schon ein paar Jahrzehnte später erklärte ein weltlich gesinnter Geschichtschreiber Frankreichs sie für eine Geliebte des Herzogs von Alençon und der anderen groſsen Herren im französischen Lager. Im 18. Jahrhundert sah die französisch gebildete Gesellschaft von Sanssouci und Rheinsberg sie mit Voltaires Mephistoblicken an, noch später lächelte Karl August von Weimar über das von Schiller verherrlichte Bauermädchen. Dagegen welche unbedingte Verehrung in den katholischen Kreisen des modernen Frankreich! Die Bischöfe Dupanloup und Freppel hätten sie gern zu einer Heiligen der Kirche erhoben, Jules Quicherat, der auf dem Gebiete der Jeanne Darc-Forschung so verdienstvolle Direktor der *École des Chartes* zu Paris, hielt es für eine n a t i o n a l e Pflicht, an ihre übernatürliche Sendung zu glauben. Bei uns ist, seitdem Ranke mit seiner Schrift: „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“ eine Umwälzung der Geschichtsforschung und Geschichtskritik hervorgerufen hat, die der durch Kants Kritik der reinen Vernunft in der Philosophie hervorgebrachten zu vergleichen wäre, eine solche

Digitized by Google

Übertreibung des Hasses und der Verehrung nicht mehr möglich, wir stellen uns mit dem gröſsten aller deutschen Geschichtschreiber auf „den Boden der historischen Anschauung“ und „kommen aus dem System der Anklage und Verteidigung heraus“.

Wenn diese Gegensätze der Auffassung Jeannes, die auch in den grundverschiedenen Werken dreier Dichter, Shakespeares, Voltaires, Schillers, ihr poetisches Spiegelbild gefunden haben, durch Religion, Nationalität und Geschichtskritik bedingt sind, so ist auch eine legendenartige Ausschmückung des historisch Beglaubigten gerade bei einer Prophetin begreiflich genug. Die Legende hat sich Jeanne Darcs schon bemächtigt, ehe sie noch auf den Scheiterhaufen geführt wurde — die Akten ihres Prozesses und die Aufzeichnungen unmittelbarer Zeitgenossen lassen das erkennen —, und noch vor Ablauf des 15. Jahrhunderts ist sie von kirchlichen Legendenschreibern im Geiste der katholischen Heiligenleben verherrlicht worden! Aber zum Glück für den späteren Geschichtsforscher haben ihre eigenen Geständnisse vor den geistlichen Richtern zu Rouen und die Angaben der weder vom Glauben noch vom Aberglauben beeinfluſsten burgundischen Chronisten uns das Herausschälen der sicheren Thatsachen aus der poetischen Hülle der Sage möglich gemacht.

Die Sage beginnt, wie gewöhnlich, schon mit Geburtsjahr und Geburtstag. Am 6. Januar 1412 soll sie nach späterer Annahme geboren sein, aber das Jahr ist so unsicher wie der Tag. Das Alter, welches ihr die Zeitgenossen geben, als sie im Frühjahre 1429 vor Frankreichs König und Adel auftrat, schwankt zwischen 16 und 27 Jahren, und alles, was sie von ihrem Auftreten und Wirken erzählen, läſst ein reiferes Alter als 17 Jahre (1412—1429) voraussetzen. Der 6. Januar, nirgends sicher als Jeannes Geburtstag oder Tauftag beglaubigt, ist zugleich ein hoher Festtag der katholischen Kirche, wahrscheinlich hat die spätere kirchliche Legende den Geburtstag der neuen Prophetin mit dem Epiphanienfeste zusammenfallen lassen. Für den väterlichen Namen Jeannes haben wir fünf Schreibweisen, und die urkundlich durch den königlichen Adelsbrief für Jeannes Familie und deren Nachkommen beglaubigte Form würde Day, nicht Darc sein. Ob ihr Vater ein unfreier Bauer gewesen, wie er sich zu der prophetischen Mission der Tochter gestellt, ob er

Digitized by Google

diese für ein Werkzeug Gottes oder des Teufels gehalten habe, weiſs keiner der unmittelbaren Gewährsmänner.* Jeannes Schwestern und Brüder tauchen in zeitgenössischen Darstellungen flüchtig auf, um ebenso flüchtig zu zerrinnen. Wohl mögen wir annehmen, daſs sie aus dem französischen Grenzdörfchen Donremy stammte, doch absolut gewiſs ist das ebenfalls nicht, denn einige zeitgenössische Aufzeichnungen geben als ihren Geburtsort Vaucouleurs, den Ausgangspunkt ihrer geschichtlichen Wirksamkeit, oder Lothringen als ihr Vaterland an.**

Wie der Gedanke, daſs sie zur Retterin des Vaterlandes berufen sei, ihr entgegentrat, bleibt auch in einem mythischen Dunkel. Als Hirtin in der Einsamkeit einer Trift, unter dem Schatten einer Zaubereiche läſst die Legende ihr die Heiligen Gottes erscheinen, aber Jeanne selbst hat ihren Richtern gestanden, daſs sie niemals eine Hirtin gewesen sei, sondern nur in der Weise der Bauermädchen ab und zu die Gemeindeherde mit auf die Weide getrieben habe, und über die näheren Umstände ihrer Berufung hat sie sich öfter in ein verdächtiges Schweigen gehüllt. Blieb sie bis zum Jahre 1429 stets oder doch mit einer geringen Unterbrechung im Vaterhause oder war sie, wie der burgundische Chronist Monstrelet angiebt, Dienstmädchen in einem Gasthofe, auch das vermögen wir nicht zu entscheiden! Wir bedürfen aber, um ihre prophetische Rolle zu erklären, des Zauber- und Legendenapparates nicht! Der von dem auswärtigen Feinde und dem einheimischen Vasallen, Philipp von Burgund, schwer bedrängte König Frankreichs galt dem patriotischen Sinne seines treuen Volkes als der allein berufene, von Gott selbst eingesetzte Herrscher; wie nahe lag einem aus diesem Kreise hervorgegangenen, von dem unmittelbaren Glauben jener Zeit durchdrungenen Mädchen der Gedanke, daſs Gott selbst die Rettung senden werde, welche dem in die wahre Ursache der Bedrängnis Frankreichs, in den Parteizwist des Königs und seiner Vasallen Uneingeweihten, auf natürlichem Wege nicht möglich erschien?

* Neuerdings ist durch de Braux' und Bouteillers Forschungen festgestellt, daſs er ein wohlhabender und freier Grundbesitzer war.

** Auch hier lassen die erwähnten Forschungen keinen Zweifel an Donremy als Geburtsort, und die französische Abstammung ist fast zur Gewiſsheit geworden.

Digitized by Google

Wie die Jugend Johannas so von der poetischen und religiösen Legende mit einem Blütenkranze umgeben ist, so hat dieselbe Legende ihr erstes Auftreten in Vaucouleurs und zu Chinon am königlichen Hofe ausgeschmückt. Was jenen tapferen Ritter Baudricourt in Vaucouleurs zum Schützer der von ihm anfänglich verspotteten Heldin gemacht hat, weiſs wohl die Legende, nicht die Geschichte. Sah er wirklich nur in dem Auſsergewöhnlichen das einzige Mittel der Rettung, glaubte er zuletzt selbst an die Macht der Heiligen, oder wollte er, wie ein Chronist andeutet, seinen wilden Kriegsgenossen das abenteuerliche Mädchen als gute Beute zuführen? Auf Grund der widersprechenden Angaben der Quellen bleibt uns das so unklar wie vieles andere.

Und wie stellte sich der König, wie sein Adel und seine Geistlichkeit zu dem Glauben an Johanna? Daſs Karl VII. mehrere Wochen lang zögerte, ehe er die kriegsdürstende Prophetin zum Kriege entsandte, daſs er sie einem Glaubens- und Sittengerichte der Theologen von Poitiers unterwarf, spricht nicht für den gewaltigen Eindruck, den die Jungfrau auf den weltlich gesinnten König und Hof gemacht habe. Die Legende weiſs zwar auch hier Rat! Johanna soll dem König jene drei Bitten mitgeteilt haben, die er in einsamem Gebete an den Herrn aller Herren richtete, durch ein übernatürliches Zeichen habe sie ihre Sendung bekräftigt, den König inmitten seines Hofes sofort erkannt, trotzdem er seinen Thron mit einem Vasallen getauscht, aber Jeanne selbst weiſs in ihrem Verhöre nichts von jenen drei Bitten, die erst in viel späteren Chroniken erwähnt werden, hat jenes übernatürliche Zeichen, das sie anfangs ihren Richtern gegenüber behauptete, kurz vor ihrem Tode widerrufen und auch zugestanden, daſs sie den König allein gesehen habe!

Die Fahne, welche Jeanne im Gottesstreite trug, das Schwert, welches sie auf wunderbare Weise in einer alten, ihr ganz unbekannten Kapelle der hl. Katharina entdeckt haben soll, obwohl selbst die Erbauer der Kapelle von jener Reliquie nichts wuſsten, sind gleichfalls dankbare Objekte für die dichtende Legende gewesen! Die Fahne wird von einem Zeitgenossen und von Johanna selbst in nicht übereinstimmender Weise geschildert, auch scheint es, trotz der Ableugnung ihren Richtern gegenüber, daſs sie später als Geadelte ein anderes Banner trug, auf dem ihr Wappen

Digitized by Google

angedeutet war, und das gleichfalls verschieden beschriebene Schwert scheint sie nach ihrer gerichtlichen Aussage selbst an Ort und Stelle ausgekundschaftet zu haben.

Mit der Ankunft Johannas vor dem von den Engländern belagerten Orléans (29. April 1429) stehen wir erst auf historischem Boden, aber auch hier hat die Fabelsucht der Zeitgenossen und der späterlebenden Chronisten alles gethan, um die Wahrheit zu verschönern und zu verschleiern. Zwei Fragen drängen sich uns hier auf. War Orléans und mit ihm Frankreich bis zur Loire wirklich verloren und, wenn dies der Fall, hat Johannas Eingreifen allein oder vorzugsweise es gerettet? Allerdings Nordfrankreich war fast ganz von den Engländern besetzt, die Hauptstadt in ihren Händen, aber viel weniger glänzend stand es damals um die Sache Englands als in den Tagen des schwarzen Prinzen und des fünften Heinrich! Seitdem ein unmündiges Kind, Heinrich VI., über das Inselreich herrschte, begannen im Inneren die Parteigegensätze, die später in dem blutigen Bürgerkrieg der Häuser Lancaster und York sich entluden und heftige Kämpfe mit den kaum halb unterworfenen Schotten, die auch im Heere des französischen Königs gegen die Stammesgenossen fochten. Die Zwietracht der Parteien pflanzte sich in die englische Regierung und Heeresleitung jenseit des Kanals fort, zudem fehlte es an Geld und Menschen, allein auf Burgunds mächtigem Beistand ruhte die Fremdherrschaft. Wenn gleichwohl die vereinten Engländer und Burgunder auch nach Heinrichs V. frühem Tode noch Siege über die zahlreicheren Scharen der Feinde davontrugen, so war dies eine notwendige Folge ihrer überlegenen Kriegskunst. Gegen die festgeschlossenen Glieder des Fuſsvolkes und gegen die gefürchteten Bogenschützen kam die mittelalterliche Ritterweise nicht mehr auf. Wird uns doch erzählt, daſs in der Schlacht von Azincourt jene tollkühnen, prahlerischen Ritter, dem gemeinen Fuſsvolk voraneilend, die Gräben und Verhaue der Feinde stürmen wollten, daſs dabei Roſs und Reiter stürzten und so Frankreichs glänzende Chevalerie von den sichertreffenden Pfeilen und Streitäxten fast mühelos dahingerafft wurde. Erst als Karl VII. das französische Heerwesen von dem mittelalterlichen Lehnsverband befreite und nach moderner Weise umgestaltete, sank daher die englische

Digitized by Google

Herrschaft auf französischem Boden nieder. Aber trotz der militärischen Überlegenheit war Englands Sache in Nordfrankreich eine höchst zweifelhafte. Die nationalen Sympathien regten sich zu gunsten Karls VII. mehr und mehr, immer unzuverlässiger wurde auch der Herzog von Burgund, der schon mit Frankreich in Unterhandlungen stand. Zudem blieb der Süden Frankreichs jenseit der Loire, der gröſsere und reichere Teil des Landes, von den wenigen englischen Besitzungen im Südwesten abgesehen, der königlichen Sache treu, und hier gerade lagen die festesten Grundlagen des französischen Königtums. Im Norden herrschten die Valois, bis auf Ludwigs XI. Zeit, etwa so, wie Deutschlands Kaiser über seine Vasallen gebot. Die Normandie, seit alters her im Besitze der englischen Dynastie, dann allerdings an Philipp August, den bekannten Gegner von Richard Löwenherz, verloren, aber in den französisch-englischen Kriegen wiedergewonnen, war nie recht zum festen Besitz der Valois geworden, fast unabhängig schalteten die angestammten Herzöge der Bretagne, und Burgund nahm zu Frankreich eine Stellung ein wie später Brandenburg-Preuſsen zum habsburgischen Kaiserstaate. Nur in Isle-de-France hätte Karl VII. sich König von Frankreich nennen können, auch wenn nicht der Erbfeind ihm die Hälfte seines Königreichs entrissen hätte. Paris' Verlust bedeutete nicht allzuviel, denn die zwar zahlreich bevölkerte, aber noch unschöne und ungeordnete, von inneren Gegensätzen durchtobte, dem Landesfeinde schon durch seine geographische Lage bald preisgegebene Seinestadt war damals weit entfernt, der politische und geistige Centralpunkt Frankreichs zu sein. Städte wie Bordeaux, Lyon, Marseille galten durch ihre günstigere Lage ebensoviel wie die volkreichere Hauptstadt, und solange Karl VII. über sie und über den vom nationalen Sinne geeinten Süden, dessen trotzige Vasallen die Greuel der Albigenserkriege vertilgt hatten, gebot, war seine Sache keine verzweifelte oder verlorene. Erst die auf Verherrlichung Johannas bedachte Legende giebt ihm daher den Gedanken eines Verzichtes auf sein Königtum ein, aber in kluger Berechnung der politischen und militärischen Verhältnisse erwartete er den Sieg über England und dessen besser geschulte und besser geführte Heere nicht allein vom Kampfe, sondern mehr noch vom Frieden mit Burgund. Ihm und den gleich-

Digitized by Google

denkenden Feldherren und Politikern seines Hofes widerstrebte die Kriegspartei der groſsen Vasallen, die von dem Frieden mit Burgund eine Schwächung ihres Einflusses befürchteten, und sie fanden in dem kriegerisch-religiösen Fanatismus Johannas eine willkommene Stütze. Darum war das Haupt jener Kriegspartei, der Herzog von Alençon, zugleich der eifrigste Beschützer der kampflustigen Jungfrau, aus der die kriegsdürstenden Stimmen der Heiligen redeten. Wie oft ist edle Begeisterung ein unfreiwilliges Werkzeug des politischen Ehrgeizes geworden, auch wenn ihre Vertreter mehr Einsicht hatten als das unerfahrene Bauermädchen. Auch hier stellte die hochbegeisterte Prophetin ihr reines, unbeflecktes Ideal, ohne es zu wollen, in den Dienst des Parteigetriebes. Wenn sie den vorsichtigen Bedenken der Feldherren Karls VII. ihre himmlischen Gebote und Prophezeiungen gegenüberstellte, wie bei dem Zuge gegen Rheims und gegen Paris, so sprach unbewuſst aus ihr die schlaue Berechnung eines Alençon; wenn sie dem Frieden mit Burgund widerstrebte und den Fall der Hauptstadt als göttliche Zusage verkündete, so diente sie wieder den Zwecken desselben Mannes; im Sinne von ihm und seinen Parteigenossen schrieb sie Drohbriefe* an die Engländer und selbst an die ketzerischen Hussiten, denn auch der religiöse Haſs konnte dem nationalen förderlich sein. Von einer Berechnung ihrerseits ist dabei keine Rede, denn wenn irgendwo die Hingabe an ein groſses Ziel lauter und unverfälscht sich kundgiebt, so in den siegessicheren Äuſserungen und nie wankenden Prophezeiungen jenes gottbegeisterten Mädchens, aber dem listigen Versucher sind auch Heilige zum Opfer gefallen!

Der innere Gegensatz und der offene Hader zwischen Johanna und den Feldherren Karls VII. beginnt schon mit der ersten Waffenthat, dem Entsatze von Orléans. Kühn auf die Stimmen ihrer Heiligen vertrauend, wollte Johanna den gefahrvolleren Weg auf dem rechten Ufer der Loire wählen, die Feldherren aber entschieden sich für den Zug auf dem linken Ufer und wuſsten sie, der die Kriegsberatung nur teilweise mitgeteilt

* D. h. sie gab ihren Namen her, denn schreiben und lesen konnte sie nicht.

Digitized by Google

wurde, zu täuschen. Die Errettung der Stadt geschah auch im wesentlichen gegen Johannas Pläne, und wahrlich, einer übernatürlichen Hilfe hätte das Unternehmen auch nicht bedurft. Denn Orléans, obwohl seit geraumer Zeit vom Feinde belagert, war so wenig eingeschlossen, daſs ungehindert Zuzug und Proviant hineingelangte und daſs auch der rettende Entsatz ohne ernste Gefahr stattfand. Freilich konnten die Festungswerke der Belagerer nicht ohne blutige Kämpfe genommen werden, aber hierbei gab die gröſsere Zahl der Franzosen, wahrlich nicht Johannas prophetische Begeisterung, den Ausschlag. Denn was sie nach den thatsächlichen Angaben der am besten unterrichteten Chronikschreiber gethan hat, geht über die Leistungen eines mutig anfeuernden und tapfer kämpfenden Unteroffiziers kaum hinaus. Wenn geistliche Berichterstatter und ein im Sinne der Alençonschen Partei schreibender Chronist den Himmel und die Jungfrau alles thun, raten, prophezeien lassen, ohne ihre Auffassung durch bestimmte Angaben zu begründen, so ist das nur ein rhetorisch übertreibender Ausdruck ihres Aberglaubens oder des Partei-Interesses. Wird doch Johanna in einem Briefe Karls VII. aus jener Zeit nur nebenbei und in dem ausführlichen Berichte des Heroldes von Frankreich, Jacques le Bouvier, so gut wie nicht erwähnt.

Nach der Einnahme von Orléans wünschte die Jungfrau und mit ihr die Kriegspartei einen Zug Hals über Kopf nach der Krönungsstadt Rheims, ohne sich um die im Rücken bleibenden englischen Festungen an der Loire zu kümmern. Die militärische Einsicht der ausschlaggebenden Feldherren widerstand dem mit Recht und bahnte sich den Weg nach Rheims langsamer, aber sicherer durch die Einnahme der nur schwach besetzten Loirefestungen und durch die Unterhandlung mit der nationalen Partei in den Städten des nordöstlichen Frankreich, wie Troyes und Rheims selbst. So wenig wie bei dem Entsatze von Orléans geschah auch hier in den wichtigsten Dingen Johannas und ihrer Gönner Wille, erst den unüberlegten Sturm auf Paris, an dessen Mauern ihre Prophezeiungen völlig zu Schanden werden sollten, setzte sie durch. Die hoffnungsvoller sich gestaltenden Verhandlungen mit Burgund geboten schon, abgesehen von der Festigkeit des wohlverteidigten Paris und der

Digitized by Google

Schwäche des durch den Sommerfeldzug erschöpften königlichen Heeres, ein Hinausschieben der Feindseligkeiten, aber durch die von ihr prophezeiten Erfolge war Johannas Ansehen im Heere so gestiegen, daſs Karl VII. auf sie noch mehr Rücksicht nehmen muſste als auf den Kriegsmut der Alençonschen Partei. Es ist ein leeres Gerede der damaligen und späteren Anhänger Johannas, daſs der König nach dem unglücklichen Sturm auf die Hauptstadt nur aus Feigheit abgezogen sei, auf eine Wiederaufnahme der Belagerung unter besseren Umständen hat er keineswegs verzichtet, da er Besatzungen in den benachbarten Städten und Festungen zurücklieſs. Mangel an Lebensmitteln trug ebenso wie der militärische Miſserfolg zu dem Rückzugsplane bei. Mit Widerstreben natürlich schied Johanna von den Wällen der Hauptstadt, in denen die Unfehlbarkeit ihrer Prophezeiung und der beste Teil ihres Einflusses im Heere begraben lag.

Wenngleich so das einzige, was sie selbständig durchsetzte, zu einem Miſserfolge führte und die Thaten des siegreichen Sommerfeldzuges kaum ihr Werk waren, so darf man ihre Bedeutung im französischen Heere keineswegs unterschätzen. Von einer Heiligen geführt und beraten, kämpften die abergläubischen Truppen um so mutiger und tapferer, vor einer Hexe scheuten die unter dem Reflexe desselben Aberglaubens stehenden Feinde zurück. Aber nicht darf man meinen, daſs die Engländer darum fast wehrlos die Waffen weggeworfen, ihre Festungen, wie eine Chronik meint, sich ergeben hätten, sobald die Fahne der Jungfrau wehte; tapfer genug sind Jargeau, Orléans, Paris verteidigt worden. Diese Bedeutung einer Prophetin, an die er selbst kaum glaubte, hat auch König Karl zu würdigen gewuſst und ihr in jenem Adelsbriefe für Johanna und ihre in de Lys umgetaufte Familie Ausdruck gegeben. Dabei übersah er den Schaden, den Jeannes Eifer vor Paris gebracht, die Nachteile, welche ihre willkürlichen Eingriffe in Lagerordnung und Kriegsdisciplin hervorriefen, und selbst ihre offene Auflehnung gegen die von ihm gebotene Waffenruhe. Denn noch ehe die Sommercampagne des Jahres 1430 begann, eilte Johanna mit dem Alençonschen Anhange zum Entsatze der von den Engländern besetzten oder bedrängten Städte Nordfrankreichs. Schnell treibt sie ihr blindes Vertrauen auf ihre Heiligen dem Geschicke entgegen. Vor

Digitized by Google

Compiegne gefangen, von dem Herzog von Burgund an die Engländer verkauft, wird sie von dem geistlichen Gerichte zu Rouen, das unter englischem Einflusse stand und im Verlaufe des Prozesses noch durch Johannas Unbeugsamkeit und kecken Mut erbittert wurde, „wegen erdichteter Offenbarungen und Ercheinungen“ verurteilt. Ein Widerruf im Angesicht des Scheiterhaufens rettet auf wenige Tage ihr Leben; mit dem Wiederaufleben ihrer religiösen Phantasien in der Kerkernacht, der sie das strenge Gebot des Kirchenrechtes so wenig wie die Furcht vor Englands Haſs entreiſsen durfte, war sie dem Feuertode wegen rückfälliger Ketzerei verfallen, 30. Mai 1431! Was die Richter hier gefrevelt haben, darf man nicht allein dem persönlichen Hasse ihres Präsidenten, des durch Karl VII. aus Beauvais vertriebenen Bischofs, und der Scheu vor Englands Rache zuschreiben, es fällt mit auf die blutgetränkte Rechnung des Fanatismus jener Zeit und des barbarischen Kirchenrechtes. Für mittelalterliche Anschauung konnten Johannas „Offenbarungen und Erscheinungen“ nur objektive Wahrheit oder Betrug sein, sie psychologisch aus Seelenvorgängen und Seelenstörungen zu erklären, wäre der beschränkte Sinn des 15. Jahrhunderts unvermögend gewesen. Darum urteilten die aufgeklärteren Gelehrten der Pariser Universität genau wie die unwissendsten der Rouener Richter. Nicht aber sind diese Anstifter falscher Zeugnisse oder Protokollfälscher gewesen, wie das später die parteiischen Aussagen der für Johannas Rehabilitationsprozeſs herangezogenen Zeugen ihnen schuld gaben, und von den Akten jenes Prozesses, wie sehr auch Haſs und Aberglaube sich in ihnen wiederspiegeln mögen, bleiben wenigstens Johannas eigene Aussagen bestehen. Willkürlicher noch, wenngleich zu dem schöneren Zwecke der Ehrenrettung eines edelmütigen Opfers geführt, war der um 25 Jahre spätere Rehabilitationsprozeſs. Die dort auftretenden Zeugen stehen sichtlich unter dem Einflusse der abergläubischen Legende oder, wie der Hauptzeuge Graf Dunois, unter der Einwirkung politischer oder persönlicher Gründe. Sie sagen daher fast ohne Ausnahme nur das aus, was dem Zwecke des Königs und Papstes, die eine Revision des Rouener Prozesses angeordnet hatten, dient, oder was dem Interesse der geadelten Familie Jeannes nützlich war. Auch die Richter, als Kinder des Mittelalters, unterlagen dem Einflusse

Digitized by Google

des religiösen Aberglaubens, nur daſs hier der edlere der beiden Zwillingsbrüder, der Glaube an das Übernatürlich-Heilige, über den Glauben an das Höllisch-Sündhafte den Sieg gewann. Die Geschichtskritik wird in der Revision beider Prozeſsakten eine notwendige, aber unerquickliche Aufgabe sehen, und wenn sie ihr mühevolles Amt geübt hat, sich an der „Revision der *poetischen* Akten Johannas“, wie sie der Dichter der „Jungfrau von Orleans“ ausgeübt hat, geistig erheben.

II.

Drei Dichter, von denen jeder seinem Zeitalter in vieler Hinsicht das Gepräge gegeben hat, *Shakespeare*, *Voltaire*, *Schiller*, haben sich der von der Legende umgeschaffenen Gestalt der „Jungfrau“ bemächtigt. Shakespeare macht sich zum Dolmetscher des englischen Protestantismus seiner Zeit, Voltaires Auffassung spiegelt die Aufklärungsperiode wieder, Schiller will seine Heldin zur Wiedererweckerin des gesunkenen Nationalgefühles seines eigenen Volkes erheben.

Bei Shakespeare ist sie bloſse Nebenfigur in einem nur teilweise von ihm geschaffenen Drama (Heinrich VI., T. I), in Voltaires „Pucelle“ muſs sie dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen, den die Aufklärung über den katholischen Aberglauben verhängte, Schiller allein faſst sie als wahrer Dichter auf.

Die Frage, wie weit die Trilogie „Heinrich der Sechste“ ein Werk Shakespeares sei, wie weit namentlich der erste Teil derselben von ihm herrühre, möge uns nur nebenbei beschäftigen. Mit den Zeugnissen für die Echtheit steht es hier so schlecht, daſs kaum ein einziger Shakespeare-Kritiker ihn ohne Einschränkung der poetischen Hinterlassenschaft des groſsen Dramatikers einzureichen gewagt hat. Die Aufnahme dieses Stückes in die Folioausgabe der Werke Shakespeares beweist so gut wie nichts, da die Herausgeber derselben, zwei schauspielerische Kollegen des Dichters, auch andere Stücke eingeschmuggelt haben, die von Shakespeare nur für sein Theater bearbeitet oder redigiert worden sind. Ebensowenig geht aus der Erwähnung dieses ersten Teiles in einer 1592 erschienenen Schrift hervor, daſs Shakespeare für

Digitized by Google

den Verfasser gegolten habe, und nicht einmal einer von jenen erwerbsüchtigen Raubdruckern damaliger Zeit hat sich des Stückes bemächtigt. Alles deutet vielmehr darauf hin, daſs wenigstens der erste Teil der Trilogie von den Zeitgenossen für ein Nicht-Shakespearesches Werk angesehen wurde. Bei aufmerksamer Prüfung wird man auch die Scenen und Züge herausfinden, welche der hochstrebende Genius des jugendlichen Dichters einem älteren Stücke einfügte, das nur eine wenig vollendete Dramatisierung der chronikartigen Überlieferung Halls und Holinsheds war. Zu verschieden sind sie nach poetischem Gehalte und dramatischer Wirkung von den älteren Bestandteilen, als daſs man in ihnen nicht die Spuren eines hohen Dichtergeistes erkennen sollte. Die Episode Talbots und der Gräfin von Auvergne, die den Chroniken so fremd ist, wie sie in den Zusammenhang des älteren Stückes nicht paſst, scheint eine geniale Einfügung Shakespeares zu sein; sein Dichtersinn hat wahrscheinlich auch die herabgewürdigte Gestalt Johannas dadurch zu heben gewuſst, daſs er den Ölzweig der Friedensstifterin zwischen den hadernden Vettern von Frankreich und Burgund um ihr Haupt flocht. Schon die Mängel der Form, welche die älteren, chronikartigen Gebilde in dem Stücke bekunden, sollten uns davon abhalten, in Shakespeare den Verfasser zu erblicken. Leicht haben es diejenigen Kritiker, welche des groſsen Dichters Nachlaſs mit so manchem minderwertigen Gut beschweren möchten, zu sagen, daſs kein Genius in voller Stärke und Macht sich schon in den Jugendschöpfungen zeige, sie lassen dann nur unerklärt, wie der dramatische Neuling, welcher uns den ersten Teil der Trilogie und die in mancher Hinsicht kaum höherstehenden anderen Teile gegeben hat, wenige Jahre später ein dramatisches Meisterwerk, wie Richard III., schaffen konnte. Die Fehler und Schwächen seiner dramatischen Vorlagen zu verbessern, das war bei einer eiligen, für Repertoirezwecke unternommenen Bearbeitung auch einem Shakespeare, zumal dem technisch noch weniger geschulten Anfänger, nicht durchgehends möglich; aber die Wahrzeichen seines Genius konnte er den frei erfundenen oder umgestalteten Scenen einprägen. Nur als Bearbeiter, vielleicht sogar als bloſsen Theater-Regisseur haben wir uns den ersten aller Dramatiker gegenüber der fremden Schöpfung vorzustellen.

Digitized by Google

Aber für die Frage, wie Shakespeare Jeanne Darc beurteilt habe, ist sein Verhältnis zum ersten Teile — und zu dem von diesem kaum wesentlich unterschiedenen zweiten und dritten Teile — Heinrichs VI. fast belanglos. Denn mag nun er oder sein Vorgänger die gehässige Schilderung von der zuchtlosen Dirne und gottlosen Hexe „Joan la Pucelle“ fast wortgetreu Holinsheds parteiischem Berichte entnommen haben, seine eigene Auffassung hätte er ja auch durch die unveränderte Beibehaltung jener Schilderung hinreichend bekundet. Und wie hätte ein protestantischer Dichter im Zeitalter Elisabeths der mit dem Katholicismus und der katholischen Legende engverflochtenen Prophetin gerecht werden können? Ein national gefärbter, durch die Vaterlandsliebe noch mehr als durch den Glaubenshaſs gestärkter Patriotismus war die Triebfeder von Englands Macht und Gröſse, die Bekämpfung aller römischen Überlieferung mit dem Schwerte nicht minder wie mit den Waffen des Geistes wurde zu einer Lebensfrage. Der nationale Gegensatz zu Frankreich war allerdings sehr zurückgetreten, kreuzten sich doch die Wege der Rom und Spanien bekämpfenden Politik Elisabeths mit der verwandten Politik der Valois und Heinrichs IV.; aber hätte der patriotisch erregte Sinn eines englischen Dichters die Kriege mit Frankreich, die Niederlagen seines Volkes durch die dämonische Zaubergewalt eines Weibes, wie sie in der Legende nationaler Geschichtschreibung fortlebten, anders beurteilen können, als es Shakespeare gethan? Sein tieferer Blick für die groſsen Wandlungen der Geschichte hielt ihn wenigstens von der kindlichen Überschätzung eines Heldenmädchens zurück, die dem Wunderglauben des 15. Jahrhunderts eigen war; nicht Johannas bösen Geistern und Zauberkünsten, sondern den inneren Zwistigkeiten Englands schreibt er den Ausgang jenes hundertjährigen Kampfes zu. Doch der von uns früher gekennzeichnete scharfe Dualismus der mittelalterlichen Anschauung, der schroffe Gegensatz zwischen Himmel und Hölle, lag auch dem protestantischen Bewuſstsein jener Zeit nicht fern, nur als Heilige oder als Hexe vermochte dieses sich eine Jeanne Darc vorzustellen. Als Dichter zum mindesten hatte Shakespeare sich dieser Vorstellung anzupassen, wenn auch sein freier Geist sie als Denker überwunden hatte. Im Macbeth sowohl wie in Heinrich VI. war der Hexen-

Digitized by Google

und Zauberapparat schon wegen der unausbleiblichen Wirkung auf die philosophisch ungeschulten, aber poetisch empfänglichen Zuschauer notwendig.

Wie hatte sich die Zeitanschauung geändert, als fast anderthalb Jahrhunderte später Voltaire, ein minder bedeutender Dichter, aber ungleich tieferer und vielseitigerer Denker, die Prophetin zur Heldin eines komischen Epos machte. England, so lange der Brennpunkt des romfeindlichen Protestantismus, war seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu dem Lande geworden, welches die Aufklärung des 18. vorbereitete und die Gegensätze des Katholicismus und Protestantismus in einem konfessionslosen Humanitätsideal überwand. Der Schüler der englischen Philosophen und Theologen jener Zeit, Voltaire, wurde dann im katholischen Frankreich zu dem Patriarchen der kirchlichen und politischen Aufklärung. Die Toleranz und Humanität, die Angelpunkte seines ganzen Denkens und Wirkens, machten ihn zum Fürsprecher und Verteidiger jedes von der mittelalterlichen Kirche hingemordeten Opfers, und seiner Sympathie für die zu Rouen verbrannte Prophetin hat er auch als Historiker warmen Ausdruck gegeben. Aber alles menschliche Gefühl für den einzelnen trat in ihm zurück, wenn es den Vernichtungskampf gegen die „infame“ Kirche Roms galt. Dem Aber- und Wunderglauben des Katholicismus, den er mit den Waffen der Geistesschärfe und wissenschaftlichen Forschung so oft getroffen hatte, wollte er ein unvertilgbares Denkmal der Lächerlichkeit errichten, als sein nie versiegender Witz und vernichtender Spott die katholische Legende von der „Jungfrau Johanna“ zum Mittelpunkte eines komischen Epos erwählte. Wollten wir freilich seinem klatschsüchtigen, lakaienhaften Biographen Longchamp und dem diesem nachschreibenden Dr. Strauſs glauben, so hätte Voltaire den Plan dieses Werkes bei einem üppigen Diner aus Gefälligkeit gegen eine Laune seines unwürdigen Gönners, des Herzogs v. Richelieu, ersonnen und nur zu dessen und der frivolen Hofleute Belustigung ausgeführt. Aber mit dieser Annahme vereinige man es, daſs der vielbeschäftigte Denker 30 Jahre seiner kostbaren Zeit (von etwa 1730—1762), mit vielen Unterbrechungen freilich, aber nicht bloſs die flüchtigen Augenblicke der Muſse an einen solchen unnützen Zeitvertreib verschwendet habe! Nicht um Johannas Person oder

Digitized by Google

um die Parodierung Chapelains, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Prophetin in einem langatmigen, die Albernheit der Legende noch überbietenden Epos feierte, handelte es sich dabei, sondern um jenes „Écrasez l'infame", den Wahlspruch seines Lebens. Chapelain und die Johanna-Legende hätten ebensowenig eine „Pucelle" erschaffen, wie dieses Epos und das von Voltaire gezeichnete Karikaturbild allein den Gedanken einer „Jungfrau von Orleans" unserem groſsen Dichter eingegeben hätten. Jeannes Person und Wirken an sich war für Voltaire kein Gegenstand des Spottes und Witzes; war sie ihm auch keine Heilige, so widmete er ihr doch dasselbe Mitgefühl, welches er anderen Opfern des Glaubenshasses, den Calas, Sirven u. a. später so ruhmvoll bewiesen hat. Aber die katholische Legende, welche die auf den Scheiterhaufen geführte Prophetin nachträglich zur Heiligen erheben wollte, war mit Johannas Person unzertrennlich verbunden, die eine konnte nicht ohne die andere den sichertreffenden Pfeilen des Vorkämpfers der Toleranz preisgegeben werden.

Diese für den Dichter sehr gefährliche Tendenz seines Epos macht es auch erklärlich, warum Voltaire eine Veröffentlichung scheute, warum jede Abschrift, die er an vertraute Freunde und Freundinnen sandte, ein Gegenstand der schlimmsten Befürchtungen wurde, warum er bei der Nachricht von öffentlichen Vorlesungen des Gedichtes bangte und warum er, nachdem zwei formell nachlässige, aber inhaltlich nur allzutreue Raubausgaben erschienen waren, selbst eine offizielle von den schlimmsten Auswüchsen frivoler Laune und sarkastischen Spottes gereinigte Ausgabe veröffentlichte. Um so gröſsere Vorsicht war für Voltaire nötig, als er neben den Schattenseiten der katholischen Kirche, ihrem Heiligenkultus und Legendenglauben, ihren Inquisitionsgerichten und Ketzerverfolgungen, der Unsittlichkeit des Klosterwesens, dem Miſsbrauche der Beichte u. a. Dingen, auch die sittlichen Schäden des bigotten Hofes von Versailles, namentlich in der Person Karls VII. und der Sorelle, den König und seine Maitresse, die Pompadour, bloſsgestellt hatte.

Voltaire kannte die Wahrheit des „Le ridicule tue" und wuſste auch, daſs bei den äuſserlich am Katholicismus hängenden, sittlich aber entarteten Höflingen und Salonhelden die schalkhafte

Digitized by Google

Ironie mehr wirke als bitterer Spott. Um daher den heiteren Eindruck seines Sitten- und Zeitgemäldes nicht zu stören, brach er mit der Eroberung von Orléans ab, trotzdem gerade die späteren Schicksale Jeannes ihm die besten und vernichtendsten Waffen gegen die Kirche und den Hof in die Hand gegeben hätten.

Die Heldin selbst erscheint als eine derb naturalistische Bauerndirne, deren einziger Schatz ihre unbefleckte, selbst in den gefährlichsten Lebenslagen dank ihrer kräftigen Faust und glücklicher Zufälle bewahrte Jungfräulichkeit ist. Um diesen teuren Schatz, der erst auf dem Siegesaltar von Orléans geopfert werden soll, dreht sich die ganze Handlung des Gedichtes. Seinem ursprünglichen Plane zuwider hat zwar Voltaire in einer späteren Bearbeitung die Jungfrauschaft Johannas zur Beute eines liebessüchtigen Esels werden lassen und so den engen Bund zwischen der Jungfrau der kirchlichen Legende und der unter dem Bilde des Vierfüſslers verspotteten Kirche drastisch illustriert, aber nach dem ursprünglichen Plane sollte der mittelalterliche Aberglaube, welcher nur in einer reinen Jungfrau ein Werkzeug Gottes zu erblicken wagte, ganz besonders dem Spotte preisgegeben werden.

Schlimmer noch als Jeanne selbst ist aber Agnes Sorelle, unter deren Maske sich die Pompadour verbirgt, karikiert worden. Sie erscheint als ein willenlos schwaches Spielzeug der Begierde anderer, und dieselbe Ironie des Zufalles, welche über Jeanne ihre schützende Hand breitet, muſs Agnes Sorelle, trotz des besten Willens, nicht zu sündigen, stets der Schande zuführen.

Mit der nationalen Tradition wagte aber Voltaire nicht in gleicher Weise zu brechen wie mit der kirchlichen. Die Engländer seiner Dichtung verhalten sich zu den Franzosen wie prosaische Zerrbilder zu poetischen Lichtbildern, und selbst ein Talbot opfert die Stadt Orléans einer unlauteren Neigung. Gegen die unweibliche Roheit der in dem Gedichte auftretenden englischen „Maitresse“ zeichnet sich selbst Jeannes Derbheit und Agnes' Jämmerlichkeit vorteilhaft aus, und auch Karl VII., der durch ritterliche Tapferkeit seine würdelose Liebelei vergessen läſst, flöſst uns höhere Sympathie ein als die englischen Haudegen.

Das, was wir in der Überlieferung von Jeanne Darc als

Digitized by Google

wirklich historisch anerkennen müssen, ihr Versuch, eine selbständige militärische und politische Stellung zu gewinnen, ihr Gegensatz zu dem Hofadel, ihre Einwirkung auf den Zug gegen Rheims und auf die Belagerung von Paris ist mit Stillschweigen übergangen worden, und ihre Mission endet bei Voltaire schon in Orléans, nicht in Rheims und Paris. Ihre selbstlose Hingebung an Gott und König, ihr sittlicher Ernst und hoher Mut finden ebensowenig den entsprechenden Ausdruck, nichts, was über das gewöhnliche Niveau der Alltäglichkeit hinausgeht, durfte diesem Karikaturbilde der Geschichte sowohl wie der Legende Jeannes verbleiben.

Von jeher hat man über die Unsittlichkeit und Gemeinheit der „Pucelle“ den Stab gebrochen, ohne nur mit einem Worte klar zu machen, wie Voltaire, der so viel Hohes, Ernstes und Edles geschaffen, Verfasser eines solchen Werkes sein konnte. Moralische Entrüstung ist ebenso dankbar wie wohlfeil, sie erfordert weder Wissen noch Denken. Es wäre freilich weder politisch klug, noch moralisch berechtigt, eine Verteidigung jenes Epos zu übernehmen, aber den Triumph, den hier echt französischer Witz über katholischen Aberglauben und römischen Legendenbetrug feiert, darf man nicht verkennen. Die ästhetischen Fehler der Dichtung liegen auf der Hand. Voltaire vergaſs hier wie öfters, daſs Poesie und Moral im harmonischen Bunde stehen und daſs am wenigsten leichter Spott und seichter Witz für die Verletzung des sittlichen Gefühles entschädigen können. Aber er kannte die ästhetische und sittliche Richtung derer, für welche seine „Pucelle“ bestimmt war, und sein ernstester Lebenszweck, der Kampf gegen den Aberglauben der Kirche, verschmähte kein Mittel, so unwürdig es auch sein mochte. In dem Staube der Bibliotheken und in dem Kote der Gasse, in der Schellenkappe des Hofnarren und der Kapuze des Frömmlings, als ernster Forscher und Denker und als witzig unterhaltender Litterat, überall fand er Waffen und Mittel, um die „Infame“ zu treffen. So wurde auch die „Pucelle“ von der äuſserlich devoten Salon- und Hofwelt eifriger gelesen als alle Erbauungs- und Gebetbücher und schadete dort den kirchlichen Interessen mehr als die durch ihre Tiefe und Gelehrsamkeit jene Kreise abschreckenden philosophischen Schriften Voltaires.

Digitized by Google

Der Einfluſs aber, den sie auch in der französischen gebildeten Welt der deutschen Residenzen übte, muſste einen idealer angelegten Dichter und Menschen auf den Gedanken führen, das naturalistische Zerrbild durch ein poetisch verklärtes Abbild zu verdunkeln. Schiller, der durch die Lektüre einer am Vorabende der französischen Revolution von Ludwigs XVI. Minister l'Averdy verfaſsten Geschichte Jeannes sich mit tieferer Hingebung für ihre Person erfüllt hatte, begann am Ende der Revolutionszeit (1801) sein Werk. Daſs er nur als Dichter, nicht als Historiker, seinem Süjet gegenüberstand, daſs er ein ideales Lichtbild Jeannes, nicht ihr historisch treues Porträt zeichnete, dessen war er sich von vornherein völlig bewuſst. Deshalb verschmähte er auch zeitraubende, für seinen dichterischen Zweck entbehrliche und in jener Zelt äuſserst schwierige Quellenstudien und hielt sich zumeist an l'Averdys, auf eingehender Prüfung der Prozeſsakten Jeannes ruhende Darstellung. Eine Persönlichkeit, wie sie uns die Chroniken und die Akten des ersten Prozesses zeichnen, wäre nimmermehr zur Heldin einer Tragödie geeignet gewesen, nur die Johanna des Rehabilitationsprozesses konnte von ihm zu dieser Stellung erhoben werden.

Aber auch da, wo er in den Bahnen der katholischen Legende wandelt, wie hier und in seiner „Maria Stuart", zeigt Schiller stets jenen vorschauenden, genialen Blick des wahren Historikers, der ohne die Hilfe mühsamer Archiv- und Bibliotheksstudien das vieldeutige Wallensteinproblem so löste, daſs die Forschung unserer Zeit die Richtigkeit seiner Lösung in wesentlichen Punkten bestätigen muſste. Der Sieg des hartbedrängten Frankreich wird in der Tragödie nicht, wie in der Legende, durch ein göttliches Wunder, sondern durch die patriotische Hingabe eines treuen Volkes, die Einigung des Königs und seiner Vasallen und die mächtige Wirkung, die Johannas Heldengestalt auf Freund und Feind übte, herbeigeführt. Der Widerspruch der göttlichen Mission und der menschlichen Schwäche, an dem die historische Johanna scheiterte, wird auch hier der Grund ihres tragischen Schicksals. Ist also die „Jungfrau von Orleans" eine „romantische Tragödie", weil sie in dem von dem eigentlichen Klassicismus perhorreszierten Mittelalter spielt, so ist sie darum kein im katholischen Sinne gedichtetes Stück. Auch der Verherrlicher der Prophetin

Digitized by Google

von Donremy blieb, was er vorher gewesen, ein treuer Anhänger und eifriger Verkündiger der religiösen und politischen Aufklärung seiner Zeit. Nicht gegen die Tendenz von Voltaires „Pucelle“ richtet sich seine Dichtung, sie ist eine Ehrenrettung von Jeannes Person, ein ritterlicher Kampf für die schutzlos in den Staub getretene Heldin. Voltaire, so schreibt Schiller selbst, habe die Gestalt der Jungfrau zu tief herabgesetzt, sein Fehler sei es vielleicht, sie allzusehr erhoben zu haben. Und sein Gegensatz zu der historischen Forschung seiner Zeit, wie sie mit l'Averdys Werk begann, ist nur der des Dichterbewuſstseins zur Kritik, die alles poetische Beiwerk zerstören muſs wie der Wurm die schön prangende Blüte. Die Prozeſsakten Jeannes, so schreibt er gleichfalls, seien bereits revidiert, nun wolle er an die Revision ihrer poetischen Akten gehen.

Die Mängel, welche eine übereifrige, des nationalen Sinnes oft bare und deshalb den einen der beiden gröſsten Dichter Deutschlands auf dem Ruhmesaltar des anderen hinopfernde Schiller-Kritik auch an dieser Tragödie gefunden zu haben meint, können wir bei der vorwiegend historischen Tendenz unseres Essays übergehen. Am Schluſs aber sei auf die patriotische Tendenz der Tragödie um so mehr hingewiesen, als von jener Kritik der Patriot Schiller gern zu gunsten des kosmopolitischen Freiheitssängers totgeschwiegen wird. Zur Wiedererweckung des ersterbenden Nationalsinnes seines Volkes hätte Schiller, wenn er nicht der unmittelbaren Gegenwart sich zuwenden wollte, kein geeigneteres Mittel finden können als die poetische Beseelung der patriotisch-religiösen Johanna-Legende. Wie damals in Frankreich, so war jetzt ein fremdländischer Eroberer in das deutsche Reich eingedrungen, deutsche Städte und Fürsten hatten ihm gehuldigt, und die Zwietracht der Häuser Habsburg und Brandenburg vor allem hatte ihn zum Herrn von Deutschlands Geschicke gemacht. Nur patriotische Hingabe und unerschütterliches Gottvertrauen konnten das deutsche Reich retten, wie sie vier Jahrhunderte früher die Herrschaft der Valois errettet hatten, und vor allem war die Versöhnung der zwei mächtigsten Fürsten Deutschlands zur Rettung erforderlich. Wenn darum Schiller, der Geschichte entgegen, den Frieden zwischen Frankreich und Burgund in die Zeit Johannas verlegt, so ist das eine patriotische

Digitized by Google

Mahnung an Preuſsen und Österreich. Die Hoffnung, daſs das niedergeworfene Deutschland über den menschenverachtenden, ehrgeizigen Eroberer Bonaparte durch Vaterlandsliebe und Einigkeit siegen werde, wie Frankreich den (mit unverkennbarem Hinblick auf den dämonischen Korsen gezeichneten) Kriegsherrn Talbot überwältigt hatte, die den patriotisch fühlenden Dichter nie verlieſs, tönt auch aus diesem Werke seines Lebensabends wieder. Können wir also in Johannas Bilde auch keine historische Treue entdecken, so werden wir die Heldin einer vom Nationalgeiste wie vom idealen Dichtersinne eingegebenen Tragödie stets als das schönere Gegenstück der Prophetin von Donremy preisen.

Digitized by Google

Das schweizerische Idiotikon

und die wissenschaftliche Bedeutung der Mundart.[1]

Von

Adolf Socin.

I.

„Es ist eine ebenso unleugbare als wehmütig stimmende Thatsache, daſs unsere nationalen Eigentümlichkeiten eine nach der anderen abbröckeln und dem gleichmachenden Zuge der Zeit anheimfallen. Aber auf keinem Boden schleicht das Verderbnis so heimlich und darum so sicher wie auf dem unserer Mundarten. Wohl ein jeder macht an sich die Wahrnehmung, daſs er jetzt viel anders spricht, als Groſsvater und Groſsmutter und als er selber in seiner Kindheit zu sprechen pflegte; auf viele Ausdrücke, welche ihm damals geläufig waren, kann er sich nicht einmal mehr besinnen, und auf vielen Punkten wird er an seiner Muttersprache irre betreffend Aussprache und grammatische Verhältnisse. Durch den enorm gesteigerten Verkehr, die Zusammenwürfelung des Militärs aus allen Gauen, die massenhafte Einwanderung fremder Elemente und vor allem durch die Schule, welche gerade die für die Sprache den Grund legende Zeit in Anspruch nimmt und sich mit dem unvermeidlichen Buch in der Hand zwischen das Kind und die Natur, das Leben hineinstellt, werden die Dialekte zusehends verdrängt."

---

[1] Der nachfolgende Aufsatz besteht aus zwei am 26. Februar und 11. April 1889 in Basel gehaltenen Vorträgen, der erstere unter dem Cyklus der öffentlichen akademischen Vorlesungen, der zweite in der Historischen und antiquarischen Gesellschaft. In der Schreibung der Belege aus dem Dialekt habe ich mich an die gangbare Orthographie gehalten; doch ist Dehnungs-*h* vermieden und *ie* bezeichnet den wirklichen Diphthong. Abgefallenes Schluſs-*n* (vor vokalischem Anlaut wieder hervortretend) ist durch ein kleineres Zeichen angedeutet, z. B. *si mache*^{n} *mit* (sie machen mit): *si machen ab* (sie machen ab). Die zu Grunde gelegte Lautstufe ist, wo nichts anderes angegeben, diejenige meines Lokaldialekts (Basel).

Digitized by Google

„Wer könnte die Verwesung aufhalten und wer wollte so thöricht sein, seine Kraft gegen einen gewaltigen Naturprozeſs zu stemmen? Die vernünftige Aufgabe liegt anderswo; sie liegt darin, daſs man einen so bedeutenden Dialekt nicht hinsterben lasse, ohne ihm ein würdiges Denkmal zu setzen, daſs man ihn in der letzten Stunde noch nutzbar mache, namentlich für die Schule, und daſs man ihn der Wissenschaft rette."

Diese Worte, welche das Schweizerische Idiotikon oder Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache an die Spitze seines Programms gestellt hat, und durch welche es sich als ein in erster Linie wissenschaftliches Unternehmen qualifiziert, mögen es rechtfertigen, daſs das vaterländische Werk zum Gegenstande einer über den Rahmen der Kritik hinausgehenden Besprechung gemacht werde.

Das Interesse für die Schweizersprache ist nicht erst seit unseren Tagen lebendig, wo von dem kostbaren Erbe ein Stück nach dem anderen dahinschwindet. Bereits im 17. Jahrhundert, da man emsig bemüht war, das Deutsche durch gelehrte Behandlung auf den Rang des Lateinischen und Französischen zu erheben, nennt einer der Gelehrten der Zeit den Schweizerdialekt den reinsten und reichsten von allen,[1] und kein Geringerer als Leibnitz rühmt die Prägnanz schweizerischer Ausdrücke und fordert die Anlegung eines Wortschatzes der Mundarten, aus welchem die Schriftsprache Bereicherung und Ersatz anstatt der vielen Fremdwörter schöpfen soll.[2] Im 18. Jahrhundert ist es die litterarische Schule Zürichs, voran ihr Haupt, der einfluſsreiche, in gleichem Maſse um die ästhetisch-litterarische Kritik und um die Wiederbelebung der altdeutschen Litteratur verdiente Johann Jakob Bodmer, welcher den gleichen Gedanken vertritt, und wir gehen kaum fehl, wenn wir auf seine Anregung die ersten, um die Mitte des Jahrhunderts unternommenen Sammlungen schweizerischen Sprachgutes zurückführen: das *Idioticon Bernense* von Schmid und das baslerische von Spreng, beide für uns unschätzbar, weil sie, namentlich Spreng, Licht werfen auf die Periode zwischen der jetzigen Umgangssprache und dem altschweizerischen Schriftdialekt; ohne sie könnten wir kaum die Behauptung aufstellen, daſs der Basler von heute die Sprache seiner Vorfahren vor hundert und mehr Jahren ohne weiteres verstehen würde, abgesehen von einer allerdings be-

[1] Scioppius 1626. Die Stelle bei Socin, Schriftspr. u. Dialekte im Deutschen (Heilbronn 1888), S. 326.

[2] Ebd. S. 343.

Digitized by Google

trächtlichen Anzahl von Wörtern und Wendungen, wie sie im Laufe der Zeit jeweilen aufkommen und wieder vergehen. Ja, wir können aus dieser annähernden Gleichheit der Mundart des 19. und 18. Jahrhunderts gegenüber der gedruckten Schweizersprache des 16. den Schluſs ziehen, daſs mit der Sprache, wie wir sie in den alten Urkunden finden, damals schon eine etwas abweichende, den modernen Typus zeigende gesprochene Sprache parallel ging.[1]

Waren es bis dahin vorzugsweise Sprachgelehrte gewesen, die sich um die Aufzeichnung der Mundart bekümmerten, so wurde es in den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts auf einmal Mode, daſs in Beschreibungen von Schweizerreisen Vokabularien über die Mundart einverleibt wurden. „Studium des Volkscharakters“ war die Losung dieser Richtung, welche unverkennbar die begeisterten Aufsätze Herders über Volkspoesie und Volkssprache zur Grundlage hatte, indes über den Standpunkt des Zusammenraffens von Kuriositäten nicht hinauskam. Die schweizerische Dialektforschung wenigstens zieht aus ihren ohnehin nicht besonders zuverlässigen Darstellungen geringen Gewinn.

1812 erschien unter dem Titel „Versuch eines schweizerischen Idiotikons“ in zwei Bänden das erste Wörterbuch über die Gesamtheit unserer Mundarten, von Franz Joseph Stalder, Pfarrer zu Escholzmatt im Entlibuch. Eine zweite Bearbeitung, die der unermüdliche, von der historischen Mission der Schweizersprache felsenfest überzeugte Verfasser in den zwanziger Jahren vollendete, blieb Manuskript; aber als Ergänzung zum Idiotikon veröffentlichte er 1819 eine „Dialektologie“, d. h. eine Grammatik der Mundart. Es ist ein Vorzug der Stalderschen Werke, daſs sie auf der Mundart des Kantons Luzern basieren, welche infolge ihrer centralen Lage eine Vermittlung zwischen den verschiedenen Dialektgruppen bildet und zugleich der Einwirkung von auſsen weniger ausgesetzt ist. Ferner bietet uns Stalder zu einem guten Teil ein Sprachmaterial, welches seither entweder verschollen oder in dieser Form nicht mehr erhältlich ist; in letzterer Hinsicht ist uns in der „Dialektologie“ das Gleichnis von dem verlorenen Sohne in allen Schweizermundarten aufbewahrt, so, wie das französische Unterrichtsministerium 1808 Dialektproben in dieser Gestalt für das Reich Napoleons aufgenom-

[1] Schmid, herausg. v. Titus Tobler in Frommanns Deutschen Mundarten, Bd. II—IV; Auszüge aus Spreng in Birlingers Alemannia, Bd. XV.

Digitized by Google

men und Stalder sie für die Schweiz besorgt hatte. Dagegen ist Stalder durchaus mangelhaft, oft kaum zu entwirren, in den Angaben über Heimat und geographische Verbreitung der Wörter, und in Beziehung auf Vollständigkeit steht er weit zurück hinter den nur um weniges jüngeren analogen Werken Schmellers über die bayerischen Mundarten.[1] Freilich muſs daran erinnert werden, daſs Schmeller neben einer unvergleichlichen Arbeitskraft die werkthätige Hilfe der bayerischen Akademie der Wissenschaften zur Seite stand, und daſs er z. B. von der Militärbehörde die Erlaubnis hatte, die Rekruten aus den alle Dialekte des Landes repräsentierenden Kasernen Münchens in seine Wohnung zu bescheiden, um sich über Mundartliches Auskunft zu verschaffen; während der Luzerner Landgeistliche, auf sich selbst und den guten Willen seiner Korrespondenten angewiesen, mit dem Vorurteil zu kämpfen hatte, als sei die Mundart nichts weiter als ein verderbtes Hochdeutsch und somit ernstlicher Bemühung unwürdig. Endlich war es ein Miſsgeschick für Stalder, daſs sein Werk gerade vor das Erscheinen der deutschen Grammatik Jakob Grimms fiel, durch welche die Behandlung des Altdeutschen, das Stalder mit Vorliebe herbeizieht, aus dem Stadium willkürlicher Einfälle heraus und in eine feste Methode gebracht wurde.

Wieviel eher für die mundartliche Lexikographie der Schweiz Stalder die Rolle des Bahnbrechers denn diejenige des Vollenders zukommt, lehrt Titus Toblers „Appenzellischer Sprachschatz“, 1837, in welchem für dieses kleine Ländchen annähernd so viel Sprachstoff vereinigt ist, als Stalder für die ganze Schweiz geboten hatte.

So war es denn kein unberechtigtes Unternehmen, als im Jahre 1862 die Antiquarische Gesellschaft in Zürich wesentlich auf Be-

[1] Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt, München 1821. Bayerisches Wörterbuch, 4 Bde., 1827—37. Die Anregung zu diesen heute noch musterhaften Dialektarbeiten geht auf Stalder zurück. 1837, nach Abschluſs des Wörterbuchs, schreibt Schmeller an seinen Freund Voitel in Solothurn: „Ich meine mich dunkel zu erinnern, daſs es ein gemütlicher Ausflug nach dem Park bei Madrid war, den ich in Deiner Gesellschaft machte, wo ich in der Schweizer Zeitschrift Isis, die Du hieltest, neben den schnurrigen Einfällen des Philosophen von Langenthal Proben von Stalders Idiotikon sah und in ihnen die erste Idee von solch einer Arbeit erhielt. Sieh, so muſst Du an allem mit schuld sein.“ Rockinger, Festschrift zu Schmellers 100jähr. Geburtstag, S. 35.

treiben des Rechtshistorikers Osenbrüggen und des Altertumsforschers Köchly die Initiative zu einer neuen Sammlung für ein umfassendes schweizerisches Wörterbuch ergriff. Es wurde eine Kommission bestellt, Aufruf und Anleitung zum Sammeln verbreitet und zur Heranziehung geeigneter Mitarbeiter Schritte gethan. An die Spitze jedes Kantons sollte ein Komitee oder wenigstens ein Repräsentant treten zur Empfangnahme der Einsendungen, überhaupt zur planmäſsigen Organisierung der Arbeit im betreffenden Gebiete. Bereits im folgenden Jahre, 1863, fand in Olten eine von 23 Repräsentanten aus 11 Kantonen besuchte Versammlung statt zum Zwecke der Verständigung über Umfang und Art des Sammelns, und es wurden in Erwiderung ihrer Wünsche Musterzettel hergestellt. Als Leiter der Sammlung und als Redaktor des hieraus flieſsenden Materials war gewonnen worden Friedrich Staub von Männedorf, ein ebenso genauer Kenner als warmer Freund seines schweizerischen Volkstums, ein Mann, dem nun durch ein Vierteljahrhundert selbstloser, angestrengter Thätigkeit im Dienste der übernommenen Aufgabe die würdige Ausführung des patriotischen Werkes Herzenssache, Arbeit des Lebens geworden ist. Der Name „Idiotikon“ wurde beibehalten, teils in Anlehnung an die Vorgänger, teils weil das Werk wirklich nur „Idiotismen“, d. h. die den schweizerischen Dialekten eigentümlichen Wörter, Formen und Redensarten bringen sollte. Dasjenige, worin Bücherdeutsch und Mundart lautlich und begrifflich durchaus übereinstimmen, sollte also ausgeschlossen oder doch nur angedeutet werden; nicht berücksichtigt wurden auch die seit einem halben Jahrhundert mit der allgemeinen Schulbildung und den Eisenbahnen eindringenden hochdeutschen Wörter; ferner wurde aus politischen Rücksichten die Abgrenzung des Werkes auf die deutsche Schweiz beschränkt; das rechtsrheinische alemannische Sprachgebiet soll nur gelegentlich zur Erklärung schweizerischer Ausdrücke herangezogen werden. Bloſs die wenigen italienischen deutschsprechenden Gemeinden im Norden und Westen von Domo d'Ossola, vor Jahrhunderten durch Einwanderung aus dem Wallis entstanden und durch besondere Altertümlichkeit der Sprache sich auszeichnend, werden als verlorene Posten noch in den Bezirk des schweizerischen Wörterbuches aufgenommen.

Die Arbeit begann mit der Abschrift des Stalderschen Manuskriptes zweiter Auflage; alles Sprachgut nämlich, das in Büchern oder Heften angelegt war, muſste der einheitlichen Gruppierung

Digitized by Google

wegen auf lose Zettel umgeschrieben werden, eine Aufgabe, die jahrelang die dringendste blieb und unglaubliche Arbeit verursacht hat.

Anfangs langsam, im Laufe der Jahre aber mit steigender Wucht häufte sich das zuströmende Material.[1] Fast jeder Rechenschaftsbericht kann erhebende Erscheinungen konstatieren. Männer, die von jeher gesammelt hatten, aus innerem Drange, ohne Aussicht auf irgendwelchen Lohn, traten die Frucht ihrer Arbeit willig ab; andere lieſsen sich Mühen und Kosten nicht verdrieſsen. Die Zahl aller derjenigen, die am Idiotikon mitgeholfen haben, beläuft sich bis heute auf gegen ein halbes Tausend; in erster Linie sind es Geistliche und Lehrer; aber auch Frauen, Schüler, Landleute, kurz alle Kreise des Schweizervolkes haben sich beteiligt. Die Älpler der tessinischen Sprachenklave Bosco (Gurin), als der Redaktor des Idiotikons ihre weltverlorene Gegend aufsuchte, nahmen das Unternehmen mit Freuden auf, legten ein Verzeichnis ihrer Flurnamen an und sandten ihr Gemeindearchiv nach Zürich zur Benutzung.

Daſs der Kanton Zürich, die Wiege des neuen Idiotikons, sehr vollständig vertreten ist, lehrt jede Seite des Werkes; aber noch eine Reihe von Kantonen steht ihm kaum nach. Zunächst Luzern, für welches auſser Stalder zwei ausführliche und genaue Privatarbeiten vorliegen: Ineichen, Der Volksmund im Luzernerbiet, und Schürmann, Idiotikon des Habsburger Amtes und der Stadt. Sodann Bern mit dem alten *Idioticon Bernense* von Schmid und, aus diesem Jahrhundert, dem Bernischen Idiotikon von Zyro, einem Manuskript von 4000 Seiten, gesammelt in dreiſsig Jahren, das für sich allein schon ein Werk hätte abgeben können; ferner gehören hierher die Specialsammlungen von Imobersteg über die Älplerdialekte des Simmenthals und Emmenthals und von Egg über das östliche Oberland. Jeremias Gotthelf, namentlich in seinen älteren in der Schweiz gedruckten Schriften, bietet ebenfalls eine schier unerschöpfliche Fundgrube der kernigen Volkssprache dieses Kantons. Dagegen ist zu bedauern, daſs der wenig gekannte Grenzdialekt des freiburgischen Sensebezirkes noch keinen Bearbeiter gefunden hat.

Gut vertreten ist wiederum Aargau, wo von Anfang an die Lehrerschaft der Sache sich annahm und wo aus diesen Bemühungen

---

[1] Einen Begriff von dessen Fülle giebt schon 1868 das „aus den Papieren des schweizerischen Idiotikons“ geschöpfte Buch von Staub: „Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte.“

Digitized by Google

später ein eigenes Idiotikon, von Hunziker, hervorgegangen ist.[1] Ähnliches gilt von St. Gallen, während die Thurgauer Mundart mit ihrem Schatz von treffenden Redensarten und Sprichwörtern vornehmlich in den umfangreichen Kollektaneen eines Schaffhausers, Sulger von Stein a. Rh., zu Tage tritt. Von den Mundarten der Urschweiz sind genau repräsentiert Schwyz; Nidwalden durch Mathys, einen Autodidakten von merkwürdiger linguistischer Befähigung, Engelberg durch Pater Vogel. Reichlich ist die Lese in Graubünden ausgefallen, einmal durch die handschriftlichen Sammlungen von Schällibaum, dann durch die gedruckten Specialwörterbücher von Bühler und von Tschumpert;[2] und auch für die ebenso altertümliche und zerklüftete, von Thalschaft zu Thalschaft, ja von Gemeinde zu Gemeinde sich individualisierende Mundart des Oberwallis hat der greise Sagenforscher Tscheinen das mögliche geleistet. Basel zögerte fünfzehn Jahre, bis es seinen namentlich durch den Ende 1887 verstorbenen Germanisten Fr. Becker gesammelten Wortschatz einsandte; 1879 kam das Seilersche Wörterbuch[3] hinzu, so daſs dieser Kanton, an dessen Mitwirkung man bereits zu verzweifeln begonnen hatte, heute nach dem Ausspruche der Redaktion in den Rang der vollständig bearbeiteten gestellt werden kann.

1874 war die Sammlung so weit gefördert, daſs die Ausarbeitung ins Auge gefaſst werden konnte. Ein Probebogen wurde gedruckt und allenthalben dahin verbreitet, wo ein Interesse für die Mundarten und das im Wurfe liegende Werk vorauszusetzen war. Da ferner, wie in der Regel bei groſsen wissenschaftlichen Unternehmungen, vorauszusehen war, daſs der finanzielle Ertrag weit hinter den Herstellungskosten zurückbleiben werde,[4] zumal nachdem im Interesse einer weiteren Verbreitung des vaterländischen Werkes über die gelehrten Kreise hinaus ein äuſserst niedriger Preis anzusetzen war, muſste die Unterstützung des Bundes und der beteiligten Kantone

[1] Aargauer Wörterbuch in der Lautform der Leerauer Mundart, Aarau 1877.

[2] Bühler, Davos in seinem Walserdialekt, Heidelberg 1870—79; Tschumpert, Martin, Pfarrer in Zernez: Versuch eines bündnerischen Idiotiokons, Chur 1880.

[3] Seiler, Die Basler Mundart, Basel 1879.

[4] Titus Toblers in der Germanistenwelt hochgeschätzter „Appenzellischer Sprachschatz“ war vierzig Jahre nach seinem Erscheinen noch nicht ausverkauft!

Digitized by Google

in Anspruch genommen werden, welche denn auch bereitwillig gewährt worden ist. Die Eidgenossenschaft zahlt gegenwärtig bis zur Vollendung des Werkes jährlich 5000 Fr., die Zürcher Regierung 1000 und stellt auſserdem ein Lokal im Universitätsgebäude für die Unterbringung der Sammlungen und die Ausarbeitung zur Verfügung; die Antiquarische Gesellschaft in Zürich, von der das Unternehmen ausgegangen, giebt jährlich 400 Fr.; einmalige oder regelmäſsige Beiträge leisten die übrigen Kantone und einzelne Private, und dazu kommt jetzt, wo das Werk im Erscheinen begriffen ist, das nach der Bogenzahl und der Höhe der Auflage bemessene Honorar vom Verleger, so daſs sich nunmehr das Budget der Redaktion auf jährlich 8500 Fr. stellt. Aus dieser Summe müssen auſser den laufenden Bureauauslagen bestritten werden die notwendigsten Bücheranschaffungen und die Besoldung des vier bis sechs Stunden täglich dem Werke widmenden Redaktionspersonals. 1879 nämlich hatte die bis dahin wesentlich von Staub allein besorgte Redaktion eine Verstärkung erhalten in der Person von Professor Ludwig Tobler, eines Germanisten von umfassender Schulung, der schon vorher dem Werke nahe gestanden war; ferner traten hinzu die Herren Rudolf Schoch und Heinrich Bruppacher sowie mehrere Gehilfinnen, unter welchen wir Frau E. Roche-Weber und Fräulein N. Peter nennen, für die Abschrift und Ordnung des frisch einlaufenden Materials und die Korrektur des Druckes.

Die Subvention hatte ferner die Heranziehung der älteren schweizerischen Litteratur zur Folge. Das Idiotikon soll also nicht nur die lebende schweizerische Mundart registrieren, sondern auch ihre Herleitung aus der früheren Litteratursprache, dem sogenannten Mittelhochdeutschen, klarlegen durch Excerpierung unserer Schriftwerke, namentlich aus dem Reformationszeitalter, in welchem die altschweizerische Schriftsprache der von Norden her andringenden neuhochdeutschen Büchersprache mit der letzten Kraft sich entgegenstellt. Schon der erste Aufruf von 1862 spricht von der Berücksichtigung der ganzen groſsen Masse schweizerischer Handschriften und Bücher von ca. 1450 an, und so sind denn auch in den Musterzetteln von 1863 Auszüge aus älterer schweizerischer Litteratur gegeben, namentlich Grammatisches, Sprichwörter, Sitten und Rechtsleben betreffend. „Im Hinblick auf das bereits eingeheimste Material,“ sagt der auf diese Seite der idiotikographischen Thätigkeit bezügliche Aufruf von 1874, „dürfen wir frei behaupten,

Digitized by Google

daſs die Schweiz reich genug ist, um eines der inhaltvollsten Werke dieser Art aufzustellen.“ Ungefähr 700 älterer Schriftwerke sind bis jetzt ausgezogen, vor allem das Volksdrama, die Zürcherbibel, die theologische und naturgeschichtliche Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts, die eidgenössischen Abschiede, aber auch Schriften des 15., ja 14. Jahrhunderts. Dr. jur. R. Schauberg in Zürich, welcher Rechtsquellen excerpierte (eine durchaus einen Mann des Faches erfordernde Aufgabe), war einer der frühesten Mitarbeiter in dieser Richtung. In neuerer Zeit hat sich an dieser Arbeit, durch welche das Idiotikon den Charakter eines historischen Wörterbuchs erhält, auſser den vorhin genannten Redaktoren Dr. Schoch und Dr. Bruppacher Herr Pfr. S. Fäsi in Wyla in besonders hervorragendem Maſse beteiligt.

Die Gesamtsumme der in den Papieren des Idiotikons aufgespeicherten Schweizerwörter alter und neuer Zeit beträgt nach der Schätzung Staubs etwa 100 000; rechnen wir, niedrig gegriffen, für jedes durchschnittlich 10 vorhandene Belege, so kommen wir auf ein Material von einer Million Zettel, die in 450 Kistchen nach der für den Druck angenommenen Reihenfolge sortiert sind. Eigene Sammlungen, die über den Bereich des Wörterbuches hinaus fallen, aber bei dieser Gelegenheit in einer schwerlich mehr zu erreichenden Vollständigkeit zusammengekommen sind, sind angelegt für Lautlehre, Flexion und Wortbildung, also für eine zukünftige Grammatik der Mundart; ferner über Sitten, Gebräuche, Spiele; über Volksglauben, Gebete, Reimformeln; Haus- und Grabinschriften; über Volkslieder und Spottverse; über Sprichwörter und Bauernregeln. Manches davon hat Aufnahme in den Text gefunden. Der Forscher über Geschichte und Vergleichung der Religionen ersieht aus den Artikeln *Kornengel, Osteren, Ufert, Verene,* wie im Glauben des alemannischen Stammes alte mythologische Vorstellungen mit dem Christentum sich zu einer Einheit verschmolzen haben; den altmodischen Ausdruck *Lehrgotte* = Lehrerin lernt er anknüpfen an die altkirchliche, im Reiche Karls d. Gr. ums Jahr 800 durch Gebote und Ermahnungen eingeschärfte Ordnung, wonach die Paten angehalten waren, ihre Patenkinder das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser zu lehren. Wer Studien zur Sittengeschichte macht, wird unter *ir* über die jeweilige Geltung der Anrede mit *du, er, ir, si* belehrt; er erfährt, daſs z. B. in Zürich noch am Anfange dieses Jahrhunderts *ir* die höflichste Formel war. Wertvollen kulturhistorischen Stoff enthalten in aller

Digitized by Google

Ausführlichkeit die Artikel *Lichgang, Glaristag* (Hilarius), *Isengrind.* Das Wort *Haber* umfaſst eine Menge sprichwörtlicher Redensarten und kommt in zahlreichen Orts- und Personennamen vor. Auch ohne anderweitige direkte Kunde könnten wir hieraus allein schon mit Sicherheit schlieſsen, welch bedeutsame Rolle einst dieses Nahrungsmittel im Leben unseres Volkes spielte. Das Aufhören von Zusammensetzungen wie *Achthaber, Brugghaber, Holzhaber, Stockhaber, Vogthaber* — lauter Naturalabgaben — seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts lehrt auch, wann die neuen volkswirtschaftlichen Verhältnisse begonnen haben. — Das überschüssige lexikalische Material endlich wird, nach Kantonen geordnet, ebenfalls aufbewahrt.

Wir haben soeben von der Einordnung der Zettel nach der für den Druck angenommenen Reihenfolge gesprochen, welche Einordnung in den Jahren 1874—79 die Hauptaufgabe der Redaktion bildete. Wer auf dem Standpunkte der hochdeutschen Schriftsprache steht, wird sich über diese lange Zeit verwundern, da doch die Aneinanderreihung nach dem Alphabet, Buchstabe für Buchstabe, die gegebene und eine von einem Mitarbeiter zehnten Ranges auszuführende mechanische Manipulation sei. Ja, für die bis ins kleinste gefestigte Schriftsprache; aber für eine in viele Unterabteilungen zerfallende Mundart gehört das Problem der Anordnung zum schwierigsten. Z. B. soll das Wort *Abend* als *ābet* unter *a,* oder als *ōbet* unter *o* aufgeführt werden; oder soll das Stichwort *ābig* resp. *ōbig* oder aber *ābe*^{n} resp. *ōbe*^{n} lauten? „Die Fliege" lautet im bernischen Städtchen Büren a. A. *fliege*^{n}, in einer nur eine Stunde davon entfernten Ortschaft *flöüge*^{n}, in einer dritten *flüge*^{n}. Die alphabetische Anordnung verschiebt sich bedeutend, je nachdem man von diesen drei Formen, welche für die betreffende Gegend zum Schiboleth geworden sind, die eine oder andere als maſsgebend annimmt. Ferner *Bur* oder *Pur, Dach* oder *Tach, Kind* oder *Chind?* Mit anderen Worten: soll ein bestimmter Dialekt, etwa der Zürcher, für die Ansetzung der Grundformen maſsgebend sein, und wie können dann die betreffenden Wörter von einem der specifischen Eigentümlichkeiten dieses Dialekts nicht Kundigen gefunden werden? Wie soll es gehalten werden mit den Wörtern, die in diesem Grunddialekte nicht vorkommen? Oder soll jede Form eines und desselben Wortes für sich besonders aufgeführt werden, das Wort *Abend* also vielleicht an sechs verschiedenen Stellen? Für *Ameise* und *Eidechse* giebt es gar je etwa zwanzig Formen, darunter weit auseinanderliegende

Digitized by Google

wie *Umbeiſse*^{n} und *Harmeise*^{n}, *Aweiſsi* und *Enggeisle*^{n}, *Omeisele*^{n} und *Aebese*^{n}; *Heidochs* und *Elsdächsli, Ildechs, Hegochs, Hagochs, Jagochs* u. s. w.

Ein Wörterbuch, das eine solche Zersplitterung zur Grundlage seiner Anordnung nähme, würde alle und jede Übersichtlichkeit einbüſsen. Oder soll die hochdeutsche Form Stichwort sein? Bei den angeführten Beispielen geht das vortrefflich, aber was sollen wir dann z. B. anfangen mit der im Hochdeutschen fehlenden Partikel *ächt,* ostschweizerisch *echt,* die auch vorkommt als *ächter, ächters, ächtert, ächtist, ächst, ächtster, ächterst, ächtigst* (resp. mit *e* am Anfang); *acht, achst, achster?* Die Büchersprache ist zu sehr verschieden vom Alemannischen, als daſs dieses von ihr ausgehen könnte. So entschloſs man sich denn nach langen Beratungen, die Grundformen nach der dem Alemannischen weit kongruenteren mittelhochdeutschen Sprachstufe anzusetzen; z. B. aus den Variationen *Allmeini, Allmend, Allmed, Allmig, Allme*^{n} wird rekonstruiert eine altschweizerische Form *Allmeind,* aus welcher alle die genannten hervorgegangen sein müssen, und die in der That auch vorkommt. Für den Begriff „nachgerade" haben wir die augenscheinlich aus der gleichen Quelle flieſsenden Wörter *áfeds, áfed, áfig, áfe*^{n}; *efángs* oder *fangs, afánget, efángig, afáhe*^{n}, *efánge*^{n} oder *fange*^{n}, *afáng.* Hieraus wied gefolgert eine ursprüngliche Form *anfahends* oder *anfangends,* gebildet wie das hochdeutsche *eilends,* und unter ihr als Stichwort werden alle diese Formen vereinigt. Da ferner, wie aus den gegebenen Beispielen erhellt, die Vokale in der Mundart unendlich schwankend, die Konsonanten dagegen das festere Element sind, „das Knochengerüste der Wörter", so sind nach dem von Schmeller im Bayerischen Wörterbuch befolgten Modus die Konsonanten allein maſsgebend für die Anordnung; das Wort *uber (über)* kommt also vor dem Worte *acher (acker),* trotzdem es mit *u* anfängt und das andere mit *a,* denn *u* und *a* werden unter der Rubrik „Vokale schlechthin" subsumiert; Vokal + *b (u***b***er)* aber hat nach dem Alphabet den Vorrang vor Vokal + *c (a***c***her).* Somit bilden die Wörter, die mit Vokal anfangen, eine einzige Abteilung; die fünf Buchstaben *a, e, i, o, u* sind nicht, wie in den gewöhnlichen Wörterbüchern, jeder an seinem Orte aufgeführt, sondern vereinigt und an die Spitze des Werkes gestellt. Dann folgt *f* (samt *v, ph*) — denn *b* kommt unter *p, ch* unter *k, d* unter *t.* Da für diese Anordnung die Hauptsilbe jedes Wortes maſsgebend ist, stehen die Verbindungen mit Vorsilben nicht selb-

Digitized by Google

ständig, sondern unter dem jeweiligen Stammwort, und dieses Verfahren hat die weitere Konsequenz, daſs auch die eigentlichen Zusammensetzungen nicht nach dem ersten, sondern nach dem zweiten Teil, dem sogenannten Grundwort, aufgeführt sind. Diese Abweichungen von der streng alphabetischen Ordnung fördern die Übersichtlichkeit, indem sie verhindern, daſs Zusammengehöriges auseinandergerissen werde, dagegen haben sie zur Voraussetzung, daſs der Benutzer jeden Augenblick die Anordnungsprincipien sich vergegenwärtige. Diesem Übelstande soll am Schlusse des Werkes ein durchaus mechanisch-alphabetisch angelegtes Register sämtlicher im Idiotikon vorkommender Formen möglichst abhelfen.[1]

Die erste Lieferung erschien 1881 in einer typographischen Ausführung, die dem Verleger, Huber in Frauenfeld, zur hohen Ehre gereicht. Jedes Jahr folgten durchschnittlich drei weitere, so daſs jetzt (zu Anfang 1889) der erste Band (1344 S. in 4⁰) und vom zweiten über die Hälfte fertig ist. Vollständig liegen vor sämtliche Vokale und die Buchstaben *f* und *g* mit 710 resp. 843 Seiten. Die Anzahl der Abnehmer beläuft sich gegenwärtig auf ca. 1500, wovon ein volles Drittel auf den Kanton Zürich entfallen mag. Der Umfang des Ganzen wird wahrscheinlich sechs Bände mit zusammen über 10000 Seiten ergeben; vor dem Ende dieses Jahrhunderts wird es schwerlich beendet sein, dann aber das *monumentum ære perennius* des Volksgeistes und Volkscharakters der Schweiz bilden.

Für die Reichhaltigkeit des Werkes im einzelnen mag u. a. zeugen der Artikel *Apfel,* unter welchen 454 Zusammensetzungen, d. h. alle möglichen Arten gebracht werden, und die Unterabteilung *Herdöpfel* (Erdapfel = Kartoffel) zählt deren abermals 85. Der Artikel *Gelt* umfaſst 336 Zusammensetzungen auf 37 Druckseiten, eine

[1] Gründlich sind diese Fragen erörtert in der Schrift von Staub: Die Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern und die Revision des Alphabetes, Zürich 1876. Auch diese Schrift wurde mit Gesuch um Begutachtung an die Fachmänner des In- und Auslandes versandt. Die Antworten fielen in ihrer groſsen Mehrzahl zustimmend aus. (Das Ergebnis der Umfrage gedruckt Zürich 1877.) Schon Stalder hatte *p* unter *b*, *t* unter *d* eingereiht. Warum indes umgekehrt *p* und *t* vor *b* und *d* den Vorzug verdienen, zeigt Staub, S. 22 und 23 Anm. Über die Unterbringung der mit Vorsilben versehenen Wörter unter die Stammwörter vgl. besonders S. 54. Nach dem gewöhnlichen Anordnungssystem müſste z. B. *kenne*ⁿ unter *g* stehen (weil = *gekennen*); welcher Leser aber würde es da suchen?

Digitized by Google

Fundgrube für den Rechtshistoriker und den Nationalökonomen. Seine Ausarbeitung machte dem betreffenden Redaktor etwa ein halbes Jahr zu schaffen. Die Bearbeitung jedes Artikels cirkuliert unter sämtlichen Redaktoren, die nötigenfalls ihre Bemerkungen anbringen, worauf er definitiv für den Druck bereinigt wird. Wie kompliziert oft die Begriffsentwickelung ist, lehrt z. B. das Wort *Ürte.* Aus seiner lautlichen Formation läſst sich schlieſsen, daſs es zu *Ort* = Bruchteil gehört, und damit ist der Ausgangspunkt gegeben für das Verständnis folgender Bedeutungen des Wortes *ürte:*

I. Bruchteil einer Thalschaft, d. h. politische Gemeinde (Nidwalden).

II. Bruchteil, den der einzelne an eine gemeinsame Kasse abzuliefern hat. Daher a) Zeche, woraus dann die weiteren Bedeutungen Trinkgesellschaft und Trinkgelage; b) speciell das, was der zum Hochzeitsschmause Eingeladene gleichsam als seinen Kostenbeitrag zu bringen hat, nämlich das Hochzeitsgeschenk.

Oder: *fūl* heiſst „träge, schlecht, untauglich", aber auch „stark, kräftig". Wie sind diese Gegensätze zu vereinigen? Antwort: Aus der Bedeutung „schlecht" ergiebt sich diejenige von „verschmitzt, listig", welch letztere Eigenschaft auch als Lob kann aufgefaſst werden; daraus folgt dann in der gleichen Richtung die Bedeutung „stark"; also einmal das Gegenteil von dem pessimistischen Zuge, den wir sonst in der Entwickelung deutscher Wortbedeutungen wahrnehmen (z. B. *schlecht,* das ursprünglich soviel hieſs wie *einfach, schlicht,* hat jetzt eine durchaus herabsetzende Bedeutung).

Eine Musterleistung in darstellender Hinsicht wie nach Fülle des Materials ist der von Professor Tobler bearbeitete Artikel *haben. haben* berührt sich begrifflich und etymologisch mit *heben,* beide gehen zurück auf die Wurzel *hab* = lat. *cap-io. heben* bedeutet bei uns nicht bloſs „heben", sondern vorwiegend „halten", nähert sich also dem Begriffe „haben" noch mehr. In Sätzen wie: *heb Rue; heb's für di; me seit, er heb's mitem* ist das Sprachgefühl nicht mehr im stande, zu unterscheiden, ob es sich um Formen von *haben* oder von *heben* handelt. Und so war es schon in der älteren Sprache: „gehabt" heiſst bereits im 14. Jahrhundert *gehebt;* aber auch „gehoben" heiſst *gehebt.* Für *heben* kommt die gleichwertige Form *haben* vor, nicht mehr zu unterscheiden von *haben* = *habere, avoir.* „gehoben" heiſst von Rechts wegen *gehaben,* seit dem 16. Jahrhundert bedeutet *gehaben* aber auch „gehabt", woraus dann unser jetziges *ghā.*

Digitized by Google

Von diesen gleichlautenden Formen aus bahnt sich eine Vermischung beider Wörter an, in der Weise, daſs nun auch die unterscheidbaren Formen von *haben* da stehen, wo wir solche von *heben* erwarten sollten. Eine scharfe Scheidung ist in den meisten Schweizerdialekten nicht mehr zu treffen: die begriffliche Ähnlichkeit hat eingewirkt auf die lautliche Gleichmachung und diese dann wieder zurückgewirkt auf die begriffliche. — Von solchen Erwägungen ausgehend faſst Tobler *haben* und *heben* unter ein Stichwort zusammen. Wie es für den Lexikographen der gegebene Standpunkt ist, teilt er den Stoff nach dem Begriff ein in drei groſse Rubriken: A. Begriff *haben,* B. Begriff *halten,* C. Begriff *heben.* Jede dieser Rubriken zerfällt nun wieder in Abteilungen; die Gliederung erstreckt sich teilweise bis in den sechsten Grad: *αα, ββ, γγ.* Vgl. zur besseren Veranschaulichung die unten gegebene Tabelle, welche den Artikel in übersichtlicher Darstellung zusammenfaſst. Im ganzen zählt derselbe nicht weniger als 105 gleich einem kunstvollen Mechanismus ineinandergreifende Rubriken. Er umfaſst 20 Seiten und enthält etwa 800 Belege vom 14. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Eingeleitet wird er durch eine Aufzählung der in der lebenden Mundart bestehenden Formen *ha, hesch, het* u. s. w., als deren eigentümlichste die des Berner Oberlandes, von Wallis, Graubünden und den Enklaven am Südabhang der Alpen sich darstellen; den Schluſs bildet die grammatische Erläuterung derselben. Dann kommen noch 35 Seiten Zusammensetzungen mit *haben: uff-ha, b'ha* etc. mit ca. 1200 Satzbeispielen.

A. = haben.
- I. als selbständiges Verb.
  - 1) mit persönlichem Subjekt.
    - a) = im Besitz haben.
      - α) mit Sachobjekt oder absolut:
        er het hinde^{n} und corne^{n} nyt.
        wer het, dä het, und wer nit het, ka luege, dass er iberkunnt.
      - β) mit persönlichem Objekt:
        er het e Margräflere^{n} (zur Frau).
    - b) = tragen, dulden:
      er mues es annem selber ha.
      selbst gethan, selbst gehan (1694).
      i ka's nit ha = ferre non possum.
    - c) = sich befinden:
      er het's guet, oder bloſs: *er het guet.*
    - d) *es ha.*
      - α) sich verhalten in Beziehung auf Denkweise:
        i ha's eso; wie hesch's?
      - β) ein Verhältnis haben mit einem:
        er het's mit einere^{n}.

Digitized by Google

γ) *er het's an mer* = er besitzt mein Vertrauen.
δ) etwas erleben:
jetz hesch es!
ε) Sitte haben:
er het's wie d'Baselbieter, er sait nit jo und nit nai.
ζ) von einem leiblichen Übel:
er het's uf der brust.

e) = einen unterhalten, pflegen:
er isch nit zum ha.
eine^n gern ha.

f) = empfangen, bekommen:
d' katz het jungi.
witt nit, so hesch gha.
jo, er werde's gli ha.
i ha nyt dervo.
der doggder ha.
ha welle^n:
α) durchsetzen wollen:
i will's nur ha.
β) behaupten:
er het's nit welle^n ha, das er's gsi sig.

g) in formelhafter Verbindung mit gewissen Substantiven.
α) mit bestimmtem Artikel:
er hed nöd de^n guete^n = er ist nicht aufgelegt (St. Gallen).
β) mit unbestimmtem Artikel:
e g'laif ha, e weses ha, e fraid ha.
γ) ohne Artikel:
recht ha, zitt ha, heb sorg, heb kai kummer.
δ) mit Präposition:
zur usred ha.
waisch nit, wiener zum g'schlecht het?

h) von etwas handeln:
alli zittige händ dervo.

i) prägnant.
α) im Sinn eines zu ergänzenden Infinitivs mit „zu".
αα) „zu sagen":
was hesch?
ββ) „zu ertragen":
mit dir het men eppis!
γγ) „zu thun":
er het lang dra gha.
hesch nummen um der egge.
me ka nyt mitem ha.
β) im Sinn eines zu ergänzenden Participiums Perfekti.
αα) „gemacht haben":
mer mache^n, bis mer's händ.
ββ) „erlangt haben":
gäll, i ha di gha!
mai, dä hani!
i ha das vo mim vatter.
γγ) mit Adverb:
er het e bai app.
d' milch ob ha.
mer händ vil uff.
hoch ha.

2) mit unpersönlichem oder sachlichem Subjekt.
a) mit sachlichem Objekt = an sich haben:
's het eppis.
's het si n͞etig.

Digitized by Google

's het = il y a.
es het's:
α) = das ist alles:
*alle*ⁿ *respäggd vor dir, aber denn het's es.*
β) = es ist fertig:
jetz het's es; 's het's es jetz.
γ) = es geschieht leicht:
's het's gli bi der jorszitt; oder: *'s het's es gli.*
b) mit persönlichem Objekt.
's het en; wo het's di?

II. als Hilfszeitwort.
1) Plusquamperfekt, d. h. „gehabt haben“:
*er het's verlore*ⁿ *gha.*
2) Infinitiv Perfekti nach „müssen“ und „wollen“.
a) wie neuhochdeutsch, mit Vergangenheitsbedeutung:
er mues das to ha.
i will nyt g'sait ha.
b) als Verstärkung des Präsens:
d' liebi mues ziggled ha = was sich liebt, neckt sich.

B. = halten.
I. mit Objekt.
1) mit Sachobjekt.
a) von körperlichen Gegenständen.
α) in der Hand halten:
*heb mer der huet, biſs i wider dunde*ⁿ *bi.*
si händ enander d' wog.
β) einen Körperteil oder ein Gerät an etwas halten:
heb d' hand uff!
er soll d' finger dervo ha.
b) von geistigen Thätigkeiten und Fertigkeiten.
α) formelhaft mit gewissen Substantiven:
*hus ha; fride*ⁿ *ha.*
β) mit Objekt *es:*
αα) *es aim ha* = das Gleichgewicht halten.
ββ) *es mit aim ha* = es mit einem halten.
wie wemmers mit enander ha?
i ha's mitem wī = ich ziehe den Wein vor.
2) mit persönlichem Objekt.
a) äuſseres.
es chind ha (Zürich) = auf dem Arme tragen.
b) inneres, sich.
sich ha (Bern) = sich gebärden.
heb di still; er het si still gha.
3) mit persönlichem oder mit Sachobjekt = wert halten, schätzen.
a) viel oder wenig von etwas halten:
i ha nit vil uffem = ich halte nicht viel von ihm.
b) mit „für“.
α) mit Accusativ der Person:
i han en nit fir ērlig.
β) mit Accusativ der Sache:
de kasch's fir eppis ha, daſs er ko isch.
γ) mit unbestimmtem *es* oder ohne Objekt:
i ha(s) derfür (Bern).
4) mit Adjektiv:
*aine*ⁿ *warm ha* = einen warm halten, d. h. in guter Stimmung.
5) = festhalten.
a) Menschen oder Tiere:
hebed en = haltet den Dieb!

Digitized by Google

b) Gegenstände:
yang heb's!
c) reflexiv:
heb di!
d) mit unbestimmtem Objekt *es:*
es het's = hält stand.
6) = zurückhalten:
er hets nimmeⁿ kenneⁿ hebeⁿ.
7) = behalten:
so heb dī kopf!
8) = abhalten:
eineⁿ dervo ha (Bern).
9) = anhalten zu etwas:
d' chinder zum verdieneⁿ ha (Bern).
10) = enthalten, fassen:
das faſs 'het fimf saum.
11) reflexiv = sich verhalten, in der älteren Sprache:
die sach, die werd sich also han (1553).

II. ohne Objekt.
1) = standhalten, in der älteren Sprache:
das schloſs huob ein wyl (1606).
2) = stillhalten.
a) von einer Bewegung ablassen:
heb still!
b) ruhig leidend herhalten:
er mues hebeⁿ.
3) = festhalten.
a) von Personen:
heb fest!
b) von Körpern, fest sein, haften:
der umschlag hebt nimmeⁿ recht.
's hätt no lang g'hebt.
4) = zurückhalten:
wo hebt's = wo fehlt's?
5) mit Präposition oder Adverb.
a) = an sich halten.
α) beim Rudern:
häb an di (Bern).
β) = sich zusammennehmen:
heb an di (Bern).
b) = zu einem halten:
er hebt zue mer.
c) = mithalten:
mit ha.
d) *derhinder ha* = geheime Absichten haben (Bern).
e) *drob ha* = *legibus stare* (Bern).
f) *'s het schwer, hart gha.*
eim grad häbeⁿ = einem im Singen sekundieren (Appenzell).
6) = eine Richtung innehalten:
rechts ha; gegenem land zue ha.

C. = heben.
I. im gewöhnlichen räumlichen Sinne:
d' milch ab em für ha (Bern).
II. bildlich, in der Formel *heben und legen:*
1) *mit enand heben und legeⁿ* = an allem Gemeinschaft haben.
2) = gemeinschaftlich arbeiten.
III. *e kind hebeⁿ* = aus der Taufe heben.

Digitized by Google

IV. reflexiv, in der älteren Sprache.
   1) von Personen, = sich entfernen:
      heb dich an galgen!
   2) von Sachen, = entstehen:
      huob sich ein fürsbrunst.

Umgekehrt ist das Kleinste und scheinbar Unbedeutende nicht vergessen. Weithin bekannt sind die Fastnachtsumzüge in Schwyz, der sogenannten Japanesen. Der jeweilige Ordner dieser Gesellschaft heiſst *der Hesonusede.* Das Idiotikon II 850 belehrt uns, daſs dieses uns so durchaus japanesisch anmutende Wort nichts anderes ist als die gut schweizerische Redensart *he so nu se de* (= wohlan, *eh bien*) in scherzhaft fremdländischer Betonung. —

Wo es nötig erscheint, feinere Nuancen der Aussprache zu bezeichnen, ist die sogenannte phonetische Schreibung dem Stichworte beigefügt. Z. B. in *gitt* (giebt) sprechen die Basler ein anderes *i* (offenes) als in *litt* (liegt; geschlossenes *i*); das Wörtlein *du* spricht der Baselstädter mit reinem, *ü*-artigem, der Landschäftler mit getrübtem, nach *o* hinneigendem *u;* zur Bezeichnung solcher feinen Unterschiede, aus denen gleichwohl die historische Grammatik wichtige Rückschlüsse zieht, ist das gewöhnliche Alphabet um eine Anzahl Zeichen vermehrt. Den Belegen aus der lebenden Mundart ist immer die Ortsangabe beigefügt und bei denjenigen aus der älteren Litteratur die Zeit; dafür ist die Citierung der Quellen eine summarische, indem nur der Autor schlechthin angegeben wird, nicht aber auch das Buch nach Seite oder Kapitel. Durch dieses Verfahren wird allerdings eine gewaltige Raumersparnis erzielt und die Lektüre durch die gröſsere Übersichtlichkeit erleichtert, aber für den Forscher, namentlich denjenigen, der auf Realien ausgeht und den Zusammenhang einer Stelle haben möchte, ist es doch ein Mangel. Dankenswert ist die Beifügung der Synonymen und die grammatisch-etymologischen Erläuterungen am Schlusse der einzelnen Artikel; sie bringen Leben in die ungeheure Materie, aus ihnen erkennen wir den Zusammenhang der Schweizersprache mit der altdeutschen und schöpfen wir die Überzeugung, daſs auch die nur gesprochene Sprache ihre festen Gesetze hat so gut wie die vornehmere Litteratursprache. Damit kommen wir auf die innere Bedeutung des Werkes.

(Schluſs folgt.)

Digitized by Google

Entwickelungsgänge in der Sprache Corneilles.

Von

Dr. K. Fahrenberg.

Verzeichnis der benutzten Litteratur.

Zu Grunde gelegt wurde der Arbeit:

Marty-Laveaux: Œuvres de Pierre Corneille. Paris 1862. 12 vols. [Grands Écrivains de la France.] Citiert als **M-L.**

Benutzt wurden auſserdem, abgesehen von den Wörterbüchern von Littré, der Akademie und von Sachs-Villatte:

Dictionnaire de l'Académie françoise. Paris 1694. Citiert als **Ac. 1694.**
Sentiments de l'Académie françoise sur le Cid de Corneille. M-L. Band XII.
Aretz: Observationes grammaticæ et lexicologicæ de lingua Corneliana et Raciniana, Diss. Bonnæ 1871.
Bellanger: Études historiques et philologiques sur la rime française. Angers 1876.
Benoist: De la syntaxe française entre Palsgrave et Vaugelas. Paris 1877.
P. Berg: Syntax des Verbums bei Molière. Kiel 1886. Diss.
Bouvier: Des perfectionnements que reçut la langue française au XVIIe siècle etc. Bruxelles 1853.
Burguy: Grammaire de la langue d'oïl. Berlin 1879.
Cotgrave: A Dictionarie of the French and English Tongves. London 1611.
Dammholz: Studien über die franz. Sprache zu Anfang des 17. Jahrhunderts (im Anschluſs an J. de Schélandres Tyr et Sidon, Tragi comédie divisée en deux journées). Nfr. Zs. IX, Heft 7.
Darmesteter-Hatzfeld (D-H.): Le 16e siècle en France. Paris 1883.
Didot: Observations sur l'orthographe ou ortografie française. Paris 1868.
Diez: Gramm. d. roman. Spr.
Ebering: Syntaktische Studien zu Froissart. Zs. V, 324 ff. 1881.
Furetière: Dictionnaire universel etc. 2nde éd., revuë etc. par M. Basnage de Bauval. 3 vols. fol. La Haye et Rotterdam 1701.
Génin: Récréations philologiques. 2 vols. Paris 1858.
Génin: Lexique comparé de la langue de Molière etc. 1846.
Godefroy: Lexique comparé de la langue de Corneille. 2 vols. Paris 1862.
Gräfenberg: Beiträge zur franz. Syntax des 16. Jahrh. Erlangen 1885. (Göttinger Diss.)
Haase: Syntax Pascals. Nfr. Zs. IV.
Herting: Der Versbau Etienne Jodelles. Kiel 1884. Diss.
Hölder: Gramm. der frz. Sprache. Stuttgart 1865.
Holfeld: Über die Sprache des François Malherbe. Posen 1875. Diss.
Kayser: Zur Syntax Molières. Diss. Kiel 1885.

Digitized by Google

List: Syntaktische Studien über Voiture. Frz. Stud. I. 1881.
Lotheiſsen: Geschichte der französ. Litt. im 17. Jahrh. Wien 1878—84.
Lücking: Franz. Grammatik. Berlin 1883.
Œuvres de **Malherbe** p. p. Lalanne, t. 4: Commentaire sur Des Portes [Grands Écrivains de la France. Paris 1862].
Maupas: Grammaire et Syntaxe françoise. 3e éd. Bloys 1625.
Ménage: Observations sur la langue françoise. Paris 1672.
Mercier: Histoire des participes français. Paris 1879.
J. Müller: Remarques sur la langue des classiques français au XVIIe siècle. Leipzig 1871. (Diss.)
Nicot: Thresor de la langue françoise. Paris 1606.
Oudin: Grammaire françoise. 2e éd. Paris 1640.
Pfau: Gebrauch und Bildungsweise der Adverbien bei Joinville. Jena 1885. (Diss.)
Philippsthal: Die Wortstellung in der franz. Prosa des 16. Jahrh. Halle 1886. (Diss.)
Richelet: Dictionnaire des rimes. Paris 1778.
Richelet: Nouveau dictionnaire françois. Amsterdam 1709.
Ricken: Untersuchungen über die metrische Technik Corneilles: I. Silbenzählung und Hiatus. Berlin 1884. (Diss.)
Rœschen: Der syntaktische Gebrauch der Negation bei Ville-Hardouin. Gieſsen 1884. (Diss.)
H. Sachs: Geschlechtswandel im Französischen. Frankfurt a. O. 1886. (Gött. Diss.)
C. Schaefer: Die wichtigsten syntaktischen Altertümlichkeiten der Litteratursprache des 17. Jahrh. Hamburg 1882. (Jen. Diss.)
H. Schmidt: Das Pronomen bei Molière. Kiel 1885. (Diss.)
Schumacher: Zur Syntax Rustebuefs. Kiel 1886.
Scudéry: Observations sur le Cid de Corneille. (M-L. XII.)
Siede: Syntaktische Eigentümlichkeiten der Umgangssprache weniger gebildeter Pariser. Berlin 1885. (Diss.)
Sölter: Grammatische und lexikologische Studien über Jean Rotrou. Altona 1882. (Jen. Diss.)
Tallemant: Remarques et décisions de l'Académie françoise, recueïllies par M. L. T. Paris 1698.
Tobler: Vom franz. Versbau. 2. Aufl. Leipzig 1883.
Tobler: Beiträge etc. Zs. I, II.
Vaugelas: Remarques sur la langue françoise p. p. Chassang. Versailles et Paris 1880.
Vogels: Über den Gebrauch der Tempora und Modi bei Pierre de Larivey. Rom. Stud. V.
Voltaire: Commentaires sur Corneille. (Œuvres de Voltaire p. p. Beuchot tt. 35—36.) I u. II.

Da die Ausgabe Corneilles von Marty-Laveaux die einzige ist, welche einen vollständigen Variantenapparat bietet, habe ich mich damit begnügt, gewöhnlich einfach Band, Seite und Nummer der Variante zu citieren. — Ebenso verfahre ich auch, wo es sich um einen Vers des Textes selbst handelt.

Erst nachträglich, nachdem diese Arbeit schon druckfertig der philosophischen Fakultät zu Göttingen vorgelegt gewesen war, konnte ich noch benutzen:

Haase: Französische Syntax des 17. Jahrhunderts. Oppeln und Leipzig 1888.

Verweisungen auf diese Arbeit sind an den betreffenden Stellen eingefügt worden.

Digitized by Google

Einleitung.

Kapitel 1. Vorbemerkungen.

Während der langjährigen litterarischen Thätigkeit Peter Corneilles (etwa 1629—1674) vollzieht sich jener bedeutende Umschwung auf dem Gebiete der französischen Sprache und Verskunst, es entwickelt sich die klassische Sprache.. Dieselbe entsteht nun aber nicht mit einem Schlage. Es bedurfte vielmehr einer langen Periode des Werdens, während welcher die Bemühungen der Grammatiker und der Schriftsteller zu der Vollkommenheit und Reinheit emporleiteten, welche die französische Sprache in einem Racine erlangen sollte. — Von diesem Werdeprozeſs des klassischen Stils bietet Corneille uns in mancher Hinsicht ein getreues Spiegelbild. Im Beginne seiner dichterischen Laufbahn stand er noch auf den Schultern des sechzehnten Jahrhunderts. Später aber, als der Kanon der Schriftsprache ein anderer geworden ist, bestrebt Corneille sich unermüdlich, seine früheren Erzeugnisse diesem neuen Kanon gemäſs umzugestalten oder demselben doch nahe zu bringen. (Denn durchaus korrekt ist seine Sprache nie geworden, selbst nicht in den spätesten Redaktionen seiner Werke. Vgl. Lotheiſsen II, 311.) So sehen wir, wie jede vom Dichter besorgte neue Ausgabe seiner Werke Änderungen, Besserungen aufweist gegenüber den vorhergehenden.

Schon Marty-Laveaux in seiner Ausgabe von 1862, wo er zum erstenmal dieses gesamte Variantenmaterial verzeichnete, wies (M-L. I, S. IX) auf den Nutzen eines eingehenderen Studiums desselben hin. Nach einigen anderen Bemerkungen fährt er fort: „Pour l'histoire de la langue, les variantes sont plus utiles encore. Elles nous font connaître l'instant précis de la disparition des termes surannés, des constructions tombées en désuétude et nous montrent contre toute attente le grand Corneille, superstitieux observateur des règles de Vaugelas, s'appliquant sans cesse à modifier dans ses œuvres ce qui n'est pas conforme aux lois nouvelles introduites dans la langue.“

Vorliegende Arbeit hat nun versucht, obige Andeutungen Marty-Laveaux' im einzelnen auszuführen. Dieselbe will also nicht ein Gesamtbild von der Entwickelung der Sprache Corneilles überhaupt geben. — Selbstverständlich muſsten die dabei zu behandelnden grammatischen Erscheinungen, Worte und Wortformen im historischen Zusammenhange vorgeführt werden. Auch schien es geboten,

Digitized by Google

die Schriftsteller des anfangenden siebzehnten Jahrhunderts und Corneilles Zeitgenossen teilweise zum Vergleich heranzuziehen. Nur so konnte mit einiger Sicherheit entschieden werden, was auf Rechnung der individuellen Eigentümlichkeit unseres Dichters, und was auf die der Sprachentwickelung überhaupt zu setzen war. — Endlich sind die Grammatiker und Lexikographen des siebzehnten Jahrhunderts, soweit sie uns zugänglich waren, benutzt worden.

Wie zu erwarten stand, entzogen sich eine Reihe von Varianten unserer Erklärung. Unmöglich können wir ja dem Dichter in jedem einzelnen Falle nachdenken und nachfühlen, welche Erwägungen ihn zu einer Besserung veranlaſst haben mögen. Diese Varianten, deren Anzahl aber geringer ist als man erwarten sollte, aufzuzählen, würde unnütz sein. Natürlich boten auch Stellen, wo Druckfehler der einen Ausgabe in der nächsten berichtigt werden, für uns kein Interesse. Ferner sind eine Anzahl ganz unbedeutender Abweichungen der einen oder anderen Ausgabe, wie sie besonders die von 1655 bietet, auſser acht gelassen worden. Die Abweichungen der 1639er Ausgabe der Illusion von den folgenden konnten nur mit Vorsicht benutzt werden. Corneille selbst sagt (M-L. II, 431), daſs dieselbe voll sei von Fehlern gegen Reim, Orthographie und Interpunktion, welche nicht auf seine Rechnung zu setzen sind, da er während des Druckes in Rouen abwesend war. Nur die allergröbsten Versehen hat er in einer beigegebenen Liste berichtigt.

Was den von Corneille verfaſsten Akt der Comédie des Tuileries anbelangt, so hat der Verfasser denselben nie einer Revision unterworfen; derselbe ist also auch nicht maſsgebend für die Feststellung des endgültigen Sprachgebrauchs unseres Dichters.

Wie wir unten sehen werden, gehört der weitaus gröſste Teil der nunmehr für unsere Behandlung übrigen Varianten der Gesamtausgabe von 1660 an, für welche der Dichter die bis dahin verfaſsten Stücke einer gründlichen Durchsicht unterworfen hatte. Vorausgegangen waren eine Reihe von Einzelausgaben und daneben 1644—1657 Sammlungen, die verhältnismäſsig wenig an der ursprünglichen Fassung ändern. Die nach 1660 verfaſsten Stücke sind gleich von vornherein in einer Sprache geschrieben, an welcher Corneille später nur wenig zu bessern fand, bis er 1682 in der Gesamtausgabe letzter Hand seinen Werken ihre endgültige Gestalt gab.

Da die weitaus meisten Änderungen ihre Erklärung finden in

Digitized by Google

der Entwickelung der Syntax, des Wortschatzes und der Metrik, so ergab sich die von uns gewählte Anordnung des Stoffes der Hauptsache nach von selbst.

Kapitel 2.

Hier wollen wir in kurzen Umrissen darzustellen versuchen einmal, welche äuſseren Einflüsse unseren Dichter zu seinen Änderungen veranlaſsten, und zweitens, in welche Kategorien sich, abgesehen von den oben ausgeschiedenen, die gesamten Varianten ihrem Inhalte nach bringen lassen.

Da ist in erster Linie der Akademiker **Vaugelas**, dessen Remarques sur la langue françoise 1647 erschienen, als eine Autorität für Corneille zu nennen; ja, er ist seine Autorität par excellence. Wie Vaugelas' Entscheidungen später fast sämtlich in den Wörterbüchern Richelets (1680), Furetières (1690) und der Akademie (1694) acceptiert wurden (vgl. Chassang: Vaugelas I, S. XLV u. XLVIII), so bemüht sich schon Corneille, teilweise gleich nach dem Erscheinen der Remarques, teilweise erst 1660, von Vaugelas Gemiſsbilligtes aus seinen bis dahin verfaſsten Werken wieder auszumerzen. Trotzdem kann man ihn kaum einen „superstitieux observateur" der Regeln Vaugelas' nennen, wie Marty-Laveaux es gethan, denn wir werden öfter Gelegenheit haben zu zeigen, wie er ausdrückliche Gebote Vaugelas' nicht achtet.

Erst in zweiter Linie sind **Scudéry** und die **Akademie** von direkt nachweisbarem Einflusse auf Corneille gewesen. Der erstere durch seine „Observations sur le Cid", die letztere in ihren „Sentiments sur le Cid", in welchen Scudérys Anmerkungen ihrerseits wieder beurteilt werden. Beide Werke sind in Marty-Laveaux' Ausgabe abgedruckt (Bd. XII). Obgleich sich diese beiden Kritiken nur auf den Cid beziehen, so bessert Corneille nicht nur die einzelnen dort gerügten Stellen, sondern ihr Einfluſs macht sich auch anderweitig öfter bemerkbar. Es fanden ja auch die Sentiments besonders als ein wichtiger Beitrag zur Reinigung und Fixierung der Schriftsprache in weiteren Kreisen Verbreitung, wie aus dem Urteil des Jesuiten Bouhours über dieselben hervorgeht. (Vgl. Entretiens d'Ariste et d'Eugène, Paris 1768, ohne Namen des Verfassers, S. 151.)

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daſs, wie **Malherbes** Vorschriften auf dem Gebiete der Poetik für seine Nachfolger allmählich fast kanonische Geltung erlangten, auch Corneille bestrebt war, vieles diesen Regeln nicht Gemäſse in seinen Werken zu ändern.

Digitized by Google

Aber auch abgesehen von dem Einflusse der genannten Persönlichkeiten, welchen wir im einzelnen nachzuweisen im stande sind, spiegelt sich das so auſserordentlich rege Interesse an Sprache und Sprachreinheit, welches die Werdeperiode des klassischen Französisch beherrscht, in unserem Dichter wieder. Indem er dem Zuge der Zeit folgt, wirkt er seinerseits wieder auf seine Leser und Hörer zurück und trägt nicht zum geringen Teile zur Fortentwickelung der französischen Sprache bei.

Zunächst macht sich bei ihm allgemein ein Ringen nach streng logischer Durchbildung des Stils bemerkbar. Gar nicht selten sind Änderungen, die lediglich den Zweck zu haben scheinen, etwaige Zweideutigkeit des Sinnes zu beseitigen, oder der Rede gröſsere Klarheit und logischeren Zusammenhang zu verleihen. — Daneben ist es das harmonische Ebenmaſs und die Schönheit der Diktion, woran der Dichter feilt. Da wird hier ein Epitheton durch ein angemessener, prägnanter erscheinendes ersetzt, dort der Ton ganzer Verszeilen herabgemildert; an noch anderen Stellen werden leichte Tautologien und Wiederholungen derselben oder synonymer Ausdrücke kurz hintereinander durch die bessernde Hand getilgt. Im besonderen gehören hierher Wortspiele, Pointen, antithetische Wendungen und Ähnliches, wofür der junge Corneille eine groſse Vorliebe zeigte. Es ist das eine Art des Redeschmucks, deren sich ein klassischer Stil nur sparsam bedient. In der That sehen wir derartiges Beiwerk in den späteren Stücken unseres Dichters mehr und mehr zurücktreten; ja, eine Reihe solcher Stellen müssen sich nachträglich eine Ummodelung gefallen lassen. — Es konnte nicht unsere Aufgabe sein, auf diese rein stilistische Seite der Varianten über diese allgemeinen Andeutungen hinaus einzugehen. Einerseits würde uns das zu weit geführt haben, und andererseits würde sich eine solche Untersuchung auf einem recht unsicheren Grunde aufbauen, da bei derselben durchaus mit subjektiven Anschauungen geschaltet werden müſste. — Welche Kategorien der Varianten dagegen unten näher behandelt werden sollen, haben wir schon angedeutet.

Kapitel 3.

Um unsere Gesamtübersicht vollständig zu machen, erübrigt noch, einzelne Punkte zu besprechen, auf welche einzugehen sich unten keine Gelegenheit fand.

Digitized by Google

1) Die Ausgabe der **Imitation de Jésus-Christ** von 1662 ist ein reiner Abdruck der von 1659, und die vorkommenden Abweichungen sind wohl sämtlich Druckfehler. Weiter entfernen sich die 1670 veröffentlichten Auszüge aus der Imitation oft vom Texte der definitiven Gesamtausgabe von 1670, die betreffenden Abweichungen sind aber meistens nur notwendige Folgen der Zerstückelung, also für uns belanglos. Vgl. M-L. VIII, S. XXI. Die übrigen Varianten der Imitation erklären sich zum groſsen Teil aus dem Bemühen Corneilles, seine Übersetzung mehr und mehr genau an den lateinischen Text anzuschlieſsen. Vgl. M-L. VIII, S. XVII: „Bien qu'en retouchant son œuvre, notre poète se soit sans cesse préoccupé de se tenir de plus en plus près du texte latin, il se reprochait toujours davantage d'en être si éloigné;“ in der That ändert er auch 1656 den ursprünglichen Titel: „Imitation ... traduite ...“ in „Imitation ... traduite et paraphrasée ...“ um.

Als solche Änderungen, welche lediglich einen engeren Anschluſs an die lateinische Vorlage bewirken wollen, möchte ich, und eine genaue Vergleichung der beiden Texte wird das bestätigen, unter anderen folgende bezeichnen: VIII, 29 var. 2, 31 var. 3, 33 var. 1, 34 var. 2, 35 var. 3, 35 var. 5, 36 var. 2, 36 var. 4, 37 var. 2, 38 var. 1, 40 var. 1, 40 var. 2, 40 var. 3, 41 var. 1, 41 var. 2, 54 var. 3, 57 var. 3, 58 var. 4, 62 var. 3, 65 var. 1, 66 var. 4, 66 var. 5, 68 var. 1, 70 var. 4, 72 var. 1, 75 var. 3, 90 var. 1, 92 var. 1, 93 var. 2, 94 var. 3, 96 var. 1, 96 var. 3, 104 var. 2, 108 var. 3, 113 var. 2, 118 var. 6, 122 var. 1, 149 var. 1, 153 var. 3, 166 var. 4, 181 var. 1, 190 var. 3, 421 var. 1, 671 var. 1, 671 var. 2, 671 var. 3, 671 var. 4. — Auſserdem beseitigt der Dichter in den Kapitelüberschriften eigene Zusätze, die nicht in seiner Vorlage standen, in den späteren Ausgaben wieder.

2) Aus dem älteren Drama hatte Corneille den Gebrauch überkommen, dem **Titel** seiner Stücke einen zweiten, gewissermaſsen erklärenden beizusetzen. So heiſst es anfangs z. B.: „Mélite, ou les fausses lettres.“ Ähnlich bei Clitandre, Veuve, Galerie du Palais, Place royale. 1644 aber lieſs er den zweiten Titel überall wieder fallen, derselbe war, in der Hauptstadt wenigstens, aus der Mode gekommen. Auf den Theaterzetteln der Provinz hat er sich bis heute erhalten, vgl. M-L. I, 133.

3) Ein anderer Rest der alten Komödie, welchen Corneille später

Digitized by Google

abstreift, ist die Person der „Nourrice“. Lotheiſsen II, 159 bemerkt über dieselbe: „Die kupplerische Alte (die ‚Nourrice‘), die aus dem Drama der Griechen und Römer zu den Italienern gekommen war, die man bei Shakespeare findet und die auch in den früheren französischen Bühnendichtungen nicht fehlen durfte, machte bei Corneille der vertrauten Dienerin (der ‚Suivante‘) Platz, aus der sich die kecke Kammerzofe entwickelte, welche in dem Lustspiele der folgenden Zeit eine so groſse Rolle spielen sollte.“ Vgl. hierüber auch Taschereau: Histoire de la vie et des ouvrages de P. Corneille, Paris 1855, Bibl. Elz., S. 29. Allerdings behält Corneille die Nourrice in der Mélite (M-L. I, 142) und in der Veuve (M-L. I, 398) immer bei. Dagegen schon in der Galerie du Palais tritt die Suivante an ihre Stelle. Corneille selbst bemerkt darüber (M-L. II, 14): „Le personnage de nourrice, qui est de la vieille comédie, et que le manque d'actrices sur nos théâtres y avait conservé jusqu'alors, afin qu'un homme le pût représenter sous le masque, se trouve ici métamorphosé en celui de suivante, qu'une femme représente sur son visage.“

4) Marty-Laveaux (I, S. IX) bemerkt: „Corneille commence à écrire à une époque où la plus grande licence règne dans la comédie. Plus modeste, plus retenu que ses contemporains, il cède encore parfois à son insu à la contagion de l'exemple; mais à mesure que le théâtre, grâce à son influence, s'épure davantage, il s'applique à faire disparaître quelques scènes un peu libres, quelques expressions hasardées.“ — Mehr noch als M-L. es hier thut, müssen wir die fast ängstliche Sorgfalt betonen, mit welcher Corneille alles irgendwie anstöſsig Erscheinende späterhin aus seinen Jugendwerken verbannte, meist schon lange vor 1660. Vgl. hierüber auch Lotheiſsen II, 159; M-L. XI, S. XXIII. — Als Beispiele ganzer Scenen, die aus dem angegebenen Grunde gestrichen, bezw. umgearbeitet wurden, mögen dienen I, 367—368, wo Rosidor, welcher sich im Bette befindet, von Caliste besucht wird, und II, 524 ff., wo ein Eheweib den Gemahl einer anderen mit den unverblümtesten Worten zu verführen sucht.

Andere, mehr oder weniger umfangreiche Änderungen aus demselben Grunde sind I, 160 var. 2, 191 var. 4, 244 var. 1, 248 var. 2, 275 var. 2, 276 var. 2, 365 var., 486 var. 1, 495 var. 1; II, 133 var. 2, 144 var. 1, 205 var. 3, 214 var. 1, 237 var. 5, 287 var. 4, 292 var. 2, 474 var. 2, 477 var. 1, 495 var. 1, 509 var. 2, 514 var. 1; IV, 45 var. 1. Einzelner Ausdrücke wegen wurde gebessert: I, 149

Digitized by Google

var. 1, 149 var. 2, 409 var. 5 (vgl. M-L. XI, S. XIX), 463 var. 1; II, 259 var. 4, 362 var. 1 (vgl. M-L. XI, 466); III, 197 var. 1; IV, 156 var. 1, 449 var. 1; V, 220 var. 2, 578 var. 1. — Wir begnügen uns mit einfacher Aufzählung dieser Stellen.

Besonders herausgehoben zu werden verdient jedoch das Substantivum **baiser.** Dasselbe kommt nämlich in der endgültigen Fassung unseres Textes nicht ein einziges Mal vor. In den früheren Ausgaben dagegen findet es sich häufig genug, und Corneille hat sich die Mühe nicht verdrieſsen lassen, diesen ihm nicht mehr bühnenfähig erscheinenden Ausdruck gänzlich auszumerzen. Vgl. I, 159 var. 5, 162 var. 1, 175 var. 3, 185 var. 1, 198 var. 2, 209 var. 4, 236 var. 1, 238 var. 1, 241 var. 1, 277 var. 1, 290 var. 4, 332 var. 1, 402 var. 4, 434 var. 4, 435 var. 2, 499 var. 2; II, 63 var. 1, 103 var. 2, 180 var. 3, 410 var. 4, 485 var. 1, 509 var. 2. — Baiser als Verbum ist getilgt worden I, 175 var. 1 und II, 505 var 2; es ist stehen geblieben in ernster Rede II, 386, vers 920 (vgl. Voltaire zu dieser Stelle), III, 161, vers 1037, IV, 90, vers 1536.

5) Ebenfalls dem Drama des 16. Jahrhunderts eigen ist die Einflechtung oft überlanger **Monologe** in den Gang der Handlung, ein Gebrauch, dem Corneille in seinen älteren Stücken, aber nur in diesen, ebenfalls noch huldigt. 1660 ist er aber schon anderer Ansicht geworden, und in dem 1660 zuerst erschienenen Examen de Clitandre (M-L. I, 273) sagt er in Bezug auf dieses Stück: „Les monologues sont trop fréquents et trop longs en cette pièce; c'était une beauté en ce temps-là: Les comédiens les souhaitaient, et croyaient y paraître avec plus d'avantage. La mode a si bien changé, que la plupart de mes derniers ouvrages n'en ont aucun; et vous n'en trouverez point dans Pompée, La Suite du Menteur, Théodore et Pertharite, ni dans Héraclius, Andromède, Œdipe et la Toison d'or, à la réserve des stances.“ Diesem können wir noch hinzufügen, daſs Corneille lange Monologe seiner ersten Werke später mehrfach bedeutend gekürzt hat, z. B.: I, 164 var. 3, I, 196 ff., 220 ff., 320 ff.; II, 82 var. 1, 258 var. 2, 487 var. 4. Vgl. hierüber auch Taschereau a. a. O. S. 23.

Auch im Dialoge sind überlange Reden einer Person hier und da gekürzt, vgl. z. B. I, 290 var. 4, 292 var. 2. Zugleich mochten diese Streichungen auch den Zweck haben, die Länge der Stücke möglichst dem Durchschnittsmaſs von etwa 1840 Versen nahe zu

Digitized by Google

bringen, bezw. die einzelnen Akte möglichst gleich lang zu machen, vgl. darüber Corneille selbst M-L. II, 118.

6) **Monsieur** als Anrede wurde von den älteren Dramatikern unbedenklich verwendet (vgl. M-L. XII, 98), aber es scheint, man beginnt im 17. Jahrhundert daran Anstoſs zu nehmen. Wenigstens wollen Richelet im Dict. des rimes S. LIX und späterhin Voltaire I, 62 es aus dem ernsten Verse durchaus verbannen. Auch Corneille scheint später ähnlicher Ansicht gewesen zu sein, denn oft, wenn auch nicht immer, ersetzt er monsieur durch eine andere Form der Anrede, gewöhnlich durch Seigneur; vgl. I, 358 var. 1, 360 var. 5; II, 72 var. 2, 367 var. 1, 372 var. 5, 410 var. 2; III, 114 var. 4; IV, 384 var. 1, 385 var. 1. Stehen geblieben ist monsieur z. B. II, 89 vers 1328, 210 vers 1625; III, 126 vers 373. — Ähnlich wurde **Monseigneur** im Clitandre durch Seigneur ersetzt oder sonst getilgt I, 305 var. 2, 305 var. 3, 305 var. 4, 341 var. 2, 341 var. 4, 351 var. 3. — Ein ähnliches Schicksal hat auch **Sire.** Es ist stehen geblieben I, 314 vers 677, 315 vers 704 und öfter im Clitandre; ferner V, 529 vers 366, 540 vers 624, aber an beiden letzteren Stellen ändert Th. Corneille in seiner Ausgabe der Werke seines Bruders von 1692 das Sire. Unser Dichter selbst tilgte Sire, meist zu gunsten von Seigneur, II, 395 var. 3, 397 var. 2; III, 140 var. 2, 145 var. 1, und vor allem im Pompée sehr konsequent, nämlich IV, 29 var. 6, 30 var. 2, 31 var. 3, 33 var. 1, 33 var. 2. 35 var. 5, 36 var. 2, 38 var. 3, 40 var. 1, 55 var. 1, 56 var. 1, 72 var. 1, 73 var. 1, 74 var. 6, 76 var. 1. Vgl. noch M-L. XI, S. XXIV.

7) Der Vollständigkeit wegen erwähne ich noch kurz Folgendes: Über die gänzliche Umarbeitung der Eingangsscene des Cid vgl. Lotheiſsen II, 195, Anm.; über die Umarbeitung der Rolle des Pertharite vgl. ebenda II, 285; zur Einsetzung des Fierabras statt Rodomont II, 464 var. 1 s. M-L. XI, 432; XII, 312. Die Person des Argante wird ganz aus dem Menteur gestrichen, vgl. IV, 219 ff., s. darüber Corneille selbst M-L. I, 43 und Voltaire I, 462.

Infolge des Miſserfolges des Pertharite (vgl. M-L. VI, 4—5) wird Corneille die bedeutenden Umarbeitungen vorgenommen haben, welche sich in diesem Stücke finden. Dieselben interessieren uns hier nicht näher.

Zum Schlusse dieser Einleitung sei Godefroys (I, S. XX) etwas hartes Urteil über den Wert von Corneilles Änderungen hier ange-

Digitized by Google

führt: „Mais généralement (?) ces retouches ne furent pas très-heureuses. Corneille était essentiellement un écrivain de jet. Il ne savait guère chercher ni travailler ses corrections, et souvent quand il voulait ainsi modifier ce qu'il avait écrit de verve, son instinct l'abandonnait, et à des beautés de premier ordre censurées peut-être par un critique infime ou timide, il substituait des expressions beaucoup plus communes.“ Allerdings werden wir einigemal auf solche Schlimmbesserungen aufmerksam zu machen haben.

Erster Teil: Syntax.

I. Wortarten mit Flexion.

A. Substantivum.

1. Geschlecht der Substantiva.

Bei manchen Substantiven herrscht am Anfange des 17. Jahrh. noch ein Schwanken in Bezug auf das Geschlecht. Im Laufe des Jahrhunderts aber entscheidet man sich durch die Bemühungen der Grammatiker für das eine oder das andere Genus. Dieser Vorgang spiegelt sich bei Corneille an folgenden Wörtern wieder:

âge, das schon bei Malherbe meist als Mask. gebraucht ist (vgl. Holfeld 32), kommt in den ersten Werken Corneilles noch zweimal als Fem. vor, davon das eine Beispiel in einer Variante; vgl. II, 145 var. 1, II, 112 vers 1793. Auch Rotrou gebraucht es noch zweimal als Fem. (vgl. Sölter 29). Oudin 71 und die Wörterbücher geben es als Mask., aber noch Menage 1672 schwankt, wenn er auch dem Mask. den Vorzug giebt (Ménage S. 103).

aide, „Hilfe“, gebraucht Corneille zuerst als Mask., ändert aber 1660 ins Fem. um I, 148 var. 2:

Ce n'est plus lors qu'un aide à faire un favori.

Ebenso I, 280 var. 1, 294 var. 2. Die Wörterbücher geben übereinstimmend das Fem., Oudin 71 schwankt und noch Ménage 103 hält es für nötig zu betonen, es sei Fem.

aigreur ist eins von den Wörtern auf *-eur,* die im 16. Jahrh. noch schwankten, die aber nur im Anfange des 17. Jahrh. noch einigemal als Mask. auftreten. *Aigreur* ist Mask. bei Corneille II, 295 var. 2, seit 1660 Fem. (Vgl. *ardeur.*)

Digitized by Google

amour im Singular hat in Corneilles Jugendwerken neben dem ursprünglichen weiblichen auch das männliche Geschlecht. Das letztere überwiegt schon. 1660 aber ändert der Dichter an den meisten Stellen, wo er *amour* weiblich gebraucht hatte, ab, sobald es ohne groſse Mühe geschehen konnte. In den späteren Werken wird *amour* als Fem. immer seltener, um in der Imitation de Jésus-Christ ganz zu verschwinden. Das Fem. fiel: I, 191 var. 1 (zweimal), 327 var. 1, 350 var. 4; II, 180 var. 1, 489 var. 1, 512 var. 1, 514 var. 1—2; III, 194 var. 1, 490 var. 5, 417 var. 1, 564 var. 1; IV, 228 var. 3, 359 var. 4, 479 var. 3; V, 230 var. 1, 359 var. 1, 446 var. 2. Alle diese Änderungen finden sich in den vor 1650 geschriebenen Werken. Daneben ist *amour* etwa 14 mal in denselben als Fem. stehen geblieben. In den nach 1650 verfaſsten Stücken ist es immer männlich, mit Ausnahme von fünf unverändert gebliebenen Stellen, nämlich: VI, 324 vers 1648, 474 vers 31, 614 vers 877; VII, 439 vers 1438, 497 vers 817.

Dieses Schwanken des Geschlechts bei *amour* beobachten wir zuerst im 16. Jahrh. (vgl. D-H. 246). Bei Marot hat das weibliche noch das Übergewicht (vgl. Gräfenberg 17); ebenso gebraucht Malherbe es noch sehr oft weiblich (vgl. Holfeld 32). Nicot 1606: mask.; Cotgrave 1611: comm. Noch Vaugelas II, 107 anerkennt das doppelte Geschlecht und möchte sogar dem Fem. noch den Vorzug geben. Ménage 1672, S. 104, erlaubt in der Prosa nur das Mask., welches auch in der Poesie vorzuziehen sei. Furetière und Richelet geben ebenfalls dem Mask. den Vorzug. Nach Müller 44 lebt der Gebrauch von *amour* im Sing. als Fem. noch vereinzelt bis auf unsere Zeit fort. Ebenso Plattner, Franz. Schulgramm., Karlsruhe 1883, § 126, Anm. 2.

ardeur ist nur ein einziges Mal wie öfter im 16. Jahrh. (vgl. Littré, D-H. 256) männlich, während es an allen anderen, auch gleichzeitigen, Stellen nur weiblich vorkommt. 1660 wurde das Mask. in das Fem. umgeändert. Vgl. I, 465 var. 2:

Modère *cet* ardeur; tout beau. — Laisse-nous faire.

Corinthe stand an der einzigen Stelle, wo das Geschlecht zu erkennen ist, nämlich II, 353 var. 2, bis 1657 als Fem., seit 1660 aber änderte Corneille in das Mask. um, also entgegen dem heutigen Gebrauche.

échange ist IV, 342 var. 3 bis 1660 Mask., nachher Fem. Nach Littré war *échange* im Anfange des 17. Jahrh. öfter als Fem.

Digitized by Google

gebräuchlich. Wir müssen dies auf das ganze Jahrhundert ausdehnen, wie obige Variante beweist, und wir finden das bestätigt durch einen von M-L. XI unter *échange* angezogenen Druckfehler in Richelets Dict. von 1680, das, obgleich *échange* als Mask. bezeichnet wird, dennoch *faire une échange* als Beispiel druckt; ferner giebt noch Furetière 1701 das weibliche Geschlecht an.

embûche. IV, 440 var. 5 schwankt Corneille zuerst, macht es aber nach 1660 in Übereinstimmung mit den Wörterbüchern zum Fem. II, 397 vers 1154 steht es von Anfang an weiblich.

foudre war altfranz. Mask., im 16. Jahrh. Mask. oder Fem., und so gebraucht auch Corneille es anfangs beliebig als Mask. oder Fem. Ebenso lehrt auch Vaugelas I, 405. Ménage 112 aber formuliert 1672 die Regel, *foudre* im eigentlichen Sinne als Fem., im übertragenen dagegen (meist) als Mask. zu verwenden, und ähnlich spricht sich die Akademie in ihren Anmerkungen zu Vaugelas aus. Vgl. auch Sachs, Geschlechtswandel 25. Schon vorher muſs diese Regel bekannt gewesen sein, denn Corneilles Änderungen (meistens von 1660) stimmen im ganzen schon damit überein. So änderte er ursprüngliches Fem. in das Mask., weil *foudre* bildlich gebraucht war, etwa = „plötzlicher Umschlag des Glücks, Zorn eines Gewaltigen“ III, 127 var. 2, 339 var. 3; IV, 192 var. 1; umgekehrt das Mask. in das Fem., weil *foudre* im eigentlichen Sinne gefaſst war, d. h. als Phänomen der Natur oder als Vertilgungswerkzeug der Götter, II, 243 var. 1, 356 var. 2, 449 var. 1; V, 40 var. 3, 169 var. 1, 391 var. 1. — Im eigentlichen Sinne als Fem. blieb es unangetastet III, 354 vers 1680; IV, 504 vers 1780; VII, 54 vers 1158, 173 vers 1584. Als Ausnahme ist VI, 582 vers 174 anzumerken, wo *foudre* als Fem. bildlich zu fassen ist. Endlich stimmen von den 18 ungeänderten Beispielen von *foudre* als Mask. 13 zu der obigen Regel, nämlich II, 522 vers 1657; IV, 84 vers 1400, 193 vers 985, 449 vers 459, 454 vers 581, 457 vers 675; V, 170 vers 342, 393 vers 1715; VI, 43 vers 584, 173 vers 907, 173 vers 910, 346 Zeile 10, 347 vers 2159. Dagegen steht *le foudre* der obigen Regel zuwider: II, 201 vers 1444, 375 vers 702, 447 vers 239; V, 349 vers 745, 375 vers 1297. Zur Erklärung der Ausnahmen sei gesagt, daſs die Regel damals noch keineswegs ganz fest stand, denn Furetière 1701 und Richelet 1709 erlauben noch das Mask. im eigentlichen Sinne neben dem gewöhnlichen Fem.

Digitized by Google

VI, 346 Zeile 10 in einer Bühnenweisung: *Jupiter a un autre grand aigle à ses pieds, qui porte son foudre* bezieht sich auf eine plastische Darstellung des Blitzes, die ja heute auch noch Mask. ist.

Bei Racine ist foudre im bildlichen Sinne doppelgeschlechtig, vgl. Sachs, Geschlechtsw. 26.

guide, „Führer", ist im 16. Jahrh. und noch im 17. zuweilen Fem. (vgl. Gräfenberg 19, Nicot, Cotgrave, Littré). Auch Oudin zieht 1640 das Fem. noch vor (Oudin S. 73). Doch ändert Corneille IV, 131 var. 1 ursprüngliches Fem. in das Mask.: *Je n'ai osé descendre de si haut sans m'assurer d'une guide,* 1660: *d'un guide.* Furetière und Richelet verlangen Mask.

humeur war I, 425 var. 2 bis 1648 männlich, die späteren Ausgaben machen es weiblich (vgl. *ardeur, aigreur*). Im 16. Jahrh. kommt es zuweilen als Mask. vor (vgl. Gräfenberg 20, Littré).

hydre III, 436 var. 3 Mask., seit 1660 Fem. wie heute. Nach Littré ist *hydre* nur vereinzelt männlich vorgekommen. Er citiert Lafontaine und V. Hugo. Malherbe 370 tadelt Des Portes, weil er es als Mask. gebraucht. Die Wörterbücher des 17. Jahrh. kennen es nur weiblich.

mi-nuit kommt in dieser Schreibung einmal weiblich vor, II, 493 var. 6: *vers la mi-nuit,* geändert in: *environ à minuit.* Gräfenberg 20 belegt es aus dem 16. Jahrh., und selten kommt es noch heute vor. Cotgrave 1611 giebt es noch als Fem., Richelet 1709 als Mask. Für Corneille wird Vaugelas bestimmend gewesen sein, der es I, 158 für männlich erklärt. Ebenso Ménage 115.

office. IV, 76 var. 2 hätte M-L. es vielleicht als Fem. stehen lassen können, da alle Ausgaben bis auf eine so schreiben, obgleich *office* bei Corneille sonst Mask. ist. Da es im 15. und 16. Jahrh. (Littré) und noch bei Cotgrave so vorkommt, könnte Corneille an dieser Stelle immerhin so geschrieben haben. Noch Ménage 116 erwähnt es 1672 unter den Noms de genre douteux, entscheidet sich allerdings, wie schon Oudin 72 vor ihm gethan, für das moderne Geschlecht. Heute ist *office* weiblich nur in der Bedeutung: Tischgerät, Bedientenzimmer (Sachs). So auch schon bei Furetière 1701.

offre. Ich erwähne dieses Wort nur, um Müllers Behauptung (S. 44), Corneille gebrauche es als Mask., zu widerlegen. Es schwankt bei ihm, während es im 16. Jahrh. nur männlich zu sein scheint. (Vgl. Gräfenberg 20, Littré.) M-L. I, 468 vers 1327, VI, 61 vers 963

Digitized by Google

ist es Mask.; dagegen Fem. VI, 625 vers 1162, IV, 435 var. 1 (in der Änderung ist das Geschlecht nicht zu erkennen), II, 377 vers 745. (Die Ausgaben 1663—82 drucken allerdings:

Cet offre y peut servir, et par elle j'espère ...,

doch beweist *elle*, daſs *cette* einzusetzen ist.) Das Geschlecht von *offre* schwankt das ganze Jahrhundert hindurch trotz Vaugelas' Bestimmung (II, 416), es nur weiblich zu gebrauchen. Nicot 1606: Fem., Cotgrave 1611: Mask., Oudin 1640: besser Mask. (S. 72), Furetière 1701: Fem., Richelet 1709: Mask. Erst am Ende des Jahrhunderts entscheidet sich der Gebrauch im Sinne Vaugelas', aber in der Sprache des Volkes hielt sich das Mask. bis heute (Sachs).

rencontre. IV, 294 var. 2 Mask., seit 1660 Fem., wie sonst immer bei Corneille, ausgenommen X, 484 in einem Briefe vom 12. März 1659. Vaugelas I, 74 verlangt das Fem. Littré belegt das Mask. aus dem 15. und 16. Jahrh. Auch Ménage 120 erklärt es für Fem., bemerkt aber, daſs viele Autoren anderer Meinung seien. Die Wörterbücher bieten übereinstimmend das Fem.

reproche, das Malherbe weiblich verwendet (vgl. Holfeld 33), stand II, 370 var. 1 ebenso als Fem. Die Änderung von 1660 läſst das Geschlecht nicht mehr erkennen. Vaugelas I, 97 hatte es für männlich erklärt, ausgenommen in zwei oder drei Redensarten, wie *à belles reproches, de sanglantes reproches.* Nicot 1606: Mask. und Fem.; Cotgrave 1611: Fem.; Ménage 1672 (S. 120) und ebenso Furetière 1701 und Richelet 1709: Mask.

Mit Ausnahme von *Corinthe* und *embûche* sind diese Wörter sämtlich bei D-H. 245 ff. aufgeführt unter den Substantiven, welche im 16. Jahrh. schwankendes Geschlecht besaſsen oder doch später Geschlechtswandel erfuhren. Zs. III, 291, wo Ulbrich gelegentlich der Recension des D-H.schen Buches Nachträge bringt, finden sich die beiden Wörter auch nicht aufgeführt.

2. *Numerus des Substantivs.*

a) grâce.

rendre grâce = gratias agere. In seinen Stücken, welche vor 1660 fallen, schreibt Corneille oft *rendre grâce* im Singular. Daneben aber auch den Plural, z. B. IV, 485 vers 1360 und später mehrfach. 1660 tilgt er den Sing. überall, nämlich III, 333 var. 2, 394 var. 3; IV, 69 var. 1; V, 241 var. 1, 360 var. 1, 533 var. 1, 573 var. 1;

Digitized by Google

VIII, 224 var. 2, 389 var. 2. Vgl. provenç. *faire gracias*, z. B. Bartsch, Chrest. 356, 26. Malherbe 449 tadelt *rendre grâce* bei Des Portes. Die Wörterbücher geben den Plural an, nur Furetière 1701 bemerkt „les poètes le mettent quelquefois au singulier“; sein Beispiel ist aus Racan.

devoir grâce *à qn.* ändert Corneille in *devoir grâces* IV, 69 var. 2.

grâce aux Dieux V, 527 var. 1, 75 var. 1, später *grâces*. Sonst pflegt Corneille in dieser Verbindung den Plural zu setzen. Im 17. Jahrh. war der Numerus derselben streitig (Littré). Corneille folgt Vaugelas, der II, 407 den Plural verlangte, den auch die Wörterbücher bieten.

la bonne grâce de qn. stand ursprünglich II, 238 var. 1, 459 var. 2; V, 432 var. 1. Vaugelas I, 390 entscheidet für *les bonnes grâces,* und so ändert Corneille an allen drei Stellen. Von den Wörterbüchern kennt nur noch Nicot 1606: *acquerir la bonne grace d'aucun.* Nach Ac. 1694 bedeutet *la bonne grâce* nur „kleiner Vorhang am Himmelbett“.

b) Emphatischer Gebrauch des Plurals der Abstrakta.

Diese syntaktische Eigentümlichkeit war im Französischen zu allen Zeiten sehr beliebt. Dennoch ist sie seit dem Lateinischen immer mehr zurückgegangen. Holfeld 33 führt z. B. eine Anzahl Abstrakta im Plural aus Malherbe auf, welche später nur noch im Singular gebraucht werden. Corneille wendet den Plural noch oft und gern an (vgl. M-L. XI, S. XXXVI). Wie allgemein dieser Gebrauch im 17. Jahrh. noch war und teilweise heute noch ist, zeigt Godefroy in einem längeren Artikel unter dem Worte Honte. Heute ist es strenge Regel, daſs der Singular die Neigung oder den Zustand der Seele bedeutet, der Plural dagegen die dadurch hervorgebrachten Handlungen; im 17. Jahrh. galt diese Regel noch nicht. (Godefroy I, 351.)

Da der Prozeſs einer feinen logischen Durchbildung der französischen Sprache, hervorgerufen besonders durch die Bemühungen der Grammatiker des 17. Jahrh., sich so zu sagen vor Corneilles Augen vollzog, so wird ihm die Anwendung des Plurals der Abstrakta späterhin an manchen Stellen seiner älteren Werke etwas sehr kühn, ja hier und da fast geradezu als unlogisch erschienen sein; und ich vermute, daſs ihn dieses zu folgenden Änderungen veranlaſst hat:

Digitized by Google

extrémités II, 50 var. 4:

Mon feu fut sans raison, ma glace l'est de même,
Si l'un fut excessif, je rendrai l'autre extrême.
Lys. Par ces extrémités vous avancez ma mort.

Seit 1660 aber *cette extrémité*, denn zu *glace* kann eigentlich nur *extrémité* im Singular passen.

grandeurs III, 391 var. 1:

Des grandeurs du péril n'est-elle point troublée?

In diesem Falle würde ein moderner Dichter kaum mehr den Plural setzen. Dagegen *les grandeurs* = Ehren, Herrlichkeit, finden wir bei Corneille öfter, z. B. IV, 67 vers 960:

Vous qui pouvez la mettre au faîte des grandeurs.

Ähnlich III, 489 var. 3; VII, 435 vers 1344. In diesem Sinne ist ja noch heute der Plural gebräuchlich, z. B. in *délire des grandeurs* = Gröſsenwahnsinn.

hontes steht bei Corneille öfter im Plural, nur einmal, IV, 95 var. 3, tilgt er denselben:

Pour réserver sa tête aux hontes d'un supplice.

Vgl. noch XI, 484. Voltaire I, 418 und öfter tadelt *hontes* als nicht gebräuchlich.

ingratitudes V, 576 var. 1:

Sur ces beaux coups d'essai de vos ingratitudes.

Ingratitude bedeutet hier Undankbarkeit als Charaktereigenschaft.

malheurs III, 177 var. 2:

Eh bien, Sire, ajoutez ce comble à mes malheurs.

Es handelt sich hier nur um einen einzelnen Unglücksfall.

mépris V, 437 var. 3:

De venger les mépris, qu'on fait de sa valeur.

Les mépris dürfte heute kaum noch vorkommen.

morts IV, 95 var. 1:

Mais il est mort, Madame, avec toutes les marques
Dont éclatent les morts des plus dignes monarques.

Voltaire begnügt sich damit, die Stelle mit Ausrufungszeichen versehen zu wiederholen. Heute klingt *les morts* jedenfalls ganz fremd, ausgenommen in Bedeutungen wie „Todesarten, Tötungen", in welchen es sich auch bei Corneille mehrfach findet, z. B. V, 92 vers 1704; VI, 145 vers 245; VII, 204 vers 87.

Zusammenfassend können wir auch diese Korrekturen wohl als einen Schritt vom Älteren zum Modernen bezeichnen. — Über die Plurale der Abstrakta vgl. noch Th. Haas, Gött. Diss., Erlangen 1883.

Digitized by Google

3) Substantivierte Wörter anderer Wortklassen.

mais V, 524 var. 1: Point de mais, ni de si!
1660 änderte Corneille, ohne Zweifel weil das Hemistich für den Tragödienstil zu trivial klang (vgl. M-L. XII, 65). Einmal steht *mais* noch als Substantiv, V, 558 vers 1063:

Mais ...
Achevez, Seigneur; ce mais, que veut-il dire?

wo es erträglicher ist als oben, obgleich Voltaire II, 178 erklärt: „Ce mais est intolérable."

mieux II, 272 var. 3:

Et celle qu'en ce cas je nommerai mon mieux.

Obgleich Corneille *mon mieux* auf Sachen bezogen = „das Beste für mich" öfter verwendet, war dies doch die einzige Stelle, an der er es auf eine Person bezogen hatte.

Gebrauch des Infinitivs als Substantiv.

Das 16. Jahrh. besaſs noch eine ziemliche Freiheit, den Infinitiv substantivisch zu gebrauchen. Noch bei Cotgrave 1611 im grammatischen Anhang S. 9 lesen wir: „The Infinitiue with an Article becommeth a Noune Substantiue, as le boire estaint la soif, for le boisson." Diese Freiheit erlischt aber während des 17. Jahrh. (vgl. Berg 30, Aretz 22, Haase, 17. Jahrh., § 85). Corneille tilgt solche Infinitive mehrfach:

I, 367 var.: Montrer également le craindre et le vouloir.
II, 26 var. 3: Peu méritent le voir,

d. h. „wenige verdienen, daſs man sie sieht". (In allen Ausgaben vor 1682.)

III, 171 var. 2: Et paraître à la cour eût hasardé ma tête.

Vgl. dazu die Akademie bei M-L. XII, 496.

VII, 133 var. 1: Car enfin le dormir, le manger et le boire ...

(Nur in der ersten Ausgabe von 1652.)

VIII, 282 var. 1: Il demeure jusqu'au mourir (nur 1654).

Bei Molière findet sich nur noch *le penser* (vgl. Berg 30), das wir in Bezug auf Corneille noch besprechen. — Vaugelas II, 167 sagt noch: „C'est une chose ordinaire en notre langue, aussi bien qu'en la Grecque, de substantifier les infinitifs, comme le boire, le manger etc., mais de dire le vouloir pour la volonté, est un terme qui a vieilli"; überhaupt wird der substantivierte Infinitiv bei den Autoren seit Ende des 16. Jahrh. schon recht selten (vgl. Nfrz. Zs. IV, 107), abgesehen natürlich von den noch heute erhaltenen, wie *pouvoir, dîner* etc.

Digitized by Google

B. Artikel.

1. Auslassung des bestimmten und des unbestimmten Artikels.

a) Über Auslassung des bestimmten Artikels vgl. unten Komparation.

b) Daſs im 17. Jahrh. der bestimmte sowohl wie der unbestimmte Artikel noch in vielen Fällen fehlen konnte, wo er heute verlangt wird, sehen wir aus der groſsen Zahl von Beispielen, die M-L. XI, S. XXXIV gesammelt sind. Vgl. auch Haase, Nfrz. Zs. IV, 97 u. 104. Daſs aber im Verlaufe des Jahrhunderts der schon seit dem Mittelfranzösischen neben dem älteren bestehende Gebrauch der modernen Grammatik die Oberhand zu gewinnen im Begriffe ist, möchte aus Varianten wie die folgenden zu schlieſsen sein. Vgl.:

II, 142 var. 2: C'est chose au demeurant qui ne me touche en rien. (Bis 1657.) Vgl. Gräfenberg 12. Thomas Corneille verlangt in dieser Wendung Setzung des Artikels (vgl. Vaugelas I, 413).

III, 381 var. 2: Émilie a joie d'apprendre …, nach 1664: *de la joie.*

IV, 28 var. 4: Pourra prêter épaule au monde chancelant. Nach 1664: *l'épaule.*

IV, 165 var. 2: Et tout ce qu'on peut dire en semblable sujet. 1660: *en un pareil sujet.*

IV, 211 var. 1: Il est homme qui fait litière de pistoles. 1660: *C'est un homme.*

III, 172 var. 3 zeigt recht deutlich, wie wenig fest der Gebrauch des Artikels noch stand. Corneille schrieb zuerst *reprendre le courage,* änderte dieses in *reprendre du courage* und ersetzte es endlich durch *reprendre de courage.*

Endlich, Th. Corneille in seinen Anmerkungen zu Vaugelas (ich citiere nach M-L. XI, 57) sagt: obgleich **Amour** oft genug ohne Artikel gebraucht werde, sei *l'amour* doch besser. Derselben Meinung muſs unser Dichter bei seiner Revision auch gewesen sein, denn I, 152 var. 3, II, 163 var. 2, 202 var. 1 setzt er den Artikel nachträglich, und nur an ganz wenigen Stellen, besonders im Genitiv, beläſst er *amour* ohne Artikel. Vgl. Gräfenberg S. 4 u. 10 ff.; Haase, 17. Jahrh., § 28 b, § 57.

2. Über den unbestimmten Artikel vor chacun vgl. unten beim Pronomen.

Digitized by Google

3. Artikel beim elliptischen partitiven Ausdruck.

Über die Entwickelung des elliptischen partitiven Ausdrucks vgl. Schumacher 57, Haase, 17. Jahrh., § 117. 119.

a) Wenn ein Adjektiv dem Substantiv vorausgeht, so war es schon im Altfranz. herrschender Gebrauch, den Artikel zu unterdrücken; daneben kommen aber selbst noch im 17. Jahrh. öfter Fälle von Setzung des Artikels vor (vgl. Haase, 17. Jahrh., § 119 b), so zweimal bei Rotrou (vgl. Sölter 13). Auch in der heutigen Volkssprache sind sie noch häufig genug (vgl. Siede 29) und finden sich auch sogar in der Schriftsprache noch dann und wann, z. B. bei Daudet (vgl. Gräfenberg 17, Nfrz. Zs. IV, 107).

Vaugelas II, 7 und mit ihm Th. Corneille und die Akademie dringen jedoch schon auf ein strenges Einhalten der Regel. Daher bessert Corneille an den drei Stellen, wo er gegen dieselbe gefehlt hatte:

II, 271 var. 2: d e s b o u r r e a u x secrets, d. h. quälende Geheimnisse.

V, 157 var. 1: N'a que d e s f a u x brillants, dont l'éclat l'environne. 1660: N'a que d e f a u x brillants.

VIII, 426 var. 1: Et nous plongeons ainsi pour des choses légères,
D e s v i l s amusements, des choses passagères
En des travaux continuels.

Später: D e vils amusements.

b) S o g e n a n n t e r p a r t i t i v e r A r t i k e l n a c h p o i n t.

Vaugelas II, 406 erklärt, daſs nach *point* nur *de* stehen könne. (Vgl. dazu Haase, 17. Jahrh., § 119, Anm. 1.) Corneille ändert infolgedessen:

IV, 293 var. 1: N'aurons-nous point ici d e s guerres d'Allemagne?

V, 43 var. 1: Seigneur, il ne faut point me supposer d e s crimes,

indem er *de* statt *des* einsetzt.

Anschlieſsen will ich hier II, 109 var. 5, wo die erste Ausgabe von 1637 liest:

Sans chercher d e s (später d e) raisons pour vous persuader.

Näheres über die Entwickelung des sogen. Teilungsartikels und zugleich über die Abweichungen der Schriftsteller des 16. Jahrh. vom heutigen Gebrauch s. Gräfenberg S. 14—17.

C. A d j e k t i v.

1. Adjektivischer Gebrauch des Substantivs.

bourrelle, Femin. von *bourreau,* I, 225 var. 2:

Vous travaillez en vain, b o u r r e l l e s Eumenides.

Digitized by Google

Godefroy I, 95: „le mot était tout à fait vieilli.“ Im 16. Jahrh. dagegen war es noch sehr gebräuchlich (vgl. Godefroy ebenda). Ac. 1694: Il est bas. Richelet 1709: ne se dit que dans le satirique. Auch das einzige Beispiel von *bourrelle* Substantiv ändert Corneille, vgl. II, 380 var. 3.

faussaire, das als Substantiv mehreremal begegnet, fällt an der einzigen Stelle, wo es Adjektiv war. I, 244 var. 3:

Vengez-vous de celui dont la plume faussaire
Désunit d'un seul trait Mélite de Tircis.

punisseur begann zu veralten im adjektivischen Gebrauch (vgl. M-L. XII, 235). Daher tilgt Corn. es IV, 84 var. 2:

Le foudre punisseur que je vois en tes mains.

Voltaire I, 410 bedauert, daſs es auſser Gebrauch gekommen.

2. Über adverbialen Gebrauch von *possible* vgl. unter den Adverbien.

3. Komparation.

Der Gebrauch des Komparativs statt des Superlativs, oder besser ausgedrückt, die Auslassung des bestimmten Artikels vor dem Superlativ ist Corneille in seinen Jugendwerken ganz geläufig. Meist geht ein Substantiv, das den Artikel oder das Possessivpronomen vor sich hat, vorher. Später (meist 1660) ändert er aber an folgenden Stellen: I, 210 var. 1, 176 var. 5, 367 var.; IV, 333 var. 2, 339 var. 2; VIII, 45 var. 2, 237 var. 4. Ein Beispiel genügt, IV, 143 var. 1:

Qui bornent au babil leurs faveurs plus secrètes.

Schon Malherbe 296 tadelt diese Fügung bei Des Portes. Corneilles Veranlassung zur Änderung war wohl Vaugelas, welcher I, 154 die Regel aufstellte: „Tout adiectif mis après le substantif avec ce mot Plus, entre deux, veut tousjours auoir son article, et cet article se met immédiatement deuant Plus, et tousjours au nominatif, etc.,“ eine Regel, die von Th. Corneille und der Akademie durchaus bestätigt wird.

Daſs aber Corneille die Regel noch nicht für durchaus bindend ansah, erhellt aus einer Reihe von Stellen (vgl. M-L. XII, 189 f.), wo er den Komparativ statt des Superlativs unangetastet lieſs. Pascal bietet nur noch drei Beispiele dieses Gebrauchs, vgl. Nfrz. Zs. IV, 101; ebenso folgt Voiture schon bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen der heutigen Regel, vgl. Frz. Stud. I, 3. Die Auslassung des Artikels war im Altfranzösischen schon sehr häufig (vgl. Schumacher 24) und

Digitized by Google

ist im 16. Jahrh. auſserordentlich beliebt (vgl. die groſse Anzahl von Beispielen bei Benoist 68 ff., vgl. Gräfenberg 8).

Hieran schlieſse ich gleich einige analoge Fälle, wo Corneille im Relativsatze den adverbialen Komparativ *plus* statt des Superlativs *le plus* änderte. IV, 96 var. 5:

Et de tous les objets celui qui plus m'afflige ...
1660: Et parmi ces objets ce qui le plus m'afflige ....

Ähnlich III, 441 var. 2; IV, 93 var. 1; V, 35 var. 1. Vgl. Haase, 17. Jahrh., § 29.

D. Zahlwort.

1. Über den Gebrauch von **un** im Sinne von *quelqu'un* vgl. unten Unbest. Pronomina.

2. **mille et mille** = „sehr viele" vermeidet Corneille späterhin in seinen ernsten Dichtungen und tilgt es mehrfach, wo er es ursprünglich gesetzt hatte, nämlich III, 129 var. 3:

Mille et mille lauriers dont ta tête est couverte,

ferner VIII, 44 var. 5, 661 var. 2. Zweimal ging es in den endgültigen Text über: VI, 67 vers 1096, IX, 213 vers 27. — In den Komödien begegnet es öfter, z. B. I, 415 vers 318; II, 97 vers 1484, 342 vers 12, 472 vers 731. Ähnlich **cent et cent** II, 511 vers 1420. — Schon Malherbe hatte sich gegen solche hyperbolisch gebrauchte Zahlwörter ausgesprochen (vgl. Holfeld 77, Sölter 50, Malherbe 252).

E. Pronomen.

1. Personalpronomen.

a) Reste der altfranzösisch und noch im 16. Jahrh. mangelhaften Unterscheidung zwischen verbundenem und unverbundenem Personalpronomen (vgl. Stimming, Zs. I, 491, Gräfenberg 33) retten sich noch in das 17. Jahrh. hinein. Während Marot noch *je qui suis* gesagt hatte, wird diese Fügung im 17. Jahrh. auf die dritte Person beschränkt (vgl. Schäfer 11—12); und auch da scheint sie im Absterben begriffen zu sein, wenigstens ist sie bei Corneille schon selten, dabei ändert er noch an einer Stelle, und auſserdem gehören die Beispiele nicht einmal unzweifelhaft hierher (vgl. Haase, 17. Jahrh., § 1, Anm.). Vgl. III, 406 var. 3 (1655):

Digitized by Google

Il passe pour tyran, quiconque s'y fait maître,
Qui le sert, pour esclave, et qui l'aime, pour traître.

VI, 27 vers 163:

Il sait mal ce qu'il dit, quiconque vous fait croire
Qu'aux feux de Grimoald je trouve quelque gloire.

Ähnlich I, 242 vers 1681. Diese Konstruktion findet sich noch einigemal bei Molière (vgl. Schäfer 11—12), aber, soweit ich festzustellen vermag, nicht mehr bei Racine. Zu Voltaires Zeit war sie jedenfalls ungebräuchlich geworden, wie derselbe ausdrücklich angiebt I, 222.

Es scheint zweifelhaft, ob die obige Variante III, 406 in dieser Form von Corneilles Hand stammt, denn einmal lesen die meisten Ausgaben: *Ils passent* ..., und zweitens bietet die Ausgabe 1655 überhaupt oft kleine Abweichungen gegenüber allen anderen.

b) Wiederholung des Personalpronomens als Subjekt.

Im Laufe des 17. Jahrh. bildet sich die heutige feste Regel aus. Nach Diez, Gr. III, 418, soll das pronominale Subjekt bei Verschiedenheit der Tempora beider Verba immer wiederholt werden. In diesem Sinne besserte Corneille III, 286 var. 1:

Je prendrai part aux maux, sans en prendre à la gloire,
Et garde ...,

1660: Et je garde ....

Molière beobachtet diese Regel häufig noch nicht (vgl. Schmidt 8). Pascal wiederholt das Pronomen der ersten und der zweiten Person bei ungleichen Zeiten immer, nicht immer allerdings das der dritten (vgl. Nfrz. Zs. IV, 135).

Vaugelas II, 143 erlaubt die Auslassung vor dem zweiten Verbum noch im weitesten Umfange; Th. Corneille aber in seiner Anmerkung dazu ist schon strenger, er verbietet die Auslassung, wenn das eine Verbum negativ, das andere affirmativ ist. Einer gleichen Regel scheint auch unser Dichter gefolgt zu sein, wenn er I, 140 var. 2 *Mais dès lors je ne m'assujettissois pas tout à fait à cette mode, et me contentai de faire voir l'assiette de son esprit* bessert in: ... *et je me contentai* .... Molière kennt auch diese Regel nicht (vgl. Schmidt 8).

Am engsten schränkt die Akademie (zu Vaugelas II, 146) die Auslassung des Subjektpronomens ein: „Il n'est presque jamais permis de supprimer les pronoms personnels devant les verbes, quoy qu'ils ayent été exprimez dans le premier membre de la période."

Digitized by Google

Im 16. Jahrh. und noch in den ersten zwei Jahrzehnten des 17. (vgl. Vaugelas II, 143 ff.) ist die Auslassung des unbetonten Personalpronomens als Subjekt auch dann üblich, wenn es noch nicht vorher schon einmal ausgedrückt war. Vgl. Gräfenberg 30—31; Nfrz. Zs. IV, 134; Haase, 17. Jahrh., § 8. Dieses finde ich bei Corneille nicht mehr, obgleich sich ja sonst Archaismen bei ihm öfter besonders lange halten.

c) Auslassung des Subjektpronomens mit *être* gestattete sich Corneille in mehreren Fällen, wo dieselbe heute unzulässig sein würde, nach *quoique* und *bien que*. 1660 beseitigt er sie sämtlich. Vgl. II, 149 var. 3:

... J'ai toujours cru, qu'un amour généreux
Ne peut être blâmé, bien que présomptueux.

III, 494 var. 1:

Mais il (le songe) passe dans Rome avec autorité
Pour fidèle miroir de la fatalité.
Pauline: Le mien est bien étrange, et quoique Arménienne,
Je crois ...,

wo dem Zusammenhange nach *tu sois* zu ergänzen ist hinter *quoique*, während wir nach modernem Sprachgefühl zunächst *je sòis* hinzudenken würden. IV, 444 var. 2:

Quoique égaux en naissance et pareils en mérite,
Un avantage égal pour eux me sollicite.

Ergänze: ils soient. Heute kann diese Auslassung nur stattfinden, wenn Nebensatz und Hauptsatz dasselbe Subjekt haben. Ohne Zweifel ist hier wieder die strengere logische Durchbildung des Satzbaues im 17. Jahrh. maſsgebend gewesen.

d) Das Subjektpronomen wurde im älteren Französisch in demselben Satzgefüge öfter auf verschiedene Substantiva bezogen, wodurch der Klarheit des Sinnes leicht Abbruch geschehen konnte. Corneille hat zwei Beispiele dieser Art, die aber beide der Revision zum Opfer fallen. Vgl. III, 139 var. 3:

Et quoi qu'il faille dire et quoi qu'il veuille croire,

wo das erste *il* = unpersönlichem es, das zweite = er ist. III, 349 var. 3:

Et le plus innocent que le ciel ait vu naître,
Quand il le croit coupable, il commence de l'être,

wo *il* das erste Mal = *ciel*, das zweite Mal = *le plus innocent* ist.

Ebenso liefert Pascal einige Beispiele, vgl. Nfrz. Zs. IV, 139 und 139, Anm. 3. Vgl. ferner Schmidt 18, welcher noch auf Génin, Molière-Lexikon 211—213, 263—265, und Scheler, Baudouin de Condé II, 453 verweist.

Digitized by Google

e) Für den nicht ungewöhnlichen Gebrauch des 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 34), das Personalpronomen als **Dativus ethicus** zu verwenden, habe ich bei Corneille nur in drei Varianten Beispiele gefunden. II, 156 var. 2 (1637):

> Elle n'a que fort peu souffert sa compagnie,
> Et vous l'a chassé presque avec ignominie.

(Auſserdem dürfte die Cäsur in dem letzteren Verse nicht ganz untadelhaft sein.) Ferner V, 64 var. 1, 198 var. 2. Nur an der letzten Stelle findet der Dativus ethicus sich in der Besserung wieder. — In der heutigen Volkssprache ist er ungemein beliebt (Siede 16).

f) *En* pleonastisch zur Wiederholung eines vorhergehenden Substantivs im Genitiv gebraucht, duldet Corneille später nicht mehr. Er tilgte es II, 520 var. 3:

> ... D'un art si difficile
> Tous les quatre, au besoin, en ont fait leur asile.

Später: Tous les quatre, au besoin, ont fait un doux asile.

III, 504 var. 1:

> Du reste mon esprit ne s'en met guère en peine.

V, 43 var. 2:

> Vous osez de tous deux en faire vos victimes.

IV, 222 var. 2:

> Et d'un discours en l'air, que forme l'imposteur,
> Il m'en fait le trompette et le second auteur!

Dieses pleonastische *en* war altfranzösisch sehr gebräuchlich, nimmt aber im 16. Jahrh. schon an Häufigkeit ab und ist im 17. nur selten anzutreffen. (Vgl. Gräfenberg 38.) So liefert Molière noch einige Beispiele (vgl. Schmidt 11). Ein Analogon haben wir ja noch in der modernen Sprache in der Wiederholung des an den Satzanfang gestellten Objektes durch das Personalpronomen im Accusativ. Das 16. Jahrh. verwendete in gleicher Weise auch *y*, um auf einen Dativ zurückzuweisen.

Über die Stellung der Personalpronomina vgl. unten unter Wortstellung.

2. *Demonstrativpronomen.*

a) Von jetzt veralteten Demonstrativpronomen gebraucht Corneille:

cettui-ci dreimal im Clitandre, einem seiner ältesten Werke, später nicht mehr. Vgl. I, 289 vers 227, 289 vers 235, 305 vers 506. Vaugelas: „Cettui-ci commence à n'être plus guère en usage."

cestui-ci stand bis 1660 II, 24 var. 1, sonst kommt es nicht

Digitized by Google

weiter vor. Von anderen alten Demonstrativpronomen, wie sie z. B. Molière noch hat (*icelui, icelle*) (vgl. Schmidt 25), hat Corneille keines verwendet. Dieselben wurden auch schon 1647 von Vaugelas (I, 418*) verworfen: „Ce sont les plus mauvais mots et les plus barbares, dont on se sçauroit guéres servir en nostre Langue.“ — Vgl. auch Haase, 17. Jahrh., § 23.

b) Das neutrale *ce* pleonastisch in eingeschobenen Sätzen als Objekt zu setzen, gestattet sich Corneille später nicht mehr. II, 280 var. 5:

Tu m'aimes, ce dis-tu?

(bis 1657). II, 492 var. 2:

Ce matin: „En un mot, le péril est pressant,
C'ai-je dit; tu peux tout, et ton frère est absent.

1660: „Ai-je dit; tu peux etc.

Nur einmal ist es geblieben, V, 455 vers 871:

L'amour n'est, ce dit-on, qu'une union d'esprits.

Dieses *ce* in eingeschobenen Sätzen war altfranzösisch sehr gewöhnlich (vgl. Gräfenberg 46, Schmidt 26), erhält sich noch durch das 16. Jahrh. und kommt während des 17. außer Gebrauch. Molière bietet noch einige wenige Beispiele (Schmidt 26), Pascal nur noch eins (Nfrz. Zs. IV, 146), ebenso Rotrou noch eins (Sölter 45), Voiture dagegen noch eine größere Anzahl (Franz. Stud. I, 8). Heute ist es gänzlich veraltet. Vgl. noch Haase, 17. Jahrh., § 18.

Schon Vaugelas I, 418 bemerkt, man sage es allerdings immer, dürfe es aber nur im „stile bas“ schreiben; Th. Corneille (ebenda), schon strenger, verbannt es aus der Schriftsprache überhaupt; und die Akademie (ebenda) gestattet es auch in der gesprochenen Sprache nicht mehr.

c) Das betonte *cela* stand pleonastisch vor *ce* bis 1656 II, 227 var. 1: Voi-tu, j'aime Alidor, et cela c'est tout dire.

Dafs *cela* allein statt *ce* gebraucht wird, kommt im 17. Jahrh. z. B. bei Molière, Pascal und anderen oft genug vor (vgl. Schmidt 27, Nfrz. Zs. IV, 147). *Cela est* pafst aber des Hiatus wegen in keinen Vers, daher wird Corneille sich erlaubt haben, das Pronomen zweimal zu setzen, wenigstens habe ich Ähnliches sonst nirgend angemerkt gefunden.

---

* Im Register bei Chassang fälschlich als II, 418 citiert.

Digitized by Google

d) Die heutige Regel über die Verwendung des tonlosen Neutrums *ce* vor *être* zur Zurückweisung auf ein als Subjekt vorangestelltes Satzglied gilt im 17. Jahrh. noch nicht. So läſst Pascal dieses *ce* noch oft fehlen, wo es heute gewöhnlich gesetzt werden würde, ja, wo es sogar obligatorisch wäre (vgl. Nfrz. Zs. IV, 147). Ähnlich Molière und La Bruyère (vgl. Schmidt 26). Corneille setzt *ce* später an zwei Stellen ein, wo es vorher fehlte: III, 407 var. 5:

Le pire des Etats, (c')est l'Etat populaire.

III, 443 var. 1: ... Que son plus grand regret
(C')Est de voir que César sait tout votre secret.

Vgl. hierzu Haase, 17. Jahrh., § 19, Anm. 1.

Vaugelas I, 412 befürwortet im ganzen schon die heutige Regel, er sagt, man solle das *ce* einfügen, sobald das Subjekt sehr weit vom Verb *être* entfernt sei; dagegen zieht er bei kurzem Subjekt Auslassung vor, ohne jedoch Setzung des *ce* ganz auszuschlieſsen. Die Akademie dagegen zu Vaugelas I, 413 faſst ihre Ausführungen zusammen in den Satz: „En général on doit tousjours préferer c'est à est."

3. Relativpronomen.

a) Das beziehungslose Relativpronomen* *qui* hatte Corneille bei Verschiedenheit der Subjekte von Haupt- und Nebensatz in der Bedeutung *si l'on, si qn.* in seinen Jugendwerken öfter angewendet. Vgl. I, 427 var. 4:

Qui croira ton babil, la ruse est merveilleuse,
1660: À croire ton babil, la ruse est merveilleuse.

Ebenso I, 356 vers 1452, 470 vers 1393; II, 37 var. 1, 75 vers 1069, 84 var. 1, 181 var. 2, 184 var. 2; III, 389 vers 104. Wie wir sehen, sind nur vier dieser Stellen in den definitiven Text übergegangen, ein Beweis, daſs damals dieses beziehungslose *qui* schon im Veralten begriffen war.

Diese Konstruktion war schon altfranzösisch und ebenso provençalisch vorhanden (vgl. Burguy I, 164; Tobler, Zs. II, 561; Schmidt 28). Sie findet sich im 16. Jahrh. noch ziemlich oft gebraucht (vgl. Gräfenberg 50) und wird im 17. Jahrh. selten, vgl. Haase, 17. Jahrh., § 40. Beispiele aus Molière s. Schmidt a. a. O. Zu vergleichen ist mhd.:

* Über diese, eigentlich eine Contradictio in adjecto enthaltende Bezeichnung vgl. Tobler, Beiträge, Zs. II, 560.

Digitized by Google

Nu wol dar, swer mich gelêren künne
Daz ich singe ir niuwen sanc

(Heinrich von Morungen in Minnesangs Frühling, hgg. von Lachmann und Haupt, Leipzig 1882, S. 124, 6). Ebenso:

Wîp unde vederspil die werdent lîhte zam:
Swer si ze rehte lucket, sô suochent si den man.
(Ebenda S. 10, 17.)

Ein neufranzösischer Rest soll nach Lücking § 246, Anm. 3 *comme qui dirait* sein. Gegen diese Erklärung Lückings und ebenso Littrés sprach sich Tobler in seinen Vorlesungen aus (vgl. Berg 23). —

Hieran schlieſse ich eine Bemerkung über den **verkürzten Relativsatz**. (Über diesen grammatischen Begriff vgl. Tobler, Zs. I, 3—9; Schmidt 29.) Wenn das logische Subjekt eines Satzes ein Infinitiv ist, so setzt Corneille neben dem heute gewöhnlichen *que de* (vgl. Ebering, Zs. V, 369) mit Vorliebe *que* allein vor den Subjekts-Infinitiv, und er tilgt später sogar die Fälle, wo er bloſses *de* mit dem Infinitiv gesetzt hatte. Alle drei Ausdrucksweisen sind nämlich bei den Schriftstellern des 17. Jahrh. anzutreffen, für Molière z. B. vgl. Schmidt 30. — *Que de* hat Corneille z. B. V, 63 vers 1081; VI, 89 vers 1575. *De* allein vor dem Infinitiv wurde beseitigt IV, 472 var. 1:

C'est ou d'elle ou du trône être ardemment épris
De vouloir ou l'aimer ou régner à ce prix.

Nach 1660: Que vouloir ou l'aimer ou régner à ce prix.

Ähnlich IV, 472 var. 2, 487 var. 1; II, 363 var. 2. Stehen geblieben ist *de* allein II, 366 vers 548. Näheres über diese Erscheinung s. Schmidt 30, Haase, 17. Jahrh., § 35, Anm. 3.

Wenn Corn. IV, 142 var. 4 zuerst schrieb:

Ayant eu le bonheur que de n'en point sortir,

so hat ihm wahrscheinlich dabei ein Satz wie *Ce fut un bonheur que de n'en point sortir* vorgeschwebt, wo der Infinitiv Subjekt wäre. 1660 ändert er:

Ayant eu le bonheur de n'en jamais sortir.

Vgl. ähnliche Beispiele Haase, 17. Jahrh., § 139, 2.

b) Bezogenes Relativum.

α) *Qui* mit Präpositionen auf Sachen bezogen ist mir bei Corneille noch dreimal aufgestoſsen, III, 385 var. 3:

Impatients desirs d'une illustre vengeance
À qui la mort d'un père a donné la naissance,

wo es 1660 beseitigt wurde, und VIII, 402 var. 1, 408 var. 2, wo beidemal *de qui* auf Sachen bezogen in *dont* geändert wurde. —

Digitized by Google

Auch dieses ist ein Überrest der altfranzösischen Syntax (altfranz. Beispiele s. Schmidt 33, vgl. auch Schumacher 20). Über das 16. Jahrh. s. Gräfenberg 48. Auch bei Malherbe ist der Genitiv *dont* noch selten, und er gebraucht lieber *duquel, de qui* dafür, auch in Bezug auf Sachen (vgl. Holfeld 41). Ebenso liefert Molière auch hier wieder eine gröſsere Anzahl von Beispielen für den alten Gebrauch (etwa vierzig bei Schmidt 33 gesammelt), Pascal dagegen nur einige wenige. (Vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 149 und 17. Jahrh., § 32.)

Heute kann sich *de qui, à qui* nur noch auf Personen beziehen (vgl. Lücking § 241), eine Regel, die schon Oudin 1640, S. 126, aufstellte und die Vaugelas I, 124 wiederholte. Doch sollen nach Mätzner, Syntax der neufranz. Sprache II, 226 (von Haase a. a. O. citiert), noch heute Ausnahmen von der Regel vorkommen.

β) In der alten Sprache und bis ans Ende des 16. Jahrh. gebrauchte man *que* als Nominativ neben *qui* (vgl. Schumacher 19, D-H. 132, § 103, Gräfenberg 48). Als Nachzügler dieser Form möchte ich folgende Beispiele aus Corneilles Varianten ansprechen, VI, 581 var. 2:

> Il faut à votre tour rompre un coup qui me perd,
> Et que, si votre cœur ne s'arrache à Plautine,
> Vous enveloppera tous deux en ma ruine.

So steht in allen Ausgaben zu Lebzeiten Corneilles mit Ausnahme der von 1666, und obgleich M-L. dies als eine „singulière erreur“ bezeichnet, so ist es mir bei der Sorgfalt, mit welcher Corneille die verschiedenen Ausgaben zu überwachen pflegte, doch unwahrscheinlich, daſs ein Druckfehler so lange sich sollte hingeschleppt haben. Stützen möchte ich meine Ansicht durch zwei weitere Beispiele; VIII, 125 var. 1:

> Mais plus heureux encor celui qui se dépouille
> De tout indigne et lâche emploi,
> Que, pour ne rien souffrir qui lui pèse ou le souille,
> Fuit ce qui le chatouille;

VIII, 388 var. 2: Étouffe ces distractions

> Que pour troubler l'effet de mes intentions
> A ma plus digne ardeur mêlent leur insolence.

In beiden Fällen zeigen eine Reihe der älteren Ausgaben *que* gegenüber einem *qui* der späteren. Leider habe ich nichts über das Verhalten anderer Schriftsteller des 17. Jahrh. in Bezug auf diesen Punkt ermitteln können.

γ) Obgleich Corneille in einem Relativsatze, dessen Pronomen im Nominativ sich auf eine erste oder zweite Person im Hauptsatze

Digitized by Google

bezieht, das Verbum noch gern in die dritte Person setzt, statt es wie heute mit dem Beziehungsworte des Hauptsatzes in der Person übereinstimmen zu lassen (Beispiele s. M-L. XI, S. XLVII und XII, 257), so läſst sich doch ein Hinneigen zur modernen Konstruktion bei ihm nicht leugnen. Vgl. II, 439 var. 4: 1639 in der ersten Ausgabe: *Oracle des nos jours, qui connaît* etc., in den folgenden: *qui connais* etc. X, 459 var. 1 in einem Briefe: *Les embarras où je suis maintenant comme marguillier de ma paroisse, qui doit* (später *dois*) *rendre compte de mon administration* etc.

Im 16. Jahrh. war die dritte Person in solchen Fällen ganz gewöhnlich (vgl. Gräfenberg 110, 2). Noch Vaugelas berichtet (Ausgabe von 1647, S. 89), daſs die Praxis zu seiner Zeit noch für die dritte Person ist, während die Grammatiker schon Übereinstimmung verlangten. Dementsprechend finden sich Beispiele des älteren Gebrauchs noch bei Voiture (vgl. Frz. Stud. I, 40); bei Malherbe, Molière, Sévigné, Racine (vgl. Chassang, Nouv. Gr. 287—8), sogar noch bei Voltaire (vgl. Bescherelle, Gramm. nat. 599), siehe darüber Berg 17 ff.; und in der heutigen Volkssprache ist die alte Konstruktion ebenfalls noch häufig (vgl. Siede 44). Vgl. auch Haase, 17. Jahrh., § 62.

δ) Die relativen Adverbien où und que.

aa) Das relative Adverbium *où* statt des Relativpronomens mit *à, dans* u. s. w. wird von Vaugelas und ebenso der Akademie (Vaugelas I, 173) als sehr elegant empfohlen. Jedoch handelt es sich in den dort gegebenen Beispielen immer um unpersönliche Gegenstände, und in Bezug auf solche gebraucht Corneille, ebenso wie Molière (vgl. Schmidt 38) und das 17. Jahrh. überhaupt, *où* noch oft und gern (M-L. XII, 135 hat etwa 90 Stellen gesammelt). Aber auch auf Personen bezogen kommt *où* schon altfranzösisch (vgl. Schumacher 20), während des 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 48) und noch bis in das 17. Jahrh. hinein vor. So z. B. vereinzelt bei Malherbe (Holfeld 41), bei Molière (vgl. Schmidt 38), und auch bei Pascal einigemal (vgl. Nfrz. Zs. IV, 152 und 152, Anm. 1), vielleicht sogar noch in der heutigen Volkssprache (vgl. Siede 37). Ebenso bei Corneille, doch beseitigt er es wieder, abgesehen von den älteren Werken. Vgl. V, 57 var. 3:

Vous, où je mets ma gloire, où j'attache mes jours?

Nach 1660:

Vous, dis-je, à qui j'attache et ma gloire et mes jours?

Digitized by Google

wo, wie öfter, die Besserung poetisch unter dem der Grammatik zuliebe gefallenen ursprünglichen Verse steht. Ferner VIII, 56 var. 6, 37 var. 1. Wie angedeutet, blieb *où* auf Personen bezogen dreimal in den älteren Stücken, II, 128 vers 15, III, 569 vers 1768, IV, 143 vers 42. Litteratur über das *où* verzeichnet Gräfenberg 48, 5; vgl. ferner Haase, 17. Jahrh., § 38.

bb) Das relative Adverbium *que* giebt nur zu einer kurzen Bemerkung Anlaſs. Corneille hat es nämlich einigemal nach einem Substantiv, das die Zeit bezeichnet, durch *où* ersetzt, obgleich in diesem Falle sonst *que* bei ihm das Gewöhnliche ist (vgl. M-L. XII, 241). Vgl. I, 363 var. 9:

Tu ne veux plus songer qu'à ce jour à venir
Que (nach 1660: Où) Rosidor guéri termine un hyménée.

Ähnlich II, 97 var. 1, 436 var. 2; IV, 214 var. 2. Über das relative Adverb *que* vgl. Schmidt 39, Schäfer 23, Haase, Nfrz. Zs. IV, 153 und 17. Jahrh., § 36; über den heutigen Gebrauch desselben Lücking § 243.

4. *Interrogativpronomen.*

Während das neutrale tonlose *qui* nach altfranzösischem Brauche statt des heutigen *ce qui* in indirekten Fragen sich bei Corneille noch öfter findet (z. B. V, 94 vers 1738), hat er sich bemüht, das neutrale tonlose *que* statt heutigem *ce que* in indirekten Fragen später zu tilgen, während er es anfangs noch ziemlich oft verwendet hatte. Vgl. I, 185 var. 1:

Ma parole suffit. — Ah, j'entends bien que c'est.

Ferner I, 252 var. (der geänderte Vers steht I, 204 vers 1039); II, 244 var. 2; III, 333 var. 3, 504 vers 569; IV, 213 var. 2, 375 vers 1634, 388 var. 1; V, 435 var. 1, 517 var. 2; VI, 316 vers 1405, 43 var. 2, 403 vers 955, 417 vers 1284; VII, 39 vers 748; VIII, 230 vers 1108; IX, 315 vers 50.

Bekanntlich war dies in der alten Zeit die regelrechte Art, sich auszudrücken (vgl. Schmidt 41), und erst seit dem 15. und 16. Jahrh. fing man ganz allmählich an, solche indirekte Fragen in Relativsätze zu verwandeln. Noch bei Malherbe ist die alte Konstruktion sehr häufig (vgl. Holfeld 42), und auch sonst im 17. Jahrh. begegnet man ihr, vgl. Haase, 17. Jahrh., § 42. Corneille folgte wieder Vaugelas, welcher I, 287 bemerkt: „On ne dit plus gueres maintenant ‚que c'est' comme l'on disoit autrefois," was Thomas Corneille und die Akademie (ebenda) später bestätigten.

Digitized by Google

Dafs Corneille obigen Ausspruch Vaugelas' noch nicht als unumstöfsliche Regel ansah, zeigt die gegebene Liste. Während er es in den älteren Werken fast durchweg beseitigte, gebrauchte er das alte *que* später noch mehrfach wieder. — Trotzdem überlebte es wohl kaum das 17. Jahrh., denn Voltaire bemerkt I, 178 zu III, 333 var. 3

Le roi ne sait que c'est d'honorer à demi

Folgendes: „Cette phrase est italienne, nous disons aujourd'hui *ne sait ce que c'est*. Mais la dignité du tragique rejette ces expressions de comédie."

Zu erwähnen ist noch, dafs Corneille 1660 auch nach *voici* und *voilà ce que* statt einfachem *que* einsetzt II, 244 var. 2:

Voilà, voilà que c'est d'avoir trop attendu,
seit 1660: Voilà ce que me vaut d'avoir trop attendu;

und V, 435 var. 1:

Voilà, voilà que c'est, Blanche, que d'être reine,
seit 1660: Vois par là ce que c'est, Blanche, que d'être reine.

In diesem Falle kann *ce* ja noch heute fehlen, doch finden wir schon im 16. Jahrh. neben Fällen der Auslassung auch solche, wo es gesetzt ist (vgl. Gräfenberg 46).

Anm. *Qui* als Nominativ des neutralen Interrogativs in direkten Fragen, wo wir heute *qu'est-ce qui* sagen würden, ist bei Corneille durchaus nicht selten, vgl. z. B. VII, 416 vers 881: *Seigneur, qui vous ramène* = „Herr, was führt Euch zurück." Auch bei Molière sind Beispiele häufig (Schmidt 41), doch kommt es im 17. Jahrh. aufser Gebrauch, wenn es sich vereinzelt auch noch heute findet nach Klattner, Archiv LXIV, 371. 72 (von Schmidt 42 citiert). Für das 16. Jahrh. vgl. Gräfenberg 54.

5. *Unbestimmtes Pronomen.*

Die folgenden indefiniten Pronomina geben zu Bemerkungen Anlafs.

a) **aucun.** Wenn auch das 17. Jahrh., wie das Altfranzösische (vgl. Schumacher 23) und wie die Volkssprache es teilweise noch heute thut (vgl. Siede 40), *aucuns* oft positiv = *quelques* bezw. *quelques-uns* gebrauchte (vgl. Godefroy I, 70, Schmidt 43, Rœschen 39, Haase, 17. Jahrh., § 50), so hat Corneille doch die, wie mir scheint, einzige Stelle, wo *aucun-que* statt *quelque-que* als verallgemeinerndes Pronomen stand, geändert; vgl. II, 136 var. 2:

Avez-vous quelque gloire à me faire souffrir?
Bien plus que d'aucuns vœux que l'on me peut offrir.
Nach 1660: Plus que de tous les vœux qu'on me pourroit offrir.

b) **chacun.** Mit dem unbestimmten Artikel verwendete Cor-

Digitized by Google

neille es nur noch einigemal in seinen Jugendwerken, und auch hier beliefs er es später meistens nicht. Vgl. I, 173 var. 4:

Un chacun à soi-même est son meilleur ami.

1660: Chacun en son affaire est son meilleur ami.

Ebenso I, 207 var. 1, II, 521 var. 4. Es blieb I, 411 vers 236, II, 228 vers 63. — Im 16. Jahrh. gewöhnlich (Gräfenberg 13), wird *un chacun* im 17. aufser Cours gesetzt. Malherbe hat es nur einmal (vgl. Holfeld 42), ebenso Voiture nur einmal (vgl. Frz. Stud. I, 3), und Molière nur in seinen ersten Werken (vgl. Schmidt 45), Pascal verwendet es noch einmal (vgl. Nfrz. Zs. IV, 105), und in der Volkssprache kommt es noch heute bisweilen vor (vgl. Siede 41). S. auch Haase, 17. Jahrh., § 47.

c) **on.** α) Das 17. Jahrh. verwendet *on* gern an Stelle des bestimmten Personalpronomens. Corneille thut dies nicht so häufig wie z. B. Molière (vgl. Schmidt 47), und zweimal beseitigt er dieses *on*. Vgl. III, 138 var. 4.

On voit bien qu'on a tort, mais une âme si haute
N'est pas sitôt réduite à confesser sa faute,

nach 1648: Il voit bien qu'il a tort, etc.

II, 234 var. 3:

Je veux que l'on soit libre au milieu de ses fers.

1660: Je veux la liberté dans le milieu des fers.

β) Über den Unterschied von *on* und *l'on* handelt zuerst Vaugelas I, 67 ausführlich. Seine nur auf die Forderungen des Wohlklangs basierten Regeln sind kurz folgende:

(1) Am Anfange eines Satzes ist *on* besser als *l'on*.

(2) Im Satzinnern soll auf Wörter mit vokalischem Auslaut (ausgenommen e féminin) nur *l'on* folgen.

(3) Ebenso nach *et* und *où*.

(4) Nach konsonantisch auslautenden Wörtern ist *on* das Gewöhnliche.

(5) Nach *que* gebraucht man *on*, wenn ein mit *l* anlautendes Wort folgt; ferner, wenn mehrere *que* im Satze sind, um so Wiederholung des gleichen Wortes zu vermeiden; und endlich, wenn das vorhergehende Wort auf *-que* ausgeht.

(6) *Que l'on* mufs man immer sagen vor Verben, die mit *com-*, *con-* zusammengesetzt sind.

Die Akademie (ebenda) billigt diese Regeln im grofsen und ganzen. — Trotz Vaugelas dauert aber das Schwanken des 16. Jahrh.

Digitized by Google

(vgl. Gräfenberg 7) zwischen *on* und *l'on* bis tief in das 17. Jahrh. fort. Über Molière vgl. Schmidt 47; Voiture und Pascal setzen *l'on* öfter, wo heute nur *on* würde stehen können (vgl. Frz. Stud. I, 2, Nfrz. Zs. IV, 100). Auch Corneille folgt in diesem Falle Vaugelas nicht, denn *l'on la* und ähnliches steht z. B. I, 214 vers 1187, IV, 32 vers 126, VI, 345 Zeile 12 v. u., ferner *si on* I, 114 Zeile 5 v. o. Ebenso ist mir unerfindlich, nach welcher Regel Corneille an folgenden Stellen geändert hat, I, 272 var. 1:

Et l'on ne peut désavouer qu'en cette dernière posture il remplit assez mal la dignité d'un si grand titre,

nach 1664: Et on ne peut désavouer etc.

I, 272 var. 2: Aussi l'on (nach 1664 on) ne le donne jamais.

II, 232 var. 1: Et l'on n'a jamais vu sous les lois d'une belle.

1660: Et jamais on n'a vu sous les lois d'une belle.

Die heutige Volkssprache setzt archaisch den Artikel öfter vor *on* gegenüber der guten Sprache (Siede 30).

d) Der altfranzösisch (vgl. Burguy I, 164, rem. 1) häufige und auch im 16. Jahrh. sich findende (vgl. Gräfenberg 55) Gebrauch des distributiven *qui — qui* = *l'un — l'autre, les uns — les autres* ist bei Corneille nur zweimal nachzuweisen. I, 268 im Argument de Clitandre, welches, wie alle den älteren Ausgaben beigegebenen Arguments, seit 1660 nicht mehr abgedruckt wurde: *Ses gens, effrayés de la violence de la foudre et des orages, qui çà qui là cherchent où se cacher.* I, 342 var. 4, wo Corneille es später auch beseitigte:

Chacun, plein de frayeur au bruit de la tempête
Qui çà, qui là, cherchoit à garantir sa tête.

Auch hier fügte sich Corneille wieder einmal der Meinung Vaugelas', welcher dieses *qui — qui* I, 121 den guten Schriftstellern verbietet, obwohl es, wie er sagt, sonst sehr gebräuchlich sei. Derselben Meinung ist auch Th. Corneille (ebenda), während es die Akademie (ebenda) nicht beanstandet. Jedenfalls ist es in der neueren Sprache fast veraltet (vgl. Lücking § 261, Anm. 1, Hölder 329, Anm., Haase, 17. Jahrh., § 44), doch soll nach M-L. XII, 258 die Akademie seine Anwendung in familiärer Poesie noch gestatten.

e) Als einen weiteren Fall, wo Corneille im Gegensatz zu den Grammatikern am älteren Sprachgebrauch festhält, erwähne ich die Verwendung von *tel — que* mit folgendem Konjunktiv statt *quel — que,* obgleich Vaugelas II, 136 (und ihm stimmen Th. Corneille und die Akademie später bei) es ausdrücklich als einen Fehler bezeichnet

Digitized by Google

(woraus allerdings hervorgeht, daſs es damals gebräuchlich war). So hat Corneille III, 421 var. 1:

Je crois que Brute même, à quel point qu'on le prise ...

quel — que sogar durch *tel — que* ersetzt, vielleicht um die Allitteration in *à quel point qu'on le prise* zu vermeiden. Auch IV, 200 var. 1 führt er *tel — que* in die endgültige Fassung des Verses ein; endlich steht dasselbe auch II, 235 vers 222. Nur III, 429 var. 1 ersetzt er *tel — que* durch *quel — que*. Kurz, Corneille braucht beide Wendungen ohne Unterschied nebeneinander, wenn auch *quel — que* das Häufigere ist.

f) Der seit dem Altfranz. und noch im 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 25) gewöhnliche Gebrauch von *un* = *quelqu'un*, besonders mit folgendem Relativpronomen, ist Corneille nur in seinen ältesten Werken noch geläufig. Vgl. I, 361 var. 1:

Et qu'ainsi je renferme en leur sacré séjour
Une qui ne dût pas seulement voir le jour.

Ferner I, 489 var. 2; II, 42 var. 5, 129 var. 4, 137 var. 3. In den nach 1637 verfaſsten Dramen finden wir es nicht mehr; auſserdem finden sich das dritte und das vierte Beispiel nur in der Ausgabe von 1637, während die übrigen Fälle 1660 verschwinden, wohl ein sicherer Beweis, daſs *un* als Pronomen indefinitum in substantivischer Verwendung die Mitte des Jahrhunderts kaum überlebte. Vgl. auch Sölter 50, Haase, 17. Jahrh., § 49.

F. Kongruenz des Nomens.

Für das 16. Jahrh. vgl. Gräfenberg 108.

1. *Personalpronomen und sein Beziehungswort.*

Statt der heute erforderlichen neutralen Form *le* (vgl. Lücking § 210, II, 2) bietet Corneille Übereinstimmung des Geschlechts IV, 92 vers 1576: Vous êtes satisfaite, et je ne la suis pas.

Dieser selbe Fehler findet sich noch heute in der Volkssprache und wird schon von Vaugelas I, 87 getadelt als „une faute que font presque toutes les femmes, et de Paris, et de la Cour" (vgl. Siede 17). II, 71 var. 1:

Infidèles témoins d'un feu mal allumé, Soyez-le de ma honte,

läſst Corneille statt ursprünglichem, der heutigen Regel entsprechenden *le* später Übereinstimmung eintreten. Vgl. Godefroy II, 10. 46. 47, Bouvier 273. Ähnliches öfter bei Molière, vgl. Schmidt 17. Beispiele aus anderen s. Haase, 17. Jahrh., § 7.

Digitized by Google

2. Substantiv und unbestimmtes Pronomen.

a) **autre** substantivisch auf eine weibliche Person bezogen schwankt bei Corneille zwischen weiblichem und männlichem oder, wenn man will, neutralem Geschlecht. So hat er in folgenden 20 Fällen ein solches *un autre* später in *une autre* geändert: I, 363 var. 7:

Ah, ma sœur, tu me prends pour u n autre ...
1660: Ah, ma sœur, tu me prends pour u n e autre ...,

sagt Caliste, Clitandres Geliebte. Ebenso I, 241 var. 1 (zweimal), 228 var. 3, 436 var. 1; II, 64 var. 3, 150 var. 1, 213 var. 5, 284 var. 1, 287 var. 1, 299 var. 1, 453 var. 5, 508 var. 6; III, 144 var. 4, 509 var. 5; V, 42 var. 1, 168 var. 2 (*un autre* nur 1655), 462 var. 2; VI, 311 var. 1 (*un autre* nur 1663—68); VIII, 81 var. 1 (*un autre* nur 1662).

Alle Ausgaben bieten *une autre*, z. B.: V, 445 vers 656; VI, 306 vers 1200, 321 vers 1545, 321 vers 1561, 392 vers 713. — Dagegen hat die Ausgabe letzter Hand von 1682 wieder *un autre*, oft gegenüber einem *une autre* der meisten früheren Ausgaben: II, 476 var. 2; IV, 354 var. 1; VI, 242 Zeile 2 v. o., 295 var. 2, 310 var. 1, 332 var. 1, 407 vers 1046, 634 var. 2; VII, 213 var. 1, 274 var. 3.

Ein gleiches Schwanken gewahren wir, wenn unter denselben Umständen *tout* dem autre vorangeht in der Bedeutung „jede“. *Tout autre* „jede andere“ z. B. I, 353 vers 1388, IV, 235 vers 1711 in allen Ausgaben. Dagegen ist *tout autre* in *toute autre* gebessert II, 41 var. 6:

Je pourrois de t o u t autre (scil. belle, dame) être le possesseur,
nach 1660: Je pourrois de t o u t e autre être le possesseur.

Ebenso IV, 194 var. 1, 234 var. 2. (Nicht hierher gehört III, 196 var. 1:

Prenez une vengeance à t o u t e [nach 1637: t o u t] autre impossible,

sagt Rodrigo zu Chimene, und die neue Fassung will sagen: „jedem anderen Menschen überhaupt unmöglich“.) Endlich, ein entschiedener Fehler ist es, wenn I, 191 var. 4 *toute autre* in Bezug auf eine männliche Person eine ganze Reihe von Ausgaben hindurch steht:

Les douceurs que la belle, à t o u t e autre farouche,
T'a laissé dérober sur ses yeux, sur sa bouche.

Eine bessere Erklärung dieser im 17. Jahrh. gewöhnlichen (vgl. Haase, 17. Jahrh., § 54 a) Erscheinung, als sie M-L. XI, S. XLVIII giebt, finde ich auch nicht: „Dans ces exemples de l'adjectif autre, le sens a un certain caractère de généralité qui explique l'usage du neutre“, und XI, S. LXVI verweist er auf eine ähnliche Erscheinung in: *Und wir kennen Eins das Andre* aus Freytags Soll und Haben.

Digitized by Google

Hervorzuheben ist, daſs in den von uns gesammelten ursprünglichen Fällen das Neutrum in der Ausgabe letzter Hand kaum noch mehr als den vierten Teil aller Fälle umfaſst, und daſs Thomas Corneille 1692 in der Ausgabe von seines Bruders Werken und ebenso später Voltaire in der seinigen das Neutrum fast ausnahmslos durch das Femininum ersetzen.

b) Analog der unter a) behandelten Erscheinung stand V, 426 var. 1 bis 1660 ein neutrales *chacun* in Bezug auf weibliche Personen: *Ici les trois princesses prennent chacun un fauteuil,* seit 1660: *chacune.* Ebenso hat noch eine Ausgabe nach dem Tode Corneilles von 1697 VII, 317 vers 767:

Vous lui devez chacun un gendre et des neveux,

sagt Psyche zu Aglaure und Cydippe, ihren Schwestern.

c) Ebenfalls analog a) stand *l'un — l'autre* auf zwei weibliche Substantiva bezogen: II, 102 var. 1:

J'aurai de vous ma grâce ou la mort de ma main;
Choisissez, l'un ou l'autre achèvera mes peines,

nach 1637: Choisissez, l'une ou l'autre etc.

IV, 437 var. 1: Ces deux sièges fameux de Thèbes et de Troie,
Qui mirent l'un en sang, l'autre aux flammes en proie.

1660: Qui mirent l'une en sang etc.

VII, 106 Zeile 2 v. o. ist ein solches *l'un* stehen geblieben: *Je me contenterai d'en dire deux choses ..., l'un* (in allen Ausgaben, auch 1692, Voltaire setzt *l'une*) *que je soumets tout ce que j'ai fait et ferai à l'avenir à la censure des puissances.*

d) *Tout,* „ganz“, wenn es ein prädikatives Adjektiv oder ein Participe passé verstärkt, wird im 16. Jahrh. wie altfranzösisch noch durchaus flektiert (vgl. Gräfenberg 109). Ebenso noch bei Malherbe (vgl. Holfeld 61), und auch Pascal flektiert *tout* noch in manchen Fällen, wo es heute unveränderlich wäre (vgl. Nfrz. Zs. IV, 153), und in gleicher Weise alle Schriftsteller fast bis an das Ende des Jahrh. Vgl. Haase, 17. Jahr., § 46. Dann erst drang in der Praxis die heutige Regel durch, welche schon von Vaugelas I, 179—182 aufgestellt worden war, nämlich, daſs *tout* nur vor einem weiblichen, konsonantisch anlautenden Adjektiv oder Participe passé veränderlich sei. Ménage 21—22 scheint Vaugelas miſsverstanden zu haben und trotz seines Widerspruchs gegen denselben in seinen Beispielen derselben Regel zu folgen. Vgl. auch Lücking § 264, II, β. Bei Corneille vgl. IV, 505 vers 1806:

Digitized by Google

... Seigneur, voyez ses yeux
Déjà tous égarés, troubles et furieux.

So steht in allen Ausgaben zu Lebzeiten des Dichters, aber die von 1692 ändert schon: *tout égarés.* — Den modernen Gebrauch bieten sämtliche Ausgaben V, 178 Anm. 2:

Et ses yeux tout divins, par un soudain pouvoir,
Achevèrent sur moi l'effet de ce devoir.

Vgl. Lücking § 109. 2. — Tritt an Stelle des prädikativen Adjektivs ein präpositionaler Ausdruck als Prädikat ein, so bleibt die Regel dieselbe. Corneille ändert dem heutigen Gebrauch gemäſs VI, 278 var. 1:

Leurs yeux sont tous de flamme et leur brûlante haleine
D'un long embrasement couvre toute la plaine,

in: Leurs yeux sont tout de flamme etc.

(Schluſs folgt.)

Digitized by Google

Steinhöwel und das Dekameron.

Eine syntaktische Untersuchung.

Von

Dr. phil. Hermann Wunderlich.

Für das deutsche Dekameron des 15. Jahrhunderts[1] ist die Autorschaft Steinhöwels schon seit fast zwanzig Jahren bestritten. C. Schröder schrieb bereits 1873 in der Vorrede zu seiner Ausgabe der mitteldeutschen Griseldis:[2] „Wer übrigens das Decameron mit seinen scharf ausgeprägten stilistischen Eigenthümlichkeiten mit der Griseldis in Bezug auf Stil und Diction einer vergleichenden Betrachtung unterzieht, der wird sich nur schwer entschlieſsen können, zu glauben, daſs diese Werke aus einer Feder entsprossen seien“; und Scherer hat schon in „Anfänge des Prosaromans“,[3] später in seiner Litteraturgeschichte Steinhöwel als den Übersetzer des Dekameron abgelehnt.

Eine eingehendere Untersuchung jedoch ist dieser Frage bis jetzt nicht zu teil geworden, und da selbst Karg „die Sprache Steinhöwels“ (Diss. Heidelberg 1884) trotz einschneidender lautlicher Verschiedenheiten, die er S. 7 zwischen dem Dekameron und den beglaubigten Schriften Steinhöwels belegt, zu einem Zweifel an der Autorschaft nicht gelangt, während Goedeke Grundriſs[2] von solchen Zweifeln überhaupt schweigt, so dürfte eine genauere Untersuchung nicht ganz überflüssig erscheinen.

Allerdings wäre ich zunächst verpflichtet, ein schon begonnenes Unternehmen, meine Untersuchungen über die Sprache Luthers, fortzuführen, worauf auch mehrseitige Anfragen hinzielen, aber die Grundsätze, die mir für die endgültige Ausgestaltung dieses auf der Grundlage der „Pronomina“ (München 1887) längst abgeschlossenen Versuches als Wert und Erfolg

[1] Herausgegeben von A. v. Keller, Stuttgarter Litterar. Verein, Bd. LI. Den Ulmer Originaldruck, dessen einzelne Exemplare sich nur unwesentlich unterscheiden (nach Haſsler, Die Buchdruckergeschichte Ulms, Ulm 1840, S. 106 nur dadurch, daſs die Schluſsworte: *Geendet seliglichen zu Vlm* in einzelnen fehlen), habe ich nicht benutzt, weil für die syntaktische Seite der Untersuchung der Kellersche Neudruck genügte.

[2] In Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, Bd. V, 1. Heft (S. X).

[3] Quellen und Forschungen XXI.

Digitized by Google

verheiſsend vorschweben, stehen bezüglich ihrer Anforderungen an den Verfasser in zu groſsem Miſsverhältnis mit dem Interesse und der Teilnahme maſsgebender Kreise.[1]

Da andererseits eine Lösung der Steinhöwelfrage auf syntaktischem Gebiete zu suchen schien, wie schon Schröder erkannt hatte, so ergriff ich gern die Gelegenheit, syntaktische Untersuchungen in den Dienst der allgemeinen Litteraturgeschichte zu stellen und damit aus einem Sondergeleise wieder in die groſse gemeinsame Bahn zurückzulenken.

Unter den Beweismomenten, mit denen bis jetzt zu Gunsten Steinhöwels operiert worden ist, steht obenan der von J. Grimm (D. W. I, LXXXVIII) auf Steinhöwel gedeutete „Arigo“, den A. v. Keller in seiner Ausgabe des Dekameron (S. 681) weiter verwertete und den auch Goedeke (S. 368) anführt.

Boccaccio hat ja seinen Novellen dadurch einen umspannenden Rahmen gegeben, daſs er zur Zeit einer Pest eine Gesellschaft von sieben edlen Frauen und drei jungen Männern sich damit gegenseitig erheitern läſst. In diejenige Stelle nun, mit der der erste der jungen Männer, Pamphileo genannt, die Reihe der Erzählungen eröffnen soll, hat die deutsche Übersetzung eine Rechtfertigung des ganzen Werkes und der Übersetzung selbst eingeschoben, die im italienischen Originale,[2] abgesehen von dem Hinweis auf die Übersetzung, an anderer Stelle erscheint, nämlich in dem der Introduzione vorhergehenden Proemio.[3] Wir finden da den Gedanken ausgeführt, daſs die Frauen tröstlicher Unterhaltung mehr bedürfen als die Männer, die ihre müſsigen Gedanken im thätigen Leben unterdrücken können, und daran anknüpfend die Worte:[4] *Adunque, accioechè in parte per me s'ammendi il peccato della Fortuna, la quale dove meno era di forza sì come noi nelle dilicate donne veggiamo, quivi più avara fu di' sostegno, in soccorso e rifugio di quelle che amano (perciocchè all' altre è assai l'ago e'l fuso e l'arcolaio) intendo di raccontare cento Novelle,* wofür die deutsche Übersetzung[5] folgendes bietet: *vnd da mit die beschwerten vnd betrübtenn freulein; auch ir ein teyle irer verporgen traurikeit muogen ein klein fride geben, vnd die mit zucht in freude kern, han ich Arigo in das wercke machen vnd in teutsche zungenn schreibenn wöllen. Als ir mit zucht lesent vernemen wert Auch do pey eüer liebe, rate troste vnd hilffe on zweiffel finden wert.*

Wir sehen, die deutsche Übersetzung fällt für einige Zeit völlig aus der Situation heraus. Für den Pamphileo ist ein „Arigo“ eingetreten, der sich nicht mehr an Zuhörer, sondern an „Leser“ wendet und von seinem eigentlichen Thema auf das Gesamtwerk und dessen Übersetzung ins Deutsche überschweift. Die Verschiebung des italienischen Textes,

[1] Wirkliche Belehrung und Förderung hat der Verfasser der eingehenden Recension Joh. Luthers, Anz. f. d. A. XIV, zu danken.

[2] Ich habe die Ausgabe von Moutier, Florenz 1827—28, benutzt.

[3] Vgl. Moutier 1, S. 4, 19 — 6, 11. Keller 2, 12.

[4] Moutier S. 6, 2 ff.

[5] Keller S. 17, 27 ff.

Digitized by Google

deren Keller gar keine Erwähnung thut, hat also dem Bearbeiter dazu gedient, mit dem Leser in Verkehr zu treten. Ob jedoch dies der Grund der Verschiebung war, möchte ich bezweifeln, viel eher mag der Titel „La prima giornata“ zwischen der Introduzione und der Rahmenerzählung Anstoſs erregt haben und deshalb unmittelbar vor die Erzählungen des ersten Tages gerückt sein, womit auch die allgemein orientierenden Schluſsbetrachtungen hinter die Rahmenerzählung gezogen wurden.

Der „Arigo“, wenn wir hierunter in der That eine Persönlichkeit zu verstehen haben, schreibt sich hier nicht nur die Übersetzung, sondern auch die Vorlage zu, die im Eingange (Keller, S. 1, 5) noch dem Boccaccio zugeteilt war. Denn die Worte: *das wercke machen* lassen sich nicht leicht als allgemeiner Hinweis auf einen näher ausführenden 2. Inf. *in teutsche zungen schreiben* auffassen, weil dieser letztere Inf. für das Objekt *wercke* eine durchaus konkrete Bedeutung und zwar mit Hinweis auf das Original des Dekameron fordert.

Nun verrät aber die Sprache des Dekameron, obwohl es Goedeke unmittelbar aus dem Italienischen herleitet (a. a. O. S. 368), starke Anklänge an den lateinischen Stil. Schon der „Ganucolo“ (Keller S. 659, 19) für „Gianucole“ weist vielleicht auf lateinische Vermittelung hin, wogegen die Steinhöwelsche Griseldis (s. S. 170) auch über das Latein des Petrarca hinweg die Form „Janickel“ gewonnen hat. Andererseits hält auch das Dekameron mit „Gualtiere“ (657, 28) an der italienischen Form fest und erinnert mit (662, 32) *contrafat prieffe* mehr an *lettere contrafatte* als an *contrafactas*. Dagegen wird die Annahme lateinischer Vermittelung nahe gelegt durch die artikellose Einführung der Griseldis (für *la Griselda*, 659, 20 u. a.), während Steinhöwel hier den Artikel gegen Petrarca anwendet, durch Fügungen wie 658, 21 *die nicht ferre von dem palast wonet* für *che d'una villa vicina a casa sua era* (vielleicht *haud procul*, wie bei Petrarca) u. a.; durch die Umsetzung pronominaler Beiordnung in Relativgefüge (s. S. 180), durch die ausgedehnte Verwendung der Präposition *mit* für ital. *in* auch in Fällen wie 659, 12 *mit grosser eyle* für *in gran fretta (cum?)*; durch die Infinitive ohne *zi* (s. u.), gewisse Auflösungen von absoluten Participen (s. u.) u. a. Die Wortstellung (s. u.) läſst sich jedenfalls nur unter Zuhilfenahme der lateinischen erklären, und eine Stelle wie 658, 4 *wol widersins ich sy zethon am meisten vernym man sy finde* für *e quanto del contrario sia grande la copia* wird überhaupt nur bei Übertragung in das Lateinische verständlich (etwa: *plenas dissensu faciendi plurimum audio illas inveni)*. So liegt es denn nahe, zwischen das italienische Original und unsere Übersetzung noch eine lateinische Fassung zu schieben, die wieder für unseren „Arigo“ eine Reihe von Möglichkeiten eröffnet.

Überläſst man ihm die deutsche Übersetzung, so erhält man den Namen selbst und den 2. Inf. der oben berührten Stelle als seine Zuthat, wenn man ihm aber die lateinische Bearbeitung überträgt, bliebe der 2. Inf. ein Einschub des deutschen Übersetzers, das *wercke* vor dem 1. Inf. wäre eben jene lateinische Bearbeitung des „Arigo“, von der nur auffallend wäre, daſs sie ohne jede Spur verschollen ist. In beiden Fällen also hätten

Digitized by Google

wir mit Einschiebseln der Bearbeiter zu rechnen, die im Zusammenhang eine andere Bedeutung gewinnen, als beabsichtigt war, einem Subjekte angegliedert sind, mit dem sie nichts gemein haben. Solche Erscheinungen stehen ja in der gleichzeitigen Syntax nicht ohne Beispiele da.

Aber man kann für den „Arigo“ auch beide Bearbeitungen in Anspruch nehmen, wobei sich namentlich die Modifikation empfiehlt, zu der mich Prof. Strauch in Tübingen anregte, daſs sich der Gedankenprozeſs, der die Übersetzung aus dem Italienischen ins Deutsche begleitete, in den Fügungen der lateinischen Sprache vollzogen habe, die in einzelnen Stellen auch schriftliche Fixierung erhalten haben mögen. Damit kämen wir jedoch aufs neue zu unserem *wercke* zurück, das doch nicht für einen und denselben Satz mit der abstrakt farblosen und der konkreten Bedeutung ohne Doppelsetzung wechseln kann (s. o.).

Vielleicht ist der ganze „Arigo“ überhaupt nichts anderes als ein Lesefehler; das italienische *arcalaio* vor *intendo* könnte in diese Form verlesen worden sein, noch näher liegt ein lateinisches *arrigor* (für *intendo),* das dann für eine gesonderte lat. Bearbeitung Zeugnis ablegen würde. Doch wie dem auch sei, jedenfalls liegen gar keine Anhaltspunkte vor, um in dem „Arigo“ gerade Heinrich Steinhöwel zu suchen. Die anmutenden Versuche Jakob Grimms und danach A. v. Kellers, diesen Namen mit der Jugendzeit Steinhöwels zu verweben, sind doch zu luftige Phantasiegebilde, um als Stützen einer wissenschaftlichen Beweisführung gelten zu können.

Goedeke (a. a. O. S. 368) fühlt sich denn auch veranlaſst, neue Hilfstruppen zu werben. In erster Linie führt er das Zeugnis Köbels vom Jahre 1531 vor. Der Oppenheimer Stadtschreiber Köbel, der in diesem Jahre die Chronik Steinhöwels (s. Goedeke a. a. O. S. 370) erweiterte und fortsetzte, weist allerdings in der Widmung an einen Verwandten von Steinhöwel dem letzteren neben den Fabeln „Esopi“ auch solche „Boccaccii“ zu. Abgesehen davon, daſs Goedeke hier den Oppenheimer Stadtschreiber als unanfechtbaren Zeugen aufstellt, während er (s. u.) einen etwas späteren Ulmer Arzt in einer ähnlichen Frage für unglaubwürdig ausgiebt, ist mit den Fabeln Boccaccii noch lange nicht das Dekameron an Steinhöwel vergeben. Wir haben ja von diesem die Verdeutschung von Boccaccios *claræ mulieres* und besitzen von ihm ein Stück aus dem Dekameron, die „Griseldis“.

Freilich diese Griseldis hat Goedeke (a. a. O. S. 364) schon an Niclas von Wyle ausgeteilt. Niclas von Wyle beruft sich bekanntlich in der Widmung seiner 2. Translatze[1] an den Markgrafen Karl von Baden darauf, daſs der Markgraf von ihm schon die Geschichte der Griseldis in deutscher Übersetzung gehört habe: *die history von griselde lutend vsser dem welchen zuo latin verkert, wie dann üwer gnade die selben history nachmals aber von dem latin zuo tütsche gebrach von mir hat gehöret.* Die eigentümliche Stellung des *von mir* scheint viel eher auf einen mündlichen

[1] Keller, Niclas von Wyle, Litterarischer Verein LVII, S. 79, 10.

Digitized by Google

Vortrag als auf eine schriftliche Darstellung zu weisen, aber Goedeke nahm doch daraus Anlaſs, eine Griseldisbearbeitung für Wyle in Anspruch zu nehmen. Nun war aber die mitteldeutsche[1] von vornherein ausgeschlossen, die im Dekameron enthaltene war mit diesem an Steinhöwel vergeben, so blieb nur die in der Abschrift des Peter Hamer[2] vom Jahre 1468, in späteren Münchener Hdschr. und in Ulmer, Augsburger und anderen Drucken überlieferte Griseldis übrig. Allerdings bezeichnet der Ulmer Arzt Dietrich Leopold in seinem handschriftlich zu Ulm liegenden Werke „Memoria Physicorum Ulmanorum ab oblivione vindicata“ Steinhöwel als den Verfasser dieser Griseldis,[3] aber dieser Lokalzeuge erscheint Goedeke, wie oben berührt, unglaubwürdig, weil er im 14. Jahrh. nicht sehr bewandert ist und für die Autorschaft der italienischen und lateinischen Griseldis die Rollen des Boccaccio und des Petrarca untereinander vertauscht. Aber unterlassen hat Goedeke zu erwähnen, daſs Steinhöwel sich selbst als Übersetzer der Griseldis nennt. Da Strauch erst kürzlich[4] wieder auf diese Stelle unter Anführung des Wortlautes hingewiesen hat, ist es wohl nicht nötig, sie hier zu wiederholen. Nur der Anlaſs sei mit wenigen Worten berührt. Steinhöwel hatte die Übersetzung des Boccaccio *de claris mulieribus* vollendet und widmete sie 1473 der Herzogin Eleonore von Österreich. Bei dieser Gelegenheit entsann er sich auch seiner früher schon veröffentlichten Griseldis, die ihm gerade in diesen Zusammenhang zu passen schien. Er veranstaltete einen Neudruck, der mit den von Strauch mitgeteilten Worten an die *claræ mulieres* anknüpfte. Dieser Neudruck, den wir nach allem ebenfalls in das Jahr 1473 setzen dürfen, ist völlig identisch mit dem Augsburger Nachdruck von 1471 (vgl. Goedeke S. 365), nur daſs die Orthographie, wie sie überhaupt den J. Zeinerschen Verlag in Ulm von dem Günther Zeinerschen[5] in Augsburg unterscheidet, hier unmittelbar auf Steinhöwel[6] und die Regeln hinweist, die dieser im Schluſskapitel zu den „Mulieres“ aufgestellt hat, allerdings mit dem Vermerk, daſs die Drucker sich auch oft erlauben, die Regel zu verletzen. Auſser Orthographie und Interpunktion sind es nur einige wenige sinnentstellende Fehler, mit denen der Augsburger Druck vom Ulmer abweicht,[7] so daſs ich den letzteren un-

[1] Vgl. oben C. Schröder.

[2] Hdsch. der Fürstl. Fürstenberg. Bibliothek zu Donaueschingen Nr. 150.

[3] Vgl. Rocholz in Germania 14, S. 411.

[4] Im Anz. f. d. A. XIV, S. 250.

[5] E. Schröder G. G. A. 1888, S. 261 spricht sich allerdings dahin aus, daſs Günther Zeiner den Anschluſs an die Sprache und Rechtschreibung seines Druckortes verschmäht habe, doch finden wir im Güntherschen Nachdruck der Griseldis als abweichend vom Druck Johanns mehrere Lautformen, die Schröder als charakteristisch für die Augsburger Orthographie festgestellt hat (*ei* gegen *i* bei Johann, *ö* für *e* u. a.).

[6] Auf Steinhöwel deuten auch die zwei gekreuzten Steinschlägel neben dem Ulmer Stadtwappen in der Titelvignette, vgl. Haſsler, Buchdruckergeschichte Ulms, S. 107 ff. (Keller S. 673).

[7] So 13, 4 *antwurt vnd sprach das vnder deiner groszen mechtikait vnd meiner*

Digitized by Google

bedenklich zum Ausgangspunkte einer Vergleichung der Steinhöwelschen Griseldis und der betreffenden Partie des Dekameron machen konnte.

Diese Vergleichung wird sich, wie schon oben angedeutet worden, auf syntaktischem Gebiete bewegen. Denn wenn auch bei Steinhöwel die Orthographie mehr auf Rechnung des Verfassers als des Druckers zu setzen ist, so ist sie doch immerhin den Unbilden der Überlieferung ausgesetzt, Flexionsformen und Wortschatz mögen bei stammverwandten Schriftstellern ihr Zeugnis verweigern, aber im Satzbau müssen die Trennungslinien klar und scharf heraustreten.

Leider gehen nun die beiden Fassungen der Griseldis nicht auf eine Vorlage zurück. G. U., die im Ulmer Druck vorliegende des Steinhöwel, überträgt die Epistel des Petrarca,[1] während G. D., die des Dekameron, sich enger an das italienische Original anschmiegt. So war es leider nur selten möglich, Parallelstellen zu vergleichen, doch liefs sich immerhin ein ziemlich abgerundetes Bild für beide Arten von Übersetzerthätigkeit entwerfen. Für Steinhöwel war es zugleich nötig, auch spätere Perioden seiner Sprache zum Vergleich heranzuziehen, um jedem Versuch, die Sprache des Dekameron nur zeitlich von G. U. zu trennen, entgegenzutreten. Hier empfahl sich das Leben Äsops,[2] das in längerer zusammenhängender Darstellung die Sprache Steinhöwels in ihrer vollen Reife überschauen läfst und durch die Vorausstellung des lateinischen Textes das Verhältnis des Übersetzers zu seiner Vorlage ins Licht rückt, wobei jedermann eine bequeme Nachprüfung der Belege ermöglicht ist. Für die erste Entwickelungsperiode der Steinhöwelschen Sprache, in die auch die Griseldis gehört, habe ich noch den Apollonius herbeigezogen, den ich mit Bartsch[3] gegen Scherer in das Jahr 1461 setze. Einigemal ist auch auf die „Mulieres“ Bezug genommen, in die Steinhöwel manches gegen die lat. Vorlage[4] eingeschoben hat.

Die Geschichte der „Sigmunda“, die dem ersten Druck des Asop (s. Österley S. 2, 10) angehängt war und auch sonst mit Steinhöwelschen Schriften in Verbindung auftritt, weshalb sie ihm auch vielfach zugeschrieben wurde,[5] entspricht genau der 2. Translatze Wyles und hält sich mit dieser durchaus im Rahmen der übrigen Schriften dieses Mannes.

---

demütikait glichnusz was für (S. 107, 8) *antwurt. Myn herr ich wist alweg wol* (sprach sie) *das vnder dyner grossmächtikait vnd myner demuot kain gelichnuosz was.*

[1] Ebenfalls 1473 bei J. Zeiner in Ulm gedruckt und mit dem Ulmer Wappen nebst gekreuzten Steinschlägeln geziert, 10 Bl. in folio: *Incipit Epistola etc.* Am Schlusse *Vlme impressum per Johannem Zeiner de Reutlingen, Anno domini* 1ՋΛ3.

[2] Hrsgeg. von Österley, Stuttgarter Litter. Verein, Bd. 117.

[3] Germanistische Studien II, S. 306. Herausgegeben ist der Apoll. von C. Schröder in den oben erwähnten Mitteil. S. 85 ff.

[4] Ich benutzte für das Lateinische die Berner Ausgabe von 1539. Man vgl. aus der deutschen Übersetzung 7β, 23: *Vsz dem synd aber entsprungen ... bleiche farb, vngewisse blödikait der fuosztritt vnd der gelider. Als mir hainrico stainhöwell doctori der dises büchlin von den erlüchten frowen nit wort zuo wort* (dasselbe sagt Steinhöwel in der Vorrede zum Äsop, vgl. Österley S. 4, 12) *sunder von sin zuo sin getütscht hat, beschenhen ist.*

[5] Vgl. Scherer, Anfänge des Prosaromans, S. 77.

Digitized by Google

Die Citate erfolgen nach Seiten und Zeilen; wo in alten Drucken[1] nur die Blätter gezählt sind, erhält je die Rückseite ein β. Belege, denen die Vorlage für den betreffenden Fall nichts Entsprechendes gegenüberzustellen hat, werden durch ein Sternchen gekennzeichnet.

Am Schlusse erübrigt mir noch, den Verwaltungen der kgl. Bibliothek zu München, der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, der Universitätsbibliothek zu Göttingen sowie der Stadtbibliothek zu Ulm meinen wärmsten Dank für bereitwillige gütige Unterstützung auszusprechen.

[1] Aus solchen ist der Text diplomatisch nur mit Auflösung der Abkürzungen und Einführung moderner Zeichen an Stelle der für unseren Zweck bedeutungslosen altertümlichen gegeben.

Die Wortklasse der Nomina und Verba überspringend wenden wir uns unmittelbar zu den Pronomina. Es könnte wohl reizen, die Abgrenzung jener Klassen untereinander bei den deutschen und den fremden Stilisten eingehend zu verfolgen, da wir hieraus gewisse allgemeine Kennzeichen der Sprachen gewinnen könnten, wie z. B. die Neigung des lateinischen Stils für Substantivprädikate, die des deutschen für prädicierende Adjektiva,[1] und auch unsere Schriftsteller selbst in manchen Besonderheiten belauschen würden.[2] Doch der an und für sich schon nicht ganz sichere Boden, den man bei einer Vergleichung von G. D. mit einer etwaigen Vorlage betritt, wird hier um so unsicherer, weil für diese Verhältnisse, wo eine gewisse Tradition Ausdruck um Ausdruck bereit hielt, auch ein ängstlicher Übersetzer leichter von der Vorlage abwich als auf anderen Gebieten, wo die Möglichkeit einer Auswahl unter mehreren Formen den ängstlicheren immer wieder zu ihr zurücktrieb. Dort sind es denn auch verhältnismäſsig nur wenig Belege, die vom italienischen

[1] Vgl. G. U. 99 β, 6 *der fürnemer, vnd dem herren haimlicher vnd basz redend was (cui vel autoritas maior erat vel facundia. maiorque cum suo duce familiaritas)* 99 β, 7 u. a.

[2] So begegnet in G. D. besonders häufig das Abstraktum *ding* oder *sache* neben prädicierendem Adjektiv, ohne immer auf die Vorlage zurückzugehen: 658, 3 *wie es also ein swere ding ist ein frawen ze finden (grave cosa a poter)*, ebenfalls 658, 6, aber auch 662, 6.* Abstrakta ersetzen, ebenfalls in G. D., neben *haben* oder *sein* gern zwei vollere Verba: 662, 13 *Auch sein arme leüte ... Der ... Greseida grosz erparmung hetten (averan grandissima compassione)*; 661, 29 *also grosz ist ir leyt vnd klage (si duramente si rammaricano).*

Digitized by Google

Texte abweichen, und diese lassen sich meist als Latinismen deuten, so daſs wir annehmen dürfen, auch der lateinische Bearbeiter, sofern ein solcher existierte, habe sich verhältnismäſsig eng an sein Original angeschlossen, allerdings wohl nicht so eng wie der deutsche Übersetzer an ihn.

Die Pronomina

grenzen sich zunächst gegen die Nomina hin ab. G. D. scheint hier der deutschen Neigung, Personen durch Geschlechts- oder Standesbezeichnungen voneinander abzuheben, getreuer zu folgen als Steinhöwel. Allerdings bietet auch G. U. 107, 7 *Die frow antwurt (Contra illa);* 103 β, 21 *saget im was syn will wer mit ... der frowen ze uolbringen. Der kam zuo der frowen by nacht (qui ad eam noctu veniens);* ebenso Äsop 41, 1 *Sprach der herr (At ille inquit)* u. a.; daneben werden jedoch im Äsop Nomina gegen Pronomina ausgetauscht, und zwar nicht nur in Fällen wie 41, 27 *und zöget in dem kouffman, der sach in so ungestalten an (quem mercator ... intuens),* sondern auch in 40, 26 *der bun (buw) maister ... ward ... ainen buwknecht gar hart schlachen, da von Esopus beschweret ward und sprach zuo im (villico ait),* oder 67, 21 *Der selb Enus vermischet sich mit synes angenomen vaters magt, die er zuo zyten bruchet (quam Esopus uxoriam habebat).* Einmal ist allerdings auch in G. D. Pronomen für Nomen zu belegen, in 660, 38 *er in* (für *ir) zuo versten gab = avendo con parole generali detto alla moglie,* und einmal das Verb ohne Wiederholung des Subjekts angeschlossen 658, 25 *do er das gethon het allen ... freünden zuo im rüffet (Fatto questo, fece Gualtieri),* dem stehen aber so viele Belege gegenüber, in denen sich ein Bedürfnis ausspricht, die handelnden Personen schärfer zu charakterisieren, als die Vorlage zulieſs, daſs wir hier sicher sein dürfen, der Individualität des Verfassers von G. D. auf der Spur zu sein.[1] Während die ital. Vorlage z. B. gern auf Reden Bezug nimmt, ohne den Redner noch einmal besonders zu nennen, verfehlt G. D. dies nicht leicht, 660, 30 *Do die frawe des hern rede vername (Le quali parole),* ebenso 660, 34*; 661, 35 *(l'ascoltà);* genau so verhält es sich mit der Bezeichnung des Angeredeten: 664, 24

[1] An lateinischen Einfluſs ist hier gar nicht zu denken, denn die hier zu belegenden Erscheinungen stimmen nicht zu der knappen Kürze des lateinischen Stils.

Digitized by Google

Dem herren antwort (rispose), ebenso 663, 28 *Zuo der frawen sprach*, ebenso 661, 27 *(le disse)*. Aber auch sonst liebt G. D. dem ital. Texte gegenüber eine intimere Bezeichnung. Der alte Ganucolo wird in 664, 3 *Dieselben ir der vater pracht (recatigliele)* in seinem Verwandtschaftsverhältnis eingeführt, ebenso die Griseldis in 658, 25 *die tochter für sein weyb wöllen (di torla)* und deren Tochter (661, 9. 10 *daz kint* für *la)*. Die Eigennamen verwendet G. D. nicht gern, obwohl die ital. Vorlage hieran überreich ist und G. U. sowohl als der lat. Text des Petrarca darin mit dem Italienischen übereinstimmen. „Griseldis“ (in G. U. 101, 19. 27; 106 *β*, 5; 108 *β*, 18; 109 *β*, 1 Grisel) erscheint einigemal als solche gegen die Vorlage (vgl. 660, 2 *als wer Gresedia eins grofsen fürsten tochter = non altramenti che se presa avesse la figliuola*, ähnl. 666, 3. 24), einigemal auch neben der Geschlechtsbezeichnung (662, 13 *Der guten frawenn Greseida grosz erparmung hetten = alla donna*, ebenso 662, 25. 36; 665, 25); meist jedoch wird sie einfach als *die frowe* eingeführt (660, 34 *An der der frawen antwort = Questa risposta* s. oben u. a.), wobei gewöhnlich ein oder mehrere Epitheta (gegen einfaches *donna*, wie auch G. U. nur *die frow hat* [103 *β*, 30; 105 *β*, 1; 107, 8]) auf die Umstände hinweisen, unter denen sie gerade auftritt und je nachdem das Mitleid oder die Bewunderung des Übersetzers erregt (659, 18 *der iunckfrawen;* 664, 21 *der armen guten frawen;* ähnl. 662, 4; 661, 34 u. a. — 665, 25 *seiner gedultigen frawen;* 663, 5 *die züchtig frawe)*. An Stelle von Pronominibus läfst sich solches Nomen in 659, 18 *Do er der iunckfrawen vater fande (il padre di lei);* 660, 24 *das er sein frawen ... in gedulte versuchen wölte (la pazienzia di lei);* 666, 18 *die iunckfrawen* (für *questa)* belegen; hierher gehört auch 664, 26 *Also die gute frawe sich ... vnterfinge (cominciò)*.

Walther selbst (in G. U. stets *der walther* 101, 6. 31; 101 *β*, 20; 102 *β*, 11; 102 *β*, 29; 103, 17 u. a.) ist in G. D. fast nur als *der markgraffe* belegt (657, 36 für Gualtieri, ebenso 659, 9. 14. 17 u. a.; einmal 660, 11 für *al marito* und einmal 659, 36 *[Ed egli disse]* für Pronomen); als *her* wird er auch einigemal eingeführt, doch nicht zur Geschlechtsbezeichnung, sondern zur Bezeichnung der Überordnung (662, 15 *waz irem hern ... gefiele [a colui])*. Vgl. G. U. 100, 6 *Die ... bewegten das gemüt ires herren;* 102, 4 *Es ist gnuog sprach der herr;* 104 *β*, 9; 106, 6. 25.

Digitized by Google

Pronominalellipsen

begegnen bei beiden Stilisten vorzugsweise in der beliebten Form der 2. Pers. Sing. Präs. Ind., schwerere Fälle sind nur für G. D. zu belegen, so die Ellipse bei formelhaftem Konj. (658, 15 *vnd weliche ich mir nym sey wer sy wölle,* genau so 659, 1) oder die Ergänzung des Subjektpronomens aus dem Nebensatz:[1] 660, 31 *Do die frawe des herrn rede vername mit vnverkertem anplicke ... also sprach (disse),* genau so 661, 8. 35.

Andererseits treibt G. D. auch wieder mit dem Pronomen eine Verschwendung, die deutlich auf einen Übersetzer weist, der von Wort zu Wort fortschreitend den Zusammenhang aus den Augen verliert und mechanisch für subjektlose Verba oder objektlose Verbalverbindungen das im Deutschen gegenüber dem Lateinischen so häufige Personalpronomen einsetzt. Hierher gehört 660, 10* *die sy für ein scheffhirten erkannt hetten und iczund sy aller ern ... vol sachen,* noch deutlicher 661, 16* *dem margraffen was im die frawe het zuo antwortt geben im zuo wissen thet,* genau so 660, 34*. Ein Beleg vollends wie 659, 8 *reiche kleynet als dann einer neüen preüte zuo gehört, er zuobereyten thet* ist nur bei voller Unempfindlichkeit gegen die Gesetze deutscher Wortstellung erklärlich.

Die Verdrängung des Personalpronomens

durch das demonstrative in gewissen Formen des sächlichen Obliquus läſst sich in Steinhöwels Griseldis[2] noch nicht für den Accusativ belegen, wohl aber im Äsop, mit und ohne Anlehnung an den lateinischen Text; vgl. 48, 28 *und schnit im ab mangolt und andere krüter und gab die Esopo (atque illa),* ebenso 50, 25; oder 38, 29 *daz er die fygen neme und die behielte (ut illas caperet custodiretque)* neben Äsop 38, 26* *als der herr in das gö geritten was, samelt*

[1] Vgl. Erdmann, Grundzüge d. d. Syntax. Stuttg. 1886. S. 5. Vgl. meine Untersuchungen über Luther, S. 18.

[2] Der Augsburger Nachdruck scheint die Demonstrativform zu bevorzugen, wir finden sie für folgende zwei Personalbelege aus G. U.: 104, 15 *Der knecht nam das kind vnd bracht es dem herren* und 99, 32 *daz er sich benügen liesz an dem daz er het.*

Digitized by Google

der mayer des hofes zytig fygen, und antwurt d i e *dem herren,* 67, 24; 73, 18; ebenso 39, 23 *(und gosz* d a s*).*

G. D. geht hier noch einen Schritt weiter, indem es nicht nur in sächlichen Accusativen, wie in 662, 33* *der marckgraffe seine ... prieffe öffnet ...* d i e *seinen leuten thet lesen,* sondern auch in persönlichen bei engstem Zusammenhang und Mangel jeder Betonung das Demonstrativ einführt, was allerdings durch die unserem G. D. eigentümliche Wortstellung begünstigt wird. Wir finden das Pronomen in Anlehnung an ital. *costei* 658, 23 *im gancz fürname die zuo einem weybe ze nemen,* aber auch ohne Vorlage in 661, 6* *Er ... gepeut, das ich eüer ... tochter nem* d i e *weg trag vnd ab der welt dilge.*

Die Formen des Demonstrativpronomens

weisen zunächst in beiden Texten entschieden konservative Tendenz auf. Das einfache Pronomen hält sich nicht nur fast ausnahmslos in substantivischer Verwendung, sondern überwiegt auch in adjektivischer. Hier sind es vorwiegend formelhafte Verbindungen, wie die mit Präpositionen, die den alten Stand bewahren, der nur im Acc. Sing. Masc. und Dat. Plur. sich zu Gunsten vollerer Formen an Stelle des unbeliebten *den* verschiebt.

Die Formen von *diser* sind substantivisch überhaupt nur bei deiktischem Hinweis auf Anwesende — und auch da nur spärlich — belegt, adjektivisch übernehmen sie die anaphorische Demonstration bei erhöhter Betonung des Pronominalverhältnisses, namentlich, wo diese nicht durch die Wortstellung erzielt wird.

Die Verbindung des einfachen Demonstrativs mit der Form *selb* hat sich schon früh von der Identitätsbestätigung aus in den Dienst der übrigen Demonstrativverhältnisse gestellt. So tritt es gern in substantivischer Verwendung in die Lücke, die hier durch die Unbeliebtheit der Formen von *dieser* gerissen ist. Bei Steinhöwel erscheint es zunächst für *ille,* ob letzteres nun auf eine ferner stehende Vorstellung zurückweist,[1] wie in Äsop 52, 32 *Myner guot-*

[1] Das anscheinend mitteldeutsche *jener* (s. Socin, Schriftsprache und Dialekte S. 178) ist bei unseren beiden Schriftstellern nicht zu belegen, ebensowenig konnte ich für demonstrative Verwendung des Pronomen *ein* (vgl. Beiträge 11, S. 518 ff.) Belege beibringen.

Digitized by Google

willigisten, hiesz ich. Das hab ich gethan, sprach Esopus. Xanthus sprach: Welche ist die selb (illa) 61, 2; G. U. 100 *β*, 10; oder ob es an eben genannte Vorstellungen und Personen anknüpft: G. U. 100, 16 *waysz ... daz es von got ist, demselben hab ich mynen stat ... beuolhen (illi),* Äsop 52, 19 *Rüff dynem hundlin und schmaiche dem selben (illi),* 38, 33 *(ex illis);* aber auch im Nom. Äsop 65, 22 *Durch disen raut sendet der künig ainen syner edeln ret gen Samum. Do der selb dahin kam (ille)* gegen 39, 11 *Bald laszen mir Esopum berüffen! Als er aber komen was (Is cum venisset).* Auch die freigebildeten Belege zeigen ähnliche Abstufungen: neben Äsop 67, 15 *Und wa man die nit kund ... uszlegen, derselb ward ... zinsbar* oder G. D. 658, 29* *weliche ich nyme dieselben in eren ... halten* (gegen G. U. 100, 24 *welhe ich erwele ... daz ir die* für *eam),* auch Belege wie Äsop 70, 20 *blatern, in denen klaine knaben warent, dieselben hettent flaisch in ieren henden* und sächliche, wie Äsop 68, 3 *So ferr ich geren ainen turn buwen wölte ... wellest mir werklüt dar zuo senden, die mir den selben buwen (turrim ipsam);* ähnlich G. D. 664, 3 *ir armes gewentlein ... Dieselben ir der vater pracht (recatigliele).*

Auch adjektivisch tritt unsere Form zunächst für das Fernerliegende ein, so Äsop 67, 20 *Esopus ... aignet .. im selber ainen wolgestalten iüngling, Enum genemmet, den er offt für den künig füret ... Der selb Enus* für *Iscum,* ebenso G. U. 106 *β*, 3 u. a., auch G. D. 664, 38 für *la fanciulla.* Hierher gehört auch die Vewendung neben *zyt* für die *Vergangenheit* Äsop 57, 21 *zuo denselben zyten* für *tunc;* 67, 7 für *temporibus illis* u. a. Für Anknüpfung an Nächstliegendes bietet jedoch hier nur der Äsop Belege, während G. U. und G. D. davon gleichmäſsig frei sind: Äsop 65, 4 *zwen weg ze leben ... Den ainen der fryhait, und der anfang desselben weges ist hert (cuius initium durum),* genau so 65, 6; ebenso 72, 23;* 62, 31,* oder gar 48, 36 *Der selben antwürt ward Esopus über ser lachen (Quibus dictis),* desgl. 65, 12; einmal auch vor der bezogenen Vorstellung 71, 29 *wann die selb gewonhait ist in Egypten daz sie (hujus modi).* Sonst finden wir für diese letztere Funktion bei Steinhöwel

solich,

das als artbestimmendes Adjektiv ebensowohl nach vorwärts als nach rückwärts weist: Äsop 67, 8* *wann dieselben zyt was söliche*

Digitized by Google

gewonhait ... daz sie 69, 2; 68, 32 (für *hic);* andererseits Äsop 42, 5 *aber du bist vil ze unsauber und ungestalt, und ich bedarf nit söllicher gattung (hujus modi),* ebenso 43, 7; 63, 9; 68, 36; — 45, 10; 46, 22 für *talis;* 49, 3 für entsprechendes *idem;* G. U. 106, 1 für *hic.* Von dieser komparativen Grundlage aus strebt das Pronomen in G. D. auch in das übrige Demonstrativgebiet hinaus, während es bei Steinhöwel höchstens in Äsop 43, 36 *Durch söllichen raut ward der kouffman beweget (hic)* das komparative Moment abstreift. Dagegen nun G. D. 662, 23 *alles sein vermügen tun wölte ob der pabst mit im dispensirn wölte ... Eins sölchen er von vil manchem ... gestraffet ward (di che),* 664, 15 *Als die sich eins sölchen mer dann ander frawe verstet (queste cose),* ähnl. 665, 29 *(ciò);* 657, 25 *darumb nyemant rate sölichem nachzevolgen (la quale);* 665, 31* *Nach dem sölchem seinen bedencken der tugentreichen frawen zuo im rüffet* und 657, 24* *eine seine groſse torhet sagen meine vnd wie sich sölche seine vnweyszlich würcken zuo gutem end füget,* womit man die adjektivischen Belege für *derselbe* im Äsop vergleichen möge.

Das Relativpronomen

läſst die Selbständigkeit, mit der Steinhöwel seine Vorlage behandelt, besonders deutlich hervortreten. Er löst lateinische Relativkonstruktionen auf, wo sie seinem Sprachgefühle widerstreben, und bedient sich andererseits wieder des deutschen Relativsatzes, um unbequemeren lateinischen Fügungen auszuweichen.

Ins Demonstrativ

verwandelt sich das lateinische Relativpronomen vor allem, wo es nicht eigentlich unterordnet, sondern nur formell, um an den vorhergehenden Satz anzuknüpfen, an die Spitze neuen Satzgefüges tritt. Steinhöwel hat diese Fügung, obwohl sie in seinen Vorlagen reich entwickelt ist, anscheinend nicht nachgeahmt, denn in G. U. 103 *β*, 30 *da geschwig er als ob er etwas hertes werkes mit dem kind ze volbringen wölt verschwigen. Des die frow doch vorhin argwon het (Suspecta viri fama ... suspecta erat oratio)* ist wohl eher an eine nachlässige Interpunktion als an einen beabsichtigten Hauptsatz zu denken. Dagegen finden wir Äsop 51, 36 *Von der red schmolleten die schuoler = Quo dicto,* ebenso 48, 36; 61, 6; 62, 32 u. a. 39, 10

Digitized by Google

Do das der herre höret = *Quo audito* 40, 6; 59, 12 ebenso für *quod cum audivit* 44, 16; 71, 13; 73, 24. Häufig verschieben sich hierbei die Satzgrenzen: G. U. 99, 29 *An den gehört regierung syns geschlechtes* = *ad quem ... pertineret,* ebenso Äsop, 67, 16; desgl. 67, 14 *Und wa man die nit kund verantwürten* = *que quia,* ähnl. 70, 18, gegen das einzige Äsop 44, 37 *Xanthus fraget den kouffman ... der antwurt* = *Cui mercator inquit.* Einigemal fällt die Betonung des Pronominalverhältnisses ganz weg. Äsop, 60, 4 *Xanthus wondert von der behendikait syner scharpfen sinn* = *Quod dictum Xanthus admiratus,* ähnl. 63, 17; 71, 10; 73, 30.

Der Verfasser von G. D. ist nach dieser Seite hin schwerer zu kontrollieren. Seine Wortstellung, die den Unterschied zwischen Haupt- und Nebensatz verwischt, nimmt uns auch die sicheren Kennzeichen für relative Auffassung. Als Nebensätze werden wohl zu fassen sein: 660, 20 *sölche weise ... frawen ... die vnder dem schafhirten gewentlein verporgen gewesen was; Der zucht vnd tugent sich in also kurczer zeyt ... auszgepreyt het (E ella ... seppe si fare),* desgl. 661, 20,* wie 659, 15 *der marckgraffe ... sprache? Gresedia wo ist dein vater, dem sy mit grosser schame antwort (Alquale),* das die Satzgrenze auch graphisch über den Nebensatz hinüber ausdehnt. Dafs sich jedoch auch der Übersetzer von G. D. in diesen Fügungen nicht wohl fühlte, beweisen Umsetzungen in Nomina, wie 657, 36 *Der marckgraue seinen leuten antwort* für *A quali Gualtieri rispose;* 660, 30 *Do die frawe des hern rede vername* = *Le quali parole udendo la donna,* oder in Personalpronomen neben der Kopula 659, 14 *vnd do sy der marckgraffe ersache* = *La quale come Gualtieri vide.* In 662, 4 *Die gute frawe aber gedult het weder minder noch mer wort machet (Della qual cosa la donna nè altre parole fece)* fällt die pronominale Anknüpfung ganz weg.

Der eigentliche lateinische Relativsatz

verdichtet sich manchmal in deutschem Nomen oder in Nominalverbindungen; im einfachen Nomen jedoch nur ganz selten: Äsop 54, 9 *do wurdent die gest etwas bewegt* = *Qui discumbebant;* oder appositionell neben Personalpronomen, an das Steinhöwel nicht gern Relativsätze anknüpft, G. U. 101 β, 9 *mich dynen herren* = *me quem,* ähnlich 102 β, 12.

Digitized by Google

Die Nominalverbindungen sind alle appositionell: neben dem Subjekt, Äsop 38, 15 *Esopus ist alle zyt synes lebens über flyszig zuo der lernung gewesen; v o n d e m g l ü c k a i g n e r k n e c h t* = *Qui ... studiosissimus fuit, is fortuna servus,* aber überraschend auch neben Obliquus Äsop 71, 13 *wolher mit ... anderm züg, z u d e m b u w n o t t u r f t i g e n* für *que.*

Hierher gehört auch die in G. D. nicht belegte appositionelle Verwendung von Präpositionalverbindungen, die bei Steinhöwel zweimal an Stelle lateinischen Relativsatzes eintritt: Äsop 60, 22 *daz er die spys nit äsze u f f d e m tisch* = *que in mensa apposita erant,* 43, 24 *Wer ist der so wyt vor uns* = *ille qui nos tanto anteit* (vgl. 70, 26 *die von Egipten* = *Egiptii).*

Weit häufiger als in Apposition wird der Relativsatzinhalt in Parataxe dargestellt, besonders gern mit satzeröffnendem D e m o n - s t r a t i v: Äsop, 41, 27 *zöget in dem kouffman, d e r sach in so ungestalten an* = *q u e m mercator;* 57, 3 *begegnet er dem houptman der stat, d e r kennet in* = *qui ... cognoscens,* 65, 31; 71, 19. 23; 76, 8; G. U. 105, 24 u. a.; während Sätze, die das Subjekt näher bestimmen, meist s y n d e t i s c h aufgelöst werden: G. U. 108, 23 *Der alt vatter het allweg die hochzyt argwonig v n d* = *Senex qui,* ebenso Äsop 62, 36; ähnlich beim Objekt Äsop, 61, 19 *Aber der mich verstond, den het ich für wys u n d liesz in als bald yngan (qui probe intellexerit, illum, qui sapiens visus est, continuo admisi),* während die Syndesis in G. U. 99 β, 5 *v n d i r ainer ... sprach* = *quorum vnus ... inquit* auffällt und wohl zunächt der Unbeliebtheit der betreffenden Demonstrativform zu danken ist, dagegen in Äsop 62, 31 durchaus der Gleichwertigkeit der einzelnen Momente entspricht: *floug ain adler ... und nam den ring und sigel des öbristen gewalts, die questores hieszen, u n d l i e s z d e n s e l b e n ring oder sigel fallen in ain schousz ains aignen mannes* = *quem ... cadere permisit.* Ähnlich, aber abschlieſsend tritt für die Kopula das komparative *a l s o* ein in G. U. 102 β, 10 *Also vermehelt sie der walther ... mit ainem ... ring* = *quam Walterus annulo ... desponsauit.*

L o g i s c h e und ä h n l i c h e Verhältnisse durchbrechen die lateinische Relativkonstruktion gern mit entsprechender P a r t i k e l. Regel ist dies bei Anlehnung an Personalpronomina, wo Relativsätze überhaupt selten zu anderem Zwecke als um ein logisches oder ähnliches Moment einzufügen, antreten. Vielleicht erklärt sich hieraus,

Digitized by Google

daſs Steinhöwel so ungern Relativsätze an Personalpronomen anlehnt. Wir finden G. U. 101 β, 15 *Ich sol ... wellen ... das dir gefellig sye, wann du bist myn herr = tibi ... qui dominus meus es,* ebenso 109, 10; ähnlich Äsop 68, 9 *Wee mir armen, daz ich die sul ... mynes ryches hab verloren = mihi ... qui.* Mit *vmb daz* G. U. 107 β, 6 s. u. Kausalpartikeln.

Gegen die lateinische Vorlage

führt Steinhöwel Relativkonstruktionen zunächst ein, wo ihm der lateinische Text zu knapp erscheint.

Wir finden Äsop 49, 17 *wie ain witib, die von dem ersten mann kinder hat, ainen andern man nimpt, der ouch kinder der frowen zuobringet, so ist sie ... der andern kind stieffmuter (et alteri viro)* ähnl. 54, 36; — 39, 25 *gosz wider usz ... daz luter waszer, das er getruncken het (aquam dumtaxat emisit);* ähnl. 62, 1. 22; 66, 36; 73, 19; 74, 18.

Vorstellungen, die der lateinische Stil in Nomina oder Nominalverbindungen zusammenzudrängen liebt, breiten sich im Deutschen gern in Relativsätze aus, so finden wir bei Steinhöwel: Äsop 45, 4 *wann welcher das über füre, der würd hart gestraffet = Nam emptor esset gravi pena obnoxius;* 62, 31; 67, 27 *(adversarios);* 60, 5 *(fustigariis);* 57, 10 *(intrantes).* Seltener sind Abstrakta wie G. U. 105, 28 *molestum = etwas ... dar von sie beschweret were;* Äsop 61, 35 *daz du mir versprochen hast (promissa);* 74, 24 *(precipii);* dagegen überaus häufig die Auflösung appositioneller Bestimmungen. Der lateinische Stil läſst solche bald als substantivischen Genitiv zum Substantiv treten, wie in G. U. 100 β, 7 *villula paucorum ... incolarum = ain dörflin, darin lüczel vnd arm lüt wonen,* bald als attributives Adjektiv oder Particip. Von Adjektiven werden gern die aus Substantiven abgeleiteten aufgelöst, wie in G. U. 100, 4 *sine votiuo rectore = on ain hobt dar zuo sie begird hand;* Äsop 62, 31 *sigel des öbristen gewalts, die questores hieszen (questorium),* oder solche, die durch Adverbia näher bestimmt werden, wie in G. U. 106, 19 *walther, der susz lieb ... gehalten was = alioquin carus,* ebenso substantivierte: Äsop 55, 19 *söch ainen, der nit hoflich sye = hominem non curiosum,* ähnlich (positiv) Mulier 5, 19.

Am häufigsten jedoch dehnen sich entsprechende Participia zum

Digitized by Google

Relativsatze aus: Äsop 41, 24 *aber er het wol ain aignen knecht, der nicht ungeschick wäre (specie non insultum),* ebenso 48, 11; 49, 16; 57, 11; 71, 9; 47, 13 *Wa ist der nüwkoufft knecht, zuo dem ich hoffnung hab (novus mihi speratus);* 39, 13 *das du alle fygen äszest, die mir in den keler behalten worden sint (penu mihi repositas),* ebenso 54, 24.

In G. U. 100 β, 17 *was sie ains manlichen ... gemütes, damit sie ieres vatters alter ... erkiket (patris senium ... refouens)* sehen wir den Inhalt des Participialattributes vom Subjekte weg auf das Satzganze als Apposition übergleiten und gelangen so zu einer bei Steinhöwel besonders beliebten Form, retardierende Momente in die Haupthandlung einzuschieben, die häufig lateinischer Vorlage entspricht, häufiger anders gegliederten lateinischen Relativsätzen, manchmal auch einem absoluten Kasus vergl. G. U. 104, 5 *dannocht ward ... sünffczen nie von ir gehört ... das doch in ainer ammen über hert wer ... geschwyg ainer muter (in nutrice quidem nedum in matre durissimum);* ähnl. Äsop 41, 12 *das doch ain grosz übel ist = proh nefas.*

Aber auch Momente, die die Handlung geradlinig weiterführen, liebt Steinhöwel in diese Form zu kleiden, so mit Verschiebung der Satzgrenzen Äsop 40, 26 *da ward er ainen buwknecht gar hart schlachen, da von Esopus beschweret ward und sprach = Esopus id moleste ferens,* oder mit gänzlich geänderter Gliederung G. U. 104, 16 *Der knecht nam das kind vnd bracht es dem herren vnd saget im alles ... daruon syn vätterliche gütikait ser betrübt ward! doch liesz er = Reuersus ad dominum ... cum ... responsum ... exposuisset ... vehementer paterna animum pietas mouit,* ebenso Äsop 40, 26; G. U. 109, 20; ähnl. G. U. 103, 14 (für *tamen);* oder G. U. 103, 12 *ward sie schwanger, darumb das volk frölich ward vnd begirlich = grauida effecta ... subditos ... expectatione suspendit.*

Einen echten deutschen Zug verraten andere Relativsätze Steinhöwels. Sie ziehen gewisse Momente der Handlung in Unterordnung, um anderen dadurch erhöhte Betonung zu sichern, so Äsop 68, 18 *Ist die red war, die du sagst = Si verum loqueris* in der Frage; Äsop 62, 22 *das sint die gelübten ains natürlichen maisters, der wider die natur ... mich in den kerker stouszet = Heus promissa philosophorum ... in carcerem detrudor* im Ausruf; 70, 36

als der schyn, der die sunnen umbgibt = *ut radii solis ipsum circumradiant solem* im Vergleichungsfalle; 43, 31 *und beliben nit mer wann dry, die er nit verkouffen kund* = *tres solum vendi nequierunt* bei Verneinung. Hierher gehört auch die Vorliebe für die Relativform, wo der Umfang einer Vorstellung möglichst ausgedehnt darzustellen ist, vgl. G. U. 101, 2 *vnd wes sie daz gelük bescheret, das ward ir nachtmal* = *et dapes fortune congruas preparabat* oder 101, 3 *vnd gemeinlich was einem kind zuo gehört das volbracht sie* = *totum filialis obedientie ... officium,* genau so 101, 18 u. a.

Andere Fälle, die uns als Vertauschung konjunktioneller Nebensätze mit relativen erscheinen könnten, lassen sich darauf zurückführen, daſs gewisse bevorzugte Relativformen, (vor allem Präpositionalverbindungen) für entsprechende erstarrte Formen des Lateinischen eintreten, die völlig konjunktionelle Geltung erlangt haben.

Inwieweit kehren nun diese Züge Steinhöwels auch bei G. D. wieder?

Leider läſst uns auch hier die Vorlage etwas im Stiche und beraubt uns überdies die Wortstellung des sichersten Fingerzeigs für die Aufspürung der Relativkonstruktionen. Doch läſst sich immerhin feststellen, daſs diese bei G. D. meist mit der italienischen Vorlage sich decken, daſs Auflösungen der im italienischen Text als relativ belegten Konstruktionen mit einiger Sicherheit nur für den Beginn neuen Satzgefüges anzunehmen sind und daſs der Übersetzer selbst die Relativkonstruktion nur in zwei Fällen einführt: erstens für Participialkonstruktionen: für attributive, wie in 657, 35 *erputen im eine seines geleichen zuo finden die von sölchem vater ... sölt geporn sein (discesa),* ebenso 660, 19, oder für absolute wie in 657, 28 *das ... einer genant was Gualtiere der on weybe vnd kind was (essendo senza* etc.); zweitens auch bei vollwertigen Momenten der Haupthandlung, sofern sie sich leicht mittels eines formelhaften Gen. Sing. Neutr. *(des)* angliedern lassen.[1] Steinhöwel macht von dieser Form im Äsop gar keinen Gebrauch mehr, in G. U. erscheint sie zweimal, in 100 *β*, 3 *der herr hiesz sie och zuo beraiten was not were zuo der hochzyt ... desz sie all willig enphiengen* = *nuptiarum de quibus ... apparandis, domini*

[1] Auffallend ist die Vorliebe von G. D. für diese Form vor allem in 658, 2 *des ich ze thon gar kleinen willen habe,* wo es viel näher lag, das Pronomen mit dem Inf. *thon* in Verbindung zu setzen.

Digitized by Google

iubentis edictum alacres suscepere, ebenso 103 β, 30 (s. S. 179) *Des die frow doch vorhin argwon het.*

G. D. dagegen, das nur einmal ähnlichen Relativsatz in anderer Form angliedert (659, 19 *Do er der iunckfrauen vater fande der mit namen genant was Ganucolo zu dem er sprach = e disse gli)* treibt mit der Form *des* eine wahre Verschwendung.

Diese korrespondiert mit italienischem *di che,* für das schwerlich entsprechender lat. Genitiv anzunehmen ist, nur in 657, 30 *Gualtiere der on weybe vnd kind was ... kinder zuo haben keinen gedanck het Des er nicht dest weyser gehalten was,* ebenso 660, 9; 660, 22; dagegen erscheint sie für *a che* 662, 24; für *a cui* 659, 33; für *il che* 661, 23. Doch auch sonst können wir die Partikel gegen den ital. Text belegen: für absolutes Particip (661, 17); für Hauptsatz (662, 26 *Des sy sich klein betrübet = La donna ... forte in sè medesima si dolea)* und ohne Vorlage (660, 27). Graphisch heben sich 659, 33; 660, 22; 661, 17; 662, 24 durch kleine Anfangsbuchstaben im Pronomen ab, während dem Inhalte nach höchstens 660, 22 *das sy ... eine schöne tochter gepere, des der margraffe besunder freüde nu het,* vielleicht auch 660, 27 *sprach wie ... seine arme leüte ... klagten ... das sy vnedel ... were, Des sy alle ser übel zemute weren* als retardierende Momente auf Unterordnung hindeuten. Da der Übersetzer aber in 662, 23 *sprache? wie er ... alles sein vermügen tun wölte ob der pabst mit im dispensirn wölte ... ein ander weyb seinem adel geleich ze nemen; Eins sölchen er von vil manchem ... gestraffet ward* deutliche Demonstrativform für *di che* einführt, so ergiebt sich, daſs er in diesen Belegen mit *des* einen Demonstrativcharakter wenigstens nicht betonen wollte (vgl. auch S. 205).

Die Formen des Relativpronomens

gehören in beiderlei Texten noch durchweg dem Demonstrativgebiet an, sofern nicht eine indefinite Ausdehnung des Nebensatzinhaltes beabsichtigt ist — bei Steinhöwel in Anlehnung an lat. *quisquis* etc., während für lateinisches *qui* auch in indefiniten Sätzen das demonstrative Pronomen eintritt.

Die unorganische Verstärkung der für mehrere Kasus geltenden Formen *der* und *den* in obliquen Fällen ist in G. D. überhaupt nicht zu belegen, bei Steinhöwel ist sie erst in den Plural ge-

Digitized by Google

drungen, wo sich für den Genitiv die Form *deren* (G. U. 109, 20 gegen *der* im Augsburger Druck; Apoll. 86, 26; 89, 25 u. a.) gegen *dero* bei Wyle (83, 27 u. a.), für den Dativ die Form *denen* (Äsop 43, 36; 70, 20; 72, 9) festgesetzt hat. Wo es jedoch möglich, weicht Steinhöwel mit Präpositionalverbindungen von *da* aus, deren Fülle schon oben gegenüber dem einförmigen *des* in G. D. in die Augen springen mufste.

Auch in

Differenzierung und Ersatz

durch Partikeln fördert das Relativpronomen tiefgreifende Unterschiede zwischen beiden Stilisten zu Tage.

Das bei Pforr und Wyle so häufige *so* an Stelle des Pronomens ist zwar in G. D. ebensowenig belegt als in G. U., im Äsop nur in 62, 22* *für die fryhait so er verhaiszen hat,* dagegen bietet G. D. gegen G. U. und den Äsop Belege für die differenzierende Partikel; wir finden 664, 35 *Der marckgraffe der da seine peyde kind ... zuo Boloni hette (il quale),* 663, 25, ja auch 663, 32 *Damit sy als die da czwelff iar sein hauszfrawen gewesenn nicht also schentlich ... ausz seinem hausz ginge;* 664, 15 *Als die.*

Die Partikeln.

a) Die Präpositionen

lassen nicht so scharfe Trennungslinien zwischen den beiden Stilisten hervortreten als andere Wortklassen. Sie sind in feststehender Verbindung mit gewissen Verben und gewissen Nomina zu sehr das Gemeingut bestimmter Zeiten geworden, als dafs sie für die Individualität der einzelnen viel Zeugnis ablegen könnten.

Die Präposition *in*.

In einem Belege wie Äsop 42, 23 *sprachent sy in in selbs (secum),* ebenso 40, 15; 51, 13 wird ein Selbstgespräch deutlich in der halb sinnlichen, halb geistigen Einheit des Redenden festgehalten, während G. D. mit 662, 7 *Zuo ihm selbes sprache (seco)* die beim Dialog erkennbare Zielbewegung auch in den Monolog hereinträgt. Anders ist G. U. 104, 5 *das doch in ainer ammen ... über hert wer zehören*

Digitized by Google

= *in nutrice durissimum* gegen G. D. 658, 9 *aber an euch ein grosse torheit ist also zuo gelauben* aufzufassen, hier mag die lat. Vorlage eingewirkt haben. Doch zeichnet sich Steinhöwel auch sonst durch auffallende Vorliebe für die Präposition *in* aus. Bald verdichtet er mit ihr die gewonnene Situation zu einem Rahmen für neue Verbalthätigkeit, wie in G. U. 109 β, 1 *jn den fröden was grisel allzyt gegenwürtig (Sic feruente conuiuii apparatu);* 104 β, 16 *In dem wesen vergiengen fier jar = hoc in statu* (vgl. G. D. 665, 28 *vnd an dem als ein weyse fürsichtige frawe thet),* bald benutzt er die Form, um die Verbalthätigkeit von den verschiedensten Seiten her zu bestimmen. Während zum Beispiel G. D. auch Zustände des Subjekts durch die Präp. *mit* als begleitende Umstände charakterisierte (vgl. 659, 15 *dem sy mit grosser schame antwort = vergognosamente,* ebenso 659, 34; auch 661, 32* *wölle ich anders mit in mit fride sten* gegen Apoll. 87, 23 *liesz in ... in friden leben),* ist bei Steinhöwel das Subjekt als in den Zustand eingehüllt aufgefaſst, vgl. Äsop 55, 6 *Do das die gest in ungedult vertruogen = indigne;* Äsop 39, 10 *ward er in zorn bewegt = ira concitus,* ebenso 41, 13, wobei der Kasus neben *in* wohl durch G. U. 110 β, 19* *wurden bewegt in barmherczikait vnd grossen fröden* festgestellt wird, ebenso G. U. 101 β, 25 *daz du nümer in widerwärtikait mit mir funden werdest (vt in nulla ... re a mea voluntate dissentias).* Ähnliche Verbindung geht auch das Objekt mit der näheren Bestimmung ein in G. U. 110 β, 28 *Syn tochter gab er in grosse ere ainem marggraffen,* ähnl. Apoll. 87, 23; und ebenso die Verbalthätigkeit selbst: Äsop 54, 33 *will Esopo gebieten in üwer gehörd = coram;* G. U. 101 β, 16 *in dyner gegenwürtigkait te = presente.* Als begleitenden Umstand scheint Steinhöwel nur eine gleichzeitige Verbalthätigkeit aufzufassen, wie sie der lat. Text gern im Ablativ Absolutus anknüpft, vgl. G. U. 101 β, 17 *Sie giengen hin yn mit grossem wondern des volkes = expectante populo,* genau so 102 β, 13, ähnl. 105 β, 17 (für Apposition).

Von übertragener Verwendung der Präpositionen

hat das Zeitgebiet einige für Steinhöwel charakteristische Züge zu belegen. Er zeigt groſse Vorliebe für die Präp. *uff,* die er nicht bloſs in ausgesprochener Zeitbewegung einführt, wie in

Digitized by Google

Äsop 63, 34 *Die natur ... hatt uff disen tag ainen ungerechten krieg zwischen dem herren und dem knecht,* ebenso G. U. 108 β, 16 *(quo die),* genau so G. D. 665, 4, ähnlich G. U. 100 β, 3 *(in diem),* sondern die er auch auf Zeitbestimmungen überträgt, die ohne jede Bewegung ein Ereignis umschliefsen: Äsop 66, 11 *Uff ain zyt ... do fieng er ainen grillen* (ebenso auch bei Wyle und Pforr), 38, 25 *Uff ainen tag ... samelt der mayer ... fygen (Una dierum),* 42, 30 *wir wellend uff morn in die stat Ephesum gon (die crastino),* ebenso 72, 19 neben 53, 24 *(morn = die crastina);* endlich Apoll. 96, 28 *der och uf die selben stund dar komen was,* während G. D. mit 666, 15 *dir zuo einer stunde wider zuo geben das ich zuo mermalen genomen het (ad una ora)* und 659, 37* *Des er ir zuo der stunde ainen guldin ringe anstiesse* an der üblichen Präposition festhält.

Dagegen bewahrt Steinhöwel für zeitliche Zielbewegung mit Belegen wie Äsop 42, 25 *uncz uff dise zyt,* 68, 16 *uncz uff disen tag;* Apoll. 110, 35 *untz an den tritten tag;* Apoll. 105, 21 *so lang untz das;* Äsop 46, 35 *uncz daz,* 57, 32 *Von derselben zyt uncz her (ex illo tempore)* den alten Sprachgebrauch, während G. D. das bei Steinhöwel spärliche *bis*[1] schon ausnahmslos verwendet: 658, 38 *pisz in den tode,* 666, 35 *pisz in sein ende,* ähnl. 664, 30.

Das Kausalgebiet, das für Steinhöwel eine besonders gesteigerte Verwendung der Präposition *fone* aufweist und in beiderlei Texten ein Schwanken zwischen den Verbindungen *von ... wegen* und *um ... willen* belegen läfst, ermöglicht jedoch nur selten eine deutliche Sonderung. Allerdings tritt den Belegen G. U. 103, 14 *dar von ... erfröwet,* 103 β, 16* *fro von der antwurt* aus G. D. entgegen: (658, 36) *eüers versprechen ... frölich (della ... promessa ... contenta)* oder (660, 34) *An der der frowen antwort der marckgraff grosses gefallen het [Questa risposta fu molto cara],* auch ist aus G. D. bei *von ... wegen* der erste Dativ zu belegen (neben 661, 3* *der von seines herrn wegen zuo ir kam* in 664, 31 *von dem margrafen wegen),* aber als Beweismomente lassen sich diese Erscheinungen nicht wohl verwerten.

[1] Wir finden es in Apoll. 111, 35 *so lang bis das,* G. U. 103 β, 13* *nümer bis in den tod,* Äsop 38, 30 = *usque dum.*

Digitized by Google

Charakteristischer treten sich

die Präpositionen an Stelle annominativer Fügung

gegenüber. Der Genitiv neben Zahlwörtern und indefiniten Substantiven, dessen Gebiet durch den Verfall der Flexionsformen bedrängt erscheint, hält sich in G. D. noch durchaus fest, 659, 24 *auch vil mere ander sach an sy begeret (simili altre cose assai),* ebenso 662, 5 *mer wort;* 659, 4 *vil herlicher reicher kleyder (più robe belle e ricche),* nur bei *vil* hat sich das Verhältnis insofern verschoben, als es mit Vorliebe adverbial verwendet wird, 662, 18 *mit vil manchen den seinen,* ebenso 662, 23; 665, 1 (662, 16; 663, 29; 666, 21 *vil manche).*

Steinhöwel dagegen bevorzugt für diese Formen substantivischen Gebrauch, woneben er dann entweder den Genitiv verwendet (Äsop 57, 10 *vil volkes = magna multitudo hominum;* 41, 9 *vil der menschen = quamplures;* ähnl. G. U. 103 β, 28 *etwas hertes werkes* [vgl. 658, 6* *Nu mag es ye ... ein sweres hertes dinge sein])* oder die Präp. *fone* einführt, die in G. D. hier nicht belegt ist: Äsop 38, 32 *zwo von den selben (fygen) = ex illis,* während für Personen *under* eintritt (Äsop 39, 34 *Welcher under üch = Quisquis).* Die Präposition *fone* stellt Steinhöwel besonders gern auch zum indefiniten Neutrum *was,* um Substantive damit zu verbinden (Äsop 42, 29 *was ze tragen ist von spis und anderem* für *viaticum,* Mul. 5, 17 *was ir von grossem gelük zuo gestanden ist* für *fortunam egregiam),* während substantivierte Adjektive in eine formell nicht zu definierende Verbindung, vielleicht als Attribute, hinzutreten: G. U. 100, 15 *was guotes in dem menschen ist (quidquid boni),* ähnl. Äsop 53, 23 *ichtz failes (siquid ... venale).*

Anderer Art ist die Verbindung des Pronomens mit substantivischen Genitiven: Äsop 44, 14 *Von was landes bist du (Cuias);* 44, 26 *Was hülers bin ich (Bombax quid malum);* 47, 21 *was über groszen übels (permaximum malum)* u. a. Mul. 9 β, 18 *doch ist ain zwyfel von was vordern sie geboren sye (De parentibus autem ... ambigitur).* Die später hier übliche Tauschpräposition *für* hat Steinhöwel nur einmal Äsop 55, 26 *Was ist das für ain mensch (Ecquid hoc hominis)* verwendet.

In G. D. ist von diesen Konstruktionen nichts zu belegen, ob-

wohl Verbindungen wie 658, 3 *wie es also ein swere ding ist (quanto grave cosa sia);* 661, 16 *was im die frawe het zuo antwortt geben (ciò che detto aveva la donna)* und vielleicht auch 660, 37 *Doch sich wie er dez gefallen het nitt mercken liesse* leicht eine ähnliche Form hätten veranlassen können.

Die Präp. *fone* an Stelle eigentlichen partitiven Genitivs, der bei Steinhöwel sowohl für lat. Acc. (Äsop 49, 38 *Do Xanthus des gestankes empfand = sentiens nidorem)* als für lat. *de* eintritt (Äsop 52, 19 *dem du dyner spys gesendet hast* neben 48, 27 *Gib uns krut = Da nobis de oleribus),* in G. D. aber nicht belegt ist, findet sich in beiden Texten: Äsop 49, 36 *bring uns von dem bad (de balneo);* 665, 20* *Nach dem yederman zuo tisch geseczet warde von köstlichem essenn und trincken frölich gedienet worden.* Ebenso weisen beide Texte neben dem qualitativen Genitiv auch die Präp. *fone* mit Dativ auf.

Die Tauschpräposition *für*

an Stelle bloſs annominativer Anfügung des Appellativums ist ein Charakteristikum von G. D., das nur in passiven Konstruktionen der Präposition entbehrt: 657, 30 *Des er nicht dest weyser gehalten was (reputar savio),* ebenso 666, 32; gegen 666, 8 *die mich pösz vnd für herte hielten (me hanno reputato crudele e iniquo):* 666, 29 *(savissimo reputaron);* 662, 12 *für einen herten vnweysen man hielten (reputavanlo crudele uomo);* 659, 2 *so wöllen wir sy für vnser liebe frawen halten (l'avrebber per donna);* und 660, 9 *die sy für ein scheffhirten erkannt hetten (che prima conosciuto l'avea).*

Steinhöwel liebt im Gegensatze hierzu die appellative Verwendung des Verbs *halten* überhaupt nicht, er hat es nur zweimal passiv und in Verbindung mit Adverbien, eher als mit appellativem Prädikatsadjektiv, gebraucht: G. U. 102 β, 19 *das sie ... wurd ... lieb vnd erlich von iederman gehalten (cara et venerabilis facta esset),* ganz ähnlich 106, 19, daneben verwendet er entsprechend lateinischem *videri* das passive *angesenhen werden* (G. U. 102 β, 18 *daz sie ... in kaiserlichem sal erzogen ... wurd angesenhen [edocta videretur],* ähnl. Äsop 42, 36 *daz ich ... unnücz gesenhen werde [me ... exhibere]),* oder das aktive *schäczen,* doch auch dies mit bloſsem Acc.; so als Gegenstück zu den Belegen in G. D. Äsop 61, 18* *wie solt ich*

Digitized by Google

sie dann w y s *schäczen,* ähnl. G. U. 103, 10 *daz sie alles volk scahczte vom himel herab gesendet (demissam celo ... predicarent).*

Die Präposition *für* erscheint bei Steinhöwel dagegen in anderen Verbindungen, die, obwohl zum Ersatz von appellativen dienend, doch einen mehr faktitiven Charakter tragen, so neben passivem Verb in G. U. 106 β, 27 *daz alles ... gelük* f ü r *ain beschwärd ist vff zenemen,* und neben h a b e n, das nur in G. U. 108, 23 *Der alt vatter het allweg die hochzyt argwonig (suspectas habuerat)* latinisierend mit bloſsem Acc. verbunden ist, gegen Äsop 42, 19 *so hond sy mich* f ü r *ain fastnachtsbuczen (visi sunt) gehapt;* 61, 19 *den het ich* f ü r *wys (sapiens visus est,* vgl. 61, 18 oben und die Belege in G. D.). Neben *haben* konkurrieren noch andere Partikeln miteinander, so finden wir neben dem mit Präpositionalbestimmungen belasteten Verb die Vergleichspartikel *als,* die in unseren Texten in solchen Verbindungen noch sehr spärlich ist, sie ist auſser in G. U. 100, 26 *daz ir die ... wellen* v e r o g e n h a n a l s *üwer frowen* nur noch in G. D. 658, 16 *wirt sy von euch nicht* a l s *ein marckgrafin enpfangen vnd geert (come donna)* zu belegen.

Für die Bethätigung von Verwandtschaftsverhältnissen, wofür auch G. D. unser *haben* liebt, pflegt Steinhöwel durch die Präposition *zuo* die Richtung zu bezeichnen, in der sich die Verbalthätigkeit bewegt: G. U. 101 β, 10 *ob du mich ... gern wellest haben* z u o a i n e m *tochterman (me ... generum velis),* G. U. 109, 25* *ain ... jüngling* z u o a i n e m *schwager hette.*

G. D. scheint hier wiederum von der Vorlage abhängig zu sein, indem es das dem deutschen Stil geläufigere *zi* zu Gunsten eines dem italienischen *per* (lateinisch *pro?*) entsprechenden f ü r unterdrückt, womit auch ein Wechsel zwischen indefinitem und possessivem Pronomen verknüpft ist: 659, 32 *die ich* z u o e i n e m *weyb haben wille wo sy mich anders* f ü r *iren man haben wille (intendo che mia moglie sia, dove ella me voglia* p e r m a r i t o*).* Ebenso 659, 37 *so will ich dich* f ü r *mein eliche frawen haben (voglio te* p e r *moglie),* genau so 658, 25; 659, 21, während in 659, 33 *gefalle ich dir* z u o e i n e m *man (per tuo marito) zi* durchdrang, das auch in 658, 23 für *volere sposare* (659, 31 s. o.) ohne Anlehnung an die Vorlage erscheint.

Ähnliches *zi* finden wir bei Steinhöwel auch noch neben anderen faktitiven Verben, Apoll. 108, 8 *das min tochter ... Appolonium*

Digitized by Google

s... *zuo ainem man genomen hat;* G. U. 100, 24 *welhe ich erwele zuo ainem gemahel (quamcunque coniugem ipse delegero),* während mir annominativer Latinismus nur in Äsop 42, 9 *mach mich ieren zuchtmaister (me pedagogum illis constituas)* aufstieſs.

uber zur Umschreibung des Superlativs.

Der in der Präp. *uber* liegende Begriff einer *Überholung* befähigt sie als eine Art Gradpartikel neben Adjektive zu treten, um den lateinischen Superlativ zu umschreiben, wo er keine eigentliche Steigerung über bestimmte Vergleichsobjekte, sondern nur eine unbestimmte Graderhöhung bezweckt: Äsop 38, 28 *daz sind uber schön fygen (Pulcerrime sunt ficus);* ebenso 40, 16; 38, 15 *über flyssig (studiosissimus)* u. a. G. U. 104, 5 *das doch in ainer ammen über hert wer (durissimum)* u. a.; selbst neben Substantiv G. U. 109 *β*, 8 *daz alle gest über wunder namen (uehementissime mirarentur),* während für bestimmt begrenzte Steigerung auch im Deutschen der Superlativ eintritt G. U. 99 *β*, 18 *dar von wir die seligisten würden die in allen landen funden werden (felicissimi)* u. a.

Der Übersetzer von G. D. kennt diese Verwendung der Präposition nicht, auch er meidet allerdings die speziell latinisierenden Superlative, aber ersetzt sie einfach durch den Positiv (658, 24 *der ein armer man was* für *poverissimo,* ähnlich 659, 3 für *grandissime),* oder er umschreibt wie in 661, 24 *Des der ... von ganczem herczenn froe was (il che carissimo fu a Gualtieri).*

b) Die Partikeln der Verneinung.

Jede Aussage kann nach Belieben in positive oder in negative Form gekleidet werden, und die Übersetzer haben von jeher hier am wenigsten Anstand genommen, von ihrer Vorlage abzuweichen, da der Vorstellungsgehalt sich ja gleich bleibt, andererseits die Eigenart des Schriftstellers, in gewissem Sinne auch der Sprache selbst, für gewisse Verbindungen eine bestimmte Form in den Vordergrund rückt.

Steinhöwel liebt vor allem für die Frage die negierte Form. Er führt sie ein: für positive Frage in Äsop 45, 1 *diese knecht gefallen dir nicht (num tibi placent?);* 45, 35 *wilt du nit hin weg*

Digitized by Google

louffen? (ecquid aufugies?); 51, 4. 5; 54, 12 u. a.; für positive Ausrufe G. U. 110, 1 *ist sie it schön genuog = satin (sic!) pulchra ... est;* Äsop 39, 12 *haust du nit mer sorg uff mich, wann daz du so geturstig bist (eatenus me veritus es),* während er bei Beibehaltung der Ausrufform positive Fassung vorzieht: Äsop 43, 2 *Wie ain groszer narr ist er (Nihil stultius hoc homine).*

In der Aussageform liebt Steinhöwel zunächst für beschränkende Belege die negative Umschreibung, die der lat. Text in Fällen wie G. U. 103 β, 11 *nichez ze verlieren wann dich allein (nichil ... nisi te)* nahelegt, auch gegen die Vorlage einzuführen: Äsop 51, 2 *aber hie sint nit me, dann fünf (Sed hic sunt quinque);* ebenso stets für lat. *solum* Äsop 51, 3 *die suw ... hatt nie mer dann dry (tres solum pedes habet),* desgl. 53, 38 *da kouffet er nit, wann schwyni zungen (linguas solum),* 57, 13; vgl. auch 39, 12, das schon oben besprochen wurde.

Hier stimmt auch G. D. mit Steinhöwel überein, allerdings zunächst wohl in Anlehnung an die Vorlage, vgl. 662, 14 *ander rede von ir nye gehört warde, dann waz (mai altro non disse se non);* 662, 24 u. a.; 658, 14 *noch yemant anders ... dann allein ... mich (d'altrui che di me),* während die freigebildeten Umschreibungen mit adverbialem[1] *anderes* operieren, das bei Steinhöwel nicht zu belegen war: 658, 6 *mag ... nicht anders dann ein sweres ... dinge sein (come dura ... sia);* 660, 3 *Die iunge praut nitt anders erschein als wie (parve che);* 662, 11 *nicht anders gelaubten dann er die kinde getöt het (credendo che).* Andererseits wandelt sich in G. D. auch die Negation gern in Position um: 657, 29 *der alle ... seine zeit in iagen ... vertreybe (il quale ... in niuna altra cosa il suo tempo spendeva che in uccelare),* 661, 35 *antwort vnd sprach (nè altro rispose se non),* was mir bei Steinhöwel nur in G. U. 100, 16 *was guotes ... ist, daz es von got ist (non ab alio quam)* aufgestoſsen ist.

Die an die Negationspartikel angelehnten

subjunktiven Umschreibungen

sind bei Steinhöwel sehr zurückgedrängt, bei G. D. überhaupt nicht zu belegen (einzige Ausnahme mit *danne,* s. u.), worin der Einfluſs

[1] Eigentlich ist es wohl substantivierter Genitiv, der von *nicht* abhängt; der Übersetzer von G. D. dürfte es aber adverbial aufgefaſst haben.

Digitized by Google

lateinischer Vorlagen nicht zu verkennen ist. Die altertümlichsten Belege liefert der Apollonius. Dort wird der einfache positive Satz ohne jede Partikel an den verneinten angefügt, sowohl als ausführendes Objekt (Apoll. 95, 14 *so lasset er nit, er trachte künstencliche nach minem lib)*, als auch als excipierende Bestimmung: Apoll. 105, 29 *ich kan nit ruo haben, du gebest zuo mir Appolonium.* Dieselbe Form umschreibt auch einen zeitlichen Vorrang, der für eine Verbalthätigkeit gegen eine andere in Anspruch genommen wird; doch tritt hier das temporale *vor* hinzu: Apoll. 114, 11 *so nam sie kain libliche spis, si opfert vor brot;* 115, 7 *das sie kain liblich spisz nüsset, sie gange vor in den tempel.*

Im Äsop begegnet uns in excipierender Parataxe stets die schon bei Berthold beliebte Partikel *danne,* die allerdings hier nur einmal neben lebendigem Verb zu belegen ist, in Äsop 61, 36 *Daz beschicht nit, du lerest mich dann vor (ni prius doceas),* während sie sonst nur in der erstarrten Verbindung mit dem Verbum Substantivum erscheint an Stelle eines lat. *nisi,* und zwar nicht nur an negative Sätze angelehnt (Äsop 65, 17 *du machst nümer me gewaltig über die stat Samum werden, es sye dann, das Esopus ... von danne gebracht werde = ni,* ebenso G. D. 661, 15 *das du es nicht den vogeln ... zuo essen gebest es sey dann meines hern gescheffte = salvo se),* sondern auch vor positive vorausgestellt: Äsop 64, 8 *Es sye dann, daz du verwilligest dem gemainen fürniemen des volkes, so will ich in durch mynen aigen gewalt ... frysagen = nisi,* ebenso 46, 20.

Das aus dem formelhaften *neware = nisi* entstandene *nur,* das bei Beheim und in der Nürnberger Bibel gern excipierend verwendet wird, erscheint bei G. D. in eigentümlichem Gebrauch, um die einzige Bedingung einzuführen, die der Redende für gewisse Folgerungen fordert: 658, 19 *nür ir ein weybe nemet wir willig sein (sol che);* 660, 32* *des pin ich albeg willig ... nür ich thue eüer gefallen.* Dieser Gebrauch erklärt sich daraus, dafs G. D. die Form schon ganz in der Bedeutung von *solum* verwendet und andererseits mit der Wortstellung so frei schaltet, dafs es Bedingungssätze wohl auch in diese Art von Stellung kleiden konnte.

Steinhöwel dagegen liebt die Form überhaupt nicht, er bedient sich auch für einschränkendes Adverb, wo er mit negativer

Digitized by Google

Umschreibung nicht zurechtkommt, des noch bei Luther beliebten *allein,* das seine Verwandtschaft mit *solum* nicht verleugnet.

Dies die spärlichen Reste der ehedem so beliebten Verbindungen der Negationspartikel mit subjunktiven Formen; auf ihre Kosten hat sich die bequemere Infinitivkonstruktion und der Dafssatz ausgedehnt, dem für excipierende Fälle (in Anlehnung an lat. *nisi quod) wann* resp. *dann* (in G. D.) vorausgeht.

Die Verneinungspartikel,

die bei Steinhöwel einigemal in der im oberschwäbischen Dialekt heute noch üblichen Form *it* erscheint (G. U. 110, 1 *ist sie it schön genuog;* Äsop 60, 10 *daz der hund dise spys itt esze* u. a.), welche in G. D. nicht belegt ist, zeigt auch im Wechsel von *nicht* und *nit* durchgreifende Verschiedenheiten.

In G. U. ist *nicht* gar nicht zu belegen, und auch im Äsop, soweit wir Österley folgen dürfen, überwiegt durchaus das leichtere *nit,* das nur in vereinzelten Fällen, wo die Partikel im Zusammenhange an Ton gewinnt, in das vollere *nicht* sich verwandelt. So erklärt sich Äsop 45, 2 *diese knecht gefallen dir nicht* (gegen 46, 37 *Gee hin yn, ich heb dich nit)* aus natürlicher Betonung am Satzende, während in anderen ähnlichen Fällen (45, 18 *Ich frag das ouch nit,* genau so 45, 20, ähnlich 48, 2 *Warumb nit? sprach Hanthus;* 47, 19 *Du komst in das hus nit, wann)* der Ton durch andere Formen absorbiert oder durch den folgenden Satz aufgefangen wird (47, 19; 43, 25; 45, 32; 48, 1. 15). Ähnlich erklärt sich auch die Form vor Verben mit unbetonten Vorsilben 46, 2 *Man sol die gestalt des lybes nicht ansenhen,* 47, 24 *daz du mich nicht anrürest,* 45, 6 *(gekouffen),* 39, 15 *(verantwürten),* 43, 22 *(erkennen)* u. a., neben 46, 27 *Du solst dich umb dise sach nit bekümern,* ähnlich 43, 23. Auch wo das Verb fin. ein Verbalnomen (41, 9 *daz vil ... vor zorn nicht reden kündent)* oder sonstiges Nomen vor sich hat, scheint die Tonstärke der Partikel dadurch einen gewissen Rückhalt zu erlangen: vgl. 41, 25 *der nicht ungeschick wäre* oder 46, 30 *daz die hicz ... dem houpt nicht schaden brüchte ... daz der harn myne füsz nit brennet ... daz mir der schmack des harnes nit in die nasen rüche.*

Demgegenüber läfst nun G. D. die vollere Form durchaus

Digitized by Google

überwiegen. Die verhältnismäſsig spärlichen Belege für das leichtere *nit* zeigen sich meist unmittelbar vor betonten Silben, vgl. 662, 27* *nitt erger ir geschehen möcht,* 660, 3 *Die junge praut nitt anders erschein* (gegen *nicht anders* in 662, 11; 664, 21 u. a.); 662, 10 *die kinde nit ire kinde gewesen weren;* 661, 1 *wie sein armen leute der tochter von ir geporn nit leyden möchten.* Andere finden wir nach betonter Silbe: 663, 24 *die ich zuo euch pracht vnd der nitt wider von euch trag;* 660, 34 *der wirden darinne ich mich finde ir nit wirdig pin;* 662, 8 *vnd wer nitt gewesen das.* Betonte Silben mögen auch über unbetonte hinüber noch wirksam sein, so auf vorhergehende Partikel in 665, 18 *vnd nit in also zuorissem kleyde ... vmbging,* vielleicht auch 661, 37 *nit bekümer euch mein;* dagegen bleiben auffallend 660, 38 *Nachdem aber nitt lang verging* (gegen 661, 21 *Nachdem aber nicht lange verging;* 660, 21 *Nachdem nicht lange verginge,* ebenso 660, 23; 662, 31), wo ein gewisser Ton auf der Negation liegt, der in 661, 38 *dann grosser freüd ich nit gehaben mag,* noch durch die Unbetontheit der folgenden Silbe erhöht wird.

Auch die

Steigerung der Negation

durch Häufung der Formen ergiebt Unterschiede, sie läſst sich nur bei Steinhöwel belegen. Den hervorragendsten Anteil daran nimmt natürlich das Pronomen *kein,* welches ja ebensogut an die Stelle des in Mul. 5, 18 *dehainerlay werk* zuletzt belegten *dehhein* getreten ist (Apoll. 113, 24 *ob dir von iemand kain laid gescheche),* als an die von *nehhein,* für das es in Apoll. 86, 18 *kainer hand edelgestaine ward do nit gefunden* durch Häufung der Negationsformen Position erzielt. Wir finden Äsop 45, 3 *es ist ain gesaczt ... das niemant kain aigen mensch so tür sol kouffen;* ebenso G. U. 101, 21; 104 *β*, 10; Apoll. 101, 30, oder gar G. U. 108 *β*, 9 *das nie kain mensch kain zaichen von ir sehe.* Anders G. D., das von Negationsformen überhaupt nur das syndetische *noch* neben diesem Pronomen[1] zu belegen hat (657, 28* *der on weybe und kind*

[1] G. D. zeigt überhaupt wenig Vorliebe für das Pronomen, dem es, wo nur möglich, mit substantivischem *nyemant* (659, 29 *des sich nyemant*

Digitized by Google

was noch willen het keine zu haben, neben 657, 30 *weder ein weyb ze nemenn vnd kinder zuo haben keinen gedanck het* für *nè … nè … alcun pensier avea),* im übrigen aber das Pronomen zur Negierung für völlig genügend hält (662, 7 *Fürwar kein frawe der welt das gethon het = niun altra femmina questo poter fare,* ähnlich 662, 24; 665, 27. 30; 666, 23).

Auch neben ausgesprochen negierenden Formen hat Steinhöwel die Negation wiederholt, vgl. Äsop 42, 34 *So du dann nichcz*[1] *nit machst, so trag och nicht;* G. U. 102, 2 *Vnd tuost och nümer nichcz … das (nec aliquid).* Auch hierfür hat G. D. höchstens einen Beleg mit *noch* aufzuweisen: 659, 23 *ob sy … wölt seinen willen … thon … noch was er mit ir schüffe sich des nicht betrüben (e di niuna cosa … non turbarsi),* der auf Rechnung der Vorlage zu setzen ist.

Dagegen überrascht G. D., wohl ebenfalls in Anlehnung an die Vorlage, durch eine andere Verwendung der Negationspartikel: während in subjunktiver Parataxe nach Verbis negativer Willensrichtung die italienische Partikel unberücksichtigt bleibt (666, 14 *in sorgenn lebet mir von dir schande zuo stünd = gran paura ebbi che non m'intervenisse* 665, 35 u. a.), dringt sie in ähnlichen *Daſssatz* ein (661, 34 *ich besorg … ich müsse … thon, als ich mit vnser tochter gethon hab; noch mer vnd erger ich besorge daz ich dich nicht lassen müsse = che non mi convenga far).* Vielleicht geht die subjunktive Parataxe auf lat. Acc. c. Inf., der *Daſssatz* auf *ne* zurück.

Hierher gehört vielleicht auch das schon aus der Doppelnatur des Pronomens verständliche *kein* nach Komparativ in G. D. 660, 17 *weiszlicher dann kein man (il più savio … uomo che al mondo fosse),* ebenso 664, 15 *(meglio che altra persona),* neben 660, 13* *mer dann ye fraw;* 665, 23* *mer von Griseida dann yemant anders.*

---

verwundern mocht = maravigliandosi ogni uomo, 659, 17* *Der marckgraue … yderman gepote nyemant sich verrüren sölte,* ähnlich 661, 20;* 665, 7*) oder mit negiertem *ander* (662, 14 *Aber ander rede von ir nye gehört warde = altro non disse se non)* ausweicht.

[1] G. D. zeigt hier durchaus die Form *nicht:* 663, 19* *darumb ir mir nicht schuldig seyt zuo geben;* 665, 29 *von nicht anders … dan;* Steinhöwel hält durchweg an *nichtz* fest; vgl. auſser den eben belegten in G. U. noch 101 β, 14; 102 β, 1; 103 β, 9. 10. 11; 105, 8. 9. u. a.

c) *Die Pronominalpartikeln.*

daz und der Substantivsatz.

Die Unterordnung mit *daz*, die besonders bei Beheim, aber auch in der vorlutherischen Bibelübersetzung auf Kosten der subjunktiven Parataxe vorgedrungen war, zeigt sich bei Steinhöwel, noch mehr in G. D., wieder eingeschränkt.

Die parataktische Beiordnung

überwiegt natürlich in der Aussage, wo sie im Äsop auch manchmal gegen die lateinische Vorlage erscheint: 51, 4 *Hab ich nit erst gesagt, diser mensch machet mich unsinnig (quod).* In den beiden Griseldisbearbeitungen hatte schon die Vorlage für G. U. mehr beiordnende, für G. D. mehr subjunktive Parataxe bevorzugt, doch führt auch G. D. die beiordnende gegen den italienischen (wohl auch den lateinischen?) Text ein: 658, 19 *sprachen Herre waz ir thut nür ir ein weybe nemet wir willig sein (risposon ch'erano contenti, sol che),* ebenso 658, 37; 659, 15. Nach Verben der Erkenntnisthätigkeit ist die parataktische Beiordnung auch bei Steinhöwel selten; wir finden sie nach Kompositis von *denken* in G. U. 108, 25 *daz er allweg bedacht! wann der herr vernüwgernet an der tochter ... so tuot er alsz gewonlich ist (hoc euenturum ... ut),* genau so Äsop 50, 34 *gedacht Xanthus: Wann Esopus zuo dem hafen komt ... so möcht er (verens ne),* wo in beiden Fällen die Abneigung des deutschen Stils, ungleich gegliederte Substantivsätze unterzuordnen, zum Ausdruck kommt.

Anders, mehr aus parenthetischer Stellung des Hauptverbs, ist Äsop 51, 30 zu erklären: *mich beduchte, sy verlanget nach dir = te cupere visa est,* während *bedunken* sonst stets mit einfachem Infinitiv verbunden wird, sowohl bei unpersönlicher Konstruktion (Äsop 44, 19 *bedüchte sy ain merwonder ... ansehen = visi sunt),* als auch bei persönlicher: Äsop 41, 31 *er bedüchte mich ... syn (esse putarem),* 61, 16; ebenso G. D. 660, 8. 12.

Noch seltener tritt diese Parataxe bei Steinhöwel zu Verbis irgend welcher Willensmeinung, nur das an die Aussageverben strei-

Digitized by Google

fende *bitten*[1] finden wir in G. U. 99 *β*, 29 *bit wir dich enpfach* = *Suscipe igitur oramus.*

G. D. macht ergiebigeren Gebrauch von solcher Parataxe. Nach Erkenntnisverben lassen sich bei der eigentümlichen Wortstellung allerdings nur wenige Belege genau feststellen, da in 665, 27 *erkant sy sich keinerley vnmut ... mercken liesse (veggendo che)* u. a. der Modus nicht zu erkennen ist und auch in solchen, wie 665, 29 *Auch wolle erkante ein sölches an ir von nicht anders bekomen mochte (essendo certo ciò ... non avvenire)*, die Überlieferung das Moduskennzeichen unterdrückt haben kann; sicher ist aber 660, 34 *mir wol kunt ist ... ir nit wirdig pin (non convenirsi)*. Ebenso fest steht die Parataxe für Adverbialbestimmungen, die wir in G. D. 660, 23 *Doch nicht lange verginge im neue gedanken zuostunden (Ma poco appresso entratogli un nuovo pensier)*, genau so 660, 38; 661, 22 gegen G. U. 104 *β*, 16 *vergiengen fier jar! daz sie ... gebar (dum)* belegen können.

Dagegen ist in G. D. nicht belegt das bei Steinhöwel deutlich ausgedrückte Streben des deutschen Stils, Sätze mit reichlicher Gliederung möglichst schnell aus der Unterordnung herauszuführen: Äsop 52, 2 *war umb das wäre, so ein schauff zuo dem tod gefüret würt, daz es ... nachvolget ... aber ein suw volget nicht nach (quod ... pecus sequitur ... et porcus nec se trahi permittit)*, ähnlich auch G. U. 99 *β*, 2 u. a. Doch gestattet sich auch G. D. einmal einen Anakoluth, der aber vielleicht im lateinischen Gewande verständlicher klingen würde: 665, 37 *Doch ... ich ... euch freuntlich pite, die herten pein die ir der, der andern eüern gabet, vnd der nun nicht gebett (che non diate a queste)*, also Anlehnung des Objektsatzverbs an die zwischengeschobene Relativkonstruktion, wobei der jussive Charakter des Verbs im Lateinischen deutlicher zum Ausdruck kommen konnte als im Deutschen.

---

[1] Sonst folgt auf *bitten*, wo es sich an die zweite Person wendet, gewöhnlich subjunktiver Konjunktiv mit Hilfsverb *wollen*: Apoll. 104, 32 *ich bitt dich du wellest mir ginnen*; 109, 15; 117, 26; Äsop 53, 6 *(habe animum quietem, queso)*; 61, 34 für *ut*; einigemal auch Dafssatz (Apoll. 118, 7 *und bitte dich das du wöllest*, Äsop 48, 6. 16; G. U. 105 *β*, 9 für *ut*; nur in G. D. fehlt das Hilfsverb: 661, 13 *Doch pitte ich dich durch got das du es nicht den vogeln ... zuo essen gebest* = *ma non lasciar)*; wo das Verb an die dritte Person sich wendet, pflegt sich der Nebensatzinhalt in Infinitivform anzugliedern.

Digitized by Google

Subjunktive Parataxe

ist bei Steinhöwel der gewöhnliche Vertreter des lat. Acc. c. Inf. nach Verben der Rede und Erkenntnisthätigkeit (über indefinitives *wie* s. S. 201); dasselbe Verhältnis scheint auch in G. D. zu herrschen, soviel dort bei der auffallenden Wortstellung zu erkennen ist; nach Willensverben überwiegt in beiden Texten der Daſssatz, der nach Erkenntnisverben deutlich die Selbständigkeit des Satzinhalts hervorhebt (einzige Ausnahme G. U. 110 β, 1 *main och, daz kain man ... nie grösser lieby ... enpfunden hab* = *nec aliquem esse puto).*

Die überreiche Entwickelung des artbestimmenden Daſssatzes hat vorzugsweise den Stil Steinhöwels beeinfluſst. Zwar hat auch G. D. hier Belege aufzuweisen, doch gehören diese dem rein komparativen Gebiete an: G. D. 660, 12 *Auch ... so diemütig ... was das (tanto obbediente ... che),* ähnlich 657, 35 *(di si fatto padre ... che),* einmal auch, wenn kein Druckfehler anzunehmen ist, ohne demonstratives Adverb 660, 11 *die ... dem marckgraffen ser (so?) vntertan ... was das er sich der seligiste ... sein daucht (tanto obbediente ... che).* Steinhöwel dagegen verwendet mit Vorliebe den uneingeleiteten Daſssatz zur Anknüpfung näherer Bestimmungen, logischer Folgerungen *(also daz* in den älteren Schriften für *sic ut, ita ut:* G. U. 101 β, 25; 106, 9; ebenso Mul. 3, 30; 6, 15 u. a.; freigebildet nur *so vil das* in Äsop 70, 15 *ruowet in syner gewiszen ... so vil daz er uf ainen hohen turen gienge* = *conscientiaque compunctus ... abiens):* wir finden Äsop 42, 31* *Da aber die knaben die bürdin tailten ... daz zwen ain bellin tragen solten,* ähnlich G. U. 99 β, 8 *(hanc ... audatiam ut);* ebenso für Folgerungen: G. U. 99 β, 2 *Also lag er och ob dem vogel, iagen! vnd allem waidwerk daz er vil syner sachen damit versomet (sic illis incubuerat ... vt;* 108 β, 9 *(Ita vt);* Äsop 43, 19 *Und ... tailet er aber das brot under die knecht, das der korb gar nach ward uszgeleret (tantum ... quod);* G. U. 102 β, 17 *(ut);* 102 β, 9;* 110 β, 19.* Ja, diese Form liegt Steinhöwel so bequem, daſs er sie auch gegen lat. Beiordnung einführt, wofern nur dem zweiten Satze irgend welche logische Abhängigkeit vom ersten zuerkannt werden kann: G. U. 100, 5 *Die gütigen gebet bewegten das gemüt ires herren daz er sprach (Movevunt ... animum viri et ... inquit),* ebenso 102 β, 9; 110 β, 19;

Digitized by Google

ähnlich Äsop 44, 1 *(suasus navigat)*, desgl. G. U. 101 β, 12. Hierher gehört auch G. U. 102 β, 7 (*also daz* für *sic*).

G. D. hat dem nichts an die Seite zu stellen, es führt sogar Relativpartikel für komparative Formen des italienischen Textes ein 666, 35 (*si che*) s. S. 206.

Finalbestimmungen

gliedern sich, namentlich bei Gemeinsamkeit des Subjekts und leichter Belastung des Nebensatzgehaltes, gern im Infinitiv an, wie sogar in Äsop 48, 25 *ich hab dich kouft ze dienen nit ze hadern* (für *ut*), ebenso 50, 14 u. a. Dafssätze nehmen bei Steinhöwel eine Zielpräposition vor sich. Im positiven Satze wenigstens ist das einfache *daz* nur selten belegt; in G. U. 101, 28 *berait ir husz daz sie ... och vsz möcht gan zesenhen ieres herren gemahel* (*vt ... properaret*), Äsop 42, 3 *Ich bin komen, das ich gedächte etwas ... ze kouffen* halten sich das artbestimmende und das finale Moment die Wage. Dagegen bedarf neben der Negationspartikel auch das finale *daz* keines Zusatzes, entsprechend lat. *ne:* G. U. 105, 5 *das wil ich dir ... sagen, daz du hinnach ... nit ze vil betrübt werdest* (*ne*), ebenso 103, 3 u. a.

Im positiven Satze tritt bei Steinhöwel *darumb* oder *umb* vor die Partikel: G. U. 110 β, 27 *vmb das er synen willen möcht vollbringen* (*ne quando ... obstaret*), ebenso Äsop 46, 13.

G. D. hat dafür das moderne *damit,* das Steinhöwel nur in der alten relativen Bedeutung verwendet, zu belegen: 663, 4 *Damit ich ein andere die mir füglicher dann du pist nemen müge* (für Hauptsatz); 665, 2;* 666, 8 (*che*)*;* auch im negativen Satze 657, 22 *damit ich mich nicht von eüer meinung lenge* (*acciocchè ... non*), ebenso 658, 13; 663, 32.

Unter den indefiniten Formen des Substantivsatzes

steht obenan die Einbürgerung von *wie* an Stelle der Partikel *daz*, welch erstere bei Steinhöwel durch den lateinischen Text nicht begünstigt wird (nur Äsop 43, 25 *Seht ir nit, wie uns der iufer so listiclich hat überfüret* = *quo pacto* gegen Äsop 46, 13 *Die wyl aber der kouffman und Xanthus under einander anlegten, wie sie minder geltes sagen wölten* = *ut ... dicerent;* Äsop 47, 4 *es wäre war, wie der herr gesagt het* = *quod;* desgl. G. U. 106, 14 und

Mul. 4, 1 *Vnd sagent etlich, Wie der sun ... die muoter ... töten liesse,* auch G. U. 106, 27 *die inn hielten wie im der babst ... erlobte! daz* für *datam sibi licentiam;* ebenso 106 *β*, 13; 103 *β*, 26;* 105, 25*); sie stützt sich auch bei G. D. wohl nicht auf die Vorlage. Dem italienische *come* tritt *daz* entgegen (658, 34 *Darumb gedencket, das wir ein fröliche hochzeit machen*), während *wie* für *che* eintritt 660, 26 *sprach wie sich seine arme leüte ... klagten* (*che*), genau so 661, 6; 662, 19; 664, 8; 665, 5; ebenso 660, 16;* 662, 34;* 662, 37.*

do und *da*.

Die Lieblingspartikel des älteren deutschen Stils wechselt, ohne für bestimmte Bedeutungen sich zu binden, bei Steinhöwel zwischen *do* und *da*, doch scheint die Form *do* zu überwiegen, die für G. D. als einzige zu belegen ist.

Auch sonst hebt sich G. D. hier so scharf ab, dafs es wohl gestattet ist, beide Stilisten auch in der Darstellung auseinanderzuhalten.

Schon die lateinische Vorlage Steinhöwels begünstigt die als Anknüpfungsmittel beliebte Partikel, vgl. Äsop 38, 36 *Do sprach Agathopus* (*Tunc*), ebenso 41, 6, 10. 13. 26; 42, 5. 6. 17. 36 u. a. 39, 26 *Da bat er* (*Tum*), ebenso G. U. 101, 24 u. a. Doch folgt Steinhöwel auch hier mehr seinem eigenen Sprachgefühle als den Spuren seiner Vorlage; Sätze, die das Subjekt mit dem Vorhergehenden teilen, knüpft er nicht gern mit der Demonstrativpartikel an, er eröffnet sie vielmehr im Beginne neuen Satzgefüges mit dem Subjektpronomen, während er innerhalb des Satzgefüges die Kopula vorzieht: Äsop 40, 3 ff. *und hiesz in sitzen und setzet im für brot ... und gieng zuo ainem brunnen* (*tum ... tum*). Auch in Sätzen mit neuem Subjekt bleibt die Partikel unübersetzt, wenn mit einer pronominalen Bestimmung ein engeres Anknüpfungsmittel gewonnen wird: Äsop 65, 21 *Durch disen raut sendet der künig* (*Tunc ... hoc consilio*), sonst dagegen verfehlt er nicht, wo neue Momente die Situation verändern, mit der Demonstrativpartikel auf die bisherige hinzudeuten, so in Äsop 38, 36 (*tum*) u. a. s. oben; ebenso ohne Vorlage in Äsop 43, 24 *Do sprach der ain* (*Eorum quispiam ait*); 43, 32; 44, 26, dann an Stelle der verschiedensten lateinischen Partikeln: Äsop 42, 18 *Da sihest du* (*Jam tenes*); 49, 15; 51, 13. 15 für *nunc;* 42, 34 ... *Da sprach Esopus* (*Et Esopus ait*), ebenso 44, 15; G. U.

Digitized by Google

110 β, 21; dann Äsop 42, 2 *Do sprach Esopus* (*At Esopus*) 42, 33; 43, 2 u. a. Andererseits werden wir weiter unten beobachten, wie bei Wechselgesprächen, die der Lateiner vorzugsweise mit *tunc* und *tum* einführt, dem Deutschen schon die Mannigfaltigkeit der Wortstellung einen Teil der Partikeln erspart. Während Steinhöwel so für Kopula und Adversativpartikeln häufig Inversion einführt, leitet er an Stelle der Zeitpartikeln die Handlung gern in der einfachen Aussageform weiter, so in Äsop 44, 26 *Do sprach er: Was hülers bin ich? Esopus sprach: Gee an galgen* (*Tum inquit Esopus*), wo ein *do* kurz vorhergeht, oder in 44, 31 *Antwürt er: Ich bin von Lidia. Xanthus sprach: Waz kanst du aber* (*Tum Xanthus*), wo ein Chiasmus erzielt wurde, aber auch sonst: Äsop 44, 14 *sprach: Von was landes bist du? Er antwurt vnd sprach* (*Tum ille inquit*), ähnlich 42, 10 *Der kouffman ward* (*Tunc mercator*).

Präpositionalverbindungen unserer Partikel haben sich fast nur auf zeitlicher Grundlage zu Bindemitteln für Hauptsätze entwickelt, von anderen begegnen bei Steinhöwel nur folgende: Äsop 43, 5 *dar ab wunderten sie und sprachen* (*cum … precederet … admirantes*); 49, 15 *Du fragest, waurvon komt, daz … da hör zu* (*Nunc auribus audi*). G. U. 107, 17 *so sag ich … dank … vmb die zyt, die ich … in dynem hus hab vertriben! dar über bin ich in guotem willen berait, widerumb zegand in myns vatters husz* (*de reliquo*); während in relativer Verwendung die Präpositionalverbindungen der lokalen Partikel um so häufiger sind.

Die temporale wird gern mit *nach* verbunden, so für *deinde* Äsop 40, 5 *und schöpffet im dar usz ze trinken; darnach nam er in by der hand;* ebenso für *exinde* 42, 26 *Dar nauch gieng der kouffman zuo den knaben,* 53, 19; dann neben Adverbialbestimmungen der Zeitdauer: Äsop 54, 8 *Bald daurnach sprach Xanthus* (*Post paululum*), ebenso 50, 30; Apoll. 108, 15 *Nit lang darnach;* G. U. 102 β, 16 *in kurczer zyt darnach* (*Breui dehinc*); 109, 18 *Des nechsten tages darnach* (*Proxime lucis*); einmal auch *hinnach* in Apoll. 108, 13 *in kurtzen zitten hinnach ward die tochter schwanger,* während das in G. D. so beliebte *nachdem* (s. S. 205) nur einmal in Äsop 66, 30 *Nachdem nam er brieff von dem künig … und schiffet wider gen Samo* (*deinde*) belegt ist.

Von nicht pronominalen Adverbialformen, als Mitteln, die Handlung weiterzuleiten, ist bei Steinhöwel wenig mehr zu finden.

Digitized by Google

Der bei Wyle[1] als *füro,* bei Pforr[2] als *fürer* belegte Komparativ ist bei Steinhöwel mit dem Komparativ *basz* zusammengeschmolzen und erscheint in Äsop 6, 23 *Fürbas so merck;* 44, 28 *Fürbasz sprach Xanthus zuo dem kouffman* (*ceterum*). Auch die Zeitbestimmungen *Von stund* (Pforr 13, 3), *zuo hand* (Pforr 14, 13), *bald* (Pforr 17, 25) haben sich mehr oder weniger zu Pronominalformen verwandeln müssen. Allerdings findet sich Äsop 53, 26 *Von stuond an* (*e vestigio*); aber *zuo hand* nur in G. D. 662, 35* gegen Äsop 59, 4 *Ze hand darnach* (*Ecce iam*) und Apoll. 86, 27 *do ze hand; bald* nur in G. D. 661, 10 (*prestamente*) gegen Äsop 44, 27 *Der schuoler schlich alsbald schamrot ... von dann,* desgl. G. U. 106 β, 3;* 109, 15 (*mox*).

Im Nebensatze ist die Partikel *do* bei Steinhöwel schon durch das komparative *als* eingeengt, das von der Artgleichheit zur Gleichzeitigkeit übergehend diese auch in Fällen betont wie G. U. 101, 30 *Als sie wasser het geholet ... vnd haim ylet, begegnet ir der walther (aquam ... conuectans paternum limen intrabat ... dum walterus);* ebenso auch im Wechsel mit *do* Äsop 39, 8 *da Esopus heut von acker kam umb das brot, als er den keler offen fand, da gieng er hin (Esopus ab opero veniens cum penu reseratum reperiret).* Die Grundbedeutung der Partikel bewährt sich darin, dafs sie Ereignisse, die dem Hauptsatz zeitlich vorangehen, in das Plusquamperf. setzt, weil der Satzinhalt erst in diesem Tempus gleichzeitig wird, während sich nach *do* durchweg das einfache Prät. hält, vgl. Äsop 43, 20 *als sie ze morgen hetten geeszen und der korb gancz ler ward, furgieng Esopus* = *cum demandicarent* u. a. s. Verbalformen.

Andererseits wurde die Partikel *als* auch auf Fälle übertragen, in denen keinerlei Gleichzeitigkeit hervorzuheben war, es scheint namentlich das lateinische *cum* gern mit *als* gegeben zu werden; hierfür fand ich die Partikel *do* in G. U. nur zweimal: in 106, 24 *Da nun ... zwelf iar waren verloffen, sendet der herr (cum ... elapsus esset),* genau so 106 β, 5; ebenso ist in den ersten zehn Seiten des Äsop, in denen ungewöhnlich oft lateinisches *cum* zu übersetzen war, nur fünfmal *do* eingetreten: 43, 16 *und do sie uff stuonden und den weg wider an sich namen, ward die burd Esopi ringer (cum*

[1] Vgl. Keller, a. a. O. S. 9, 5.
[2] Vgl. Holland, Bibliothek des Litterar. Vereins LVI, S. 1, 4.

Digitized by Google

surgerent) 42, 30; — 44, 32 *Do das Esopus höret, ward er über ser lachen (cum audivit),* genau so 47, 3; endlich 41, 21 *Do er aber Zenam ersach ... grüszet er in (cum obviasset).* Auſserdem knüpft *als* mit Vorliebe an Präpositionalverbindungen an: Äsop 39, 3 *In den wylen als sie der ding aines wurden, auszen sie (dum),* G. U. 104 β, 19 *Nach zwain jaren als er etwenet ward het der walther (quo ... subducto),* ähnl. G. U. 108 β, 5; während andererseits Participien am liebsten mit *do* aufgelöst werden G. U. 101 β, 4 *Er nam den alten, do er kam by der hand (venientem),* ganz ähnl. G. U. 110, 11; 110 β, 14; Äsop 44, 9; auch für Dat. Abs. G. U. 103 β, 6 *Do sie das hört ... sprach sie also (His auditis)* 108 β, 1; Äsop 40, 6 *(Quo facto);* hier auch einigemale *als,* in G. U. jedoch nur in dem eben erwähnten 104 β, 19.

Auffallend ist auch, daſs die Partikel *do,* die wir im Nachsatze oft demonstrativ an *als* anschlieſsen sehen (Äsop 39, 8. 30; 41, 16; G. U. 103, 16; 109 β, 15 u. a.), so selten mit *do* selbst korrespondiert, wir finden sie nur nach Zwischensätzen wie in Äsop 44, 8 *Do aber Esopus merket, daz man in mit lüczworten verspottet, do stund er (sentiens);* ebenso G. U. 106 β, 8; 108 β, 3 und 110, 12.

G. D. zeigt im Hauptsatze wenig Vorliebe für unsere Partikel *do,* es bevorzugt hier die erstarrte Genitivform *des,* die wir schon oben (S. 185) auf die Grenzscheide des Demonstrativ- und Relativgebietes gesetzt hatten und hier wohl in einigen Belegen für das erstere in Anspruch nehmen dürfen; vgl. 659, 37* *Der margraffe so will ich dich für mein eliche frawen haben, Des er ir zuo der stunde einen guldin ringe anstiesse,* 661, 17* *die ... antwortt ... im zuo wissen thet, des der margraffe ser wol ze mute waz sich irer grossen bestendigkeit fremde nam* u. a., die sich in nichts von den wenigen Belegen mit — meist lokalem — *do* unterscheiden: 659, 12 *riten ... do die iunckfrawe ... ir wonung hett Do er sie fande mit grosser eyle (e lei trovata);* 666, 27 desgleichen (für *quivi),* ebenso 660, 1.

Ebensolche Wortstellung verdunkelt auch die Demonstrativkraft des oben schon berührten

nachdem,

das wir für *appresso questo* finden: 659, 2 *Die leut ... alle antworten ... so wöllen wir sy für vnser liebe frawen halten. Nach dem sy alle bereyten ein köstlich hochzeit,* genau so 664, 31; 666, 36; ebenso

Digitized by Google

662, 31 *(non dopo molto tempo)*; 659, 26 *(Allora)*; 659, 30 für Kopula und 659, 28. 34; 660, 21. 38; 664, 3; 665, 19. 666, 24 ohne Vorlage.

Dagegen nun hat G. D. im Nebensatz das Gebiet unserer Partikel uneingeschränkt gegen *als* erhalten. Allerdings beruht *do* auch hier sehr häufig auf räumlicher Grundlage, vgl. 659, 11 *in wenig stunden bekomen do die iunckfrawe ... ir wonung het (e giunti a casa del)*; 659, 18 *(dove)*, ebenso 665, 10. 12 (für *dove*); 666, 35 *seinen alten swäher ... In hochen wirdigen stant seczet. Do er mit grossen eren pisz in sein ende sein leben fürett (in istato si che)*. Die zeitliche Partikel erleidet einmal Konkurrenz durch das altertümliche *Syder* in 661, 28 *Syder du disen vnsern sun geparest ich ... nye habe mügen rue haben (poscia che)*, sonst tritt sie ausnahmslos für die verschiedensten Formen der Vorlage ein: 659, 14 *vnd do sy der marckgraffe ersache ir rüffet*, ebenso 664, 6 beide für *come*; 658, 25 *do er das gethon het allen ... freünden zuo im rüffet (Fatto questo)*, desgleichen für absolutes Particip des Prät. 659, 8; 660, 29; 661, 34; 664, 32; für solches des Präsens 661, 7 *(udendo)* und ohne Vorlage 665, 24.

dann und *wann*.

Das alte *danne* sieht sich bei Steinhöwel aus allen seinen Funktionen verdrängt. In der zeitlichen Begleitung der einzelnen Momente einer Darstellung ist es völlig durch *do* oder *darnach* ersetzt, selten, daſs es für hypothetische Momente noch eintritt, wie in Apoll. 86, 34 *darumb sie untz an die zuokunft des endchrist beschlossen sin müssen: dann kommen sie her ausz;* sonst ist die Rückverweisung auf hypothetische Situationen fast ganz auf *so* übergegangen (s. u.), während *dann* sich hier nur noch an Stellen hält, wo es rein adverbial[1] zu fassen ist, so im Fragesatze, vgl. Äsop 53, 23 *ob ichtz failes zuo ainer hochzyt ... in dem hus were. Do aber der selb knecht fraget, wer dann hochzyt haben wölte* (*quisnam*), oder sonst neben Konjunktionalformen Äsop 42, 34 *So du dann nichcz nit machst, so trag och nicht* (*Ex quo non vales*). Doch sind auch hier die Belege aus Steinhöwel nur sehr

[1] Vgl. auch unter *Negationspartikel* (S. 194) die wenigen Reste der Verbindung unserer Partikel mit excipierenden Formen.

Digitized by Google

spärlich zu nennen gegenüber der reichlichen Verwendung unserer Partikel in den Relativ- und Vergleichssätzen z. B. eines Wyle (vgl. dort 8, 11. 15 u. a.). Einmal in Apoll. 86, 5 *dann wirt üch Allexander günstig sin, so er ... sicht* weist die Partikel voraus auf folgende Hypothese. Dagegen ist sie bei Steinhöwel auch aus den Fällen verdrängt, wo sie sonst an Komparative das Vergleichsobjekt angliederte, einige wenige Belege ausgenommen (Äsop 51, 2 *aber hie sint nit me, dann fünf,* 51, 3; 48, 15; Apoll. 87, 29 *nit mer den so vil,* ähnl. 109, 25). Endlich ist für den begründenden Hauptsatz durchweg dasselbe *wann* zu belegen, das, wenn auch von anderer Grundlage aus, die Partikel auf den übrigen Gebieten bedrängte.

Um so hartnäckiger hält dagegen G. D. an *dann* fest. Allerdings für die oben berührten hypothetischen Verhältnisse haben sich auch dort andere Formen eingebürgert, selbst im Vergleichssatze läſst es sich nur in 659, 7 *reiche kleynet als dann einer neüen preüte zuo gehört* (*tutto ciò che*) belegen, dagegen knüpft es durchweg an Komparative[1] an (658, 28 *mer euch dann mir zuo liebe* 660, 13. 17. 36 u. a.) und geht in der Verbindung mit dem den Komparativen analog aufgefaſsten *ander* auch in die excipierenden Sätze über, vgl. 658, 6 *Nu mag es ye nicht anders dann ein sweres hertes dinge sein* (*come dura*), 662, 11* *nicht anders gelaubten dann er die kinde getöt het,* ebenso 662, 15 (*se non che*), genau so 662, 24.

Für die Kausalsätze ist bei G. D. das alte aus *wanda* abgeschliffene *wan* völlig durch *dann* ersetzt: 658, 9* *Dann vater vnd muter mügee ir wol kennen,* ebenso 658, 10;* ähnl, 661, 5;* 658, 32 *haltet als ir mir versprochen habt, dann ich hab mir ein schöne iunckfrawen ... funden* (*Io ho trovata*); 660, 33 *Dann mir wol kunt ist* (*si come colei che conosco*); genau so 664, 22; 663, 1 (*perciocchè*); 665, 37 (*chè*); 665, 38 (*perchè*);

wann

läſst nun Steinhöwel an Komparative fast ausnahmslos anknüpfen: Äsop 43, 17 *und kam gar vil ee, wann die andern an, die herberg* (*prius quam*), ebenso 47, 33; 48, 33; 49, 14 u. a. alle für lat.

[1] Einigemal ist hier auch schon *als* zu belegen 662, 5; *weder minder noch mer wort machet als sy vmb der tochter willen gethon hett (nè altre ... che);* ähnlich neben *anders* 660, 3 *nitt anders erschein als wie sich ir gemüte ... verendert (parre che ... mutasse)* s. unter *als*.

Digitized by Google

quam; 43, 31;* 46, 13* u. a. Es ist wohl kein Zufall, daſs den wenigen Belegen für *dann* aus dem Äsop in der Vorlage lat. *Abl.* oder überhaupt andere Fassung gegenübersteht, während *wann* hier und in G. U. vorwiegend für lat. *quam* eintritt.[1] Gar nicht belegt ist bei Steinhöwel das modernere *als*, das in G. D. schon da und dort, wenn auch erst schüchtern, sich bemerkbar macht.

Aus der Verbindung mit Komparativen, namentlich in Fällen wie Äsop 39, 13 *haust du nit mer sorg uff mich, wann daz du so geturstig bist (eatenus me veritus es, quod)* und aus der alten Verwendung von *wann* oder *niuwan* an Stelle eines lat. *nisi* läſst sich die Partikel *wann* im excipierenden Satze gleichmäſsig erklären. Das richtigste dürfte sein, auf dem Boden einer Abschleifung des alten *huanne* (*quando, quam*) und *huanda* (*quia*) zu einer den Formen für *niuwan* ähnlichen Form auch eine Vermischung der verschiedenen Funktionen anzunehmen, wobei auch noch die Formenähnlichkeit des stark bedrängten *âne* zu berücksichtigen sein müſste. Letzteres finden wir nur in Anlehnung an lat. *sine* Mul. 4 β, 26 *alle syne kind ... on allain den iupiter* etc.; Äsop 65, 8 *unwegsam, on allain mit groszen angsten* (*nec summa sine angustia commeabilis*) als beschränkenden Faktor; dagegen ist nun *wan* für *nisi* nicht nur in negative Umschreibungen eingetreten, in die zur Not ein Komparativ ergänzt werden kann, wie G. U. 101 β, 14 *sol nichtz ... wellen ... wan das dir gefellig sye* (*nisi quod*); 106, 8 *Er fand aber nie an ir, wan das* (*nisi quod*), ebenso 99, 31 (*Wan allain daz = nisi quod*), sondern es dient auch mit oder ohne Anlehnung an lateinisches *nisi* allen Formen der Exception. Wir fanden es vor dem Artbestimmungssatze in G. U. 108, 24 *vnd was och syn hoffnung nie so grosz! wan daz er allweg bedacht (neque unquam tantam spem mente conceperat semperque cogitauerat)*, während das Dekameron in ähnlichen Fällen die Negationspartikel

[1] Eine eigentümliche Verwendung des lat. *quoniam* im lat. Texte der Mulieres legt eine andere Erklärung nahe: wir finden dort 5, 18 *mügen wir bas erzelen was ir von grossem glück zuo gestanden ist wan dehainerlay werck von ir beschenhen = potius fortunam ... recitare possumus quoniam opus aliquod memorabile dictu referre.* Doch ist der Fall zu vereinzelt, um weittragende Schlüsse zu gestatten. Möglicherweise ist die Gebietserweiterung der lateinischen Partikel erst eine Folge der deutschen Verhältnisse.

Digitized by Google

in den Daſssatz setzt (670, 23 *kain acker warde nye sowol durch pauet, daz darinne nit unnüczes kraut wuchsze* = *che in esso ... non si trovasse*); ebenso tritt der Satz mit *wan* als einschränkender Faktor zu positiven Sätzen in Umschreibungen, für die wir heutzutage irreale Konditionalkonstruktion vorzögen: Apoll. 127, 29 *die ... von disem riffian zuo ... schanden genöttet ist, wann das sie im ... widerstanden ist;* ebenso Apoll. 86, 3; G. U. 108, 6 *nakend ge ich hin wider. Wann daz mich vnzimlich bedunket, daz der lyb ... naket sol ... gesenhen werden;* ebenso mit Vorsetzung Äsop 41, 30 *wann das er reden kan, er bedüchte mich susz* (*si voce caret ... putarem*), über *sus* s. u.

Für den begründenden Satz hat sich das alte *wanda* bei Steinhöwel noch ziemlich ungeschmälert als *wan* erhalten, wir finden es noch im Äsop auf den ersten vier Seiten allein zehnmal (39, 25; 40, 22; 41, 8. 36; 42, 1. 9. 13. 18. 27. 29). Von der einstigen Freiheit der Wortstellung nach dieser Partikel[1] sind nur noch wenige Reste übrig geblieben, die Nebensatzstellung läſst sich hier nur in G. U. 109, 10 *wan myne sitten ... dir ... kund synd;* Apoll. 96, 14; 97, 18 und Äsop 39, 25 *gosz wider usz ... luter waszer ... wann er den selben tag ... kain ... spys hette genommen* (*Nam*) belegen, wobei zudem noch andere mehr äuſserliche Momente zu berücksichtigen sind, die bei der Wortstellung im Zusammenhange zur Sprache kommen sollen; sonst herrscht neben unserer Partikel die Hauptsatzstellung, vgl. Äsop 41, 8 *Es ist nit fremd, wann wir senhen offt, daz* (*videmus*); 41, 36 *som mich nit an dem goun wann du magst kainen nucz an mir erholen* und so durchweg im Äsop, Apoll. und in G. U.

[1] Vgl. meine Beiträge zur Syntax des Notkerschen Boethius. Berlin 1888. S. 68.

Die Fortsetzung dieser Abhandlung wird die noch übrigen Gebiete der Syntax durchmessen und gelangt am Ende zu dem Ergebnis, daſs die Besonderheiten von G. D. sich im wesentlichen auf zwei Momente zurückführen lassen, in denen G. D. vollständig im Rahmen der übrigen Teile des Dekameron bleibt: auf die unverhältnismäſsig enge Anlehnung an die Vorlage und auf eine ungemein erhöhte Schmiegsamkeit gegen Neubildungen. Zeitlich

Digitized by Google

jedoch wird darum niemand den Übersetzer von G. D. so weit von Steinhöwel abrücken, wenn zugegeben werden muſs, daſs Neubildungen in der Sprache des weniger schriftgeübten Mannes viel schneller Eingang finden als in der eines so sichtlich nach einer Norm, einem festen Gebrauche strebenden, die Sprache in seine Gewalt zwingenden Mannes wie Steinhöwel. Inwieweit eine örtliche Trennung beider Stilisten notwendig wird, das soll der weitere Verlauf der Untersuchung lehren.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Fritz Tendering: Kurzgefaſstes Lehrbuch der englischen Sprache. Berlin, R. Gärtner, 1889. IV, 119 S.

Für den englischen Unterricht an humanistischen Gymnasien, der selbstverständlich ganz andere Ziele verfolgt wie der an anderen Anstalten, besaſsen wir bis 1887 kein völlig geeignetes Lehrmittel. Das vom Referenten in dieser Zeitschrift besprochene kurzgefaſste Übungsbuch von K. Deutschbein (Köthen, Schulze) füllte demnach eine sehr empfindliche Lücke aus und bürgerte sich rasch allenthalben ein. Ref. benutzt es immer noch zu seiner und der Schüler vollsten Zufriedenheit.

Das uns vorgelegte Lehrbuch von F. Tendering, gleichfalls aus der Praxis hervorgegangen und mit groſser Sorgfalt durchgearbeitet, unterscheidet sich von dem Deutschbeins dadurch, daſs von Anfang zusammenhängender Lesestoff — selbstverständlich über England und seine Geschichte* — geboten wird. Eine Lautlehre nach Vietors System führt den Schüler in die Aussprache ein. Die grammatischen Regeln, welche aus dem Texte gewonnen werden, sind noch stärker kondensiert als bei Deutschbein. Deutsche Übungsstücke erklärt Tendering, wie alle in der Praxis stehenden sachverständigen Lehrer, für unentbehrlich; aber die Einzelsätze überläſst er dem Belieben des Lehrers. Deutschbeins Buch scheint uns indessen immer noch vor dieser tüchtigen Leistung Tenderings den Vorzug zu verdienen, weil es Gespräche aus dem Alltagsleben bringt, während der historische Stoff doch immerhin an Einförmigkeit leidet.

Joseph Sarrazin.

Dr. J. Schipper: Englische Metrik in historischer und systematischer Entwickelung dargestellt. II. Teil: Neuenglische Metrik. Bonn, Strauſs. — Erste Hälfte: Verslehre. 1888. XXVI, 464 S. — Zweite Hälfte: Strophenbau. 1889. XVIII, 600 S.

Mit auſserordentlicher Spannung sah man dem Erscheinen dieses seit sieben Jahren erwarteten zweiten Teils, des Abschlusses von Schippers Englischer Metrik, in allen Kreisen, die sich für englische Philologie

---

* Aus Dickens' „A child's history of England", aber mit den erforderlichen Umarbeitungen. Dazu kommen neun mit Geschmack ausgewählte leichte Gedichte.

Digitized by Google

interessieren, entgegen, und, um es gleich vorweg zu sagen, diese Erwartungen sind übertroffen worden. Der Verfasser kann sich rühmen, in jeder Weise seiner Aufgabe gerecht geworden zu sein und in den zwei umfangreichen Bänden eine eingehende, ja erschöpfende Darlegung der Form neuenglischer Poesie gegeben zu haben. Es ist eine ungeheure Arbeitslast, welche Schipper übernommen und zu bewältigen verstanden hat, eine Arbeitslast, die den schaffensfreudigen Mann gewiſs manchmal niedergedrückt haben mag. Sagt er doch etwas resigniert auf Seite IX seiner Vorrede zum I. Teil, er habe sich alsbald notgedrungen darauf beschränken müssen, „bei der Ausarbeitung des Buches im wesentlichen nur die hervorragenderen und tonangebenden Dichter zu berücksichtigen". Allerdings können nicht alle citierten Dichter für hervorragend gehalten werden, das giebt er selbst zu; er hat z. B. sämtliche Dichter in den 15 Bänden der unter dem Namen *Poets of Great Britain* bekannten Sammlung (1795) excerpiert und verwertet, nur weil sie ihm hier bequem vorlagen. Aber er hat um so weniger gezögert, auch diese minderwertigen Geister zu sezieren, als einige von ihnen charakteristisch für den Geschmack am Ende des vorigen Jahrhunderts sind — denn sonst ständen sie nicht in jener Sammlung — und andere wiederum befruchtend auf groſse Dichter eingewirkt haben — wenigstens in der Form —, wie z. B. Phineas und Giles Fletcher auf Milton, Bowles auf Coleridge u. s. w.

Trotz dieser weisen Beschränkung nun ist die Fülle des Stoffs noch eine auſserordentliche geblieben. Jeder, der sich in Zukunft mit neuenglischer Metrik zu befassen haben wird, muſs auf dem gediegenen Fundament, das ihm Schipper liefert, weiter zu bauen anfangen; nirgends läſst er den Suchenden im Stich, überall giebt er mindestens in scharfen Umrissen, wenn nicht in erschöpfender Ausführlichkeit, das Wesentliche und Maſsgebende der Sache und überläſst es den Jüngern seiner Wissenschaft, da, wo er nur skizzierte, in detaillierteren Untersuchungen den Gegenstand weiter zu behandeln.

Naturgemäſs wird sich eine Besprechung des Buches in erster Linie mit dem weitere Kreise interessierenden ersten Abschnitt der Verslehre, dem Allgemeinen Teil, zu beschäftigen haben.

In der Einleitung setzt Schipper zunächst auseinander, wie sich seit Surrey und Wyatt die Formen neuenglischer Dichtkunst teils als eine Fortsetzung und Fortentwickelung altenglischer Metren, teils als eine unter dem Einfluſs französischer und italienischer Renaissance (resp. der Antike) entstandene Neuschöpfung darstellen. Freilich ist das erstere nicht so zu verstehen, als ob die betreffenden Metra in der alt- und neuenglischen Poesie als ganz dieselben rhythmischen Gebilde aufzufassen seien; einerseits war die Sprache selbst modifiziert worden und andererseits hatte man sich durch eingehende theoretische Beschäftigung mit der Metrik daran gewöhnt, den steigenden (jambischen und anapästischen) Rhythmus strenger vom fallenden (trochäischen und daktylischen) zu unterscheiden, sowie das Princip der Gleichtaktigkeit und Silbenzählung mit gröſserer Konsequenz durchzuführen. Nachdem so die Grenzen und die unterscheidenden Merkmale zwischen alter und neuer Zeit festgestellt sind, geht der Verfasser auf die Gesetze des Versrhythmus des näheren ein. Die häſsliche Diärese, die eine hackende Wirkung im Verse hervorbringt, die den Wohlklang der Verse bedingende verschiedene Tonstärke der Hebungen und Senkungen, die Cäsur (von welcher Schipper wie im Altenglischen drei Arten unterscheidet: stumpfe, klingende lyrische und klingende epische) — alle diese Erscheinungen werden eingehend besprochen und mit gut gewählten Beispielen illustriert. Am wichtigsten sind die Paragraphen über das Fehlen des Auftaktes, über den Ausfall einer Senkung nach der Cäsur und im Inneren des Verses, und über das Fehlen einer Hebung. Allerdings wird man hier nicht allen von Schipper

Digitized by Google

aufgestellten Regeln seine Zustimmung geben können, ganz abgesehen davon, dafs eine andere Anordnung der einzelnen Paragraphen der Klarheit seiner Auseinandersetzungen vielleicht dienlicher gewesen wäre. Warum hat er z. B. auf das Fehlen des Auftaktes, d. h. der ersten Senkung (§ 16), nicht gleich den Ausfall einer Senkung im Inneren (§ 20) folgen lassen? Er hätte sich manche Wiederholungen erspart und hätte Dinge, die im Grunde doch gleichartig sind, nicht auseinandergerissen. Das Fehlen der Senkung am Anfang des Verses und nach der Cäsur erklärt sich logisch durch die Pause, welche den Ausfall einer Silbe hier am wenigsten unangenehm und störend macht. Dasselbe gilt aber auch vielfach für das Fehlen einer Senkung im Inneren. Sie kann ausgefüllt (d. h. nicht fühlbar gemacht) sein durch rhetorischen Nachdruck, z. B.

With óne kiss, by sécret óperátion (Wyatt 172)

oder durch Zusammenstofsen mehrfacher hartklingender Konsonanz nach langem Vokal; z. B.

Toád that únder cóld stóne (Macbeth IV, 1, 6).

Beide Erscheinungen entsprechen sachlich durchaus der Pause am Anfang des Verses oder nach der Cäsur. Bei den meisten von Schipper gegebenen Beispielen könnte man allerdings anderer Meinung sein als er. Wenn er aus Surrey anführt:

His fair móther behíght him nót to ús,

so hat er natürlich recht, wenn er die schwebende Betonung *mothér* verwirft; aber entweder könnte man sich für die ganz geläufige Zerdehnung *fá-ᵉr* oder für einfache Umstellung des Taktes in *mother* (vgl. S. 47—51) entscheiden; beides scheint angesichts der doppelten Senkung zwischen der zweiten und dritten Hebung näherliegend zu sein als die Annahme vom Fehlen einer Senkung. Ebenso würde ich Zerdehnung vorziehen in:

The crésted bírd had gíven alárm twíce (Drummonds).

Die Nebenform *alárum* ist ja bekannt.

Rückhaltloser kann man dem zustimmen, was Schipper über das Fehlen einer Hebung (§ 17) sagt. Elze in seinen *Notes on Elizabethan Dramatists* und Wilke in seinen Metrischen Untersuchungen zu Ben Jonson sind mit der Annahme dieser poetischen Freiheit wohl etwas zu verschwenderisch umgegangen, und Schippers vorsichtige Beschränkung auf wenige Fälle scheint mir den Vorzug zu verdienen (s. Seite 37, 38 und 45). Nach ihm ist diese recht störende Licenz nur dann zuzugestehen, wenn mit der Pause zugleich ein Wechsel der Rede oder wenigstens ein Übergang zu einem neuen Gedanken eintritt. Den Ausfall der l e t z t e n Hebung nimmt Schipper nur in solchen Fällen an, in denen eine Unterbrechung der Rede stattfindet.

Ist die f e h l e n d e Senkung durch eine Pause, ein Verweilen der Stimme aus rhetorischen oder phonetischen Gründen zu erklären, so ist die dem Verse eine lebhafte Färbung verleihende d o p p e l t e Senkung (§ 23) meist durch eine flüchtige, verschleifende Aussprache der beiden tonlosen Silben *(many͡ a, there͡ is, to͡ have)* zu umgehen.

Schipper unterscheidet je nach der Stelle des Verses, wo diese überzähligen Silben eintreten können, zwei Hauptgruppen, nämlich solche, die dem eigentlichen Versrhythmus angehören, wie der doppelte Auftakt und die doppelte Senkung im Inneren der übrigen jambischen Taktteile des Verses, und solche, die in gewissem Sinne aufserhalb des Versrhythmus stehen, wie die durch epische Cäsur bewirkte mehrfache Senkung und der klingende, resp. gleitende Versausgang. Freilich giebt es ja viele Fälle, in denen eine Silbenverschleifung (wovon noch weiter unten die Rede sein wird) nicht möglich ist; *thŏu nŏt, (thóu)sănd dĭs(hónesties)* sind auch nicht annähernd wie eine Silbe zu lesen; man mufs sich beim Vortrag von Versen, die solche Doppelsenkungen enthalten, eben nur auf schnelle

Digitized by Google

Aussprache derselben beschränken; der Versuch einer Zusammenziehung derselben würde der Sprache unerträgliche Gewalt anthun.

Nachdem Schipper noch Natur und Anwendung des Enjambements und der Reimbrechung behandelt, geht er zur Besprechung der Allitteration über. Mit verhaltenem Bedauern setzt er auseinander, daſs die Allitteration, welche seit Beginn der neuenglischen Epoche in der Poesie anzutreffen sei, nicht mehr das sorgfältig und nach bestimmten Regeln gehegte Kunstprodukt sei, wie sie es im zehnten oder vierzehnten Jahrhundert gewesen; er meint deshalb, eigentlich gehöre also die Allitteration gar nicht in sein Buch hinein, das sich nur mit den Gesetzen der Metrik zu befassen habe; aber da er nicht den Verdacht auf sich laden will, als ob er das neuerdings mehrfach untersuchte Gebiet (Seitz, Zeuner, Dr. Leon Kellner, Allitteration zur Zeit Shakespeares, eine noch ungedruckte Arbeit) wissentlich oder unwissentlich ignoriert hätte, so giebt er einen eingehenden Bericht über die Entwickelung der Allitteration seit den metrischen Spielereien des Königs Jakob I., über ihr Wesen und ihre Arten. Sodann geht er zu dem wichtigen Gebiet der Silbenmessung über und behandelt zunächst die Flexions-, sodann die Ableitungssilben, um sich dann zur Silbenverschleifung und Zerdehnung zu wenden.

Auch hier läſst leider die Anordnung des Stoffes manches zu wünschen, und derjenige, welcher sich über eine der in Betracht kommenden Erscheinungen gründlich orientieren will, muſs an zwei, drei Stellen nachschlagen, um alles einschlägige Material beisammen zu haben. Wenigstens hätte der Verfasser durch Verweisungen auf folgende Paragraphen den Suchenden unterstützen sollen. Wenn man z. B. von der Behandlung der Flexionsendung -s, -es spricht (§ 30, 31), dann sollte sich von Rechts wegen auch die Erwähnung der Verkürzung dieser Endung unmittelbar daran anschlieſsen und nicht erst zwanzig Paragraphen später. Ebenso verhält es sich mit der Endung -ed, welche in §§ 36 und 50 ihre Erledigung findet. Abgesehen davon ist aber die Darstellung der rhythmischen Behandlung der Silben eine mustergültige. Immer behält der Verfasser die historische Entwickelung im Auge und weist an der Hand zahlreicher Beispiele die Veränderung des metrischen Brauchs von Wyatt und Spenser bis auf die neueste Zeit nach. So werden die Endungen *es* (im Genitiv und Plural), *est* (als Superlativ und in der Konjugation), *eth, ed, en* (der starken Participien, wie *befallen, taken)* und einige archaistische Endungen (z. B. *killen, withouten, whiles, certes),* sowie das meist verstummte e (wie in *Troye, close, olde)* der Reihe nach geprüft und besprochen. Vielleicht hätte Schipper noch einiges über die Endung *ing* sagen können; sie wird ja wohl meist voll gemessen, aber es scheint eine gewisse Neigung — wenigstens früher — vorhanden gewesen zu sein, ihr eine nachlässige Behandlung angedeihen zu lassen. Über die einsilbige Messung von *being* (und ähnlichen) und *having* spricht Schipper selbst in §§ 46 und 48; aber es finden sich doch auch noch andere scheinbar verschleifte Participien auf *-ing,* deren Messung hätte untersucht werden müssen. Ich erinnere nur an den Vers in Shakespeares Julius Cäsar I, 2, 60: *Excépt immórtal César, spéaking of Brútus.*

Bei den Ableitungssilben finden naturgemäſs die romanischen die Hauptbeachtung, denn die germanischen sind teils so mit dem Stamm verschmolzen, daſs sie nicht mehr in Betracht kommen, teils haben sie (wie *ness, y, ly, ow)* so volle Geltung bewahrt, daſs sie nur als vollgemessene Silben vorkommen.

Bei dem Kapitel der Silbenverschleifung verbreitet sich Schipper zunächst über die Arten derselben und spricht sich mit Recht entschieden gegen einen vollständigen Ausfall des auslautenden Vokals bei *to, the* vor folgendem Vokal aus; es ist also nicht zu lesen: *th'other, t'assay,* sondern *thē other, tō assay,* mit möglichster Zusammenziehung der beiden zusam-

Digitized by Google

menstoſsenden Vokale. „Der Apostroph in alten Drucken ist meistens nichts anderes als eine Bitte des Dichters an den Leser, seinem technischen Ungeschick durch möglichste Beseitigung eines in das Metrum sich nicht einfügenden Vokals zu Hilfe zu kommen.“ Sodann werden der Reihe nach die Verschleifungen geprüft in Wörtern mit Konsonant + e + r (oder l oder auch ein anderer Konsonant) + Vokal (z. B. *ev[e]ry, rend[e]r unto, couns[e]llor, en[e]my)*, in Wörtern mit kurzem Vokal hinter langem Vokal (z. B. *flower, dying)*, in Wörtern wie *spirit, heaven, whether*. Mir scheint, die erste Stelle hätte dabei das Verschlingen eines tonlosen Vokals direkt hinter dem Tonvokal verdient *(flower, dying)*, worauf dann die Synkope des tonlosen Vokals zwischen zwei Konsonanten hinter der Tonsilbe hätte folgen müssen; *every* und *heaven* sind logisch nicht gut zu trennen, um so weniger, als bei *heaven (seven, devil)* doch nie von Ausstoſsung des v die Rede ist; Schipper irrt sich, wenn er bei diesen Wörtern die Regel aufstellt, die Synkopierung wäre konsonantischer Art bei folgendem Konsonanten, vokalischer Art bei folgendem Vokal; das gilt nicht einmal für *even, never, ever, over*, bei denen die konsonantische Synkope häufig genug vorkommt. Vgl. *ne'er a tongue* (Merchant of Venice II, 2, 145); *o'er a brook* (ib. II, 7, 47); *silvered o'er, and* (ib. II, 9, 69), wo auf das konsonantisch synkopierte Wort ein Vokal folgt. Sodann finden anderweitige Kontraktionen (z. B. *let's, I'll)* und der Abfall der Vorsilbe *('bore)* eine kurze Erwähnung. Bezüglich des letzteren Punktes wird mancher Leser wohl eine eingehendere Untersuchung vermissen, um so mehr, als eine Autorität wie Elze sich hier zu recht gewagten Hypothesen hat hinreiſsen lassen.

Mit der Zerdehnung schlieſst dies Kapitel. Hier ist im ganzen nichts einzuwenden; nur sollte Schipper sich hüten, die dreisilbige Aussprache von *colonel* und die sechssilbige von *extraordinary* als eine ebensolche Zerdehnung anzusehen wie die von *assemb(e)ly, ent(e)rance* u. a. m.

In dem Kapitel über die Betonung giebt Schipper eine sehr erschöpfende Zusammenstellung aller Abweichungen der Dichter vom gewöhnlichen (mit dem jetzt üblichen, meist übereinstimmenden) Sprachgebrauch. Namentlich schwankend sind die Accentverhältnisse der zweisilbigen romanischen Wörter mit tonloser Endung, und sie finden daher an erster Stelle ihre Erledigung in der alphabetischen Reihenfolge der Endsilben. Schwebende Betonung (nicht Accentverrückung) findet bei germanischen Wörtern statt, 1) bei zweisilbigen zusammengesetzten, mit annäherungsweise gleichem lautlichen Charakter beider Silben *(moonlight, sometime)*, 2) bei zweisilbigen Wörtern mit den schwereren Endsilben *ing, less, ness, ly*. Unangenehm wirkt diese Licenz schon bei den leichten Endsilben er, est *(áftér, greátést)*, völlig verwerflich ist sie bei den tonlosen Flexionssilben *eth, ed*. Im Zusammenhang hiermit steht die von wenig Geschicklichkeit zeugende Licenz der unaccentuierten Reime (namentlich bei Wyatt). Das Zurücktreten des Accents *(sécure*, vielleicht mit schwebender Betonung zu sprechen) wird zunächst an romanischen, sodann an germanischen Wörtern gezeigt, mit steter Anlehnung an Schmidts gründliche Vorarbeiten (Shakespeare-Lexikon), und zum Schluſs wird die abweichende Betonung in drei- und mehrsilbigen Wörtern eingehend geprüft. Es kommt vor, 1) daſs in Wörtern, deren erste und letzte Silbe den Ton tragen, diese in der Senkung stehen, während die mittlere unbetonte Silbe den rhythmischen Accent trägt: z. B. *sepúlchre;* 2) daſs bei dreisilbigen Wörtern, deren mittelste Silbe betont ist, die sich daher nur schwer in den jambischen Rhythmus einfügen, die erste und letzte Silbe den rhythmischen Accent tragen, während die mittlere in der Senkung steht, z. B. *plébeiáns;* 3) daſs in Wörtern, deren erste Silbe den Hochton trägt, während die zweite tieftonig, die letzte aber tonlos ist (meistens germanische Komposita), die erste und letzte Silbe den rhythmischen

Digitized by Google

Accent tragen, während die mittlere in der Senkung steht, z. B. *tórchbearérs*. Der letzte Paragraph (§ 67) handelt von der schwankenden Betonung der Eigennamen.

Habe ich mich im ersten allgemeineren Teil der eingehenden Gründlichkeit der Besprechung befleiſsigt, welche ein Buch wie das Schippersche verdient, so wird meine Aufgabe bezüglich des zweiten, speciellen Teils leichter sein. Es kann nicht in der Absicht des Recensenten liegen, der mit Bienenfleiſs angefertigten Zusammenstellung aller vorkommenden Metra Zeile für Zeile zu folgen; er wird sich darauf beschränken müssen, eine Inhaltsangabe zu liefern.

In derselben streng historischen Anordnung wie in Abschnitt I und mit stetem Hinweis auf die hier gegebenen Regeln verbreitet sich der Verfasser 1) über die aus der altenglischen Zeit überlieferten Versarten: den achttaktigen jambischen Vers, den Septennar, den Alexandriner, den fünftaktigen jambischen gereimten, den vierhebigen und den viertaktigen Vers, sowie über kürzere Versarten; 2) über die unter dem Einfluſs der Renaissance entstandenen und neu eingeführten Versarten: den fünftaktigen jambischen, reimlosen Vers (blank verse), die trochäischen Metra, die jambisch-anapästischen und trochäisch-daktylischen Metra, unstrophische ungleichmetrische, gereimte Versverbindungen (z. B. das *poulter's measure*) und Nachbildungen und Nachahmungen antiker Vers- und Strophenarten.

Wie sich von selbst versteht, nimmt der blank verse dabei den Hauptteil des Interesses und des Raumes in Anspruch. Auf 120 Seiten giebt Schipper eine genaue Geschichte seiner Entstehung, seiner Anwendung vor, bei und nach Shakespeare, bei Milton, bei den Dichtern des 18. und denen des 19. Jahrhunderts, nebst einer ziemlich eingehenden Bibliographie auf S. 259 u. 260.

Ähnlich wie dem zweiten Teil des ersten Bandes gegenüber muſs ich mich auch dem zweiten Bande gegenüber verhalten, der vom Strophenbau handelt. Es ist eine thatsächliche Unmöglichkeit, in dem einer Recension zur Verfügung stehenden beschränkten Raum eine derartige Aufzählung und Paragraphierung aller im Englischen vorkommenden Strophen anders als ganz summarisch zu behandeln. Mit Stolz sagt Schipper in der Vorrede, daſs die sämtlichen Ausgaben älterer und moderner Dichter, die er überhaupt benutzt und citiert hat, von ihm in Bezug auf den Strophenbau vollständig ausgezogen wurden und daſs eine nochmalige ähnliche Durcharbeitung derselben daher nicht nötig sein werde. Er hat nur deshalb eine Anzahl minder bedeutender Dichter übergangen, weil es Zeit und Raum gebot, und weil er nicht durch Ausnutzung von Anthologien und ähnlichen Sammelwerken den Schein der Vollständigkeit erwecken wollte, sodann auch, weil ihm ihre Werke in Wien nicht zugänglich waren. Man begreift es bei der Fülle und Reichhaltigkeit des Stoffes, den er demnach verarbeitet hat, gern, wenn er sagt, sein Werk sei ihm für etwa ein Jahrzehnt ein treuer, wenn auch hinsichtlich seiner Anforderungen an Hingebung und Geduld ein etwas anspruchsvoller Gefährte gewesen!

Bei der Anordnung des Stoffes muſste natürlich nur die technische Verwandtschaft der Form entscheidend sein, und so wechseln denn in bunter Reihenfolge Gedichte erbaulichen und erotischen, geistlichen und weltlichen, beschreibenden und reflektierenden Inhalts miteinander ab; ein Glück, daſs dem so ist, denn sonst würde das Interesse des Lesenden weit eher ermüden, als es so der Fall ist. Von vornherein ergiebt sich als selbstverständlich wieder die im ersten Bande schon erwähnte Zweiteilung: Strophen, die aus der altenglischen Poesie überliefert sind, nebst ihren Analogiebildungen (S. 465—716), und neuenglische, unter dem Einfluſs der Renaissance oder später entstandene Strophen und Dichtungsarten fester Form (S. 717—935). Daran schlieſst sich ein Verzeichnis der

Digitized by Google

für das Werk benutzten Ausgaben englischer Dichter und ein sehr sorgfältig gearbeitetes und bei dem Charakter des Buches als eines Sammelwerkes auch gar nicht zu entbehrendes Gesamtregister zur alt- und neuenglischen Metrik.

In dem ersten Abschnitt werden der Reihe nach behandelt: 1) zweiteilige gleichgliederige, 2) einreimige und unteilbare, 3) zweiteilige ungleichgliederige, 4) dreiteilige Strophen, überall mit den Unterabteilungen: gleichmetrisch oder ungleichmetrisch gebaut. Von dem Reichtum der zu untersuchenden Formen mag die Thatsache zeugen, dafs nicht weniger als 195 Paragraphen nötig waren, um alle die Verschiedenheiten angemessen registrieren zu können.

Der zweite Abschnitt behandelt in 134 Paragraphen 1) drei- und mehrteilige, aus lauter ungleichen Gliedern bestehende Strophen, 2) die Spenserstanze und ihre Nachbildungen, 3) Epithalamium- und sonstige Odenstrophen, 4) das Sonett, 5) sonstige italienische und französische Dichtungsarten fester Form. Ob nicht vielleicht aus dem ersten Kapitel des zweiten Abschnitts manche Gedichte in das letzte des ersten zu setzen seien, ist eine Frage, welche zu erörtern hier zu weit führen würde, welche aber immerhin aufgeworfen werden mag.

Zum Schlufs sei noch lobend erwähnt, dafs der Druck gut und klar, die Korrektur sehr sorgfältig ist. Aufser den von Schipper selbst notierten Druckfehlern ist mir nur noch einer aufgefallen: *save* statt *safe* (I. Hälfte, 315).

Berlin, Juni 1889. Emil Penner.

Wilhelm Swoboda: John Heywood als Dramatiker. Wiener Beiträge zur deutschen und englischen Philologie. III. Wien, Braumüller, 1888. 107 S.

Miracleplays und Moralplays beherrschten im Anfang des 16. Jahrh. die englische Bühne. Die letzteren wurden gewöhnlich Interludes genannt, weil sie in den Pausen der Gastmähler bei Gelegenheit jährlich wiederkehrender oder auch zufälliger Feste aufgeführt wurden. In dieser Zeit nun hat sich Heywood um die Förderung des englischen Lustspiels ein wesentliches Verdienst erworben. Nachdem der Verfasser dies kurz erörtert hat, geht er auf die Lebensverhältnisse des Dichters näher ein und kommt durch seine Untersuchungen zunächst zu folgendem Ergebnis. „John Heywood ist spätestens 1494—1496 geboren. Um die Jahre 1510 bis 1512 ging er nach Oxford, zog sich vor 1514 nach North Mines, Herfordshire, seinem mutmafslichen Geburtsorte, zurück, wurde daselbst mit Sir Thomas Moore bekannt und von ihm als vorzüglicher Musiker an den Hof Heinrichs VIII. empfohlen, wo er 1514 in einem Alter von 18 bis 20 Jahren zum erstenmal erwähnt wird.“

Der Verfasser bespricht dann des Dichters fernere Schicksale, seinen Charakter, seinen Bildungsgrad. Nach ihm hat Heywood bei den musikalischen und theatralischen Hoffestlichkeiten, besonders unter der katholischen Maria, eine leitende und einflufsreiche Stellung eingenommen. Sein Tod ist wahrscheinlich in das Jahr 1565 zu setzen.

Von den Interludes zählt der Verfasser „The Pardoner and Friar“ als frühestes, „The Four P's“ als letztes, und nimmt für ihre Abfassung die Zeit von etwa 1520 bis in die ersten dreifsiger Jahre an. Später habe sich Heywood der lehrhaften und allegorischen Poesie zugewendet; erwähnenswert seien „Die Epigramme“ und „The Spider and the Flie“.

Nach einer eingehenden Inhaltsangabe wird das Verhältnis des komischen Interlude zu litterarischen Vorgängern erörtert. Mit Recht macht der Verfasser unserem Heywood die oft sklavische Nachahmung Chaucers

Digitized by Google

nicht zum Vorwurf, wenngleich er in der Anerkennung hierfür etwas zu weit geht.

Der hierauf folgende Abschnitt behandelt Heywoods Verdienst um das englische Drama. Als die wichtigste und folgenreichste Neuerung, die von dem komischen Interlude ausging, wird die Ersetzung der allegorischen Persönlichkeiten durch individuelle Charaktere hingestellt.

Eine genaue Würdigung der metrischen Form bildet den Schluſs. Der Verfasser glaubt, daſs Heywood jedenfalls den besseren Verskünstlern seiner Zeit beizuzählen sei. Die klare und gründliche Abhandlung Swobodas hat nicht bloſs einen recht schätzenswerten Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des englischen Dramas geliefert, sondern auch wesentlich zur Aufhellung manches dunklen Punktes beigetragen. A.

L. Biadene: Morfologia del Sonetto nei secoli XIII e XIV. (Studj di Filologia romanza pubblicati da Ernesto Monaci, fasc. 10.) Roma, Ermanno Lœscher & Co., 1888. 234 S.

Leandro Biadene — den Lesern des Archivs (vgl. Bd. LXXXI, S. 332) bereits vorteilhaft bekannt durch seine Ausgabe von „Las Rasos de trobar e Lo Donatz proensals secondo la lezione del ms. Landau“ — hat sich in der vorliegenden Abhandlung die Aufgabe gestellt, alle aus dem 13. und einen groſsen Teil der aus dem 14. Jahrhundert überlieferten italienischen Sonette auf ihre metrische Form hin zu untersuchen. In ähnlich umfassender Weise ist der Gegenstand noch niemals behandelt worden, und so erscheint Biadenes fleiſsige und sorgfältige Arbeit als ein sehr willkommener Beitrag zur Geschichte des Sonetts.

Der erste Abschnitt des Buches handelt von der Entstehung des Sonetts. D'Ancona (La poesia popolare italiana, Livorno 1878, Cap. X) hat zuerst den Versuch gemacht, diese interessante metrische Form aus der italienischen Volkspoesie abzuleiten, und zwar soll sie entstanden sein durch die Verbindung zweier Vierzeilen nach Art der sicilianischen ottava oder des „strambotto“ und einer sechszeiligen Strophe nach Art des toscanischen „rispetto“. Dieser Ansicht hat sich Welti (Gesch. des Sonetts in der deutschen Dichtung, Leipzig 1884, S. 39 ff.) angeschlossen, und im wesentlichen nun auch Biadene. Dagegen sehen — um hier nur die klangvollsten Namen zu erwähnen — Mussafia (Sitzungsber. der Wiener Akad. d. Wiss., phil.-hist. Klasse, Bd. 76, S. 380, und vorher schon im Borghini Bd. 2, S. 211, vgl. auch Jahrb. für rom. und engl. Phil. Bd. 11, S. 400), Tobler (Jenaische Litt.-Ztg. 1878, S. 669) und Gaspary (Gesch. der ital. Litt. S. 66 und Anm. S. 486) in dem Sonett nichts als eine dreiteilige Kanzonenstrophe, die cobla esparsa der Provençalen.

Eine Primordialform des Sonetts hat Biadene ebensowenig gefunden wie D'Ancona. Die ältesten überlieferten Sonette zeigen bereits die bekannte, bis heute üblich gebliebene Struktur: vierzehn Hendekasyllaben mit logischen Pausen nach dem vierten, achten und elften Verse. Es stünde mithin nichts im Wege, in dem Sonett einfach eine Kanzonenstanze mit zwei pedes und zwei voltæ zu sehen. Wenn nun Biadene sich gegen diese Ansicht erklärt, so stützt er sich dabei auf folgende zwei Punkte: in den ältesten Sonetten ist 1) der Einschnitt zwischen den Quartetten „gewöhnlich ein wenig schwächer“ (S. 11) als zwischen den beiden pedes der Kanzonenstanze, und 2) die Anordnung der Reime meist ABABABAB, seltener ABBAABBA. Hierin aber Spuren der Entstehung des Sonetts aus einem strambotto von vier und einem solchen von drei Verspaaren zu sehen, ist doch wohl etwas gewagt. Der Belege für die schwache Pause zwischen den Quartetten, die Biadene (S. 4, Anm. 3)

Digitized by Google

anzuführen weiſs, sind doch zu wenige (nur neun, darunter eins von Petrarca), als daſs man in ihr etwas anderes als eine zufällige Erscheinung finden könnte. Die Anordnung der Reime anlangend, so hat Biadene allerdings (S. 27) gezeigt, daſs die rima alternata (ABAB) sich ursprünglich weit häufiger in den Quartetten findet als der umschlingende Reim (ABBA), aber auch darin liegt, selbst wenn man zugeben muſs, daſs die Kunstpoesie die erstere Form nicht gerade liebt, doch immerhin keine zwingende Veranlassung, das Sonett der Volkspoesie zuzuweisen. Biadene beruft sich nun weiter auf die Anordnung der Sonettstrophen in den alten Handschriften (S. 5). Aus derselben scheint allerdings hervorzugehen, daſs die Schreiber die ersten acht Zeilen des Sonetts nicht in zwei Quartette, sondern in vier Verspaare zerlegten, und damit stimmt auch, was Da Tempo, der älteste Theoretiker, der sich mit dem Sonett beschäftigt hat, angiebt (Delle Rime volgari, Trattato di Antonio Da Tempo, pubbl. per cura di G. Grion, Bologna 1869, S. 83, angeführt von Biadene S. 7, Anm.), daſs nämlich der erste Teil des Sonetts in quatuor copulas eingeteilt werde. Zu berücksichtigen bleibt dabei aber, daſs Da Tempos Werk erst 1332 geschrieben ist und die Handschriften auch nicht älter sind, oder wenigstens nicht viel, so daſs diese Zeugnisse für die Entstehung des Sonetts, die ja in die vorlitterarische Zeit fallen muſs, nur mit Vorsicht benutzt werden dürfen.

Die Hauptschwierigkeit liegt aber in den Terzetten. Hier kann sich Biadene nicht mehr auf Da Tempo und die Handschriften berufen, sondern die einzigen Spuren ihrer behaupteten Entstehung aus einem sechszeiligen strambotto, die er findet, bestehen in der schwachen Pause, die sie in einigen der ältesten Sonette (vgl. S. 4, Anm. 4) voneinander trennt, und in der Anordnung der Reime, die ursprünglich CDCCDC statt CDECDE gewesen zu sein scheint. Auf die Frage aber, wie es denn möglich gewesen sei, daſs die drei Verspaare des sechszeiligen strambotto sich zu zwei Terzetten gruppierten, das mittlere Verspaar also auseinandergerissen wurde, hat Biadene (S. 10) die Antwort, es sei das geschehen um der Symmetrie willen, die Terzette seien eine Analogiebildung zu der Zerlegung der ersten Sonetthälfte in zwei Quartette. Welti (l. c. S. 42) hat gewiſs recht, wenn er diese Ansicht „sehr einleuchtend“ nennt, aber wenn man auch Biadene zugeben mag, daſs alles so zugegangen sein k a n n, wie er behauptet, so wird man doch zwingendere Beweise für seine Hypothese verlangen dürfen, ehe man sie jener anderen, so viel einfacheren und ohne weiteres plausiblen vorzieht, daſs das Sonett, wie es gleichzeitig mit der Kanzone auftritt, so auch wie diese von den Provençalen entlehnt ist. Kann man es dann auch nicht, wie Biadene in patriotischem Stolz thut (S. 11), „un prodotto spontaneo delle facoltà musicali del popolo italiano“ nennen, so bleibt den Italienern doch der Ruhm, die cobla esparsa zu einer neuen metrischen Gattung ausgebildet zu haben.

In den folgenden drei Abschnitten verfolgt Biadene die weitere Entwickelung des Sonetts, unter genauer Aufzählung aller der Experimente und Künsteleien, die es sich gefallen lassen muſste, bis es mit dem „dolce stil nuovo“ wieder zur früheren Einfachheit zurückkehrte. Den Beschluſs des Buches bilden eine Bibliographie der benutzten Quellen nebst kritischen Bemerkungen zu denselben und endlich zwei Anhänge. In dem ersten sind alle bisher bekannt gewordenen Hypothesen über die Entstehung des Sonetts zusammengestellt, während der zweite zahlreiche neue Belege für die bereits bekannte Thatsache beibringt, daſs die Bezeichnung „Sonetto“ ursprünglich nicht nur auf die jetzt so genannte Form Anwendung fand, sondern in dem allgemeinen Sinn „Gedicht“ gebraucht wurde.

Berlin. E. P a r i s e l l e.

Digitized by Google

Karl Marquard Sauer und H. Runge: Kleine spanische Sprachlehre für den Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht. Heidelberg, Groos, 1888.

Das kleine Buch wird für den Anfang genügen. Einiges möchte sogar noch zu viel sein, sowohl an Regeln wie an Vokabeln; so z. B. kann man dem Anfänger Dinge wie *bajá — bajáes, alelí — alelíes, jabalí — íes* etc. ruhig ersparen. Anderes vermiſst man wohl auch. In den Regeln über die Aussprache ist die Angabe „ch = k in griechischen Wörtern“ ganz überflüssig. Falsch ist „s stets scharf“; mindestens ungenau ausgedrückt, daſs in Andalusien und im spanischen Amerika s und z in der Aussprache oft „verwechselt“ werden! „x vor t oft auch nur wie s ausgesprochen: *extranjero*“; es fehlt, daſs es auch meistens st: *estranjero*, geschrieben wird. Unverständlich ist die Anmerkung auf S. 8: „Nach *tener* (besitzen) sind Nominativ und Accusativ gleich“, und wunderlich ausgedrückt die Angabe auf S. 12: „Bei Personen- und Tiernamen ist der Accusativ mit wenigen Ausnahmen dem Dativ gleich.“ Daſs, wenn statt *le la* u. ähnl. *se la* steht, jenes nicht „des Wohlklanges wegen“ in das letztere „übergehe“, dergl. Angaben aus den kleinen Sprachlehren wegzubringen, scheint nicht möglich zu sein.

Die Anlage und Ausführung des Büchelchens indessen ist verständig und praktisch und dieses darum zu empfehlen; der Druck ist fast durchweg richtig. Warum heiſst es im Vorworte, die spanische Sprache „beginne“ eines der verbreitetsten Idiome des Erdballs zu werden? Das ist sie längst.

Dr. Paul Förster.

Engelbert Günthner: Calderon und seine Werke. 2 Bde. Freiburg i. Br., Herder, 1888.

Von Calderon gilt das bekannte Lessingsche Wort: „Wer wird nicht einen Klopstock loben u. s. w.“ Auch er wird mehr gepriesen und bewundert als gelesen und verstanden. Seine Wertschätzung beruht mehr auf einer gewissen litterarischen und vielfach religiösen Rechtgläubigkeit als auf eigenem Urteile und selbsterworbener Kenntnis. Über „Das Leben ein Traum“, den „Richter von Zalamea“, vielleicht auch noch den „Standhaften Prinzen“ und den „Wunderbaren oder wunderthätigen Zauberer“ hinaus werden wenige etwas von ihm wissen; indessen nennen alle seinen Namen mit der üblichen Ehrfurcht. Dabei fehlt es nicht an guten Hilfsmitteln, Übersetzungen und litterarischen Darstellungen. Die Kenntnis jener wenigen, namentlich der beiden erstgenannten Meisterwerke — das eine von religiöser und philosophischer Tiefe ohne bestimmtes Bekenntnis, das andere ein unvergleichlich herrliches geschichtliches Charakterbild und Meisterstück der Charakteristik —, muſs überdies leicht zu einer gewissen Übertreibung der Wertschätzung führen. Und auch die wirklichen Kenner des Dichters bleiben davon nicht ganz frei; sie sehen fast nur strahlendes Licht mit wenigen Flecken. Von der Meisterschaft des dramatischen Aufbaues, von der Mannigfaltigkeit und dem Reichtume der Erfindung, von der Fülle der Sprache, dem Gefunkel der Bilder — alles Vorzüge, welche dem Dichter niemand absprechen wird — eingenommen, verkennen sie häufig, daſs derselbe doch erheblichere Schwächen hat, als nur eine Neigung zum „Estilo culto“ in einigen Jugenddramen. Und diejenigen, welche dafür nicht blind sind, gehen leicht wieder zu weit in ihrer schulmeisterlichen und recensentenhaften, auch launenhaften Beurteilung.

Vergleiche Calderons mit Shakespeare und Goethe sollte man lieber ganz unterlassen; dabei kommt meist nichts Vernünftiges heraus. Ausgenommen seien solche sich aufdrängenden Parallelen wie „Faust“ und

Digitized by Google

„Der wunderthätige Zauberer“, welche die Lösung des gleichen Problems versuchen.

Entscheidend aber für Calderons Beurteilung in Bezug auf eine groſse Anzahl seiner Stücke, nämlich die religiösen Inhalts, ist die Frage: Ist in ihnen die Lösung wirklich dramatisch und moralisch-psychologisch durch eine innere Entwickelung der Charaktere, durch eine Entfaltung oder Läuterung der Seele herbeigeführt, oder vielmehr durch das Wunder, welches hier an Stelle des „deus ex machina“ tritt, also durch etwas äuſserlich Einwirkendes, an dessen Bedeutung für den Charakter wir glauben müssen, ohne es geistig zu schauen und also davon recht überzeugt zu sein; durch eine von scholastischer Spitzfindigkeit und kirchlichem Aberglauben nicht freie Verwendung der Formel, des Credo. Man mag ja dann auch einen tieferen Inhalt in jenen Dramen finden, aber im Grunde genommen legt man davon ebenso viel hinein, als der Dichter giebt. Calderon ist der katholische Dichter seiner Zeit, das ist es, was seiner Dichtung ebensowohl ihre Vorzüge verliehen hat, als ihr für jeden nicht auf jenem von dem Glauben eingeengten Boden stehenden und an jene schwüle, dunstige Weihrauch-Atmosphäre nicht gewöhnten freien, klaren Geist entschiedenen Eintrag thun muſs. Es hängt darum in der That für die Beurteilung Calderons zum Teil mit von der eigenen Stellung zu jenem Glauben, zu jener Auffassung des Christentums ab. Es giebt auch heute noch fromme Leute, welchen jener Calderonsche Glaube nicht nur poetisch schön scheint, sondern Quellwasser fürs eigene Leben ist. Mit solchen nicht ästhetisch rein genieſsenden, sondern durch Hineintragen ihres subjektiven Gefühls-Standpunktes befangenen Beurteilern wird der geistig freie, zwar religiöse und fromme, doch nicht eng- und strenggläubige, der geschichtlich denkende und im guten Sinne des Wortes moderne Geist sich in betreff eines Calderon schwer auseinandersetzen können. Bei aller Bewunderung vor der Gedankentiefe und dichterischen Gröſse desselben stehe ich nicht an zu bekennen, daſs ich mich in den Geist eines Stückes, wie beispielsweise „Die Andacht des Kreuzes“, nicht hineinfinden kann, nicht hineinfinden will, ihn vielmehr in Bezug auf den Gedanken für unvernünftig, moralisch für wertlos, wenn nicht verirrt und irreführend halte.

Was nun Günthners Werk betrifft, so verdient es, von der auch hier hervortretenden zu allgemein und zu gleichmäſsig günstigen Beurteilung abgesehen, hohes Lob als gute litterarische Zusammenstellung und Verarbeitung des früher über Calderon Geschriebenen und als gute Analyse seiner Stücke. Jedem Litteratur-Freunde und -Forscher ist es als guter Wegführer bestens zu empfehlen. Band I enthält ein sehr sorgfältig und vollständig zusammengestelltes Register der Calderon-Litteratur, das Leben des Dichters und die religiösen, symbolischen, mythologischen und Ritterschauspiele ihrem Inhalte nach mehr oder weniger ausführlich wiedergegeben; dazu eine getreue Abbildung des Originalbildes Calderons in „San Pedro de los Naturales de esta Corte“ zu Madrid. Man sehe den schönen, würdigen Kopf an, man bemerke aber auch einen gewissen mystischen, starren Zug, und das Gesicht wird zum Beleg des oben Ausgeführten. Gut und witzig ist die Bemerkung, welche Günthner nach Baumgartner (S. J.), „Goethe. Sein Leben und seine Werke“, macht, auſserordentlich spärlich seien die Nachrichten, wie überhaupt über das ganze Leben des groſsen Dichters, so namentlich über die letzten dreiſsig Lebensjahre desselben. Er gehöre eben, wie Homer, Sophokles, Dante und Shakespeare, zu jenen groſsen Männern, von denen wir „zum groſsen Verdrusse aller Philologen fast nichts Genaueres über ihr vegetatives, animalisches, bürgerliches und häusliches Leben wissen“. Band II enthält die Lustspiele, die heroischen und geschichtlichen Dramen und die geistlichen Festspiele (Autos).

Digitized by Google

Die beste Weise, den Dank für das Verdienst, welches sich ein Schriftsteller erworben hat, abzustatten, ist sicherlich der Nachweis des Fehlerhaften oder weniger Gelungenen, damit es zukünftig verbessert werde. So führe ich schlieſslich einiges derart an, indem ich bemerke, daſs ich das Werk nur in einigen Teilen bis ins einzelne geprüft habe. Hier und dort läſst der Stil zu wünschen übrig. Z. B. I, 37: „Cyprian trennt die Kämpfenden und erbietet sich, bei seinem groſsen Einfluſs in der Stadt diesen (nämlich den Einfluſs) als Vermittler bei Lysander, dem Vater der Justina, geltend zu machen.“ Ein „gefolgt von“ (I, 43) darf wohl schlieſslich als *vox populi* kaum noch gerügt werden. I, 50: „Polemius hat ein Dekret ... in der Hand, das die Christen ... aufzusuchen befiehlt, und sucht im Verein mit Claudius ... den Sohn von dem übermäſsigen Studium abzubringen ...“ Hier werden ganz verschiedenartige Dinge durch ein „und“ verbunden. I, 51: „Hast auf allen Gram vergessen.“ Das ist wohl ein Austriacismus!

Die Übersetzung von spanischen Stellen ist vielfach über das Erlaubte frei und nicht immer ohne Einwand; z. B. II, 180: *„Me vió Enrique, festejó Mis desdenes, celebró Mi nombre ...“* — „Sah Enrique (warum nicht Heinrich?) mich, und klar zeigt' er seine Glut“; der Begriff *„desdenes,* Abweisung“ wird ganz unterdrückt. I, 153: *„Al peso los años Lo eminente se rinde; Que á lo fácil del tiempo No hay conquista difícil* — „Es muſs der Last der Jahre das Hohe selbst erliegen; Wenn leicht nur drückt die Zeit, Ist schwer es nicht, zu siegen.“ Das ist überhaupt unverständlich; der Sinn ist: „Für das Leichte, d. h. die Leichtigkeit der Zeit giebt es keine schwierige Eroberung, keinen schwierigen Sieg“; d. i. „Mit Leichtigkeit trägt sie alle Siege davon.“ Zu bemerken ist, daſs Günthner, wo Übersetzungen vorlagen, nach diesen citiert hat.

Schlieſslich einige Druckfehler: I, 8 *Santjago,* l. *Santiago;* 158 *reverenzia,* l. *reverencia;* 199 *y vasallo,* l. *yo vasallo;* 205 *mirais,* l. *murais;* 226 *esperancias,* l. *esperanzas.* II, 181 *Bañe el pecho,* l. *lecho;* 281 *honrar la mujer' pues miro,* l. *mujer, pues ...*

Druck und Ausstattung ist vortrefflich, wie alles aus dem Herderschen Verlage. Dr. Paul Förster.

Aug. Scheler: Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne. Troisième édition revue et augmentée. Bruxelles, C. Muquardt, 1888. X, 526 S. gr. 8. 18 frcs.

Es thut nicht not, das Werk, das in seinen früheren Ausgaben von 1861 und 1872 sich weit herum verbreitet und ohne Zweifel vielen gute Dienste gethan hat, nach der Seite seiner Anlage hin zu kennzeichnen. Es ist bekannt, daſs es im Unterschiede etwa von dem, was ein Auszug der etymologischen Deutungen neufranzösischer Wörter aus Diezens Wörterbuch sein würde, den gesamten neufranzösischen Wortschatz mit Inbegriff äuſserst zahlreicher Lehnwörter und ohne Ausschluſs der Wörter durchsichtigster Bildung auf seine Herkunft hin prüft, eher also mit einer Zusammenstellung des Etymologischen aus Littré zu vergleichen wäre. Diesem steht es auch darin nahe, daſs die Grenzen des Wortschatzes nicht gar so weit gezogen sind wie etwa bei Sachs, der sich bemüht hat, sich gar keinen landschaftlichen, keinen technischen, keinen rotwelschen, keinen vom Übermut eines einzelnen einmal gewagten Ausdruck entgehen zu lassen, wofern er in neufranzösischen Schriftwerken irgend nachweisbar ist. Doch ist Schelers Arbeit nicht etwa bloſs ein Auszug aus Littré, dem es in erster Ausgabe zuvorgekommen ist und der ja übrigens selbst

an etymologischer Belehrung nicht viel eigenes gewährt; sie verfährt nur ähnlich, trägt mit eigenem Fleiſs und lobenswerter Umsicht zusammen, was an irgend der Beachtung würdigen Deutungen geboten worden ist, sucht zu einem begründeten Entscheid zu gelangen, wo entgegengesetzte Meinungen geäuſsert sind, hält auch eigene Vermutungen nicht zurück und ist dabei von guter Kenntnis des Altfranzösischen getragen und durch Vertrautheit mit anderen Sprachen unterstützt. Seit Littré ist ja reichlich auch für die Etymologie des Französischen gearbeitet; behutsamer geworden, wagt man heutzutage manches nicht mehr zu wiederholen, was früher keinem Widerspruch begegnete, und hinwieder sind Zusammenhänge erkannt, die ehedem nicht beachtet waren. An Veranlassung, Littrés und seine eigenen früheren Aufstellungen zu berichtigen, fehlte es hiernach Scheler nicht; und wenn ihm gleich einzelnes entgangen ist, was an Äuſserungen aus neuerer Zeit ihm hätte zu statten kommen können, so muſs man doch sagen, daſs dies Werk in seiner dritten Ausgabe im Verhältnis zur zweiten sich durch liebevolle Nacharbeit wesentlich verbessert hat, hier durch Gewinn eines neuen, besser gesicherten Ergebnisses, dort durch Erwähnung neuer Deutungsversuche, hier durch glücklichere Fassung des Ausdrucks, dort durch einen passenden Hinweis auf gleichartigen Wandel des Sinnes oder der Laute. Man vergleiche, um sich davon zu überzeugen, z. B. nur die Artikel *abattre, abandon, abasourdir, abeille, aboyer, abri, acajou, acariâtre, accoutrer, acolyte, admonéter, affoler, agacer,* wie sie jetzt lauten, mit ihrer früheren Fassung; und dabei bleibt man innerhalb der ersten elf Seiten; neu hinzugekommen sind auf denselben die Artikel *accore, adouer.*

Daſs mir in der einen oder der anderen Hinsicht das Werk immerhin noch einiger Verbesserung bedürftig scheint, will ich übrigens auch nicht verschweigen. Dabei denke ich weniger an Einzelheiten von zweifelhafter Richtigkeit oder an Lücken in der Reihe der behandelten Wörter oder in der Reihe der verzeichneten Deutungsversuche (in letzterer Beziehung hätte umgekehrt unter *abée,* unter *acariâtre, adirer, admonéter, aller* u. a. Raum gespart werden dürfen), als an gewisse Mängel in der Anlage des Ganzen. Es hätte sich wohl empfohlen, einen Abriſs der geschichtlichen Lautlehre und einen der Wortbildungslehre dem Wörterbuche als Einleitung voranzustellen, auf deren Paragraphen kurz verwiesen werden konnte, wo jetzt immer in nutzloser Wiederholung die Gesetzlichkeit einzelner Vorkommnisse behauptet werden muſs. Was jetzt unter *acquérir* bezüglich des Stammvokals gesagt ist, unter *élire, asseoir (assieds)* gesagt sein sollte, wäre dann auf einmal erledigt; für *abêtir, affadir, affermir,* das fehlende *adoucir* und viele andere wäre die Bildungsweise an einer Stelle gekennzeichnet; *abriter, agioter, recruter* (für welche Scheler bei G. Paris' Erklärung bleibt) fände man in der Einleitung die erforderliche Auskunft, vielleicht gar die sämtlichen Analoga. Da würden auch die lebenden Suffixa verzeichnet sein, von denen jetzt einige, wie *-able, -age, -acé, -ade, -ment (mente), -ume,* besonders in der alphabetischen Reihe aufgeführt sind, während *-at, -ate* (s. unter *ablégat, acétate), -esse, -et, -eur, -eux, -if, -ique, -ment (-mentum), -on* gleicher Gunst nicht teilhaft geworden sind.

Etwas in sich so Ungleichartiges, wie der nfrz. Sprachschatz ist, als Etymologe zu durchdringen und in völlig folgerichtigem Verfahren darzustellen, ist allerdings ungemein schwierig; doch muſste nach Gleichmäſsigkeit wenigstens gestrebt werden, und das ist nicht immer genügend geschehen. Daſs lateinische Wörter, welche französisch geworden sind, selbst auch in ihre Bestandteile zerlegt werden, kann man vom etymologischen Wörterbuch des Französischen nicht verlangen; läſst es sich aber darauf ein, womit es ohne Zweifel manchem Willkommenes thut (auch Littré ist in dieser Hinsicht über das Pflichtmäſsige hinausgegangen),

Digitized by Google

so hat man ein gewisses Recht, gleiche Freigebigkeit in allen Fällen zu erwarten: wird *abstemius* erklärt (wobei übrigens die Aufstellung *temum* = *μέθυ* Bedenken erregt), warum nicht auch *absurdus?* So ist auch in der Auswahl der zur Erklärung kommenden Wörter etwas ungleich verfahren. Wenn *phylloxera* erklärt ist, wie kann *académie* fehlen? wenn *eu* (gehabt) einen besonderen Artikel verdient, warum nicht auch *su* oder *je serai* oder *je fus?* (Von *je vais* ist unter *aller* die Rede; aber daſs es von *vado* komme, kann ich nicht glauben; es ist das unerklärte afrz. *vois.)* Hält man für angemessen, *abbé* auf die Accusativform *abbatem* zurückzuführen, so entsprechen auch in zahllosen anderen Fällen die lat. Nominative den französischen Formen nicht.

Schlieſslich einige Bemerkungen zu den ersten Seiten:

à. In der Verbindung *l'homme à la jambe de bois* soll *à* aus *apud* entstanden sein. Dies braucht man nicht anzunehmen. Von frühester Zeit an brauchen Denkmäler, denen *o, od* ganz geläufig ist, *à* in dem Sinne, um den es sich in jener Verbindung handelt. Was nachher über die Verwendung des Präfixes *a* gesagt ist, erscheint als wenig gelungen in der Fassung.

abaisser. Hier und später braucht Scheler den Ausdruck *forme extensive*, der *abaisser* im Verhältnis zu *baisser* nicht treffend bezeichnet. Unter *baisser* selbst ist das Auftreten des *ai* in der Stammsilbe nicht erklärt.

abajoue. Der Ausdruck ermangelt der Klarheit.

abasourdir. Der Umstand, daſs manche das *s* dieses Wortes stimmlos sein lassen, ist für den Etymologen von Bedeutung.

abîme. Die Form **abissimus* ist durch *dominissimus, oculissimus* nicht unmittelbar gerechtfertigt.

abjurer. Der Unterschied im Sinne zwischen dem lat. und dem frz. Worte ist nicht ausreichend klar gemacht.

able. Die afrz. Form *abliere* scheint mir nicht erwiesen.

abreuver. Ein prov. *abeurer* giebt es nicht.

absoudre. Ein afrz. *assoilir* wird sich kaum nachweisen lassen; das Bestehen eines mittelengl. *assoile* ist kein genügender Grund, jenes anzunehmen. *absous* habe ich selbst früher als Nominativform angesehen (Gött. Gel. Anz. 1872, 1901); G. Paris, Rom. II, 151 hat das miſsbilligt, und seitdem ich das Femininum *asousse*, Nd. Chartr. 165, und *assous* als Acc. Sing. und Nom. Pl., Ren. Nouv. 1718, R. Clary 15, ja auch Ch. Rol. 340, gefunden habe, gebe ich ihm recht.

abstrus. Der eigentliche Sinn von *abstrait* ist nicht getroffen. Die lateinischen Wörterbücher geben die Isidorstelle, welche darüber Aufschluſs gewährt.

acabit. Das Wort kann nicht mit *capere* zusammenhängen; es ist ein Verbalsubstantiv zu *accapit-are.*

accastiller muſste als spanisch bezeichnet werden.

accent. Die Ableitung des Vb. *statuer* von *status* ist irrig; es ist *statuere*, als Lehnwort behandelt.

accise. Mir ist wahrscheinlich, daſs *assise* durch gelehrte Volksetymologie, wenn man so sagen darf, zu *accise* verunstaltet ist.

accoster wird wohl in dieser Form durch italienische Einwirkung neu belebt sein.

accoter scheint in seiner Form *(o)* durch *côté* beeinfluſst.

accoutrer. Der Verweis auf *cintrer* ist nicht entscheidend (s. Scheler unter *cintre);* auch *empêtrer* ist keine sichere Parallele, da bei Herkunft des Wortes von **impasturare* das afrz. *ai* des Stammes unerklärt bleibt.

acier. Ein afrz. *acer* anzusetzen ist keine Veranlassung.

acoquiner kann nicht mit *coquina* zusammenhängen. Eine so gelehrte Bildung, wie es seiner Form nach sein müſste, könnte von ihrer

Digitized by Google

ursprünglichen Bedeutung „nach der Küche bringen" nicht so weit abgegangen sein.

acquêt kann nicht (wie ital. *acquisto)* aus *acquīsitum* hervorgehen.

action ist zur Bedeutung „Aktie" wohl auf dem Wege gelangt, daſs es zunächst Bethätigung, thätige Beteiligung, *(co)opération* bezeichnete und dann die Urkunde, durch welche eine solche Beteiligung bezeugt wird.

acuité ist älter als Scheler annimmt, s. Du Cange.

affaiter wird man besser von *fait* ableiten; die Grundbedeutung wird wohl sein „für die That, die Wirksamkeit bereit machen".

afférent. Ein afrz. *aferant* fehlt nicht: *enterrer font errant Les cors ainsi com il ert aferant,* Enf. Og. 7598; *abis a leur estat affrans,* G. Mnis. I, 361. So steht denn der von Scheler selbst vorangestellten Etymologie nichts im Wege als die späte und leicht erklärliche Schreibung mit *-ent.*

affié ist von *fīdus,* nicht von *fīdes* abzuleiten.

affubler. Prov. *fuvela* ist nicht ohne weiteres *fibula.*

agencer. Ein **genitius* anzusetzen, wie unter *gent* geschieht, ist unstatthaft.

affût ist nur als Ableitung von *affûter* verständlich, tritt auch erst nach diesem auf.

agréer. Das prov. *agreiar,* das einige als gleichbedeutend und gleichen Ursprungs mit dem frz. Worte ansetzen, besteht nicht.

adage. Die Deutung von *adagium,* nach der es von *agere* abgeleitet wäre, läſst sich nicht halten; es gehört zu *ajo.*

So wäre denn allerdings im einzelnen an manchen Stellen nachzubessern; darum hört aber Schelers Wörterbuch nicht auf, ein Werk zu sein, aus dem viel gründliche Belehrung und mancherlei Anregung zu weiterem Forschen zu gewinnen ist. Es wird in weiten Kreisen Verständnis für den Bestand des französischen Sprachschatzes, Einsicht in die Entwickelung des Sinnes der einzelnen Wörter, richtige Anschauungen von den Mitteln verbreiten können, deren der sprachgestaltende Geist sich bedient, seinen in ewigem Wandel begriffenen Inhalt sich zum Bewuſstsein zu bringen und mitteilbar zu machen. Adolf Tobler.

Alfred Schulze: Der altfranzösische direkte Fragesatz. Leipzig, S. Hirzel, 1888. VIII, 271 S.

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist auf dem Gebiete des altfranzösischen direkten Fragesatzes kein Neuling mehr. Schon 1884 ist von ihm „Die Wortstellung im altfranzösischen direkten Fragesatze" als Dissertation bei der Berliner philosophischen Fakultät eingereicht worden (abgedruckt Archiv LXXI, S. 185—212 und S. 303—356). Die Anerkennung, welche jene ebenso fleiſsige und gewissenhafte, wie scharfsinnige und auf der festen Grundlage groſser Belesenheit und sicherer Kenntnis der Sprache beruhende Abhandlung gefunden hat, kommt dem vorliegenden Werke in demselben, wenn nicht in höherem Maſse zu.

Nach einem sehr eingehenden, aber doch knapp gehaltenen allgemeinen Überblick über das verschiedenartige Wesen der Fragen, wie es durch das Verhältnis des Fragenden zur Antwort und andererseits durch den Gegenstand der Frage selbst bedingt wird (Kapitel I), wendet sich der Verfasser im zweiten Kapitel zum altfranzösischen Fragesatz und behandelt in den neun folgenden Kapiteln 1) die negierten Fragen im Altfranzösischen; 2) Fragen mit *pas* oder *point* ohne *ne;* 3) die altfranzösischen Fragepartikeln *(et, enne, si, donc, donne, ore, bien* und Kombinationen derselben); 4) die Erweiterung des Fragesatzes durch *estre;* 5) die Tempora und Modi im altfranzösischen direkten Fragesatze; 6) die indirekte Frage

Digitized by Google

an Stelle der direkten; 7) dilemmatische Fragen; 8) Wiederholungsfragen; 9) die Wortstellung im altfranzösischen direkten Fragesatze. Der Anhang (Kapitel XI) ist der „Beantwortung der Frage im Altfranzösischen“ gewidmet.

Wie schon diese knappe Aufzählung der Hauptabschnitte erkennen läſst, zieht der Verfasser alles, was bei der Besprechung des direkten Fragesatzes in Betracht kommen kann, in den Bereich seiner Erörterungen. Nicht zufrieden indessen, den Umfang seiner Untersuchung aufs weiteste bemessen zu haben, stellt er sie durch Herbeischaffung sehr reichen Quellenmaterials auf breite Grundlage und vertieft sie durch eingehende Prüfung fast jedes einzelnen zur Besprechung gelangenden Falles, wobei er auch mitunter des Guten zu viel thut. In dem Bestreben, möglichst Unanfechtbares aufzustellen und auch die kleinste Abweichung vom festgestellten Gebrauch nicht unerklärt zu lassen, begegnet es ihm mitunter, daſs seine Untersuchung einen minutiösen Charakter annimmt, der aber nur ein weiterer Beweis für die peinliche Gewissenhaftigkeit ist, mit der sich der Verfasser seiner Aufgabe entledigt.

Daſs er in den einzelnen Abschnitten die Arbeiten anderer, die vor ihm den jeweilig zur Erörterung gebrachten Gegenstand behandelt haben, erwähnt und bespricht, versteht sich bei einer so umsichtigen Abhandlung von selbst. Wenn der Verfasser hierbei, wie es öfter vorkommt, auf Grund seiner umfassenderen Beobachtungen zur Polemik gegen seine Vorgänger genötigt ist, so weiſs er seinem Widerspruch bei aller Bestimmtheit doch eine maſsvolle, rein sachliche Form zu geben, die um so mehr Anerkennung verdient, als er bei seiner überwiegend kritischen Beanlagung wohl manchmal das Verlangen nach recht energischer Opposition in sich verspürt haben mag.

Die Ergebnisse seiner Untersuchung sind in kurzem folgende: *ne — pas,* weniger häufig *ne — mie,* noch seltener *ne — point,* werden ohne Unterschied der Bedeutung nebeneinander gebraucht, namentlich in höflichen Fragen. Ohne *ne* tritt zunächst nur *point* im direkten Fragesatze auf, *pas* erst vom Pathelin an; ihr Hinzutreten verleiht der Frage den Charakter höflicher Bescheidenheit. *Et* als Fragepartikel läſst erkennen, daſs es dem Sprechenden darum zu thun ist, seine Frage als Ergebnis einer vorangehenden Äuſserung (im weitesten Sinne) des Angeredeten erscheinen zu lassen. Gleiches gilt von *enne, si, donc. Donne (done, don', dunne, denne* etc.) ist, seinen Bestandteilen (donc + ne) entsprechend, ursprünglich wohl bestimmt, den Hörer energisch zu einer dem Redenden genehmen Äuſserung zu zwingen, kommt aber gleichzeitig mit abgeschwächter Bedeutung im Sinne der einfachen Negation vor. *Ore* giebt zu verstehen, daſs für den Sprechenden die Gegenwart als solche der Ausgangspunkt seiner Frage sei („während *si* die gerade vorliegenden Umstände als zur Frage anregend hinstellt“) und giebt, wie *point* und das hinter *ore* behandelte *bien,* der Frage ein höflich-bescheidenes Ansehen.

Das den Fragesatz erweiternde *estre* ist noch nicht, wie im Neufranzösischen, zu einer bedeutungslosen Formel heruntergesunken, sondern dient dazu, die Aufmerksamkeit des Hörers möglichst nachdrücklich auf das in Frage Gestellte hinzulenken. In Bestimmungsfragen wird das persönliche Subjekt mit *qui est qui, qui est ce qui, qui est cil qui,* das persönliche Objekt mit *qui est ce que (que* ist die Konjunktion), *qui est cil cui* erweitert; das sächliche Subjekt mit *qu'est ce qui, qu'est ce que;* das sächliche Objekt mit *qu'est ce que;* das adverbial gebrauchte *que* ebenso; das von einer Präposition abhängige mit *de quoy est ce que, pour quoy est ce que* u. s. w.; das Attribut mit *quel … est ce qui* oder *que* (Konjunktion); ein Umstand mit *comment est ce que* (neben *est* in allen Fällen natürlich auch *estoit, fut, sera* u. s. w.).

In Bestätigungsfragen wird das Subjekt nach dem Schema *es tu ço*

qui; das Objekt nach der Formel: *fustes vos ce que* oder — mit beziehungslosem Relativsatz — nach: *fustes vos ce cui* erweitert. Bei der Erweiterung einer adverbialen Bestimmung verfährt das Altfranzösische genau ebenso wie die jetzige Sprache *(est ce a vous que, est ço par ire que).*

Hinsichtlich der Tempora im direkten Fragesatze ist zu bemerken, daſs das *Futurum* (in der 1. oder 3., nie in der 2. Person) steht, wenn der Sprechende frageweise zum Rat oder Befehl auffordern will (Diez III^3, 282), oder um aus Höflichkeit die in der Beziehung der Frage auf die Gegenwart (durch das Präsens) liegende Schroffheit der Ausdrucksweise zu mildern. — Das *Præteritum Futuri* (Conditionalis) drückt als Modus der Nichtwirklichkeit aus, daſs der Sprechende für seine Person von der Unmöglichkeit zukünftigen Eintretens des in Frage Gestellten überzeugt ist, es im Sinne anderer Personen indessen als in Zukunft möglich ansehen wolle. Denselben Sinn hat das Præteritum Futuri in Bezug auf gegenwärtiges Geschehen. — Der *Conjunctiv Præsentis* im direkten Fragesatze ist sehr selten und findet sich nur in Fragen, „die im Tone der Verwunderung eine vorangegangene Aufforderung wiederholen“. Der *Conj. Imperf.* giebt ähnlich wie das Præt. Futuri zu erkennen, daſs der Sprechende das in der Frage zum Ausdruck Gebrachte von vornherein für „etwas Irreales hält, von dem nur in hypothetischem Sinne die Rede sein könne“. — Der *Infinitiv* findet sich in direkten Fragen, wenn „dem Geiste des Redenden eine bestimmte Person bei seinen Worten gar nicht vorschwebt“.

Der Abschnitt „Indirekte Frage an Stelle der direkten“ bringt zu dem von Tobler, Beiträge S. 21, Ausgeführten eine Reihe weiterer Belege und erklärt den eigentümlichen Gebrauch psychologisch. — In den dilemmatischen Fragen kennt das Altfranzösische bei Gegenüberstellung zweier Substantiva oder Infinitive noch nicht das im Neufranzösischen beinahe zur Regel gewordene *de;* bei Gegenüberstellung zweier Sätze zeigt der zweite fast stets die Wortstellung der Assertion.

Wiederholungsfragen nehmen entweder eine vorangehende Mitteilung oder eine Aufforderung oder eine Frage wieder auf, um dem Angeredeten das Erstaunen des Sprechenden über jene Mitteilung, Aufforderung, Frage zu erkennen zu geben. Die Wortfolge in Wiederholungsfragen ist überwiegend die der Assertion, bedeutend seltener die der Frage.

Das Kapitel X über die Wortstellung im altfranzösischen direkten Fragesatze entspricht genau der oben erwähnten Dissertation des Verfassers, natürlich unter Berücksichtigung des in der Zwischenzeit über diesen Gegenstand Erschienenen, und ist also den Lesern dieser Zeitschrift bereits bekannt. — In Kapitel XI werden die verschiedenen Arten, wie direkte Fragen im Altfranzösischen beantwortet werden (entweder durch Partikeln: *oïl, oje, o nos, o vos; nenil, naje;* seltener *je non,* oder einfach *non,* welches, auch mit Zusatz von *voir,* schwächer als *nenil, naje* verneinte; — oder durch Wiederholung des in Frage Gestellten, gewöhnlich unter Hinzufügung einer Beteuerung; selten durch *c'est voirs),* eingehend erörtert, wobei auch die bekräftigenden und die korrigierenden Fragen Berücksichtigung finden.

Berlin. Fritz Bischoff.

La Chanson de Roland, traduction archaïque et rythmée, accompagnée de notes explicatives par L. Clédat. (Bibliothèque de la faculté des lettres de Lyon, tome III.) Paris, Ernest Leroux. XIV, 289 p. 8.

Den Inhalt des stattlichen Bandes bildet eine Übertragung des Oxforder Textes der Chanson de Roland in ein altertümlich gefärbtes Neu-

Digitized by Google

französisch zum Nutzen des modernen Publikums, in eine Sprache, die niemals existierte, sondern willkürlich konstruiert ist. Der Übersetzer beobachtet den Grundsatz, die Worte und Wendungen des Urtextes möglichst beizubehalten, dabei jedoch dem heutigen Leser jede Unklarheit zu ersparen. Darum wird afrz. *pis* durch nfrz. *sein*, *irance* durch *colère*, *isnel* durch *rapide*, *encui* durch *ce jour*, *forcelle* durch *épaule*, *issir* durch *sortir* u. s. w. ersetzt; andererseits begegnen *hom*, *serrer*, *traire* = *tirer*, *hanste*, *s'épée*, *lès*, *héberger*, *courre* = *courir*, *l'ost*, *orra*, *soucf* etc. Die Wortstellung ist nach der Weise des Altfranzösischen frei, was der Übersetzung ganz besonders ein altertümliches Kolorit verleiht. Viele Veränderungen sind durch das Streben hervorgerufen, den zehnsilbigen Vers durchzuführen, doch gestattet sich der Übersetzer Freiheiten, welche die moderne Metrik nicht anerkennt. So schreibt er: *Si l'orra Charles, qui est aux ports passant. Devant Marsile s'ecrie en la presse.* Er giebt übrigens von seinen Änderungen in den Noten gewissenhaft Rechenschaft und bemüht sich, jegliche Schwierigkeit, die der moderne Leser in dem Texte finden könnte, zu heben. Als Probe diene der Anfang des Epos:

Charles le roi, notre empereur le *Magne,*
Sept ans tout pleins a été en Espagne.
Jusqu'en la mer conquit la terre (h)autaine;
N'y a château qui devant Charles reste,
Mur ni cité n'y est resté à freindre
Fors Saragosse, qu'est en une montagne.
Le roi Marsile la tint, qui Dieu non aime,
Mahomet sert et Apollon réclame.
Ne s' peut garder que le *mal ne l'atteigne. Aoi.*

H. L.

Dr. Martin Hartmanns Schulausgaben französischer Schriftsteller. 1) Mademoiselle de la Seiglière von J. Sandeau. 2) Béranger, Auswahl seiner Lieder. Leipzig, E. A. Seemann. 1888.

Schulausgaben französischer Schriftsteller werden in unserer Zeit nachgerade Legion, und mehr als ein Schulmann fühlt sich berufen und dünkt sich befähigt, solche Ausgaben zu besorgen und auf den Büchermarkt zu bringen. Leider haftet vielen der gewöhnlichen Schulausgaben französischer Autoren der Stempel der Oberflächlichkeit und einer gewissen Handwerksmäſsigkeit an, so daſs sie den Schülern wenig Nutzen bringen, ja sogar durch unnötige Übersetzungen etwas schwieriger Stellen das selbständige Denken des Schülers beeinträchtigen und durch überflüssige Fuſsnoten, in denen die jedem besseren Schüler der oberen Klassen bekannten grammatischen Regeln gegeben werden, langweilig erscheinen. — Wie ganz anders verhält es sich mit den Hartmannschen Schulausgaben französischer Schriftsteller! Sie sind mit einer solchen Genauigkeit und Gründlichkeit, mit einem solchen Fleiſs besorgt, liegen in deutlichem, schönem Drucke vor und sind das stattliche Bändchen für eine Mark zu haben, daſs wir ihr Erscheinen nur mit Freuden begrüſsen und sie den Lehrern der französischen Sprache zur Lektüre in den oberen Klassen, namentlich der Prima der Gymnasien und Realgymnasien, nicht warm genug empfehlen können. Hartmann nimmt bei der Herausgabe seiner Bändchen einen ganz besonderen Standpunkt ein und geht von ganz anderen Gesichtspunkten aus als die übrigen Herausgeber klassischer Schriftsteller. Er richtet sein Hauptaugenmerk auf den Inhalt des Werkes; seine ausführlichen und vielseitigen Bemerkungen, die in einem Separatheft beigegeben werden, sind rein sachlicher Art, dienen in jeder

Digitized by Google

Hinsicht wesentlich zum Verständnis des Schriftstellers und erleichtern dem Lehrer ungemein die Erklärung, insofern als sie über Dinge Aufschluſs geben, die man nur durch eingehende Specialstudien erfahren kann. Dem Texte schickt der Herausgeber eine genaue, nach authentischen Quellen verfaſste Biographie des Dichters voraus, wobei nicht nur seine äuſseren Lebensverhältnisse, seine sociale und politische Stellung, sondern auch sein geistiger Entwickelungsgang, die stufenweise Entfaltung der poetischen Talente in gleicher Weise Berücksichtigung finden. In der Mme de la Seiglière z. B. werden alle Fragen der Politik, des Verhältnisses der Emigranten zur Heimat, ihre Stellung zur Regierung, ihre Schwärmerei für das Königtum, ferner die vorkommenden Rechtsfragen, sowie das Leben und Treiben in den adeligen Kreisen im Gegensatz zu den einfach bürgerlichen, genau besprochen und erörtert. Der Herausgeber verfehlt dabei nie, genau die Quellen zu citieren, aus denen er die beweisliefernden Belegstellen genommen hat.

Die ausgewählten, meist politischen Lieder Bérangers sind chronologisch geordnet; die Abfassungszeit ist mit Gewiſsheit festgestellt worden, sei es aus des Dichters eigenen Worten in Briefen an Freunde, sei es aus dem Gedichte selbst, oder endlich aus den Zeitumständen, auf welche der Dichter mit mehr oder weniger Deutlichkeit anspielt. Die zum allgemeinen Verständnis dieser Lieder gegebenen historisch politischen Anmerkungen sind belehrend und interessant, und auch hier hat Hartmann wiederum eingehende Quellenstudien gemacht. Des Dichters Stellungnahme zu den verschiedensten Regierungssystemen in Frankreich wird stets genau besprochen, die Zeitverhältnisse und die Volksstimmung werden immer berücksichtigt. Alles was zum Verständnis eines Gedichtes notwendig erscheint, wird sorgfältig zusammengestellt, alles Überflüssige und Unbedeutsame wird mit richtigem Takte weggelassen. Die Erklärungen, welche sich auf den Text selbst beziehen und zum Verständnis der dichterisch-ästhetischen Schönheiten beitragen, sind möglichst beschränkt, dann und wann sind einige Ausdrücke und Halbverse mit Eleganz ins Deutsche übertragen und unrichtige Auffassungen anderer namhafter Editoren mit Schärfe und evidenter Klarheit widerlegt worden. Die sprachlich-grammatischen Notizen besonders sind mit vollem Rechte auf ein Minimum eingeschränkt worden und nur dann erfolgt, sobald die gewöhnlichen Schulgrammatiken den Schüler im Stiche lassen. So hat Hartmann trotz der vielen sachlichen, äuſserst wertvollen Erörterungen dem Lehrer noch zu inhaltlichen, namentlich sprachlichen Erklärungen und den Schülern zu selbständigem Denken reichlich Raum gelassen. Ich selbst habe früher schon die Hartmannsche Ausgabe von Victor Hugos ausgewählten Gedichten und jüngst die oben erwähnten Schulausgaben in der Prima des hiesigen Realgymnasiums mit groſsem Erfolge benutzt und die Beobachtung gemacht, daſs durch die wirklich ausgezeichneten und zweckentsprechenden Anmerkungen das Interesse der Schüer für den Autor geweckt und gesteigert wurde. Die Hartmannschen Ausgaben sind nicht nur Schulen, sondern auch Gebildeten aller Kreise, namentlich auch Studenten zur Privatlektüre zu empfehlen. Hartmann hat auſser den erwähnten Schriftstellern auch noch eine Ausgabe von Victor Duruy „Le Siècle de Louis XIV, Histoire de France de 1661 à 1715“ mit eben derselben Gründlichkeit und genau demselben Fleiſse besorgt. Er beabsichtigt, demnächst noch andere französische Schriftsteller getreu den Grundsätzen, die er bis jetzt befolgt, herauszugeben. Möge er uns bald durch eine neue Schulausgabe erfreuen! Dies ist sicherlich der Wunsch aller derjenigen, die sich die Mühe genommen haben, die Hartmannschen Ausgaben einer eingehenden Prüfung zu unterziehen.

Vegesack. Dr. G. Wenzel.

Digitized by Google

Ψυχάρης. Τὸ ταξίδι μου. Ἀθήνα, τυπογραφεῖο τοῦ Σ. Β. Βλαστοῦ, 1889. 270 S.

„Meine Reise" betitelt sich das im vergangenen Jahre erschienene Buch des durch interessante Studien auf dem Gebiete griechischer Volkssprache längst bekannten Verfassers. — Über Zweck und Inhalt der Schrift läſst uns Herr Psichari nicht im Zweifel, indem er in seiner *„δυὸ λόγια"* überschriebenen Einleitung sagt: „Wer mich liest, wird die Absicht begreifen, mit der ich meine ‚Reise' geschrieben, Sprache und Vaterland sind ein und dasselbe. Ob einer für sein Vaterland kämpft oder für die nationale Sprache, es ist ein Kampf." Psichari tritt in dieser Schrift für die Sprache seines Vaterlandes ein und hat, wie er selbst weiter unten sagt, eine Reise, die er vor einigen Jahren nach Griechenland und in den Orient gemacht, nur zum Vorwand genommen, seine Ansichten über die griechische Volkssprache offen und klar nicht nur seinen Landsleuten gegenüber darzulegen, sondern auch weiteren Kreisen zu zeigen, welches die wahre, lebendige, vom Volke wirklich geredete Sprache ist, und wie gut sich dieselbe als Schriftsprache verwenden lieſse, da sie sich nach naturgemäſsen Gesetzen, ebenso wie die romanischen Sprachen, allmählich entwickelt hat.

Daſs der in Paris lebende Verfasser des in reizender Vulgärsprache geschriebenen Büchleins bei seinen Landsleuten, welche leider zum gröſsten Teil mit Vornehmheit auf die Volkssprache als ein Gebilde des Pöbels herabschauen und sich der Hoffnung auf Wiederbelebung der Sprache „der attischen Biene" hingeben, wenig Anklang gefunden, das beweist uns die hohnstrotzende Bemerkung, mit der die Mitteilung einiger Kapitel daraus in der *Ἀκρόπολις* (vom 19. und 20. Juli 1888) eingeleitet ist.

Möge jeder unparteiische Leser aus der folgenden Besprechung des eigenartigen und interessanten litterarischen Erzeugnisses, von welchem eine knappe Inhaltsdarstellung versucht werden soll, urteilen, ob diese Sprache Hohn verdient.

Nachdem Psichari in den ersten Abschnitten in der hübschesten Weise und unter den köstlichsten satirischen Anspielungen auf griechische Verhältnisse und Vorurteile (S. 3 u. 9) seine Reisevorbereitungen geschildert und dadurch gezeigt hat, wie sich alles und jedes in der Vulgärsprache zum Ausdruck bringen läſst und wie diese für sich allein zur Darstellung moderner Begriffe hinreichende Befähigung und Geschmeidigkeit besitzt, kehrt er in den folgenden Kapiteln während seiner Seefahrt in der Phantasie nach Paris zurück und preist dankbar diese seine zweite Heimat.

In dem Abschnitt *„Πόλη καὶ πολῖτες"* (Konstantinopel und die Konstantinopolitaner, S. 37) macht er gelegentlich seinem Abscheu und Widerwillen gegen Türken und Türkenwirtschaft Luft und führt uns hierauf in *„αἴθουσα ἀναγνώσεως"* (cabinet de lecture) einer griechischen Gesellschaft in Konstantinopel. Mit geradezu packender Ironie und burleskem Humor geiſselt er das moderne Zeitungsgriechisch, wenn er (S. 49) sagt: „... Endlich begann ich zu lesen. Aber sieh! wie sonderbar! Kam's von der Reise oder von meiner Schläfrigkeit? Ich konnte mein Französisch nicht vergessen; es wollte nicht aus dem Kopfe. Sobald ich ein griechisch geschriebenes Wort las, glaubte ich im nämlichen Augenblick dasselbe auch französisch zu lesen. Der Druck war griechisch, die Worte französisch, französisch der Sinn."

Bei dieser Gelegenheit giebt uns Herr Psichari eine ganze Beispielsammlung rein übersetzter Phrasen, von denen ich hier nur einige der auffallendsten und ergötzlichsten auswähle:

Τὴν ἰδίαν αὐτῶν ἀτομικότητα = leur propre individualité. — *τάσις τῆς ἐθνικότητος* = tendance de la nationalité. — *παρασκευάζει ὑπόμνημα* = il prépare un mémoire. — *ἐλάμβανε τὸν κόπον* = il prenait la peine. —

Digitized by Google

ἐνσάρκωσις τῆς ἰδέας ὁριστικῆς λύσεως τοῦ βουλγαρικοῦ ζητήματος = incarnation de l'idée d'une solution définitive de la question bulgare. — *πολιτικὴ ἀτμοσφαῖρα πεπληρωμένη ἠλεκτρισμοῦ* = atmosphère politique chargée d'électricité. — *ὅπερ δὲν θὰ ἦτο ἱπποτικόν* = ce qui ne serait pas chevaleresque. — *νὰ ἀσκῇ σοβαρὸν ἔλεγχον* = ernsten Tadel zu üben.

Es würde natürlich zu weit führen, alle die prächtigen Ideen, welche uns der Verfasser namentlich in dem „*μάθημα*" (Lektion) überschriebenen Kapitel (S. 105 ff.), worin er das lächerliche und inkonsequente Streben tadelt, die Sprache durch Einführung des altgriechischen Idioms zu veredeln, in der gefälligsten Form entwickelt, auch nur kurz zu berühren. Ich muſs mich möglichst kurz fassen und gehe deshalb zum sprachlich Wichtigsten des ganzen Buches, dem „*Συμβιβασμός*" betitelten Abschnitte über (S. 163 ff.).

Was unter „*συμβιβασμός*" zu verstehen ist, setzt uns Herr Psichari in launigster Weise auseinander, indem er zugleich an diesem Worte selbst den Nachweis liefert, wie falsch und principienlos in der sogenannten Schriftsprache verfahren wird. „*Συμβιβασμός*" in der Sprache ist ein Ausgleich, eine Vereinigung oder auch Verknüpfung der alten und neuen Formen, so zu sagen der „goldene Mittelweg" (*μηδὲν ἄγαν*), der aber selbstredend geradezu zum abscheulichsten Makaronismus führt. Wie lächerlich und abgeschmackt in der That die Art und Weise ist, die Sprache so einrichten zu wollen, daſs sie weder zu sehr gegen das antike Idiom verstöſst, noch auch zu weit von der Volkssprache abweicht, zeigt uns Herr Psichari an einem Beispiel (S. 186): „Konjugiere weder immer *γράφουσι*, noch immer *γράφουν*. Wenn du hier ein *γράφουν*, dort ein *γράφουσι* setzest, dann machst du es jedem recht. Sage nicht nur *μητέρα* (neugr. Nom.), sondern sieh, daſs du hier und da einen Nominativ *μήτηρ* anbringst u. s. w."

Das Wort „*συμβιβασμός*" selbst führt ihn zu einem interessanten Exkurs über die Phonetik des Neugriechischen, welcher hier um so mehr ausführlich behandelt werden soll, als R. Foy (Lautsystem der griech. Vulgärsprache, Leipzig 1879) die an dieser Stelle erwähnten Erscheinungen der vulgärgriechischen Phonetik nicht genug hervorgehoben hat.

Die Lautverbindungen *μφ*, *νθ*, *νχ* sind im Neugriechischen nicht möglich; daher *νύφη*, *πεθερός*, *κόχη* statt *νύμφη*, *πενθερός*, *κόγχη*.

Was für die tonlosen Frikativlaute *φ*, *θ*, *χ* gilt, gilt auch für die tönenden Frikativlaute *β*, *γ*, *δ*, z. B. *τὸ βασιλιά*, *τὸ διάβολο*, *τὸ γέρο* statt *τὸν βασιλιά*, *τὸν διάβολο*, *τὸν γέρο*, und ebenso für (die Sibilanten) *σ* und *ζ*, daher *Κωσταντῖνος* (*Κωστής*) statt *Κωνσταντῖνος*, *τὴ ζωή* für *τὴ ζωή*.

Diese Laute *φ θ χ*, *β γ* (wenn frikativ) *δ*, *σ ζ* haben nämlich das gemeinsam, daſs sie *ἡμίφωνα*, d. h. mehr oder minder „stimmhaft" sind. Wir haben also als feststehendes Lautgesetz: *ν* vor spirantes fricativæ ist unmöglich. Vgl. Foy, Lautsystem p. 79 f. Daſs dieses Gesetz auch im Altgriechischen obwaltete, weist Herr Psichari an verschiedenen Beispielen nach, wie *συσσίτιον*, nicht *συνσίτιον* (Assimilation), *σύζυγος*, nicht *σύνζυγος*, *σύστέλλω*, nicht *συνστέλλω*.

Daſs wir aber im Altgriechischen die Verbindungen *νθ*, *νφ*, *νχ*, also *ἄνθρωπος*, *νύμφη* u. s. w. finden, ist nur ein scheinbarer Widerspruch gegen das oben angeführte Gesetz, indem nämlich *φ*, *χ*, *θ* bekanntlich aspiratæ (= *π*, *κ*, *τ* + spiritus asper), nicht fricativæ waren. Desgleichen haben wir im Altgriechischen *νβ* (*μβ*), *νδ*, *νγ* (*γγ*), weil *β*, *γ*, *δ* einfache explosivæ = b, g, d waren.

Wo im Altgriechischen *ν* (bezw. *μ*) vor *β*, *δ*, *γ* (= b, d, g explos.) stand, ist im Neugriechischen sowohl das *ν*, als auch die alte Aussprache erhalten (S. 171). Daher sagt man heute *μπαίνω*, *κουμπί*, *γαμπρός*, *μπάλλωμα*, *ἄντρας* (ándras), *ἔντεκα*, *ντύνουμαι*, *σεντόνι*, *ἀγγίζω*, *ἐγγόνι*

Digitized by Google

u. s. w, wo die alte Sprache *ἐμβαίνω* (= embaíno), *κόμβος*, *γαμβρός*, *ἐμβάλλωμα*. *ἄνδρα*, *ἕνδεκα*, *ἐνδύνω*, *σινδών*, *ἐγγίζω*, *ἔγγονος* hatte. Die alte Aussprache ist jedoch nur erhalten, wenn *μβ*, *νδ*, *νγ* (= mb, nd, ng explos.) im Inlaut aufeinander folgen; man sagt also nicht *τομπασιλιά* (aus *τὸν βασιλέα*), sondern *τὸ βασιλιά* (tó wassiljá); denn nachdem aus *β* (= b explos.) einmal *β* (= w fricativ) geworden war, war die Verbindung *νβ* bezw. *μβ* (mw) einfach unmöglich. Es wurde also nach dem oben (vgl. *συσσίτιον*) geschilderten Vorgange aus *τὸν βασιλιά* *τὸ ββασιλιά* (towwassiliá), welcher Form der jetzige vulgärgriechische Acc. Sing. *τὸ βασιλιά* verdankt wird, indem die Verdoppelung des *β* bezw. die Assimilation des *ν* zu *β* nicht mehr gehört wird.

Wo nur immer schlieſsendes *ν* sich vor einem stimmhaften Konsonanten befand, geschah dasselbe, daher im Neugriechischen das *ν* im Accusativ des Artikels (*τὸν*, *τὴν*) verloren gegangen ist, auſser wenn die stimmlosen Explosivlaute *κ*, *π*,* *τ* darauf folgen. Mit allen anderen Konsonanten (*φ*, *χ*, *ϑ*, *β* *γ*, *δ*, *ζ*, *σ*, *λ*, *μ*, *ν*, *ϱ*) wird *ν* verschmolzen (assimiliert) (vgl. S. 176). Ja auf verschiedenen Inseln hört man noch deutlich aussprechen: *τὸχχορό*, *τοφφίλο*, *τοϑϑεό* etc.**

Dem Einwurf, wie im Vulgärgriechischen die Formen *συβουλή*, *κίδυνος*, *σύδεσμος* und andere dergleichen vorkommen (statt *συμπουλή*, *κίνδυνος* etc.), begegnet Herr Psichari damit, daſs diese Wörter auf gelehrtem Wege (durch Bücher) dem Volke zu einer Zeit vermittelt wurden, in welcher das altgr. *β* (= b) bereits *β* (= w) geworden war. (Vgl. auch J. Psichari, Études sur la langue médiévale p. C.)

Nachdem er so die Unrichtigkeit, ja Unmöglichkeit der Form des Wortes *συμβιβασμός* dargethan, spricht der Verfasser bei dieser Gelegenheit noch von den schädlichen Folgen, wenn jeder Schriftsteller oder Zeitungsschreiber, anstatt sich nach der Volkssprache zu richten, welche sich nach gesunden und natürlichen Gesetzen fest und bestimmt entwickelt, ganz nach seinem Belieben und seinem individuellen Geschmacke schreibt (vgl. *γράφουν* und *γράφουσι*). „Nimm zwei von denen, welche den Mittelweg einschlagen (*συμβιβάζουν*), und du wirst sehen, daſs jeder eine andere Grammatik hat, jeder eine andere Sprache schreibt“ (S. 181).

Nachdem uns Herr Psichari im folgenden Abschnitt („*οἱ ἀρχαῖοι*“) in der erlauchten Versammlung antiker Gröſsen auf der Akropolis einem köstlichen Dialog derselben mit dem Autor über die jetzige Schriftsprache die sogenannte *καϑαρέβουσα* hat lauschen lassen, behandelt er in einem späteren Kapitel (*ξένη γλῶσσα*, S. 228 ff.) in trefflicher Weise die verkehrte und affektierte Art, mit der die gebildeten Griechen die landläufigen Ausdrücke eiligst ins Altgriechische zu übersetzen pflegen, sobald sie sich einem Fremden gegenübersehen. So wird aus dem Wort *σπίτι* alsbald *οἰκία*, aus *ψωμί* ein *ἄρτος* u. s. w.

Diese Ersetzung gebräuchlicher Wörter durch altgriechische Vokabeln trägt aber sicherlich nicht zur Veredelung der Sprache bei, es müſste denn eine möglichst ergiebige Ausbeutung des altgriechischen „Lexikons“ eine Veredelung der Sprache genannt werden können. Oder erhöhen derartige Verbesserungsversuche mit Hilfe der Antike neben den einmal nicht mehr zu verdrängenden volkstümlichen analytischen Infinitiv- und Futurbildungen (mit *νά* und *ϑά*) die Harmonie des Bildes, das man von der jetzigen Sprache gewinnt? (Vgl. S. 233). —

Auf ein näheres Eingehen auf die vielfach ventilierte Frage von der Ähnlichkeit der antiken und modernen griechischen Aussprache (vgl.

---

* Hierher sind natürlich auch die Doppelkonsonanten ξ ($\varkappa + \sigma$) und ψ ($\pi + \sigma$) zu rechnen.

** Vgl. J. Psichari, Essais de gram. hist. néogr. Études sur la langue médiévale. Paris 1889. p. XCV.

Digitized by Google

„οἰκιακὰ κοτάρια“, S. 238 ff.) können wir füglich verzichten, um gleich zum Schlufskapitel („ἑλληνικὸς στρατός“, S. 254 ff.) überzugehen. Dasselbe hebt den kleinlichen, schulmeisterlichen Spielereien gegenüber das wahre „ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης“ hervor.

Mit der Einführung altgriechischer Kommandowörter wie πῦρ (statt vulgär φωτιά), das der gemeine Mann für einen leeren Schall hält und für das ebensogut ein „πρί“ oder „προῦ“ stehen könnte, ist nichts erreicht. Ein Volk erscheint nur dann als nationales Ganze, wenn es den Wert seiner Sprache kennt.

„Die Sprachenfrage — so sagt Herr Psichari ganz richtig — ist eine politische Frage. Was das Heer für den Bestand des Staates thut, soll die Sprache für den geistigen Bestand thun.“

Schliefslich sei es gestattet, über die Sprache des vorliegenden Werkchens, sowie über die darin gebrauchte Orthographie noch einige Worte hinzuzufügen.

Wie bereits erwähnt, geht die Tendenz des Buches dahin, den Lesern die Volkssprache in ihrer Verwendung vorzuführen, ein klares Bild derselben zu geben und den wissenschaftlichen Nachweis zu liefern, dafs die Vulgärsprache eher verdient, die nationale Sprache der Neugriechen zu sein, als jene lächerliche Halbheit der jetzigen Kunstsprache.

Mit der gröfsten Konsequenz ist denn auch dieses Idiom, welches Dichter wie Valaoritis, Bernardakis u. a. mit dem besten Erfolge angewendet haben, durch das ganze Werk beibehalten.

Die Orthographie ist streng nach den phonetischen Gesetzen durchgeführt. Nur das eine scheint auffällig, dafs der Verfasser υ (in der Verbindung αυ oder ευ + τ), z. B. in αὐτός, auch durch φ ausdrückt. Eine Berechtigung zu dieser Schreibweise scheint mir unerfindlich.

In ganz geschickter Weise sind da, wo der neugriechische Wortschatz nicht ausreicht, aus dem Altgriechischen Wörter entlehnt, aber nach der Morphologie der Vulgärsprache so umgestaltet, dafs sie in ihrer formalen Ausgleichung nicht im mindesten mehr auffallen.

Ebenso richtig ist Herr Psichari für die Erhaltung der notwendigen modernen Fremdwörter eingetreten, welche der blinden Vernichtungswut der antikisierenden Sprachreiniger zum Opfer fallen.

So ist denn das Werkchen jedem, der sich mit vulgärgriechischen Studien beschäftigt, nicht nur ein vorzügliches Hilfsmittel, um sich ein klares Bild der griechischen Volkssprache zu verschaffen, und für den Kenner eine packende, treffliche Lektüre voll Leben und Humor, sondern auch — und das ist die Hauptsache — eine wohlgemeinte Mahnung an die gebildete Griechenwelt, den herrlichen Schatz der Vulgärsprache endlich einmal zu heben, damit ein Ende gemacht werde „dem unwahren Zustand, an dem, wie Dr. Krumbacher (Griech. Reise S. XXXIV) treffend bemerkt, heute die neugriechische Schriftsprache leidet, und den jeder schwer empfindet, der auch nur eine Zeile Neugriechisch zu schreiben unternimmt.“

Passau, April 1889. Dr. Aug. Wagner.

Digitized by Google

Miscellen.

Eine verwerfliche französische Schullektüre.

Ad. Hemme hat vor sieben Jahren in der Ztschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. (IV, S. 190—198 und 281—304) verschiedene Apokryphen zur französischen Schullektüre namhaft gemacht. Die immer stärker wachsende Anzahl von Schulausgaben beginnt thatsächlich eine ziemlich „gemischte Gesellschaft“ darzustellen, obwohl der *Télémaque* längst über Bord geworfen ist und der stofflich wie stilistisch veraltete *Charles XII* hoffentlich baldigst nachfolgen und Montesquieus *Considérations* in seinen Sturz mit hinabziehen wird. Als Apokryphen bezeichnete Hemme zunächst Xavier de Maistre, *Voyage autour de ma chambre*, eine echte Halbschlummerlektüre, sowie *La jeune Sibérienne* und *Les Prisonniers du Caucase*, aus Gründen, die man a. a. O. nachlesen mag; ferner Souvestre, George Sand, Mérimées *Colomba*, Cherbuliez' *Cheval de Phidias* und *Causeries athéniennes*, Voltaires *Histoire de Jenni*, Ampères *Voyages et littérature* — alles wird für Gymnasien und Realschulen als ungeeignet verworfen.

Über die Berechtigung der Hemmeschen Einwände läfst sich streiten. Aber niemand wird wohl Einsprache erheben, wenn Referent die Einführung französisch geschriebener Werke eines Deutschen für durchaus verwerflich und schädlich erklärt, sofern die betreffenden Lesebücher nicht jede Probe auf ihre Stilreinheit hin glänzend bestehen. Dies ist nicht der Fall mit einem anonymen Schriftwerk, welches 1882 unter dem Titel erschien: Histoire abrégée de la guerre d'Allemagne en 1870 et 1871, à l'usage de la jeunesse allemande, par un Allemand. Wittenberg, Herrosé. 66 Seiten.

Schon im ersten Band des „Gymnasium“ (1883) hat Schreiber dieser Zeilen vor dem zwar fesselnd und objektiv geschriebenen, aber des echt französischen color völlig entbehrenden, mit groben Fehlern entstellten Buche nachdrücklich gewarnt.* Unabhängig und unbeeinflufst von dieser kurzen Recension erschien von v. d. Velde eine Besprechung dieses anspruchsvollen Büchleins in der Ztschr. f. nfrz. Spr. und Litt. IV, S. 213 ff., welche auf das gleiche negative Ergebnis hinausläuft. Ein Opus, dessen unbekannter und ungenannter Autor mit der französischen Grammatik und Stilistik auf ebenso gespanntem Fufse steht wie die armen

---

* Vor Abfassung der Recension habe ich im Jahre 1883 die Hist. abrégée des ungenannten Deutschen an drei französische Gymnasialprofessoren gesandt (Dijon, Paris und Baume-les Dames), deren Urteil mit dem meinigen übereinstimmend ausfiel.

Digitized by Google

Verfaſser der von *Plattner* und dem Unterzeichneten rücksichtslos bloſsgestellten französisch geschriebenen Programmbeilagen, hätte nimmer in unseren Schulen seinen Einzug halten sollen.

Abgesehen von dem halben Hundert von Druckfehlern, Druckversehen, Verstöſsen gegen die 1878er Orthographie und dergl. würden die Lehrer, welche die *Histoire abrégée* einführen, ihren Schülern die Nachahmung folgender Schnitzer sicherlich übelnehmen: le premier corps bavarois et celui-ci des Saxons (18); les soldats refusaient **à** se battre (56); le dévouement des Français combattants des mois entiers (65); p. 25 steht demander **d'**envoyer statt **à** envoyer etc. etc.

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, die vor sechs Jahren ausgesprochene Warnung zu wiederholen, da aus den Programmen unserer Lehranstalten ersichtlich ist, daſs mehr als ein Kollege durch den Titel „*Histoire abrégée*“ sich verleiten lieſs, das Werkchen des französisch schreibenden Deutschen kommen zu lassen und nach flüchtiger Durchsicht in Obertertia einzuführen. Zum zweitenmal hat es wohl keiner mit dieser „*Histoire abrégée*“ versucht. Aber Neulinge könnten immer noch „hereinfallen“, zumal eine passende Auswahl der Lektüre für Obertertia wirklich nicht geringe Schwierigkeiten bietet.*

Offenburg. Joseph Sarrazin.

Von den Pariser Theatern.

(Schauspiel-Neuheiten.)

Seitdem die groſse Umwälzung in den Jahren 1789—95 den Grundsatz der Theaterfreiheit zu einem so unabänderlich festen gemacht hat, daſs selbst Napoleons I. Zwangsherrschaft ihn nicht ganz beseitigen konnte, ist es mit der ausschlieſsenden Herrschaft, welche die Comédie française im Schauspiele und die Königl. Oper auf dem Gebiete der Tonkunst besaſs, vorbei. Nachdem nun Frankreich zum drittenmal und für längere Zeit ein Freistaat geworden, blühen unter dem Schutze dieser Theaterfreiheit die der Schauspielkunst gewidmeten Anstalten zahlreich und schnell auf, ähnlich wie vor einem Jahrhundert, als die Revolution mit jedem anderen Zunftzwange auch den des Theaterwesens aufgehoben hatte. Augenblicklich bestehen in Paris mehr als zwei Dutzend Schauspielhäuser oder ähnliche Schöpfungen, von denen keine als völlig wertlos und bedeutungslos angesehen werden kann, jede vielmehr eine in ihrer Art berechtigte Gattung der Dicht- und Schauspielkunst zu pflegen sich bemüht. Denn einen inhaltsleeren Unsinn, wie ihn manche Vorstadtbühnen Berlins dem Zuschauer in hundertmaliger Wiederholung zu bieten wagen, würde der etwas feinere Sinn der Pariser Bürger entschieden ablehnen.

Nicht bloſs in geschichtlicher Folge, sondern auch durch ihre künstlerischen Leistungen steht die Comédie française den anderen Theatern von Paris um ein weites Stück voran. Da sie neben den Bühnendichtungen der klassischen und romantischen Zeit auch das feinere Lustspiel der Gegenwart besonders pflegt, so bot das Stückeverzeichnis der verflossenen vier Wochen neben Racines „Mithridate“ und zwei Stücken Molières, neben der nach 107 Jahren noch recht zeitgemäſsen „Mariage

* Ich kann für Obertertia einen Versuch mit Lamé-Fleurys *Découverte de l'Amérique* und mit den *Biographies modernes* von *Monod* und *Dhombres* aus eigener Erfahrung bestens empfehlen (Bd. 42 und 45 der Rengerschen Schulbibliothek).

Digitized by Google

de Figaro“, neben Trauerspielen Victor Hugos und Lustspielen Scribes u. s. w. auch mehrere sehr ansprechende Neuheiten, denen wir uns jetzt zuwenden.

Besonderes Glück wird von diesen Stücken ein dreiaktiges Lustspiel Camille Doncets haben, das den Titel „Le fruit défendu“ führt. Ein junger Lebemann, Namens Léon, kehrt unerwartet zu seinen Pariser Verwandten zurück und findet von seinen drei Basen zwei im Begriff, sich zu verehelichen, nur die dritte, ihm nicht recht zusagende, ist für ihn aufgehoben. Das Verbotene reizt überall, besonders aber in der Liebe, und so beschlieſst der liebessüchtige Vetter, mit den beiden verheirateten Basen sehr eingehende Beziehungen zu knüpfen, die eigentlich hart an den Ehebruch streifen. Die fast unglaubliche Kurzsichtigkeit der beiden, beinahe an Molières betrogene Gatten erinnernden Ehemänner erleichtert ihm sein rücksichtsloses Beginnen. Nur die wachsame Klugheit des Vaters der zwei Basen, eines welterfahrenen Arztes, weiſs das Schlimmste zu verhüten, und nachdem die verheirateten Basen Léon in aller Form den Abschied gegeben, verlobt er sich mit der dritten, die ihm der schlaue Oheim als Braut eines anderen und somit als unübersteigliches Hindernis seiner Neigung vorgespiegelt hat. Für deutsche Begriffe mögen solche Stücke, die mit dem Feuer allzugefährlich spielen, etwas Peinliches haben, man vergiſst aber alle bürgerliche Sittenanschauungen sehr schnell, wenn man diese Reihe geschickt und witzig angelegter und vortrefflich gespielter Scenen an sich vorübergehen sieht.

Viel ernster und fast ins Tragische streifend ist ein gleichfalls dreiaktiges Schauspiel Jean Richepins: „Le Flibustier.“ Es erinnert mehrfach an Voltaires „Fils prodigue“, denn auch hier weiſs der aus einem wilden Abenteuerleben zurückkehrende und von seinen nächsten Verwandten verstoſsene Held das Herz seiner Geliebten dem tugendhaften Rivalen zu entfremden und seine bürgerliche Ehre wiederzuerobern.

Mehr lyrisch als dramatisch angelegt ist ein Einakter F. Coppées: „Le Passant“, der als Einführung dem eben erwähnten „Flibustier“ und den „Précieuses ridicules“ Molières vorangeschickt wurde. Da das kleine Stück sich in einer Wechselrede zwischen zwei liebenden Mädchen hin- und herbewegt, so kann man ihm zwar eine tief empfundene Gefühlsschilderung nicht absprechen, aber ebensowenig eigentliches dramatisches Leben zugestehen.

Zu den Neuheiten läſst sich in gewissem Sinne auch Émile Augiers „Le Maître Guérin“ rechnen, der vor 25 Jahren schon geschrieben ist, aber erst jetzt in der ursprünglichen, von dem Dichter damals noch vor der Aufführung geänderten Gestalt gegeben wird. Den Meisterwerken des feinsinnigen und tiefen Bühnendichters möchten wir es nicht zurechnen, zumal die sogenannte Moral am Schlusse gewaltsam, wie in einem Jugendbuche oder in den Fabeln Lafontaines, sich aufdrängt. Der Titelheld, ein schlauer Rechtsanwalt, ist im Begriff, einen stets in den Wolken schwebenden Gelehrten um seinen Besitz zu bringen, als er noch von seinem edelgesinnten Sohn gehindert und dann von diesem und seiner eigenen beschränkten, aber rechtschaffenen Gattin verlassen wird. Zur Strafe fällt er einer bösen Haushälterin in die Hände, der gegenüber seine dem Sohn und der Gemahlin bewiesene Willenskraft nicht Stich hält.

Neben dem Maître Guérin ist eine Pariser Witwe, welche ihre Hand nach Rücksichten des Gelderwerbes oder der Titelsucht verschenken will, die am besten gezeichnete Gestalt im Stücke. Aber die liebe „Moral“ kommt ihr gegenüber nicht zum vollen Rechte, denn die edle Witwe, welche mit der Liebe so schnöden Handel treibt, gewinnt zwar weder einen neuen Gatten, noch Titel und Geld, aber in ihrem sehr alltäglich denkenden Neffen einen Liebhaber, was doch für sie keine Strafe und für die beleidigte „Moral“ keine Sühne ist.

Digitized by Google

Auf der Bühne wirkt das an dankbaren Rollen reiche Stück ganz anders als bei dem bedächtig prüfenden Lesen; der Löwenanteil des Erfolges gebührt aber den trefflichen Darstellern, nicht dem hier etwas unter sich selbst gebliebenen Dichter.

Einen Hauptteil der in der Comédie aufgeführten Stücke machen die älteren Bühnendichtungen aus, die jetzt eine vorwiegend litterarische Anziehungskraft haben. So wurde des älteren Dumas „Henri III", jenes Trauerspiel, welches vor 60 Jahren das erste Siegeszeichen in dem grofsen Ringen zwischen Romantik und Klassicismus war, wiederholt in mustergültiger Darstellung gegeben. Auch Victor Hugos „Ruy Blas" und „Hernani" schritten in ihrer pomphaften Würde und wortreichen Rhetorik über die Bühne und, dank der gewaltigen Gestaltungskraft der Darsteller, selbst da zur vollen Befriedigung des Zuschauers, wo der absonderlich eigenartige Dichter geradezu auf Unbefriedigung und Mifsstimmung hingewirkt zu haben scheint.

Ein glücklicher Griff des hochverdienten Leiters der Comédie, M. J. Claretie, war die Wiederholung von Alfred de Mussets tragisch endendem Schauspiel: „On ne badine pas avec l'amour." Die dichterische Bedeutung und zarte Anmut einzelner Scenen des Stückes tritt auf der Bühne noch weit mehr hervor als bei dem leicht peinlich wirkenden Lesen, aber der Schlufs, in dem ein unschuldig vertrauendes Landmädchen der berechneten Verstellungssucht ihrer adeligen Nebenbuhlerin und dem Leichtsinn eines in seinen Entschlüssen hin- und herschwankenden jungen Edelmannes zum Opfer fällt, wirkt gleichsehr abstofsend. Auch hier läfst aber die Kunst der Darstellung vergessen, was der Dichter gefehlt hat, nur das Verstimmende des Schlusses vermag auch die vollendetste Darstellung nicht hinwegzubannen.

Ob das seit einiger Zeit öfter gegebene Zugstück des zweiten der Pariser Theater, des Odéon: „La Révoltée", von dem als Kritiker und Litterarhistoriker sehr bekannten J. Lemaître wirklich die hohe Bedeutung hat, welche ihm mehrere Pariser Zeitungen zuzuschreiben suchten, möchten wir bezweifeln. Es ist eins der vielen halben Ehebruchstücke, die es zwar zum Schlimmsten nicht kommen lassen, aber des Unsittlichen und Abstofsenden genug bieten.

Helene, die Heldin der Dichtung, wächst als angebliche Waise, ohne ihre Mutter zu kennen, im Kloster auf, heiratet dann einen Professor der Mathematik, Pierre Rousseau, dessen mühsam erworbenes Vermögen sie in unsinniger Weise verschwendet. In einer Gesellschaft ihrer unbekannten Mutter lernt sie einen Herrn v. Bretigny kennen, wird seine Geliebte, giebt dadurch zu einem Zweikampf zwischen Bretigny und ihrem Bruder André Anlafs, in dem letzterer verwundet wird. Die dadurch herbeigeführte Enthüllung ihrer Familienverhältnisse und die ungünstigen Nachrichten, welche sie über ihren Geliebten erhält, bringt sie äufserlich zu ihrer Pflicht als Gattin zurück. Für wie lange — das verschweigt uns des Dichters Höflichkeit.

Das Repertoire des Odéon-Theaters in den letzten Wochen vor dem Osterfeste vermag überhaupt unseren Beifall nicht zu gewinnen. Schon die Wiederaufnahme eines an Übertreibungen und Überladungen reichen Trauerspieles des älteren Dumas: „Charles VII chez ses grands vassaux", konnte uns trotz des meisterhaften Spieles nicht fesseln, da in diesem Stücke eigentlich keine Person anmutend berührt, die Handlung eine recht dürftige ist und der Schlufs wie ein plötzlicher Knall einer Lärmkanone sich ausnimmt. In den nächsten Tagen soll die früher erfolglose „Arlésienne" von A. Daudet wieder gegeben werden, ob mit besserem Glücke, bleibt abzuwarten.

Das dritte der Pariser Theater, welchem eine höhere künstlerische Bedeutung zugeschrieben werden mufs, das Gymnase, zehrt jetzt von

Digitized by Google

dem Erfolge eines Sardouschen Zugstückes „Belle-Maman“. Der Deutsche, der auf der Bühne die Schwiegermutter gewöhnlich in ihrer abschreckendsten Gestalt zu sehen gewohnt ist, wird angenehm berührt, wenn er hier die Verpönte als willenskräftige Hüterin des Hauses und als Wächterin der Ehre ihrer Tochter kennen lernt. Im übrigen kann aber das ganze Stück, ein treues, aber poesieloses Abbild des Pariser Gesellschaftslebens und arm an bewegender Handlung, uns eben nur für einen Abend fesseln. Von der groſsartigen Schöpfungskraft seines Verfassers, der hier einem Mitarbeiter, R. Deslandes, wohl allzu reichlichen Anteil überlassen hat, verrät es nichts, dafür ist es bürgerlich anständiger als die anderen Bühnenstücke Sardous.

In die Irrgänge der übrigen kleineren oder doch weniger die Kunst pflegenden Theater von Paris wollen wir uns nicht vertiefen. In den Variétés giebt jetzt der Name Sarah Bernhards einem wenig bedeutungsvollen, für die Bühne aber geschickt bearbeiteten Romane „Léna“ erhöhte Bedeutung, in den Folies dramatiques ist eine halb märchenhafte, halb recht alltägliche Operette von Meilhac und Fabrikgenossen schon seit vielen Wochen das tägliche Lockmittel. Die Porte-Saint-Martin setzt uns in dem vieraktigen „drame burlesque“ einer Bühnenarbeiter-Genossenschaft, das den Titel „Robert Macaire“ führt, überreich gewürzte Kost vor; das Vaudeville giebt zum Ärger der Kritiker Sardous „Marquise“ mit reich gelohntem Erfolge. In den Menus Plaisirs scheint ein nicht gerade zartes Vaudeville „Les Maris sans femmes“ auf die Civilehe und Ehescheidung es abgesehen zu haben. Das Châtelet-Theater bereist nach wie vor „die Welt in 80 Tagen“, und zwar in feenhafter Beleuchtung und Ausstattung; dem Palais Royal scheint es dagegen in dieser Welt nicht recht gut zu ergehen, denn es wandert bald auf diesem, bald auf jenem Gebiete der Bühnendichtung umher, ohne es den gröſseren Theatern, mit welchen es wenigstens Preis hält, gleichthun zu können. Die Groſse Oper hat immer noch Meyerbeer zu ihrem bevorzugten Liebling erwählt, soweit sie nicht sich ganz der französischen Tondichtung zuwendet, über der kein rechter Segen mehr ruht, seitdem Jean Jacques Rousseau sie mit einem laut hallenden Fluche verstieſs. Die Operettenbühnen zehren von Offenbachs Marke. Andere Musentempel kämpfen den Streit ums Dasein, bei dem die Kunst dem Untergange geweiht ist.

Es ist also im ganzen wie bei uns. Wenige Bühnen halten die Fahne der Dichtkunst mutvoll in die Höhe, andere müssen sich den launenhaften Machtsprüchen des groſsen Zwingherrn „Publikum“ fügen, wenn sie leben und bestehen wollen, und ihr Glück ist es, daſs dieser Gewaltherrscher mit seinen Forderungen doch in Paris einen etwas gewählteren Geschmack verrät als in unserem deutschen Paris an der Spree. Wie aber auch die Theaterleiter und Theaterdichter sich schmiegen und bücken müssen, die Schauspieler zeigen selbst in den abgelegeneren Stätten ein Bewuſstsein ihres Künstlerberufes und erfreuen durch ihre sorgfältig eingeübte, bis ins einzelne wohlberechnete und der Gesamtwirkung angepaſste Darstellung.

R. Mahrenholtz.

Digitized by Google

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. X. Jahrgang. 1888. I. Abt. (Leipzig, Reiſsner.) 128 S.
Im Ausland. Mitteilungen des Vereins deutscher Lehrer in England. (German Teachers' Association.) Selbstverlag. London, April 1889. 39 S.
Schmeding, Der Aufenthalt der Neuphilologen und das Studium moderner Sprachen im Auslande. 2. völlig umgearb. Aufl. (Berlin, Oppenheim.) 97 S.
Joh. Urban Jarník, Neuer vollständiger Index zu Diez' Etymologischem Wörterbuch. (Heilbronn, Henninger.) 380 S. 8 M.

Deutsch.

G. Bötticher und K. Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur. (Halle, Waisenhaus.) I. Die deutsche Heldensage. III. Die Reformationszeit.
Kuno Fischer, Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. (Heidelberg, Winter.) 152 S.
W. Grimm, Die deutsche Heldensage. 3. Aufl. von Reinhold Steig. (Gütersloh, Bertelsmann.) 536 S.
Moriz Heyne, Deutsches Wörterbuch. I. Halbband: A—Ehe. (Leipzig, Hirzel.) 656 Spalten Lex.-8. 5 M.
Konr. Koch, Über Zweck und Ziel des deutschen Aufsatzes. Jahresb. des Gymn. Martino-Katharineum zu Braunschweig. 24 S. 4.
G. Müller-Frauenstein, Handbuch für den deutschen Sprachunterricht. I. Zur Sprachgeschichte und Sprachlehre. (Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt.) 203 S.

Englisch.

F. Borgmann, Über den Anfangsunterricht im Englischen in der Sexta. Jahresb. des Progymn. zu Geestemünde.
Böttcher, Shakespeares Julius Cäsar. Jahresb. des kgl. evang. Gymn. zu Graudenz. 26 S.
R. Faust, Das erste englische Lustspiel in seiner Abhängigkeit vom Moral-Play und von der römischen Komödie. Jahresb. des Neustädter Realgymn. zu Dresden. 22 S.
Nebraska University Studies, Oktober 1888: L. A. Sherman, Some Observations upon the Sentence-Length in English Prose.

Digitized by Google

E. Regel und J. G. C. Schuler, Einführung in das heutige Englisch, nach Stämmen geordnet, mit Berücksichtigung der Synonymik. (Leipzig, Teubner.) 143 S.

L. Wilken, An Historical and Metrical Introduction into the Study of Shakespeare's Works. Jahresb. des kgl. Realprogymn. zu Biedenkopf. 12 S.

Skandinavisch.

Sophus Bugge, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen. Vom Verf. autorisierte und durchgesehene Übersetzung von Osk. Brenner. 3. Heft. S. 289—390 (Schluſs). (München, Kaiser.) 6 M. (kompl. 12 M.)

Französisch.

K. Armbruster, Geschlechtswandel im Französischen. Maskulinum und Femininum. Dissertation. (Karlsruhe.) 154 S.

R. Aust, Beiträge zur französischen Laut- und Formenlehre nach den Dichtungen des Guillaume de Machault, Eustache Deschamps und der Christine de Pisan. I. Vokalismus. Breslauer Dissertation. 39 S.

Joh. Bauer und Th. Link, Französische Konversationsübungen. I. Teil. (München u. Leipzig, Oldenbourg.) 228 S.

John Block, Beiträge zu einer Würdigung Diderots als Dramatiker. Königsberger Dissertation. 78 S. 1,50 M.

A. Daudet, Lettres de mon moulin, herausgeg. von Erwin Hönncher. M. Hartmanns Schulausgaben Nr. 4. (Leipzig, Seemann.)

H. Gotthelf, Auteurs modernes, un petit cours littéraire pour la jeunesse. (Stuttgart, Engelhorn.) 191 S.

Fr. W. Hermanni, Questionnaires. Ergänzungsheft zu dem französ. Elementarbuch von H. Breymann und H. Möller. (München, Oldenbourg.) 37 S. 0,60 M.

(32 Lesestücke des Elementarbuchs in Frage und Antwort aufgelöst, die Frage französisch, die Antwort deutsch.)

Molière, L'Avare, herausgeg. von C. Humbert. M. Hartmanns Schulausgaben Nr. 3. (Leipzig, Seemann.)

Ferd. Stein, Lafontaines Einfluſs auf die deutsche Fabeldichtung des 18. Jahrhunderts. 40 S. 4.

O. Ulbrich, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische. (Berlin, Gärtner.) 177 S.

Chr. Vogel, Taschenbuch der Handelskorrespondenz in deutscher und französischer Sprache. 15. Aufl. (Leipzig, Glöckner.) 2 Teile, zus. 4 M.

Eugen Wolter, Lehr- und Lesebuch der französ. Sprache. I. 2. verm. u. verb. Aufl. (Berlin, Gärtner.) 246 S.

Dr. Zschalig, Metrische Übertragungen französischer Gedichte. 24 S.

Slavische Sprachen.

P. Fuchs, Russische Konversationsgrammatik zum Schul- und Selbstunterricht. 2. Aufl. (Heidelberg, Groos.) 380 S. Schlüssel dazu 155 S. (Methode Gaspey-Otto-Sauer.)

Digitized by Google

Richard Brinsley Sheridan.

Von
Robert Philippsthal.

Es ist keine seltene Erscheinung in den modernen Litteraturen, daſs ein Schriftsteller mit dichterischen Erzeugnissen seine Laufbahn beginnt, um sie als Politiker zu beendigen. Die Gründe dafür sind mannigfaltig. Der eine mag sein Talent nicht genügend kennen, rhetorische Anlagen für poetische halten, und, da es ihm anfangs nur darauf ankommt, sich bemerkbar zu machen, sich auszuzeichnen, sich Rang und Stand zu erkämpfen, so umkleidet er oft wenig poetische Gedanken mit dem Flitterstaate und dem Geprunke der Poesie. Ein Glück, wenn sich unter dem prächtigen Gewande Gedanken verbergen, die durch Tiefe ersetzen, was ihnen an echter Poesie fehlt. Andere von gleich glücklichen Anlagen suchen von Anfang an politische Propaganda zu machen und eigene Ideen zu popularisieren, indem sie dieselben in die Form gieſsen, die ihnen die weiteste Verbreitung sichert. Pamphlete und Flugschriften liest nicht jedermann, aber Romane dringen in die Boudoirs, denen schwerer verständliche und weniger spannende Bücher verschlossen bleiben würden. Beaconsfield mag aus diesem Grunde zum Romanschriftsteller geworden sein. Die englische Litteratur kann sich am meisten solcher Dichter und Schriftsteller rühmen. Litterarischer Geschmack, Interesse für Litteratur und Liebe zur leichten Lektüre sind weit verbreitet in England; und das seit langer Zeit. Nicht weniger, vielleicht noch mehr fesselt den Engländer das politische Leben und Treiben. Bald ist das eine, bald das andere Interesse am höchsten; öfter treffen beide zusammen, und hervorragende Litteraturdenkmäler, klassische Er-

Digitized by Google

zeugnisse sind für die eine der politischen Parteien geschrieben, ohne daſs die Tendenz sie wie ein Brandmal verunstaltete; so ist der „Hudibras" ein ziemlich tadelloses Kunstwerk, obgleich er vor allem eine Parteisatire sein sollte. Spenser vertiefte sich in politische Studien, Milton erkämpfte die Freiheit der Presse, Defoe und Swift griffen mit der ganzen Gewalt ihrer poetischen und schriftstellerischen Talente in die politische Bewegung ihrer Zeit ein, und Addison schrieb seine novellistischen Zeitungen, während er an der Regierung des Landes teilnahm. Genug; die aufgestellte Behauptung wäre unschwer durch weitere Beispiele zu erhärten. Selten aber hat jemand seine erfolgreiche dichterische Thätigkeit so schnell und so gänzlich aufgegeben, um sich mit der ganzen Gewalt seiner rhetorischen Gaben der Politik zu widmen, wie Richard Brinsley Sheridan.

Unstreitig ist Sheridan das letzte groſse dramatische Talent, das die englische Litteratur hervorgebracht hat; jedes seiner Stücke erzielte einen vollen Erfolg, und wenn sie auch vielleicht an innerer Wahrheit, an Mannigfaltigkeit der Charaktere, an Ursprünglichkeit der Handlung den Stücken der älteren Lustspieldichter des 18. Jahrhunderts nachstehen, so haben sich doch von seinen fünf Originalstücken bis heute drei auf der Bühne erhalten, ein Erfolg, der nur wenigen Werken und nur den auserwählten Geistern zu teil wird. Trotzdem ist seine poetische Thätigkeit ebensowenig wie seine politische in Deutschland ausführlich betrachtet worden.

Irland, jene unruhige Smaragdinsel, der England einen Swift, einen Goldsmith und einen Sterne, ohne andere zu nennen, verdankt, war das Vaterland dieses witzvollen und geistreichen Schriftstellers. In Dublin wurde Richard Brinsley Sheridan im September 1751 geboren. Wenn jemals die Musen ein Kind in der Wiege begrüſst und gesegnet haben, so geschah es gewiſs hier. Denn Vater und Mutter rühmten sich der Gunst derselben. Jener war zwar weniger ein schaffender Dichter als ein Meister der Deklamation und ein Lehrer der Schauspielkunst, diese dagegen schrieb Romane und Dramen, von denen wenigstens einem das Lob eines gewiegten Kenners wie des groſsen Schauspielers Garrick zu teil wurde. Die glänzenden Anlagen Sheridans offenbarten sich erst ziemlich spät; denn merkwürdigerweise machte

Digitized by Google

er auf seine ersten Lehrer den Eindruck eines auſsergewöhnlich dummen und schwer zu unterrichtenden Knaben. Sie plagten sich beharrlich, ohne den Punkt finden zu können, von dem aus sie ihren Unterricht auch bei ihm fruchtbar zu machen vermochten. Ein Wechsel der Schule nützte auch nicht viel. Trotzdem begann Sheridan frühzeitig auf litterarische Unternehmungen zu sinnen, Theaterstücke zu entwerfen, erfolglose Zeitungen zu schreiben und poetische Übersetzungen, wie z. B. der Idyllen des Theokrit, zu veröffentlichen. Im achtzehnten Jahre begeisterte ihn Goldsmiths „Landprediger von Wakefield“, der erst vor ein paar Jahren erschienen war, zu einem Schauspiele, das ebenso wie einige andere Stücke zu seinem Glücke nie aufgeführt noch veröffentlicht worden ist. Bevor er mit Erfolg zu schaffen lernte, muſste er selbst Erfahrungen sammeln. Diese machte er auch bald. Bitter und süſs waren sie zugleich, und so dramatisch und romantisch, daſs er die eigenen jungen Leiden gehörig verändert und ausgeschmückt auf die Bühne bringen und eines groſsen Erfolges sicher sein konnte. Sheridan befand sich mit seinen Eltern und Geschwistern in Bath, dem damaligen Bade der vornehmen englischen Gesellschaft. Dort lebte zu derselben Zeit eine junge sechzehnjährige Sängerin Eliza Linley mit ihrem Vater, der ein angesehener Komponist war. In der kleinen, aber kostbaren Bildersammlung zu Dulwich bei London hängt ein prächtiges lebensgroſses Gemälde von ihr und ihrer Schwester. Wer es einmal betrachtet hat, wird nie die reizende, schlanke Gestalt vergessen, wird immer die geistreichen, glutvollen Augen vor sich leuchten sehen, die liebreich auf die vor ihr sitzende Schwester hinabblicken, und wird nur bedauern, daſs das Bild stumm ist, daſs die Stimme nicht mehr ertönt, die sirenenhaft so viele zu entzücken und zu begeistern vermochte. Darüber stimmen alle Zeitgenossen überein, indem sie nicht weniger ihr tugendhaftes Wesen rühmen. Kein Wunder, daſs bei allen diesen Reizen Sheridan, sein Bruder und seine Freunde zu ihren Bewunderern gehörten. Aber die Gunst der Allgeliebten war nicht leicht zu erobern. Ein älterer, verheirateter Mann verstand das junge, unerfahrene Mädchen in seine Netze zu locken. Sheridan kannte den Charakterlosen, sah das Unglück voraus, das die Verehrte bedrohte, machte ihr unter Beteuerung seiner eigenen aufrichtigen

Digitized by Google

Liebe die Gefahr, in der ihr guter Ruf schwebte, klar, und überredete sie, mit ihm über Nacht nach Frankreich zu entfliehen. Darauf Selbstmordversuch der Künstlerin und Flucht des Liebespaares, das bald nach seiner Ankunft sich in einem Dorfe bei Calais trauen lieſs und ein Jahr nach der schnellen Rückkehr und der Vergebung der Eltern diese Ceremonie englischer Sitte gemäſs mit gröſserer Feierlichkeit von neuem durchmachte. Was dazwischen lag, war ein zweimaliges Duell mit dem lästigen Nebenbuhler, der Eliza Linley nach ihrem Bruche durch eine Schmähschrift beleidigt hatte, ein Duell, das zwar grotesker weder gedacht noch im Lustspiele dargestellt werden kann, aber in dem Sheridan zuletzt lebensgefährlich verwundet wurde. Es ist ein gutes Zeichen, wenn es dem angehenden Schriftsteller gelingt, eigene Erlebnisse dichterisch aufzufassen und auszugestalten. Sheridan war so glücklich; in seinen „Nebenbuhlern" brachte er diese Geschichte zum Teil auf die Bühne und erzielte damit einen groſsen Erfolg. Damals war er 23 Jahre alt und schon zwei Jahre der glückliche Gatte der gefeierten Sängerin. Im folgenden Jahre schrieb er zwei Stücke: die Posse „Der St. Patricks Tag oder der listige Lieutenant" und die komische Oper „Die Duegna", zu der sein Schwiegervater Linley die Musik komponierte. Der Erfolg war unerwartet; seitdem die frivole „Bettler-Oper" von Gay aufgeführt worden war, hatte keine Oper einen so groſsen Erfolg gehabt. Dieser kaum geahnte Beifall brachte ihn schnell von den erst begonnenen juristischen Studien ab. Als sich ihm die Gelegenheit bot, Theaterbesitzer zu werden, erwarb er gemeinschaftlich mit seinem Schwiegervater und einem Doktor Ford von Garrick das Drury-Lane Theatre, das damals wie heute zu den hervorragendsten Schauspielhäusern Londons gehörte. Nachdem er ein älteres Stück von Vanbrugh für eine Wiederaufführung bearbeitet hatte, schrieb er sein Meisterwerk „Die Lästerschule". Den Schluſs seiner litterarischen Laufbahn bildet das satirische Lustspiel „Die Kritik oder die Theaterprobe", in dem er litterarische Widersacher auf die Bühne brachte und verspottete. Damit hörte er im Alter von 28 Jahren auf, für die Bühne zu schaffen; denn daſs er später noch Kotzebues „Die Spanier in Peru" unter dem Titel „Pizarro" zur Aufführung brachte, kann kaum ins Gewicht fallen, obgleich er auch mit

Digitized by Google

diesem Stücke idealen und materiellen Lohn reichlich erzielte. Es war keine Rückkehr zur Schriftstellerei, sondern ein letztes Erglimmen der alten Liebhaberei. Was Sheridan an der einzigen, durch keinen Miſserfolg beeinträchtigten dichterischen Thätigkeit verhinderte, war die Politik, in die er bald nach der Aufführung der „Kritik“ verflochten wurde. Schon dieses letzte Stück zeigte den Wechsel seiner Ideen; es war rein litterarisch, während alle vorangegangenen mehr oder weniger harmlose Satiren auf die gesellschaftlichen Verhältnisse waren. Aber die Politik begann gerade damals wieder alle Geister in England zu fesseln, während die vorangegangene Zeit ihr weniger Interesse abgewonnen hatte. Pitt, Fox, Burke waren zu seiner Zeit die gefeiertsten Redner im Parlamente, Männer, wie sie wohl selten in neuerer Zeit ein Land zugleich besessen hat. Es war die persönliche Bekanntschaft mit Fox, die Sheridan zur Bewerbung um einen Sitz im Parlamente veranlaſste. Mit 29 Jahren hielt er seine erste Rede. Seine politischen Freunde hatten seine Begabung nicht überschätzt; in wichtigere Verhandlungen verfehlte er nicht einzugreifen, nachdem er sich Sachkenntnis genug erworben hatte. Anfangs gehörte er der Opposition an; sobald aber das Tory-Ministerium gestürzt war, und Sheridans Freunde, die Whigs, ans Ruder kamen, erhielt er als Unterstaatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten Sitz im Ministerium Rockingham. Nach dem Fall des letzteren wurde er Schatzsekretär unter Pitt, und zuletzt im Jahre 1806 ward er von Fox mit dem Amte eines Unterstaatssekretärs im Marineministerium betraut. So hoch er auch gestiegen war, so wenig wuſste er doch seine persönlichen Angelegenheiten würdig zu führen und ordentlich zu verwalten. Früh war seine zarte Frau ihm durch die Schwindsucht entrissen worden, und er hatte sich 1795 zum zweitenmal verheiratet. Obgleich diese zweite Heirat ihn in den Besitz einer groſsen Geldsumme brachte, so schrumpfte doch sein Vermögen mehr und mehr zusammen. Gänzlich verarmt, körperlich und geistig gebrochen, aber allgemein betrauert starb er am 7. Juli 1816. Ein prächtiges Leichengefolge, dem der Hof nicht fehlte, geleitete ihn zu seiner letzten Ruhestätte in der Westminsterabtei. Dort ruht er friedlich neben Richard Cumberland, dem Manne, den er in der „Kritik“ so herzhaft verspottet hat. Eine

Digitized by Google

groſse Steinplatte mit gelber metallener Aufschrift bedeckt seine irdischen Überreste in diesem uralten Wunderbau englischer Gröſse und Ruhms.

Seltsam, wie sich Sheridans frühzeitiges Alter und seine Kindheit gleichen. Während er in seinen Knabenjahren zur Verzweiflung der Eltern schwer zu unterrichten war, machte er in seinen letzten Jahren den Eindruck eines vorzeitig gebrochenen, stumpfsinnigen Greises. Dazwischen aber lagen Jahre der heitersten, übermütigsten Laune, in denen er die Menschen nicht nur mit den Gebilden seiner Darstellungsgaben ergötzte und mit dem rauschenden Strome seiner Beredsamkeit entzückte und überredete, sondern auch sie im leichten, harmlosen Geplauder anzog. Immer aber war der Grundzug seines Charakters eine gewisse Unlust zur Arbeit und groſse Liebe zur Geselligkeit gewesen. Er lebte, um das Leben zu genieſsen, und die Arbeit unterbrach nur zeitweilig sein genuſsreiches Dasein, ja er suchte endlich beides zu verbinden, indem er sich durch den erregenden Geist des Weins in die rechte Stimmung für seine Lustspiele versetzte. Trotzdem nahm er es nicht leicht mit seinen Arbeiten. Wie sein Biograph Thomas Moore, der seine Manuskripte gründlich geprüft hat, bemerkt, hat Sheridan alles, was er schrieb, sorgfältig gefeilt und verbessert, und manches, wie den ersten Akt der Lästerschule, zweimal umgearbeitet. Aber das Interesse, das er an seinen Arbeiten nahm, war sehr ungleich; oft verschob er das Ende derselben so lange, bis ihn die Schauspieler zum Abschlusse drängten, oder der Tag kam, an dem er unweigerlich sein Referat vortragen muſste. Das zeigt Sheridans Sinnesart genügend. Er war unbesonnen, aber gut, leichtlebig, aber zuvorkommend, scharf, aber auch gutmütig. Schnell stürzte er sich nach seiner Verheiratung in ein üppiges, kostspieliges Leben. Das junge Paar wollte nicht nur auf den Bällen der Vornehmsten tanzen, sondern auch diese in ihrem Hause belustigen. So zerrann schneller als sie glaubten die Mitgift der Frau. Sheridans Stolz lieſs ein öffentliches Auftreten seiner Frau nicht zu, obgleich ihr ungeheure Summen dafür geboten wurden. Mit ungeheurem Leichtsinn gab er sich der Spielwut hin, und wie weit seine Gleichgültigkeit ging, zeigt der folgende Vorfall. Als im Februar 1809 sein Theater in Flammen stand und alle Be-

Digitized by Google

mühungen, es zu retten, vergeblich waren, begab er sich aus der Parlamentssitzung, wo er einen seinetwegen eingebrachten Vertagungsantrag bescheiden abgelehnt hatte, ruhig an die Unglücksstätte, und, kaltblütig in einem gegenüberliegenden Kaffeehause Platz nehmend, sagte er zu seinen Freunden, die ihm ihr Mitleid bezeigten: „Man darf doch wohl an seinem eigenen Feuerherde ein Glas Wein trinken.“

Nicht die Höhen der Poesie sind es, die ein solcher Mann zu erklimmen sich bestrebt. Ihm genügt es, das zu schildern, was ihm rings umher begegnet. Der Inhalt seines ersten Stückes wurde oben schon angedeutet. Lydia Languish, ein junges Mädchen, will sich nicht mit demjenigen vermählen, den ihr ihre Tante und Hüterin, die Mrs. Malaprop, ausgewählt hat. Ihr Grund ist der triftigste. Sie verachtet diesen, ohne ihn je gesehen zu haben, und liebt, wie sie meint, einen anderen armen, aber biederen Jüngling, der ihr auf Schritt und Tritt folgt. Die Armut desselben ist aber nur erheuchelt. In Wirklichkeit ist er nicht der Fähnrich Beverley, sondern der Captain Absolute, der Sohn eines Edelmanns, für den der Vater gerade im Bunde mit Mrs. Malaprop eine Verheiratung mit Lydia plant. Von dieser Absicht will der Sohn kein Wort hören, bis er erfährt, daſs seine Geliebte eben jenes Mädchen ist, mit dem der Vater ihn verheiraten will. Gemeinsam machen sie der Tante und der Nichte einen Besuch. Das schöne Kind erkennt ihren armen Fähnrich, begrüſst ihn mit dem vertrauten Namen und, beleidigt über den Betrug, den er ihr vorgegaukelt, will sie ihn nie wiedersehen. Denn sie ist plötzlich fest davon überzeugt, daſs er sie nur ihres Geldes wegen heiraten will, das sie nach testamentarischer Bestimmung erhält, sobald sie sich standesgemäſs verheiratet. Betrübt eilt sie zu einer verständigeren Freundin, die auch mit ihrem Geliebten in Hader geraten ist, und kaum hat sie dieser ihren Kummer geklagt, als ein Bote mit der Meldung ins Zimmer stürzt, daſs ihretwegen ein Duell stattfinden soll. Denn um Lydia bewarb sich noch ein anderer junger Mann, der, aufgebracht über das Glück seines Nebenbuhlers Beverley, diesen durch Captain Absolute fordern läſst. Natürlich gerät er auſser Fassung, als ihm das Unfaſsbare klar gemacht wird, daſs sein Gegner und sein Sekundant nur eine Person sind. Beschämt

Digitized by Google

verzichtet er auf sein Vorhaben. Aber ein anderer Herr, Lucius O'Trigger, der sich vom Captain Absolute ebenso sehr wie von dessen Doppelgänger Beverley beleidigt glaubt, will durchaus das Duell ausfechten. Es geschieht. Eben hat der erste Gang stattgefunden, als von allen Seiten die Damen herankommen. Die Liebespaare versöhnen sich und Lucius O'Trigger hört die erbauliche Nachricht, dafs es nicht Lydia, sondern die Mrs. Malaprop selbst war, mit der er heifsglühende Liebesbriefe gewechselt hat. Nichts bleibt ihm übrig, als sein oft beteuertes Wort zu halten und die Alte heimzuführen. —

Unbedeutender ist der kleine Scherz, den Sheridan „St. Patricks Tag" betitelte; es ist nichts mehr als ein Fastnachtsspiel, wie schon der Titel ankündigt. Der Lieutenant O'Connor liebt die Tochter des Landrichters Credulous, der nichts mehr hafst als die Offiziere. Der Vater schlägt O'Connors Bewerbung ab und sucht, um ganz sicher vor ihm zu sein, einen starken Diener, der seine Tochter Lauretta auf ihren Spaziergängen begleiten soll. Ein gemeinsamer Freund, Doktor Rosy, führt ihm einen handfesten Mann zu. Auf dem ersten Spaziergang giebt sich dieser seiner Schutzbefohlenen als Lieutenant O'Connor zu erkennen. Der Richter beobachtet, wie der Diener seine Tochter umarmt, und ohne auf die Ausrede zu hören, dafs dieselbe in Ohnmacht gefallen sei, entläfst er den gefährlichen Menschen. Aber kaum ist er fort, als die Frau des Richters von dem so schmählich Entlassenen die Nachricht erhält, dafs er Gift in die Schokolade des Richters gemischt habe. Man redet dem Leichtgläubigen eine schwere Krankheit ein; man sendet zu Doktor Rosy, der sein Gesicht in tausend Falten zieht und keine andere Rettung weifs, als die Hilfe eines deutschen Quacksalbers in Anspruch zu nehmen. Das geschieht und der Gerufene kommt. Auch er sagt, der Tod sei im Anzuge. Solle er retten, so verlange er ein Honorar von 1000 Pfund Sterling. Da tritt die schöne Tochter ins Zimmer; über ihre Schönheit entzückt, will der Quacksalber auf das Honorar unter der Bedingung verzichten, dafs man ihm Laurettas Hand verspricht. Froh, sein Leben ohne grofse Kosten zu retten, willigt der Richter ein, und der Quacksalber verordnet ihm eine noch billigere Arznei, indem er die Vergiftungsgeschichte als einen Betrug, sich selbst aber als

Digitized by Google

der viel gehaſste Lieutenant O'Connor zu erkennen giebt. Der todkranke und ängstliche Richter ist aber augenblicklich geheilt und macht gute Miene zum bösen Spiel.

Der komischen Oper „Die Duegna" liegt eine viel verwickeltere Geschichte zu Grunde. Don Jerome ist im Begriffe, seine Tochter Donna Louisa mit dem reichen Juden Isaac Mendoza zu verheiraten. Da diese sich dem Plane des Vaters nicht fügen will, wird sie in ihrem Zimmer eingeschlossen. Es gelingt ihr, dort ihre alte Zofe, die Duegna, zu bestechen und das Haus zu verlassen. Kaum hat sie die Straſse gewonnen, als ihr Isaac Mendoza begegnet, den sie ersucht, sie auf dem kürzesten Wege ins Kloster zu führen, wo sie mit ihrem Geliebten und seinem Rivalen zusammenzutreffen hofft. Mendoza erkundigt sich nach Louisa und erhält von ihr, die sich für deren Freundin Donna Clara ausgiebt, die Auskunft, daſs sie weder jung noch schön zu nennen sei und eine genaue Schilderung ihrer Persönlichkeit, die sich vortrefflich mit der der Duegna deckt. Im Bewuſstsein, recht schlau und zu seinem Vorteil zu handeln, eilt er zu Don Ferdinand und führt so, ohne es zu ahnen, seinen Nebenbuhler zu der, die er ihres Geldes wegen zu heiraten wünscht. Freudestrahlend meldet er sich darauf bei Don Jerome, läſst sich in das Zimmer seiner Auserwählten führen und macht der Duegna im festen Glauben, daſs sie Louisa sei, ein Heiratsversprechen. Den Betrug bemerkt er erst, als er im Kloster der Trauung jenes glücklichen Liebespaares beiwohnt, deren Bund er selbst mit bewirkt hat. Inzwischen hat sich hier auch die Donna Clara mit ihrem Bräutigam zusammengefunden, die sich gemeinschaftlich mit ihren Freunden trauen lassen. Don Jerome, die Duegna und Isaac treffen sich hier, ohne es zu wissen. Jetzt erkennt Jerome seinen Miſsgriff. Ein Zurücktreten von seinem Worte ist unmöglich; zur Freude aller muſs Isaac Mendoza die alte, arme Duegna heiraten.

Bedeutender und weniger verwickelt ist die Fabel der Lästerschule. Hier ist der alte Stoff, den Schiller in den Räubern tragisch behandelte, in komischer Weise verarbeitet worden. Charles Surface ist leichtsinnig, aber gut; Joseph, sein älterer Bruder, ernst, aber scheinheilig. Im Bunde mit der klatschsüchtigen, müſsigen und frivolen Gesellschaft sucht Joseph seinen

Digitized by Google

Bruder um seinen guten Ruf, sein Vermögen und seine Braut Maria zu bringen. Sir Peter Teazle, der Vormund Maries, hat sich erst vor kurzem mit einem jungen Mädchen verheiratet. Aus den einfachen Verhältnissen ihrer ländlichen Umgebung sieht diese sich plötzlich in ränkesüchtige Kreise versetzt, die ihr Bestes zur Verhinderung eines guten Einvernehmens zwischen den Neuvermählten thun. Es gelingt Joseph, die junge Frau für sich zu interessieren und ihre Gunst zu gewinnen. Bei einem Besuche, den sie ihm macht, überrascht sie ihr Gemahl; sie verbirgt sich hinter einer spanischen Wand und hört nun, wie Sir Peter Teazle sie auf Grund von gefundenen Briefen eines Verhältnisses mit Charles beschuldigt, als dieser unerwartet ins Zimmer tritt. Teazle zieht sich in ein Nebenzimmer zurück. Joseph beginnt Charles wegen jener Klage Vorstellungen zu machen. Um sich zu rechtfertigen, ruft der so plötzlich und unschuldig Angeklagte Teazle aus dem Nebenzimmer. Bevor er seine Entschuldigung vorbringen kann, sieht er ein Damenkleid hinter der spanischen Wand hervorschimmern und hört die Robe knistern und rauschen. Das bringt den Leichtsinnigen sofort auf andere Gedanken; mutwillig stöſst er die Wand um, und überrascht sehen beide die Lady Teazle. Diese aber entlarvt den scheinheiligen Joseph, ohne die Folgen ihres Schrittes zu fürchten. Diesem naht Gefahr noch von einer anderen Seite. Niemand bemüht sich mehr, das wahre Wesen der beiden Brüder zu ergründen, als ihr Onkel Sir Oliver Surface, der, von Indien zurückgekehrt, viel Böses von dem jüngeren und viel Gutes von dem älteren gehört hat. Das macht ihn stutzig. Als Geldleiher verkleidet begiebt er sich zu Charles und sieht seinen Leichtsinn, seine Verschwendungssucht, aber bemerkt auch die natürliche Güte seines Herzens, die ihn veranlaſst, einen groſsen Teil einer eben aus dem Verkaufe einer Galerie von Familienbildern gelösten Summe einem armen Verwandten zu geben, ohne seiner groſsen Verschuldung zu gedenken. Unter der Maske dieses armen Verwandten naht er darauf Joseph. Hart und stolz weist ihn dieser von der Schwelle. Während Sir Oliver Liebe und Hochachtung vor dem ostindischen Onkel bei Charles findet, bemerkt er, wie Joseph schon auf den Tod desselben sich freut. Demgemäſs behandelt er seine Neffen. Den leichtsinnigen Charles

Digitized by Google

führt er in die Arme seiner Maria, der er eine groſse Mitgift schenkt, den scheinheiligen Joseph aber enterbt er.

In einer ganz anderen Sphäre spielt sich die „Kritik“ ab. Sie zerfällt in zwei gesonderte Teile. Der erste bringt das Haus und das Treiben eines Kritikasters zur Anschauung, in dessen Zimmer sich eine Flut von Briefen wälzt, die um günstige Besprechungen, gute Theaterplätze, Beschäftigung an guten Theatern und um ein Gutachten über eben vollendete Trauerspiele bitten. Der zweite Teil zeigt ein Theater, auf dessen Bühne man die letzte Probe einer neuen Tragödie vornimmt. Keine lustigere Komödie kann ersonnen werden als diese Tragödie. Ihr Verfasser und der Kritiker nebst einem Freunde wohnen der Probe bei, die sie häufig mit weisen oder vielmehr lächerlichen Bemerkungen unterbrechen. Beide Teile sind nur lose miteinander verbunden. Eine Verwickelung ist durchaus nicht angestrebt.

Es waren gewiſs mehr die Bedürfnisse des Theaterleiters als künstlerische Erwägungen, die Sheridan die Anregung zum „Ausflug nach Scarborough“ und dem „Pizarro“ gaben. Sheridan hat sich niemals gescheut, seine Motive da zu schöpfen, wo er fruchtbare Verwickelungen, komische Einfälle und fesselnde Charaktere fand. Wem er die beiden eben erwähnten Stücke entlieh, hat Sheridan nicht verschwiegen; schwieriger sind die übrigen Entlehnungen festzustellen, über die er kein Wort gesagt hat; und doch kann kein Zweifel darüber walten, daſs sie zahlreich vorhanden sind. So sollen in die „Nebenbuhler“ einige Züge aus „Sidney Bidulph“, einer Novelle von seiner Mutter, geflossen sein, und wahrscheinlicher noch ist es, daſs der Captain Absolute, der als Fähnrich verkleidet seiner Geliebten folgt, und diese selbst dem romantischen Liebespaare in Smollets Roman Humphrey Clinker nachgeschaffen ist. Die Ähnlichkeit ist wenigstens sehr groſs, obgleich ein augenscheinlicher Beweis hier so wenig wie bei den anderen Entlehnungen zu erbringen ist. Der Priester, der in der Duegna feierlich die beiden liebenden Paare und das sich nicht liebende einsegnet, hat die gröſste Ähnlichkeit mit dem Pfaffen in Drydens „Spanischem Mönch“, und die Scene, in der der Jude das Mädchen, das er selbst heiraten will, seinem Nebenbuhler übergiebt, hat eine packende Ähnlichkeit mit derjenigen in Wycherleys „Landfrau“, in der ein Mann, der

Digitized by Google

immer um die Standhaftigkeit seiner Braut besorgt ist, die er eigens für sich auf dem Lande so einfach wie möglich erziehen lassen hat, verschleiert in das Haus ihres heimlichen Geliebten bringt. Farquhars „Werbeoffizier“ mag Sheridan die Anregung zum „St. Patricks Tag“ gegeben haben, wie ihm wohl Molières George Dandin in einer der komischsten Scenen in der „Lästerschule“ vorgeschwebt haben mag. Darüber aber kann vollends kein Zweifel herrschen, daſs der „Lästerschule“ der Fieldingsche Meisterroman „Tom Jones“ zu Grunde liegt. Das Verhältnis der beiden Brüder untereinander, ihr Charakter, Maries Treue für den einen und standhafte Abweisung der Anträge des anderen, und die Scene, in der sich die Lady Teazle hinter der spanischen Wand verbergen muſs, finden sich in diesem Romane. Neuerdings ist derselbe mit groſsem Glück und Erfolg von Robert Buchanan dramatisiert worden. Während dieser sich in der „Sophia“ mit peinlicher Genauigkeit an den Gang des Romans hält, hat ihm Sheridan nicht viel mehr als das Grundmotiv entnommen, wie auch mittelbar Karl und Franz Moor und Amalia aus ihm stammen. Die groſse Ähnlichkeit mit demselben hat Sheridan dadurch verwischt, daſs er diesen Stoff mit dem der „Lästerschule“ verband, und was ursprünglich zwei Lustspiele werden sollten, zu einem einzigen verschmolz. In der „Kritik“ adoptierte der Dramatiker ein altes Muster, eine alte Form, in die er einen ganzen neuen Inhalt goſs. George Villiers, Herzog von Buckingham, hatte im Jahre 1600 Dryden und Davenant, die Häupter der sogenannten heroischen Tragödie, und einige unbedeutendere Dramatiker in dem Lustspiele „Die Theaterprobe“ siegreich verspottet. Unter der Maske eines faden, albernen, eitlen und eingebildeten Dichters Bayes brachte er Dryden, vielleicht auch Davenant oder beide zugleich, auf die Bühne, lieſs diesen sein Rezept für Theaterstücke auseinandersetzen und endlich sein neuestes Stück von seinen Schauspielern probieren, das stark mit bombastischen, ernsthaft gemeinten, aber lächerlich wirkenden Versen aus den Dramen der durchgehechelten Dichter gepfeffert ist. Nicht anders machte es Sheridan. Wie Villiers einen Vernichtungsschlag gegen das heroische Drama führte, so ging Sheridan gegen das rührselige, weinerliche Schauspiel vor und brachte als Sir Fretful Plagiary den eitlen und neidischen

Digitized by Google

und im Grunde genommen recht unbedeutenden Richard Cumberland auf die Bühne. Aber wie immer gelang es Sheridan auch in diesem Lustspiele, sich von seinem Vorbilde unabhängig zu machen. Nur an wenigen Stellen stimmt er näher mit dem alten, durch das ganze 18. Jahrhundert noch oft dargestellten Lustspiele überein. Anders freilich verhält es sich mit dem Lustspiele „Ein Ausflug nach Scarborough“, das Sheridan nur dem veränderten Zeitgeschmacke anpaſste. Unter diesem Titel feierte das erste Stück des Dichters und Architekten Vanbrugh, „Der Rückfall oder die Tugend in Gefahr“, das wahrscheinlich 1597 als Fortsetzung von Colley Cibbers „Der Liebe letzte List“ geschrieben wurde, seine Auferstehung. Cibbers damals erfolgreiches Lustspiel war zu Sheridans Zeit so gut wie verschollen. Wollte er das Stück Vanbrughs spielen lassen, so muſste er den Zusammenhang mit jenem lösen. Dies that Sheridan, indem er den neuen Teil des Lustspiels zur Haupthandlung machte, der bei Vanbrugh nur untergeordnete Bedeutung hatte. Damit war die Aufgabe des Bearbeiters noch nicht gelöst. Vanbrughs Zeit war eine äuſserst liederliche und frivole, die Lustspiele keck, lüstern und zotenhaft. Durch die Flugschriften von Jeremy Collier, der sich gegen die Verderbtheit der Bühne wandte, war bald darauf der Ton der Stücke gehoben worden. Tiefergehend aber war der Einfluſs, den die Gebrüder Wesley, die Stifter der Methodisten, mit ihrer religiösen Begeisterung ausübten. Kunst und Dichtung muſsten dem neuen und dauernden Aufschwunge des religiösen Gefühls folgen, und wenn die älteren Lustspiele dem neuen tiefer und reiner fühlenden Geschlechte genieſsbar sein sollten, so muſsten sie von allen schlechten Auswüchsen gereinigt werden. Dies hatte Garrick mit Wycherleys „Landfrau“, die er „Landmädchen“ betitelte, gethan und Sheridan folgte ihm. Es ist bewundernswert, wie gründlich Sheridan mit den Zoten aufräumte, wie er unverständlich gewordene Anspielungen durch zündende Schlagwörter ersetzte, wie er die Idee des Ganzen hob und verfeinerte, wie er die groſse Schwatzhaftigkeit und Weitschweifigkeit des Vanbrugh eindämmte, ohne doch nur einen guten Witz zu opfern, und wie er dem ganzen Stücke eine strengere, festere Form, einen logischeren Aufbau zu geben verstand. — Das letztere ist auch sein wesent-

Digitized by Google

liches Verdienst bei der Bearbeitung des Kotzebueschen Stückes. Wenn Kotzebue schon auf stark theatralische Wirkung hingearbeitet hatte, so übertraf ihn Sheridan darin noch an Geschicklichkeit. Jener darin ausgeprägte Rousseausche Gedanke, daſs die wilden Stämme besser als die civilisierte Menschheit seien, wird ausdrücklicher hervorgehoben. Las Casas Doktrin tritt mehr als bei Kotzebue hervor, Coras Charakter ist edler und stärker, der Verlust ihres Kindes macht sie nicht irrsinnig wie im Originale. Die Kampfscenen sind fast ganz beseitigt. Dafür aber wird das ganze Stück mehr auf den persönlichen Konflikt zwischen Pizarro und dem edelmütigen Alonzo, der für die Peruaner kämpft, zugespitzt. Darum fällt Pizarro durch Alonzos Hand, was bei Kotzebue nicht geschieht. Sheridan folgt in der Hauptsache dem Dialoge des Originals, oder vielmehr einer der vielen Übersetzungen, die ihm zur Verfügung standen; denn er selbst konnte kein Deutsch. Aber indem er überall kürzt, hinzusetzt, abgebrochene Zwischenreden zusammenzieht und einige Stellen früher bringt als seine Vorlage, hat er das Stück logischer gestaltet.

Der gute Aufbau, die Verwickelung und die spannende Steigerung bilden überhaupt die Vorzüge Sheridans. Die strenge Komposition des Lustspiels ist ihm am besten in den „Nebenbuhlern“, weniger gut in der „Lästerschule“ gelungen. Man merkt es, daſs das letztere Stück ursprünglich nicht ein Ganzes bildete; die beiden einzelnen, anfänglich getrennten Stücke sind wohl miteinander verbunden, aber die Nieten sind in dem Schweiſswerke noch sichtbar. Eine Fülle von Vorfällen, eine mannigfaltige Handlung, eine lebendig gegeneinander intriguierende Menge wollen fast den Rahmen des Schauspiels sprengen, was sich äuſserlich in einem häufigen Scenenwechsel zu erkennen giebt. Das ist in allen seinen Stücken der Fall. Die Intrigue ist immer eine doppelte und die Einheit meist nur lose und äuſserlich. Aber die eine der Handlungen steht stets im Mittelpunkte, ihr weiſs er das meiste Interesse zu geben, während er der anderen nicht viel mehr als episodische Bedeutung zuerteilt.

Genau betrachtet ist es ein Grundmotiv, das sich in allen Lustspielen Sheridans wiederholt, abgesehen natürlich von der ganz besonders gearteten „Kritik“. In allen bildet den Kern der

Digitized by Google

Handlung der Ungehorsam eines jungen Mädchens, das den von seinem Vormunde oder seinem Vater begünstigten Heiratskandidaten abweist, um einem Geliebten zu folgen. In diesem Bestreben ist es auch jedesmal glücklich; immer weiſs es, seinen Herzenswunsch auf die eine oder die andere Weise durchzusetzen. Die Mittel dazu sind ganz verschieden. Aber eins kehrt immer wieder: der Geliebte oder die Geliebte verkleidet sich, um miteinander verkehren zu können, so in der komischen Oper, in der Farce und in den „Nebenbuhlern“. In der „Lästerschule“ ist es der indische Onkel, der freilich aus anderen Gründen verkleidet auftritt, ein Zug, mit dem auch schon die älteren Dramatiker des Jahrhunderts, ebenso wie Molière, groſse Wirkung erzielten. Damit hängt Sheridans Vorliebe für den Kontrast zusammen. So oft er es nur erreichen kann, stellt er den Feind dem Widersacher, den Nebenbuhler dem Mitbewerber gegenüber, ohne daſs diese sich jedoch erkennen, ein Verfahren, das die Zuschauer wohl in atemloser Spannung erhält, aber die Handlung im groſsen ganzen allzu phantastisch und unnatürlich macht. Dies ist der schlimmste Vorwurf, den man Sheridan machen kann. Er verstand es nicht, sich hierin zu mäſsigen, und so häufte er die Verwickelungen ungebührlich an. Den Fehler seiner Zeit, Ernstes und Heiteres, Lächerliches und Würdiges miteinander zu vermengen, hat er allerdings gründlich und geflissentlich vermieden, ja sogar mit scharfen Worten in der „Kritik“ gegeiſselt. Er ist immer witzig und heiter, aber niemals ernst. Er will, daſs man lacht, und kann es nicht ertragen, daſs die Bühne einem anderen Zwecke als der edlen Belustigung des Volkes dienen soll. Ein Stück, das auf eine Moral zugespitzt ist, ist ihm ein Unsinn, ein Unding. Ebensosehr verabscheute er die leere, gespreizte Sprache einiger seiner Zeitgenossen und bemühte sich, die gewöhnliche Umgangssprache nachzuahmen, wie es einst sein Vorbild Vanbrugh gethan hatte. Doch führte ihn dies Bestreben nicht zur Flachheit. Er ist im Gegenteil stets geistreich; er läſst dem Zuschauer keine Ruhe, um sich vom Lachen zu erholen; ein Witz jagt den anderen; seine Geschöpfe bekämpfen sich mit Geist und Humor, ja sie ergötzen sich mitunter an ihren Witzen wie an einem prasselnden, funkensprühenden Feuerwerke. Es ist kleinlich, Sheridan mit Macaulay (im Essay über Machia-

Digitized by Google

velli) einen Vorwurf darüber zu machen, daſs selbst seine Diener geistreich sind. Der Naturtreue zuliebe diese in ihrer ganzen Dummheit und Roheit auf die Bühne zu bringen, hieſse die Lustspiele verflachen. Sheridans satirische Hiebe treffen meist die Heuchelei, die Unaufrichtigkeit und die Modethorheit. Oft ist er geradezu grotesk, wie z. B. in der Rede, mit der die Mutter ihrer Tochter Lauretta ihre Liebe zu einem Offizier ausreden will: „O wie barbarisch! einen Mann zu wünschen, der dich heute heiratet und am Abend Gott weiſs wohin gesandt werden kann; nach einem Jahre kommt er dann vielleicht wieder wie ein Koloſs, das eine Bein in New-York und das andere in einem Londoner Spitale.“ Wie fein sarkastisch weiſs er über gewisse Schwächen zu spotten:

Mrs. Candour (Frau Aufrichtig): Sie wollen also nicht zugeben, daſs unsere Freundin Fräulein Scharlach schön ist?

Lady Sneerwell (Lady Grinsegut): Gewiſs ist sie schön.

Crabtree (Holzapfel): Ich bin froh, daſs Sie das meinen.

Mrs. Candour: Sie hat eine reizende, frische Farbe.

Lady Teazle: Ja, wenn sie frisch aufgelegt ist.

Mrs. Candour: O schändlich, ich schwöre Ihnen, ihre Farbe ist natürlich: ich habe sie kommen und gehen sehen.

Lady Teazle: Darauf kann ich auch schwören: sie geht am Abend ab und kommt am Morgen wieder.

Sir Benjamin: Sehr wahr, gnädige Frau, sie kommt und geht nicht nur, sondern, was noch mehr sagen will, ihr Mädchen kann sie nehmen und wegtragen.

Köstlich weiſs er die edle Sippe zu persiflieren, deren Tagewerk in der Verleumdung der abwesenden Freunde besteht, indem jeder allerdings stillschweigend voraussetzt, daſs ihm kein besseres Schicksal beschieden ist. Gar zu gut ist die folgende Geschichte erfunden:

Crabtree: Haben Sie vielleicht schon gehört, wie Fräulein Piper ihren Liebhaber und ihren guten Ruf vorigen Sommer in Tumbridge verlor? Sir Benjamin, erinnern Sie sich dessen noch?

Sir Benjamin: Gewiſs. Die launigste Geschichte.

Lady Sneerwell: Bitte, wie kam das?

Crabtree: Eines Abends kam in einer Gesellschaft bei Frau Ponto zufällig die Rede auf die Zucht von Neuschottland-Schafen. Eine junge Dame in der Gesellschaft sagt: ich kenne einige Fälle. Fräulein Letitia Piper, meine Cousine, hatte ein Neuschottland-Schaf, das sie mit Zwillingen beschenkte. — Wie? rief die verwitwete Lady Dundizzy, die so taub wie ein Pfahl ist, Fräulein Piper hat Zwillinge gehabt? Dieser Irr-

Digitized by Google

tum brachte selbstverständlich die ganze Gesellschaft ins Lachen. Trotzdem wurde sie am anderen Morgen überall hingebracht, und in ein paar Tagen glaubte die ganze Stadt, daſs Fräulein Letitia Piper mit einem schönen Jungen und einem Mädchen in die Wochen gekommen sei, und es verstrich keine Woche, bis es Leute gab, welche den Vater und das Pachthaus nennen konnten, in dem die Kinder aufgezogen würden. —

In der Verwickelung, in der Herbeiführung komischer Situationen, nicht in der Charakterdarstellung liegt Sheridans Stärke. Macaulay bemerkt mit Recht, daſs in allen Figuren, die Sheridan geschaffen hat, er sich selbst darstellte. Die Schwächen seiner eigenen Persönlichkeit offenbaren sich in ihnen. Er vermochte sich nur durch seinen Witz, nicht durch seinen Charakter zu erheben. Ebenso sind alle seine Charaktere voll Laune, Geist und Humor. Ernst und kräftig ist keiner; über Schwierigkeiten suchen sie sich mit einem Scherzworte hinwegzusetzen. Neben diesem Grundzuge ihres Wesens besitzt indessen jede Person ihre besonderen Charakterzüge. Am besten gelingen dem Schriftsteller junge, romantisch angehauchte Mädchengestalten, wie Lydia Languish und Donna Louisa. Sie sind entweder launisch und hingebend, wie Lydia und Maria, oder entschlossen und thätig, wie Lauretta und Julia. Die älteren Damen sind selbstbewuſst, prüde und geschwätzig oder klatschhaft und ränkesüchtig, und machen sich mitunter durch kleine Schwächen lächerlich, so die Mrs. Malaprop, die als bejahrte alte Jungfer noch immer heiratslustig ist, sich in junge Leute verliebt und selbst einen Liebesbriefwechsel unterhält, während sie ihre Nichte mit wahren Argusaugen behütet; so die Mrs. Bridget, die Frau des Landrichters, die immer das letzte Wort behalten muſs. Weniger gut gelangen Sheridan die männlichen Charaktere. Die jüngeren Männer sind leichtsinnig, die älteren einfältige Tröpfe, die sich von ihren Frauen, Töchtern und Söhnen beherrschen und hintergehen lassen. Der ostindische Onkel allein ist ein würdiger, bedächtiger alter Herr, der eben durch diese Eigenschaften die höchst verworrenen Verhältnisse zu ordnen, den Guten zu entdecken und den Schlechten zu entlarven versteht. Wenn ein Fortschritt in Sheridans Kunst und Darstellungsvermögen zu bemerken ist, so liegt er in der Charakteristik. In der That ist die „Lästerschule“ in dieser Beziehung viel reifer als die vorangegangenen Stücke. In ihr allein zeigt sich ein Ansatz zur Charakterkomödie, und der erste Akt

Digitized by Google

der „Kritik“ kann nur die Ansicht befestigen, daſs Sheridan im Begriff war, zur Charakterkomödie überzugehen, als er der Schriftstellerei entsagte. Wo immer ein Talent im Fluſs ist und sich fortbildet, kann auf vollkommenere Leistungen gehofft werden. Darum ist es zu bedauern, daſs Sheridan von der Fortsetzung seines ureigensten Berufs abgebracht wurde. Die groſse Ähnlichkeit seiner Motive deutet keineswegs darauf hin, daſs er sich schon ausgeschrieben hatte; sie war hauptsächlich durch die kurze Zeitspanne, in der er sich der Schriftstellerei gewidmet hatte, bedingt. Sein Witz war zu ursprünglich, seine Komik zu drastisch, sein Auge für die Schwächen und Lächerlichkeiten seiner Mitmenschen zu scharf, als daſs er nicht neue Stoffe und Charaktere mit Leichtigkeit hätte aufgreifen können.

Kurz war die Zeit der litterarischen Thätigkeit Sheridans; länger wirkte er im Parlamente für die Angelegenheiten des Staates. Aber was er in den vier Jahren für die Bretter, die die Welt bedeuten, geschrieben hat, war das Beste, was seine Zeit in England hervorgebracht hat, während ihm die Energie und die Charaktergröſse fehlte, um in der Welt die Rolle eines groſsen Staatsmannes zu spielen. Dort stand er in der allerersten Reihe, hier nur im zweiten Gliede, indessen war er durch den gewaltigen Schwung seiner Rede, den scharfen Witz seiner Satire, die Schlagfertigkeit seiner Erwiderung wohl hervorragend, aber andere übertrafen ihn an Tiefe ihres Wissens, Mannigfaltigkeit der Erfahrung und gründlicher staatsmännischer Schulung und Bildung, ohne ihm an Beredsamkeit im geringsten nachzustehen. Dazu kommt, daſs er etwas unselbständig gewesen zu sein scheint. Wo er in der Debatte hervortrat, hatten ihm seine Freunde diese Aufgabe zugewiesen; denn sein Talent wuſsten sie zu schätzen und auszunutzen. Sein rednerischer Ruhm ist mit dem Prozeſs gegen Warren Hastings verknüpft, dessen treibende Kraft Burke war. Im Bewuſstsein, seinem Vaterlande ein reiches, groſses Land zu einer Zeit erobert zu haben, in der Englands Stern zu erbleichen schien, in der es überall auſser in Indien an Ansehen verlor und Amerika sich von ihm loslöste, war Warren Hastings aus Indien zurückgekehrt. Durch ihn war Englands Herrschaft über Indien befestigt worden. Als armer Commis war er von der Ostindischen Gesellschaft nach ihren

Digitized by Google

indischen Faktoreien geschickt worden, als Generalgouverneur kehrte er zurück. Ausdauernd, arbeitsam, gewandt und von umfassender Geisteskraft hatte er sich mit den Sitten und den Gewohnheiten, mit den Tugenden und den Lastern der ostindischen Völkerschaften bekannt gemacht, hatte er sich mehrere ihrer Sprachen angeeignet, die geographischen und socialen Verhältnisse und die Geschichte ihrer Länder bis in die kleinsten Einzelheiten studiert. So ausgerüstet, hatte er mit unerhörter Grausamkeit die Völker gebrandschatzt, Minister verräterisch hinrichten und edle Frauen bedrängen, gefangen setzen und aushungern lassen, bis der gröſste Teil von Indien in seiner Gewalt war. Für sich selbst behielt er kaum etwas; alles, was er that, geschah aus Ehrgeiz und Ruhmsucht und zur Vermehrung der englischen Gröſse. Als er nun in die Heimat zurückkehrte, wurde er der Bestechung, Erpressung und Grausamkeit angeklagt. Sheridan begründete einen Antrag, Hastings bei dem Oberhause anzuklagen, im Hause der Gemeinen. Er sprach $4^1/_2$ Stunden ohne Unterbrechung. Es war unerwartet; der Eindruck überwältigend. Der nächste Redner brach seine Entgegnung nach kurzer Zeit ab, da ihm niemand vor Aufregung über das eben Gehörte zuzuhören vermochte. Mit Mühe und Not wurde ein ganz unerhörter Vertagungsantrag abgelehnt. Sheridan wurden 1000 Pfund Sterling für die Druckerlaubnis seiner Rede gleich am folgenden Tage angeboten. Der Prozeſs schleppte sich von Jahr zu Jahr fort, während Sheridan und Burke unaufhörlich auf Beschleunigung desselben drängten. Endlich kam der Tag des Gerichtes heran. Niemals wurde eine glänzendere Pracht als hier entfaltet: was in England groſs, berühmt, reich und erhaben war, Frauen und Männer, Maler und Schauspieler, Gelehrte und Künstler, Bürger, Soldaten und Hofleute drängten sich auf den Galerien zusammen, um das unerhörte Schauspiel zu genieſsen, Burke, Sheridan und Fox zu lauschen und den gestürzten Hastings zu sehen. In vier Sitzungen entfaltete Burke seine groſsen Rednergaben und endete damit, daſs er den Greis im Namen des Parlamentes, des englischen Volkes, der indischen Völkerstämme, ja im Namen der Menschheit anklagte. Später erhob sich Sheridan; seine Rede war nicht weniger fesselnd, um so mehr, als er über die grausame Behandlung der Fürstin von Oude sprach. Er redete

Digitized by Google

zwei lange Sitzungen hindurch und fiel, gleichsam erschöpft, am Schlusse der Rede in Burkes Arme. Aber dieser groſse Aufwand hatte nur geringen Erfolg. Die Verdienste, die sich Warren Hastings unleugbar um England erworben hatte, fielen zu schwer ins Gewicht; man mochte ihm vieles vorwerfen und ihn hart tadeln, aber man sprach ihn frei. Als Napoleon in Madrid seinen Einzug gehalten hatte, Joseph Bonaparte zum König von Spanien ausgerufen worden war und ganz Spanien sich wie ein Mann gegen die Eindringlinge erhob, da hallte ganz England von Freude über diesen heldenhaften Widerstand, und Sheridan war es, der ihr in einer mächtigen Rede im Parlamente Ausdruck verlieh. War die sogenannte Begum-Rede der Art des Gegenstandes gemäſs ernst und feierlich gewesen, so kämpfte er diesmal mit den Waffen des Spottes und des Witzes. Es würde zu weit führen, seine parlamentarische Thätigkeit noch eingehender zu betrachten. Es mag genügen, seine wesentlicheren Triumphe herausgehoben zu haben. Mit ihnen ist auch seine politische Wirksamkeit erschöpft. Sie war hauptsächlich rhetorisch. Denn was er als Verwalter hoher Ämter geleistet hat, war gering und verschwindet ganz vor seiner Bedeutung als Redner.

In einem wundervollen Gedichte auf Garricks Tod hat Sheridan den flüchtigen, vergänglichen Ruhm des Schauspielers mit dem unsterblichen Preise des Dichters verglichen. Umstände haben es bewirkt, daſs er selbst Dichter und Redner in einer Person war. Aber des Redners Ruhm ist fast ebenso flüchtig wie der des Schauspielers. Wohl entzündet er die Hörer, wohl entflammt und begeistert er sie, wohl regt er zu den edelsten Thaten an; doch mit dem Klange seiner Stimme schwindet der gröſste Reiz seiner Rede dahin. Sein Wort bedarf des Vortrags, während das stumme Dichterwort genügt, um zu gefallen und zu entzücken. Niemand kann sich jetzt noch an dem Schwunge und der Beredsamkeit Sheridans erfreuen; seine Reden begeistern nicht mehr; sie sind stolze, aber tote Denkmäler, während seine Lustspiele noch immer erheitern und entzücken und noch viele Geschlechter hindurch Lachen erwecken und hohen Genuſs bieten werden.

Hannover, November 1887.

Digitized by Google

Bemerkungen über das Negerenglisch
an der Westküste von Afrika.

Von
Dr. P. Grade.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daſs die Sprachen von Völkern, die noch im ersten Stadium ihrer Entwickelung stehen, den gröſsten Formenreichtum aufzuweisen haben. Je älter das Volk, um so vereinfachter sind die Typen der Sprache, bis auch diese endlich ihr Greisenalter erreicht hat, wo eine weitere Fortbildung nicht möglich erscheint.

Recht deutlich kann man diese Thatsache bei der englischen Sprache beobachten. Das Altenglische oder, wie es auch genannt wird, das Angelsächsische zeigt eine Mannigfaltigkeit der Bildungen, wie wir sie zum Beispiel im Griechischen des Homer finden. Singular, Dual und Plural, männliches, weibliches und sächliches Geschlecht werden unterschieden, da ist eine Deklination sowohl der Substantiva als der Adjektiva, und nicht nur eine solche, sondern es sind deren mehrere vorhanden.

Nun betrachte man das Mittelenglische. Fast eine ganz neue Sprache ist es. Die vollen und tönenden Endungen der Flexion sind fast gänzlich gefallen, Dual und Geschlechtsunterschiede existieren nicht mehr. Nur noch dürftige Überbleibsel in der Deklination und Konjugation sind festzustellen. Bis auf das Allernotwendigste ist dieses nun im Neuenglischen beschränkt worden. So haben wir denn hier eine Sprache, von welcher man annehmen sollte, daſs sie einfacher nicht gedacht werden könnte.

Und dennoch ist das schier Unglaubliche zur Wahrheit geworden. Aber zum Ruhme des englischen Volkes sei es gesagt, dieses ist unschuldig an der weiteren Vereinfachung seiner Sprache, wenn

Digitized by Google

es gestattet ist, die Entstellung so zu nennen, sondern es sind seine Schutzbefohlenen, welche sich aus der modernen Schriftsprache heraus ein Idiom geschaffen haben, wie es ihnen bequem ist und für ihre Bedürfnisse ausreicht.

Es ist das Negerenglisch, wie es an der ganzen Westküste von Afrika gesprochen wird. In der Negerrepublik Liberia ist der Ort zu suchen, wo die bedeutsamsten Umbildungen geschahen. Die Verbreitung aber ward vermittelt durch die zu Liberia gehörigen Kru- und Wei-Neger, welche als Arbeiter nach allen besiedelten Plätzen der Küste ziehen, nach einem Jahre aber stets in die Heimat zurückkehren.

Es wäre ein groſser Irrtum, wollte man annehmen, daſs dieses nichts weiter wäre als ein gebrochenes Englisch, entbehrend jeder Regel und jeden Systems. Es haben sich im Gegenteil ganz bestimmte Gesetze ausgebildet, welche mit hinlänglicher Genauigkeit beobachtet werden.

Es wird vielleicht nicht unwillkommen sein, diese Sprache ein wenig näher kennen zu lernen. Denn bei dem leider so groſsen Widerwillen, den die meisten an jener Küste wohnenden Deutschen, und an der ganzen Küste, englisch und deutsch, sind etwa 90 Proz. aller Weiſsen Deutsche, gegen den Gebräuch der Muttersprache hegen, wird in absehbarer Zeit unsere Sprache nicht die herrschende Verkehrssprache werden, sondern man wird sich dieses Negerenglischen bedienen — aus Bequemlichkeit, um nicht den schwarzen Angestellten u. s. w. ein Lehrer zu sein.

Die natürliche Folge hiervon ist dann wieder, daſs ein jeder, der nach der Küste kommt, sich die Kenntnis dieses Idioms aneignen muſs. Man glaube nun nicht, daſs das zu Hause gelernte Englisch mehr als ein einfaches Hilfsmittel sei, müssen doch selbst die Engländer, echte Kinder Altenglands, erst lernen, mit den Eingeborenen zu verkehren. Letztere sind auſser stande, sich der gewohnten Formen zu entledigen und ein klassisches Englisch zu lernen, ja sie sind der festen Meinung, daſs sie allein gut sprechen, der andere aber: „him no sabe proper english!" *

* In der Münchener Allgemeinen Zeitung 1886, Nr. 318, S. 4683 hat Dr. M. Buchner eine kurze Notiz über das Kamerun-Englisch veröffentlicht, das bis auf verschwindend wenige eigene Erscheinungen dem in der vorliegenden Arbeit Behandelten gleicht.

Digitized by Google

In einer kurzen systematischen Darstellung wird sich am leichtesten ein Überblick gewinnen lassen, ausreichend, um jemanden, der eine geringe Kenntnis des klassischen Englisch besitzt, vollkommen in die Geheimnisse jenes Idioms einzuweihen. Betrachten wir zuerst die

Lautlehre.

Vokale: â hat die Aussprache

1) wie ê in Leder: take, shame, spr. têk, schêm;
2) wie â in Vater: water, salt, spr. wâter, sâlt;
3) wie óó in Sohn: all, spr. óól; dagegen ist die Aussprache wie òò (offenes oo) unbekannt.

Zu bemerken is, daſs â oft kurz gesprochen wird, ebenfalls tritt oft Kürzung bei der Aussprache wie óó und wie ê ein:

father spr. făder, want spr. wŏnt, snake spr. snĕk.

ă wird gesprochen wie

1) ă in Gatte: what spr. wăt, bad spr. băd;
2) ä̆ in hätte: hat spr. hä̆t, man spr. mä̆n.

Auffällig ist der Unterschied der Aussprache des a in bad und in hat.

ê lautet wie ie in vier (î), me spr. mî, here spr. hîr.

ĕ lautet gleich ĕ in Wette: get, them.

ĕ vor r wird mit diesem zusammen wie â gesprochen: servant, clerk, spr. ßâw'nt, klâk.

î ist gleich ei zu sprechen: fine spr. fein.

ĭ gleich ĭ: ship, fish, live.

ô hat die Aussprache wie

1) óó in Not: more, hope, no, go.
2) û in Mut: move spr. mûf, do spr. dû.

ŏ wird nur gesprochen wie ŏ in Nord: god, brother, chop, come, son.

Die Aussprache des ŏ als einen zwischen ă und ŏ liegenden Laut, so wie in come, des Schrift-Englisch ist unbekannt.

û lautet

1) im Anlaut wi jû: use spr. jûß;
2) im Inlaute wie ŭ: stupid spr. stŭpit,

ŭ lautet wie

1) ŭ: full, pull, bush.
2) ö̆ als Wiedergabe des zwischen ŏ und ö̆ stehenden Lautes: but, sun, hungry.

Digitized by Google

Die Abschwächung und Trübung der Vokale, sobald sie in eine unbetonte Silbe treten, ist geblieben.

suppose spr. ß'$_e$pos, village spr. will'$_e$dj, fashion spr. fesch'$_e$n, kernel spr. kân'$_e$l.

Erwähnung verdient die Aussprache der zwei Diphthonge:

oi, welches sich nicht unterscheidet von eu in euch, scheu: oil spr. eul, hoist spr. heuſst, und

ou, welches gesprochen wird

1) wie au in house: mouth spr. mauſs.

2) wie ŏ: country spr. kontri.

Die Aussprache der übrigen Diphthonge ist derjenigen der einfachen Vokale gleich, welche sie in der Schrift ersetzen.

Da die Negersprachen an Gutturalen reich sind, so wird es kein Wunder nehmen, wenn die Neigung des Irländers und auch der niederen Klassen Londons, vor dem vokalischen Anlaute ein h hören zu lassen, nicht ohne Nachahmung bleibt, so haben wir:

irish stew gesprochen wie heirisch stû, all right spr. hóól leit, ask oft = hax.

Dagegen findet eine Fortlassung des anlautenden h, wie es in den unteren Volksklassen häufig ist, nie statt. hot ist immer = hŏt.

w hat seinen Charakter als Halbvokal verloren und ist einzig noch Konsonant mit der Aussprache des deutschen w:

well spr. well, water spr. wât'$_e$r, what spr. wăt.

Es hat sich gesprochen erhalten in one (spr. wŏn).

K o n s o n a n t e n. Unverkennbar ist die Neigung, die weichen und tönenden Konsonanten hart und tonlos zu sprechen. So wird f stets gleich dem deutschen f in für gesprochen, ebenso lautet v wie f in für oder wie w̮ in wann:

serf spr. ßörf und ßâf, knife spr. nêif, live spr. lĭf, paláver spr. pâlâwä.

g am Ende lautet wie k:

flog spr. flŏk, pig spr. pĭk, big spr. bĭk;

es wird nicht gesprochen hinter n am Ende, jedoch behält dieses den Nasallaut, obgleich man eigentlich erwarten sollte, daſs nach Art der niederen englischen Aussprache es diesen verlieren müsse:

morning spr. mornin(g), so king.

d am Ende des Wortes lautet wie t:

stupid spr. stŭpĭt.

Digitized by Google

Der Unterschied zwischen tönendem und tonlosem s ist bekannt, aber am Ende des Wortes hinter einem Vokal ist es stets tonlos.

Das dem Neuenglischen eigentümlich gebliebene th mit seinen Nüancen hat mehrere Veränderungen erlitten: Vor einem Vokal lautet es wie d:

them spr. dĕm.

Vor Konsonanten gleich t:

three spr. trî.

Am Ende des Wortes oder der Silbe gleich ß:

tooth spr. tûß.

Bemerkenswert ist das Ersetzen eines vorvokalischen r durch l. Erklärlich dadurch, daſs die meisten Negerstämme der Küste in ihrer Sprache ein r nicht besitzen. Dort, wo das r nicht durch einen dem hebräischen ע oder auch ח nicht unähnlichen Gutturallaut wiedergegeben werden kann, spricht man es wie l:

barrel spr. băchchĕl, brother spr. blŏddĕr, carriage spr. kăllĭdj.

Andererseits aber findet sich in einigen Distrikten die Neigung, das entgegengesetzte Verfahren einzuschlagen, also l wie r zu sprechen:

place spr. prêß.

Das Streben, die Aussprache eines Wortes sich so bequem als möglich zu machen, bringt noch einige interessante Erscheinungen hervor. So begegnet man häufig einer Umstellung mehrerer Buchstaben: ask spr. ăx (auch eine Form des vulgären Englisch), forget spr. flŏgĕt.

Weitere Veränderungen tragen mehr einen individuellen Charakter, sie sind nicht derartig, daſs man sie unter ein allgemeines Gesetz bringen könnte. Bedeutender sind die Erscheinungen in der

Formenlehre.

Artikel. Der bestimmte Artikel ist stets them für alle Geschlechter und Zahlen. Der unbestimmte dagegen stets one. Die Auslassung des bestimmten und unbestimmten Artikels ist sehr häufig, z. B. palaver finish, das P. ist zu Ende; palaver come, ein P. kommt. Ebensowenig wie hier ein Geschlecht unterschieden wird, ebensowenig geschieht es bei dem

Substantivum: them wife — he come. Der Plural ist dem Singular gleich und zwar stets, unregelmäſsige Pluralbildungen giebt es demnach nicht: two child.

Digitized by Google

Das Adjektivum. Irgendwelchen Veränderungen ist das Adjektiv nicht ausgesetzt. Die Steigerung wird bewirkt durch Vorsetzung von more und most; unregelmäſsige kommen nicht vor; also

bad, more bad, most bad (bad too much).

Selten ist better für more good und best für most good. Findet eine Vergleichung statt, so ist die folgende Ausdrucksweise gewöhnlich:

He is greater than I giebt Him be big pass me.

Das Pronomen. Das Persönliche ist:

1. Person Singularis me für alle Fälle, selten I
2. „ „ — —
3. „ „ him „ „ „ und Geschlechter, selten he für männlich und weiblich.
1. „ Pluralis we für alle Fälle, selbst nach Präpositionen.
2. „ „ you „ „ „
3. „ „ them „ „ „ und Geschlechter.

him no see we = he did not see us.
them come for we = they went to us.

Das Pronomen Personale ist dem verbundenen und absoluten Possessiv-Pronomen gleich, also

meine Heimat — me country; das Messer is mein — them knife be me.

Zu bemerken ist, daſs für das persönliche Pronomen der ersten Person, jedoch nie für das Possessiv-Pronomen, auch I vorkommt. Dasselbe gilt von he.

Demonstrativ-Pronomen ist them:

diese, jene Häuser — them house.

Interrogativ- und Relativ-Pronomen ist whom — what:

for what country you come? aus welchem Lande kommen Sie?

Die Auslassung des Relativs ist bekannt.

Pronominalien: every — jeder, all — alle, auch oft für every gebraucht. many ist unbekannt, es wird ersetzt durch plenty, niemand ist no man. we get plenty fowl = we have many hens. — other. In Verbindung mit dem bestimmten Artikel giebt es them t'other one. Es findet sich also zweimal der Artikel. th'other war unbequem zu sprechen, denn beide th müſsten gleich gesprochen werden. Endlich vergaſs man oder hatte man nicht die Empfindung, daſs der Artikel schon ausgedrückt sei, da setzte man ihn denn zum zweitenmal davor und sprach dĕmtŏdder.

Digitized by Google

Das Verbum. Eine gröſsere Gewalt konnte dem klassischen Englisch nirgends angethan werden als in der Bildung der Verb-Formen. Da die Infinitiv-Form des Verbs nie verändert wird, so ergiebt sich schon hieraus, daſs eine schwache und starke Konjugation nicht unterschieden werden kann. Naturgemäſs fallen alle unregelmäſsigen Bildungen damit zugleich. Die Zeiten aber werden durch Hinzufügen von Hilfsverben gebildet. Es ist wohl kaum nötig, zu bemerken, daſs auch Endungen zum Unterschiede der Personen nicht existieren.

Indikativ und Konjunktiv sind gleich. Das Präsens lautet:

me done take oder me live for take,

me take nur in der Frage und mit der Verneinung.

Präteritum: me take.

Futurum: me go take, selten me live for take oder me go for take.

Damit sind die Bildungen erschöpft. Besonders auffällig ist die Form des Präsens me done take, jedenfalls wohl hervorgegangen aus dem Bestreben, eine dem I don't take entsprechende positive Form zu bilden, wobei denn das Miſsverständnis unterlief, das n des not als zu do gehörig zu betrachten.

Periphrastische Konjugation wird ersetzt durch den Indikativ des Präsens, gebildet mit to live:

I am going — Me live for go.

Die Hilfszeitworter:

to have existiert nicht, es wird ersetzt durch to get:

me get one fish = I have a fish.

to be wird nur in Verbindung mit einem Substantiv oder Adjektiv gebraucht. Seine Konjugation ist den regelmäſsigen Verben entsprechend:

me be, him be, we be, you be, them be. Ausnahme: what's the matter = warum, und that's all.

Um „Sein“ absolut auszudrücken, bedient man sich des to live:

He is here heiſst he live.

will, shall werden ersetzt durch can und must, und can durch fit:

he will not die wäre him no can die.

he will die, er wird sterben = he can die.

you shall come wäre you must come.

me fit hear, ich kann hören.

I may oder I ought sind unbekannt.

Digitized by Google

Das Adverbium. Die Bildung von Adverbien durch Anhängung der Silbe ly ist unbekannt. Es existieren nur solche, welche eine Adjektivform nicht besitzen.

much wird meist in Verbindung mit too gebraucht und bedeutet sehr oder zu sehr und ersetzt very:

Me be hungry too much = I am very hungry.
him be big too much = he is too tall.

Die Negation not wird stets ersetzt durch no und never:

him no live = he is not here.
him never die = he did not die.

at once ist stets one time. I killed him at once ist Me kill him one time.

Die Präpositionen. Die Summe der Präpositionen ist gewaltig reduziert worden; ich möchte fast sagen, daſs eine Präposition zur Universal-Präposition geworden ist und die anderen verdrängt hat; dieses ist for. for wird gebraucht für: to, into, for, at, ago, before, against, by, from, of, through, till. Beispiele: for für

to:	me go for them town = I go to the town;
into:	me go for them house = I go into the house;
in:	he live for him factory = he is in his factory;
for:	them dash be for me = the present is for me;
at:	he live for Berlin = he is at Berlin.
ago: / before:	for ten years = { ten years ago; / before ten years;
against:	them live for fight for him foe = they fight against the foe;
by:	for you house = by your house;
from:	we come for Bagida = we come from Bagida;
of:	him be them stick for them king = it is the stick of that old man;
through:	you must pass for lagune suppose you want come for Gridji = you must walk through the lagune if etc.

Von anderen ist höchstens noch zu erwähnen: with, downstairs = down, ebenso upstairs für up, doch hierfür auch for top for. upon the house wäre for top for them house.

In dieser Präpositionen-Armut ist auch der Grund dafür zu suchen, daſs die Präposition nach Verben, welche eine solche regieren, einfach fortfällt. I want to come ist me want come.

Digitized by Google

Konjunktionen. In Gebrauch ist nur eine beschränkte Zahl, besonders: and, too, but, or, because und if in der Bedeutung ob, als konditionale Konjunktion wird nur suppose gesagt:

suppose you go = if you go.

Was

die Syntax

anlangt, so ist wenig zu bemerken. Die Einfachheit der ganzen Sprache läſst eine Kompliziertheit des Satzgefüges nicht zu.

Eine Frage wird nicht durch Umstellung der Worte, sondern nur durch den Tonfall bemerkbar gemacht:

you go for them town? = do you go to this town?

Die Umschreibung mit to do findet ebensowenig hier statt als da, wo die Negation zum Verbum tritt. I don't come to the town ist me no oder never come for them town.

Statt des Genitivs setzt man die Worte zusammen:

him be bushman fetish, das ist der Fetisch der Buschleute;
them be king house, das ist das Haus des Häuptlings.

Die Wörter,

welche gebraucht werden, sind nur gering an Zahl. Schwerlich wird die Zahl von 300 überschritten. Mit groſser Vorliebe werden solche Wörter angewendet, die dem vulgären Englisch angehören oder doch ihren Ursprung dorthin zurückleiten. Bemerkenswert ist auch, daſs die meisten Wörter einsilbige sind. Die Betonung liegt dort, wo sie in der Schriftsprache sich findet.

Es bedeutet to chop essen, to eat ist unbekannt; to chop in dieser Bedeutung ist dem Neuenglischen fremd, doch kommt es vor mit dem Sinn von „zernagen“, auch ist in chop-house, als Garküche, Speisehaus, das Wort jener Bedeutung sehr nahe. Vielleicht ist die Bezeichnung der einen so sehr beliebten Speise, der mutton-chops, auf die Speise überhaupt übergegangen.

Ähnlich das häufige to dash = schenken. Wie das Wort zu dem Sinne gekommen, ist schwer zu sagen. Vielleicht ist es eine Weiterbildung aus der seltenen Bedeutung „schmeiſsen“, nämlich zuschmeiſsen, wo noch die Wandlung aus dem intransitiven Sinne in den transitiven zu bemerken ist. Im Deutschen hat in der Vulgärsprache „schmeiſsen“ ja ebenfalls die Bedeutung von „ausgeben, traktieren“: What you go dash me? Was werden Sie mir schenken?

Digitized by Google

Da, wo mehrere Wörter gleiche oder ähnliche Bedeutung haben, ist nur eins geblieben. Von wear, bear, carry bleibt nur das letzte, large, tall, great, big bleibt nur big.

Auch einige Fremdwörter sind eingedrungen. Am bekanntesten ist das dem Portugiesischen entlehnte palaver mit der Betonung wie dort, das unzählige Bedeutungen angenommen hat. Ich gebe einige davon: suppose you kill one snake, palaver come, wenn du eine Schlange tötest, so passiert dir etwas Schlimmes.

him be god palaver, das steht in Gottes Hand oder das ist Sache der Religion.

make palaver, zanken, Schwierigkeiten machen.

settle palaver, Streit schlichten.

some palaver live, es giebt etwas.

me go show you them palaver, ich werde dir schon zeigen, was du zu thun hast.

that no be me palaver, das geht mich nichts an.

one big palaver, eine grofse Ratsversammlung oder Beratung.

fetish palaver, alles was Fetisch heifst.

them pig palaver, die Streitfrage in betreff der Schweine.

them chop palaver, das Essen.

some big palaver live, eine schwierige Entscheidung liegt vor.

palaver finish, fertig!

Kurz es steht überall da, wo Begriffe fehlen.

Ebenso ist dem Portugiesischen entnommen: sabe, mit dem Sinn von to know: you sabe? (spr. ßăbî) = do you know?

Ich gebe hier einzelne Wörter und Redensarten, welche zur Charakterisierung der Sprache dienen mögen:

make book, schreiben; book, Brief.

carry hammock, Hängematte tragen.

do bad = to do wrong.

catch man, Leute rauben.

pull away, rudert munter vorwärts.

me go flog him proper, ich werde ihn tüchtig durchprügeln.

go wash, baden gehen.

look proper, pafs auf!

mash (spr. mâsch) corn, Mais zerschroten.

you want him? wollen Sie es haben?

when sun come for bed, wenn die Sonne aufgeht.

Digitized by Google

them steamer go sleep here for night, der Dampfer wird diese Nacht hier vor Anker liegen.

them steamer him belly be full, der Dampfer ist beladen.

them steamer be hungry, der Dampfer ist leer.

me go catch you, ich werde dich schon faſsen.

catch Bagida, Bagida erreichen.

him be no use, der taugt nichts.

go for bush, ins Innere gehen (scil. von Afrika).

blan (spr. blăn) für belong.: them knife blan for me.

king ist stets gleich chief, Häuptling.

brother ist Bruder, Schwester, Landsmann, endlich nennen sich so Leute gleicher Farbe. Me brother be girl, meine Schwester.

country fashion, Landessitte.

Hier dürfte der Platz sein für einige Gespräche, wie sie häufig vorkommen. Ein Kruneger, F r i d a y, und ein Eingeborener aus Bagidá, M e n s a, erscheinen vor einem Weiſsen, um ein „Palaver" entscheiden zu laſsen.

Der Weiſse (im ersten Augenblick sich vergessend): Mensa, explain the case.

M.: Massa, me no fit hear, me no sabe (spr. ßăbe oder ßabî) you mean.

Der Weiſse: You must tell me them palaver.

M.: All right (spr. hôl leit), Sâ (Sir). Me live for sleep, when me small boy come and tell me, one pig who blan for me live for die for outside for them french factory. Me go one time for them prace (place) for look them palaver. Plenty people live. Me ax him what's the matter you stand for me dead pig. All people say one Kruboy shoot him when him come for them yard and chop karnels. Now me come for you and me beg you, massa, you must help me. Me no fit for help me alone, me fear too much, all them t'other Kruboy go flog me proper and kill me. (Nämlich wenn er sich selbst hilft. Derartige Ellipsen sind äuſserst häufig.)

Der Weiſse: Friday, you sabe you must never kill pig who blan for one other man. What's the matter you do bad?

F.: Yes, sa! Massa, me swear for God, me no fit lie (ich kann nicht lügen). Me want go for use meself (ich wollte austreten!) for beach and one pig big pass all we pig come for we yard. Me take one gun and shoot for him. Me look he can die one time and we

Digitized by Google

all Kruboy take him and put him for outside for them fence. For true Massa him be them palaver. But me no go pay for him money. You sabe, massa, him be country fashion, people can kill pig who come for him yard but must never pay, suppose he no chop them pig.

Nach Anhörung des Häuptlings, der das Gesetz bestätigt, sagt der Weiſse: Mensa, you sabe too them country fashion Friday must not pay, for he no chop them pig, palaver finish! —

Das im Leben der Küste wichtigste Ereignis ist immer die Ankunft eines Dampfers. Da entspinnen sich dann ungefähr solche Gespräche:

N.: Massa, one steamer live for come. Me look him be german (spr. jămen).

W.: Go hoist them flag and open them gate for beach.

N.: Them key for gate no live; me find him but no look him (ich habe ihn gesucht, aber nicht gesehen). —

W.: You make them boat ready?

N.: No sâ, he live for them shed. We no fit for go for sea, them serf be sash (verry bad) too much.

W.: Suppose you go for steamer me go dash you two bottle gin.

N.: No massa, no man can go for sea. Them sea now be high, suppose you stop for one hour he live for dry, and we fit. —

N.: Massa we no get paddle. You no go buy some? plenty live for them t'other factory, you must give me book, me go find them. —

Aus diesen wenigen Betrachtungen erhellt, daſs die Unterschiede von dem klassischen Englisch doch recht bemerkbare sind. Zu verwundern ist nur, daſs mit diesen schwachen Mitteln der Bedarf an Wörtern und Formen gedeckt werden konnte. Allerdings ist die Sprache keine Schriftsprache und es stehen dementsprechend die Formen auch nicht so fest, daher kommen neben den erwähnten noch hin und wieder dem klassischen Englisch eigene vor, aber es sind diese so selten, daſs das Zusammengestellte als Grundlage nicht berührt wird.

Möge diese Darstellung dazu beitragen, bei allen denen, welche in die Lage kommen, sich dieses Idioms bedienen zu müssen, bei Zeiten einen Abscheu vor dem Barbarismus zu erwecken und in ihnen den Wunsch rege machen und erhalten, dahin zu wirken, daſs auch dort in deutschen Landen unser geliebtes Deutsch eine Heimstätte habe.

Digitized by Google

Entwickelungsgänge in der Sprache Corneilles.

Von
Dr. K. Fahrenberg.

(Schluſs.)

G. Verbum.

1. Archaisches aus der Formenlehre.

je peux. An folgenden Stellen ändert Corneille *je peux* in *je puis:* I, 200 var. 3, 312 var. 2, 415 var. 3, 423 var. 1, 436 var. 2, 438 var. 1; II, 17 var. 1. In allen diesen Fällen steht *je peux* nur in der ersten Ausgabe, also nicht später als 1637. Wir können also für diese Zeit ein unverkennbares Veralten von *je peux* konstatieren. Bestätigt finden wir dies bei Vaugelas I, 143, welcher *je peux* (allerdings noch nicht gänzlich) verwirft. Ähnlich spricht sich Th. Corneille aus. Die Akademie aber will *je peux* ganz verbannen. Der Gebrauch der Schriftsteller der damaligen Zeit stimmt damit überein, vgl. die bei Godefroy II, 169 gesammelten Beispiele.

Über *croyons* statt *croyions* und ähnliche Formen der 1. Pers. Plur. Konj. Präs. vgl. unten beim Konjunktiv.

il cueillira statt *il cueillera.* Der einzige Beleg hierfür fiel II, 271 var. 2 mit dem ganzen Passus. Vaugelas II, 259 zieht *cueillira* noch vor, während Patru, Th. Corneille und die Akademie (ebenda, vgl. auch Tallemant 77) sich für *cueillera* entscheiden. Ebenso Ménage 128—131. Hieraus dürfen wir schlieſsen, daſs *je cueillerai* etc. nach Mitte des Jahrhunderts etwa Regel wurde.

je lairrai etc., Futurum von *laisser,* ist ein Archaismus, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. noch öfter vorkommt, auch in der Schriftsprache, den die Grammatiker aber schon durchaus vermieden wissen wollten. So Vaugelas I, 210. Darum läſst Corneille später in keinem Falle diese Formen stehen, vgl. I, 154 var. 3:

Mais ta muse du moins s'en lairra suborner,

Digitized by Google

I, 200 var. 5, 250 var. 1; II, 225 var. 2; III, 191 var. 1. Im 16. Jahrh. waren sie noch ganz gewöhnlich gewesen, vgl. Godefroy II, 1.

ouïr findet sich bei Malherbe noch in allen Zeiten (vgl. Holfeld 44), heute dagegen, abgesehen von der Gerichtssprache, nur noch im Infinitiv und Participe passé. Aus Corneille sind, wenn auch selten, noch zu belegen: Infin. *ouïr,* Präs. Ind. *j'oy,* Imperat. *oyons, oyez* (das letztere öfter), Futur. *j'orrai, il orra. Vous orrez* kann ich nur aus einer Variante belegen, I, 317 var. 3:

Lorsqu'en votre conseil vous orrez sa défense.

Das einzige *oyais* fiel mit dem ganzen Passus IV, 226 var. 1.

2. *faire als Verbum vicarium.*

Die Verwendung von *faire* als Verbum vicarium war im 16. Jahrh. noch sehr häufig (vgl. D-H. 265); auch bei Molière findet sie sich noch ziemlich oft (vgl. Berg 47). Corneille aber hat dieses *faire* dreimal durch andere Konstruktionen ersetzt, nämlich IV, 233 var. 1:

Il t'en conte de nuit, comme il m'en fait de jour.
1660: Il te flatte de nuit, il m'en conte de jour.

II, 65 var. 1:

Je ne puis imiter ce mépris de mes feux
Si, comme je vous fais, vous ne m'offrez des vœux.
1660: À moins qu'à votre tour vous m'offriez des vœux.

III, 317 var. 3:

Quoi? dans leur dureté ces cœurs d'acier s'obstinent!
Ils le font, mais d'ailleurs les deux camps se mutinent.
Nach 1664: Oui, mais d'autre côté les deux camps se mutinent.

Da aber Vaugelas (II, 264 und 266) und noch die Akademie (ebenda) *faire* in diesem Sinne durchaus verteidigen und sogar empfehlen, da ferner Corneille es selbst an mehreren anderen Stellen durch alle Ausgaben stehen läſst (vgl. z. B. V, 555 vers 1002; II, 19 vers 30, 271 vers 907, 271 vers 908), so muſs es möglich erscheinen, daſs in den erwähnten Fällen andere Gründe als ein Zurückgehen dieses Gebrauchs zur Änderung vorgelegen haben; obgleich andererseits der Umstand, daſs Vaugelas es für nötig erachtet, denselben zu verteidigen, darauf zu deuten scheint, daſs Stimmen dagegen laut geworden waren. Vgl. auch Haase: 17. Jahrh., § 71 a.

3. *Arten des Verbums.*

Schon seit dem Lateinischen beginnt eine mannigfache Veränderung der Funktion vieler Verba, Transitiva werden intransitiv,

Digitized by Google

Intransitiva transitiv u. ä. m. Einen Teil dieser Entwickelung können wir bei Corneille sich vor unseren Augen vollziehen sehen.

a) Das heute nur unpersönliche *il y va de qch.* ist auch bei Corneille das Gewöhnliche (vgl. M-L. XI, 49). Daneben hatte er es zweimal in persönlicher Verwendung; III, 127 var. 4:

Et quand l'honneur y va, les plus cruels trépas
Présentés à mes yeux ne m'ébranleroient pas.

III, 184 var. 5:

Quand mon honneur y va, rien ne m'est précieux.

Die Akademie (M-L. XII, 498) tadelte diese Konstruktion, sie sagt, *il y va de* sei allein richtig. Daher änderte Corneille 1660.

b) Abweichend vom heutigen Gebrauch sind anfangs noch transitiv verwendet:

approcher *qch.* statt *de qch.* = „sich einer Sache nähern". I, 342 var. 1:

Ces habits que n'a point approché le tonnerre.

Nachher: Ces habits dont n'a point approché le tonnerre.

Die Wörterbücher scheinen es nicht zu kennen. Vgl. Haase: 17. Jahrhundert, § 59.

profiter *qch.* statt *de qch.* III, 437 var. 4:

Seigneur, jusques ici votre sévérité
A fait beaucoup de bruit, et n'a rien profité.

Nach Gräfenberg 70 veraltete es schon seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts. — Ac. 1694 hat nur: *ne profiter de rien.* — M-L. XII, 229 zieht das lateinische *nil proficere* zum Vergleich heran.

servir *qn.* statt *à qn.* (vgl. Chassang, Grammaire 324) von Sachen = *prodesse* finde ich bei Corneille noch einmal. IV, 31 var. 1:

Et voler sans scrupule au crime qui le sert;

später: Et voler sans scrupule au crime qui lui sert.

Ich schlieſse hier gleich an das einzige Beispiel von *servir à qn.* „jemandem dienen", wo Corneille später den heutigen Accusativ einsetzt, VIII, 32 var. 2:

Hormis d'aimer sa gloire et ne servir qu'à lui.

Malherbe hat *servir à qn.* noch öfter (vgl. Holfeld 56), und auch Pascal gebraucht den Dativ und den Accusativ nebeneinander (vgl. Nfrz. Zs. IV, 118). Doch hatte schon Vaugelas II, 212 den Accusativ als Regel aufgestellt, es war also damals die erst mittelfranzösisch aufgekommene Konstruktion mit dem Dativ schon wieder veraltet (vgl. Gräfenberg 71).

Digitized by Google

soupirer qch. I, 423 var. 1:

Être veuve à mon âge et toujours soupirer
La perte d'un mari que je peux réparer.

1660: Être veuve à mon âge et toujours déplorer etc.

II, 85 var. 1:

Souffrez que je vous laisse, et que seul aujourd'hui
Je puisse en liberté soupirer mon ennui.

IV, 498 var. 1:

Il sembloit soupirer ce qu'il avoit perdu.

D-H. 266 citiert *soupirer qn.* aus Des Portes. Ac. 1694 und Furetière 1701 kennen transitives *soupirer* nicht. Littré belegt es aus Schriftstellern des 17. Jahrh. und später wieder aus den Romantikern, doch paſst seine Erklärung „dire, chanter avec tendresse et mélancolie" nicht ganz auf obige Beispiele. Auch die von Ménage 263 gesammelten Beispiele decken sich nicht ganz mit den unseren.*

c) Transitiver Gebrauch heutiger Reflexiva. „Le dix-septième siècle avait conservé aux auteurs la grande liberté que le vieux français avait de donner à certains verbes, sans pronoms, toute la force d'un verbe réfléchi" (Müller 61). Die folgenden Varianten und die unter e) zu behandelnden zeigen jedoch, wie sehr der Gebrauch schon während der ersten Hälfte des Jahrhunderts eingeschränkt wurde.

informer qn. = *s'informer de qn., l'interroger.* Corneille tilgt es II, 60 var. 1:

Parlez à Célidée, et ne m'informez plus;

ferner 142 var. 3, 150 var. 4, 491 var. 1; III, 109 var. 6. Veranlassung zu diesen Änderungen gab wohl der Tadel Scudérys und der Akademie (M-L. XII, 456 bezw. 484) betreffs der letzten Stelle, beide erkennen nur *s'informer de qn.* an. Transitives *informer* blieb I, 472 vers 1418, II, 31 vers 238. Die Wörterbücher, auch Littré,

---

* **consentir qch.**, das bei Molière nur noch einmal sich findet (vgl. Berg 9), ist Corneille noch geläufig, vgl. XI, 208 und Haase, 17. Jahrh., S. 88, und wenn es I, 239 var. 3, IV, 94 var. 2 gefallen ist, so beweist das gegenüber dem sonst häufigen Vorkommen kaum etwas. *consentir à qch.* kennt Corneille aber auch, und I, 247 var. 3 setzt er *j'y consens* für *je le consens* ein. Über neufrz. Reste des transitiven *consentir* vgl. Chassang, Grammaire 222, Müller 61. **mourir qn.** dagegen kennt Corneille nicht mehr, obgleich es sonst noch vereinzelt im 17. Jahrh. vorkommt, z. B. bei Pascal (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 155 und 17. Jahrh., S. 90). Heute ist es verschwunden. Altfranzösisch war es sehr gewöhnlich; ebenso altitalienisch (vgl. z. B. Dante, Inferno III, 15), und hier hat es sich bis heute erhalten, allerdings nur in den zusammengesetzten Zeiten.

Digitized by Google

kennen *informer qn.* nicht, doch Furetière 1701 erwähnt *informer qch.* = *s'informer de qch.* als Terme de Palais, und noch heute ist es ohne Régime in der Bedeutung *faire enquête* in der Gerichtssprache üblich.

revancher qch. = *rendre la pareille d'une injure qu'on a reçue* stand nur I, 179 var. 4:

Tout ce que je puis faire à son brasier naissant,
C'est de le revancher par un zèle impuissant.
1660: C'est de m'en revancher par un zèle impuissant.

Sonst gebraucht Corneille immer *se revancher de qch.* Auch die Wörterbücher kennen nur dieses.

d) Heutige Transitiva in intransitivem (bezw. absolutem) Gebrauch. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 125 a.

contredire à ist im 16. und 17. Jahrh. neben aktivem *contredire* bisweilen gebräuchlich. Corneille hat gewöhnlich das letztere, doch VIII, 194 var. 1:

Qui tirent vanité de contredire à tout,

schreiben mehrere Ausgaben den Dativ. Derselbe ist auch bei Pascal einigemal zu belegen (vgl. Nfrz. Zs. IV, 119).

croire. I, 158 var. 3:

À peine mon esprit ose croire à mes sens,
1660: À peine mon esprit ose croire mes sens.

Der Accusativ ist sonst auch das Gewöhnliche bei Corneille. Vaugelas II, 388: „Croire régit un accusatif.“ Weder Molière noch Pascal unterscheiden wie heute zwischen *croire qn.* und *croire à qn.* (vgl. Berg 9, Nfrz. Zs. IV, 110), doch kommt bei letzterem *croire à qch.* nur noch einmal vor.

devoir *à qn.* absolut. III, 123 var. 4:

Dois-je pas à mon père avant qu'à ma maîtresse?
1660: Je dois tout à mon père avant qu'à ma maîtresse.

Die Akademie (M-L. XII, 488) rügte es als Fehler: „Il devait déterminer ce qu'il devait.“ Dennoch beließs Corneille III, 122 vers 322:

Je dois à ma maîtresse aussi bien qu'à mon père.

il dit = „sprach's“ finde ich nur IV, 47 var. 3:

Il dit, et cependant que leur amour conteste,
Achillas à son bord joint son esquif funeste.

Ménage 323 verteidigt es, seine Berechtigung mußste also wohl angezweifelt sein.

pouvoir findet sich in eigentümlicher elliptischer Verwendung II, 61 var. 1:

Digitized by Google

Célidée: Mon abord importun rompt votre conférence:
Tu m'en voudras du mal.
Hippolyte: Du mal? Et l'apparence?
Tu peux bien avec nous, je t'en jure ma foi,
Nos entretiens étoient de Lysandre et de toi.

Tu peux bien avec nous bedeutet hier *tu peux bien rester avec nous* (vgl. M-L. XII, 210).

servir *à qn.* vgl. unter b).

e) Reflexiva in intransitivem Gebrauch.

défaire = *se défaire, se détacher,* I, 248 var. 2:

Attache-le d'un nœud qui jamais ne défait.

démettre = *se démettre* (von einem Amt, einer Würde), III, 416 var. 1 (nur in der ersten Ausgabe 1643):

Sa ligue se romproit, s'il en (scil. de la puissance) étoit démis;
später: Sa ligue se romproit, s'il s'en était démis.

Dem Zusammenhange nach kann es in der ersten Fassung nicht „absetzen" bedeuten.

esquiver statt *s'esquiver,* „entschlüpfen, sich heimlich entfernen", I, 223 var. 5:

Il vaut mieux esquiver, car avecque des fous,
Souvent on ne rencontre à gagner que des coups.

M-L. XI, 391 citiert *esquiver* in absolutem Gebrauch aus Lafontaine, Buch IV, Fabel 6; vgl. ferner Haase: 17. Jahrh., S. 94. Von den Wörterbüchern kennt es nur Cotgrave 1611: „esquiver, to slinke, or slip aside."

serrer. II, 193 var. 2 findet sich:

Le cœur me serre, adieu: je sens faillir ma voix.
später: Le cœur me manque, adieu: je sens faillir ma voix.

Man sagt wohl: *le cœur se serre* = „das Herz wird beklommen" (Sachs); Corneille hatte also das reflexive Verhältnis nicht ausgedrückt. Vgl.: *Mon cœur se serre cruellement* bei Theuriet: Toute Seule, Paris 1885 (Charpentier), S. 57.

f) Abweichend vom heutigen Gebrauch sind reflexiv:

s'apprendre = lernen (nicht = sich etwas selbst beibringen), I, 146 var. 4:

C'est là qu'un jeune oiseau doit s'apprendre à parler.

Ebenso X, 27 vers 54 (in einem Gedicht, das 1632 der ersten Ausgabe von Clitandre beigegeben, später aber nicht wieder mit abgedruckt wurde).

s'en aller *faire qch.* statt *aller* zur Umschreibung des Futurums fiel II, 51 var. 2: Eh bien! soit: d'un adieu je m'en vais les finir;

Digitized by Google

ferner II, 146 var. 2, 347 var. 1; III, 120 var. 3, 334 var. 3, 413 var. 2, 439 var. 1. — Malherbe gebraucht diese Wendung noch mit Vorliebe (vgl. Holfeld 46). Ebenso kommt sie noch bei Molière vor (vgl. Génin: Lex. de Mol. 14 und dazu Berg 13; Godefroy I, 33), und auch bei Corneille ist sie mehrereremal stehen geblieben (vgl. M-L. XI, 49). Sie findet sich noch im 18. Jahrh., vgl. Haase: 17. Jahrh., § 60, Anm.

s'en revenir statt des einfachen *revenir* ersetzte Corneille II, 149 var. 4 durch das letztere:

Ne leur servant de rien, je m'en suis revenue.

Ac. 1694 kennt es nicht mehr. Molière gebraucht noch *s'en venir* und *s'en retourner* (vgl. Berg 13). Die Verben sind noch heute in beschränktem Gebrauche üblich (vgl. Haase: Syntaktische Untersuchungen zu Villehardouin und Joinville S. 76).

Eine Liste von Verben, die in der älteren Sprache ebenso reflexiv gebraucht wurden, s. Berg 13.

4. Abgesehen von den unter *3.* behandelten Fällen geben noch folgende Verba in Bezug auf den Objektskasus zu Bemerkungen Anlaſs.

blâmer *qch. qn.* statt *blâmer qn. de qch.* IV, 221 var. 1:

Tout ce qu'on le blâmoit, (mais c'étoient tours d'école)
C'est qu'il faisoit mal sûr de croire à sa parole.

Littré im Supplément bezeichnet diese Konstruktion als einen Fehler Corneilles.

changer *qch. à qch.* = „etwas für etwas anderes vertauschen", III, 174 var. 1: Le More ...
Changea l'ardeur de vaincre à la peur de mourir.

Allerdings kommt diese Konstruktion auch sonst im 17. Jahrh. vor (vgl. Kayser 8).

consulter *qch. à qn.* IV, 60 var. 1:

Consulte à sa raison sa joie et ses douleurs,
1660: Examine en secret sa joie et ses douleurs.

Heute ist *consulter qch. à qn.,* „jemandes Rat bei etwas einholen", veraltet (Sachs).

estimer. VIII, 48 var. 1:

Et ne l'estime rien; nach 1665: Et ne l'estime *à* rien.

paraître. Einen sonst bei ihm nicht vorkommenden Latinismus hatte Corneille sich erlaubt II, 240 var. 4:

Digitized by Google

Et ceux (les feux) dont Alidor paroissoit l'âme atteinte;
1660: Et ceux dont Alidor montroit son âme atteinte.

Ich halte dies für eine Nachahmung des lat. Ablativus bezw. Accusativus limitationis, nach dem Muster eines Satzes wie *feminæ Germanorum nudæ erant brachia et lacertos.* Daſs *atteinte* flektiert ist, macht keine Schwierigkeit bei dem damaligen Stande der Regeln über die Flexion des Participe passé (vgl. unten).

persuader *qch. à qn.* = „jemand von etwas überzeugen", ist II, 174 var. 1 (wahrscheinlich) durch *persuader qn. de qch.* ersetzt, vgl.

Pour me persuader vos flammes sans pareilles;
1660: Pour me persuader **des** flammes sans pareilles.

Oder ist *des flammes* auch Accusativ?

quereller *qch. à qn.* = „jemand etwas streitig machen". I, 363 var. 5: Ne vous querelle plus un prix qui vous est dû;
1660: Ne vous conteste plus un prix qui vous est dû.

Es steht noch II, 107 vers 1697:

Vous ne lui voulez pas quereller Célidée.

Ac. 1694: Il est vieux.

traiter *qn. en roi, en reine* durch *traiter de* ersetzt III, 493 var. 2:

Et jusqu'à la conquête ils nous traitent en reines;
nach 1660: Et jusqu'à la conquête ils nous traitent **de** reines.

VI, 98 var. 1:

Puis-je occuper ton trône et te traiter en roi?
1660: Puis-je porter ton sceptre et te traiter **de** roi?

5. Über den Gebrauch der Hilfsverba ist nur zu bemerken, daſs *réussir* einmal in einer Variante mit *être* konjugiert ist, wohl um einen Hiatus zu vermeiden; vgl. I, 153 var. 4:

... Ainsi ma prophétie
Est, à ce que je vois, de tout point réussie.

6. Gebrauch der Modi.

Wenn Corneille III, 177 var. 1 zuerst schreibt:

Tu veux qu'en ta faveur nous croyons l'impossible?

und 1660 in *croyions* ändert, so war die erste Fassung nicht Indikativ, sondern Konjunktiv Präs. Es ist ein Rest der altfranzösischen Flexion. Noch Cotgrave 1611 im Abriſs der Grammatik fol. 4 giebt *voyons* und *voyions, voyez* und *voyiez* im Paradigma als Konj. Präs. der dritten Konjugation, dagegen nach anderen Buchstaben als *y* immer *-ions, -iez.* Auch Pascal und Molière haben die alten Endungen

Digitized by Google

-ons, -ez nach *y* noch öfter erhalten (vgl. Nfrz. Zs. IV, 161, Anm. 3, Berg 25). Aber schon Maupas 1625, S. 217, sprach für die moderne Schreibweise.

a) Indikativ.

Abweichend vom heutigen Gebrauch finden wir noch vereinzelt den Indikativ statt des Konjunktivs

α) nach **s'étonner.** Vgl. I, 213 var. 2:

Mais je m'étonne fort que vous l'osez blâmer;
1660: Mais je m'étonne fort que vous l'osiez blâmer.

Nach **être marri,** vgl. II, 204 var. 1:

C'est moi qui suis marri, que pour cet hyménée
Je ne puis révoquer la parole donnée.

Wir haben hierin einen Rest des altfranzösischen Gebrauchs, nach Verben der Gemütsbewegung den abhängigen Satz als objektive Thatsache zu fassen und daher in den Indikativ zu setzen, ein Gebrauch, der sich auch sonst vereinzelt bis ins 17. Jahrh. hält. So bei Voiture (vgl. Frz. Studien I, 16), bei Malherbe (vgl. Holfeld 48), bei Molière (vgl. Berg 26). Vgl. auch Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 295. Für Pascal s. Nfrz. Zs. IV, 162, und ebenda Anm. 1 weitere Litteratur über diesen Punkt. Vgl. ferner Haase: 17. Jahrh., § 78. Für das 16. Jahrh. vgl. Gräfenberg 74 ff. — In beschränkter Weise findet sich dieselbe Erscheinung noch heute in der Volkssprache (vgl. Siede 50).

β) Nach **bien que.** Vgl. II, 372 var. 2:

Que bien que vous m'aimez, je me donne à Jason;
1682: Que bien que vous m'aimiez, je me donne à Jason.

Der Indikativ beruht hier auf derselben Auffassung wie unter *α*. Vgl. über diese Erscheinung Haase, 17. Jahrh., § 83, und Nfrz. Zs. IV, 162, Vogels, Rom. Stud. V, 501, Gräfenberg 75, Vogels a. a. O. 502, Holfeld 48, Berg 27. Ménage 134 verlangt immer den Konjunktiv nach *quoique, bienque, encorque.*

b) Konjunktiv.

α) Konjunktiv im Hauptsatze zum Ausdruck des Wunsches. In der älteren Sprache war die Auslassung der Konjunktion *que* in weiterem Umfange gestattet (vgl. Gräfenberg 76), und altfranzösisch fehlte *que* sogar meistens (vgl. Schumacher 29 und Weiſsgerber: Der Konjunktiv bei den französischen Prosaikern des 16. Jahrh., Gieſsener Diss., Oppeln 1886, S. 1 ff.). Das einzige Beispiel, welches ich aus Corn. anführen kann, ist III, 329 var. 1:

Digitized by Google

Eût-il fait avec lui périr le nom d'Horace!
1660: Que n'a-t-on vu périr en lui le nom d'Horace!

Ein Überrest dieser Auslassung in der heutigen Sprache ist *Plût à Dieu* (vgl. Berg 28). Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 73.

β) Konjunktiv im Nebensatze. Nach affirmativem **croire** schwankt Corneille zwischen Konjunktiv und Indikativ. Zwar hat er den Konjunktiv getilgt IV, 202 var. 2:

Un esprit que la joie entièrement saisit
Croit qu'on doive l'entendre au moindre mot qu'il dit;
1660: Présume qu'on l'entend au moindre mot qu'il dit.

VIII, 183 var. 1:

Et croire que tes maux vaillent en murmurer!
nach 1662: Et croire que tes maux valent en murmurer!

Aber an mehreren Stellen ist der Konjunktiv stehen geblieben (vgl. Godefroy II, 327). Vgl. über diese Erscheinung Haase: 17. Jahrh., § 80, und Nfrz. Zs. IV, 164, Anm. 1—2, Gräfenberg 76—78, Berg 28, Frz. Stud. I, 13, Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 295, Maupas S. 312.

γ) Sowohl im Hauptsatze wie im Nebensatze nach Relativpronomen oder nach *que* hatte Corneille oft den Conjunct. Imperfecti statt eines heutigen Conditionnel gebraucht. Wenn auch nicht überall (vgl. M-L. XI, S. LII), so setzt er doch meistens später das heutige Tempus ein; vgl. I, 361 var. 1:

Et qu'ainsi je renferme en leur sacré séjour
Une qui ne dût pas seulement voir le jour;

ferner I, 368 Zeile 2; II, 137 var. 3; III, 293 var. 3, 388 var. 1; IV, 290 var. 2, 296 var. 2, 327 var. 3. Vgl. Näheres bei Haase: 17. Jahrh., § 66 a.

7. *Gebrauch der Tempora.*

a) Présent.

Das Præsens historicum ist in der älteren Sprache sehr beliebt, und zwar kann es bis ins 17. Jahrh. hinein, und in beschränktem Maſse noch heute, mit den übrigen Zeiten der Erzählung abwechseln (vgl. Gräfenberg 82 ff.; Haase, Nfrz. Zs. IV, 158 und 17. Jahrh., § 65, Anm. 1). Corneille nun zeigt uns recht deutlich, wie im 17. Jahrh. dieser willkürliche Wechsel an Ausbreitung verlor. So führt er das Präsens durch III, 172 var. 5, 174 var. 1; IV, 46 var. 2 und 47 var. 1, wo ursprünglich Präsens und Passé défini abwechselten. Besonders deutlich zeigt sich diese spätere Durchführung eines Tempus IV, 431 varr. 1, 3, 4, 5, 7:

Digitized by Google

Vor 1660:

Sachez donc, qu'en trois ans gagnant quatre batailles,
Tryphon nous **réduisit** à ces seules murailles,
Les assiége, les bat; et pour dernier effroi
Il s'y coule un faux bruit touchant la mort du Roi.
Le peuple épouvanté, qui déjà dans son âme
Ne suivoit qu'à regret les ordres d'une femme,
Presse et force la Reine à choisir un époux.
Que pouvoit-elle faire et seule et contre tous?
Croyant son mari mort, elle épouse son frère.
L'effet **montra** soudain ce conseil salutaire.
Le prince Antiochus, devenu nouveau roi,
Semble de tous côtés traîner l'heur avec soi:
La victoire le suit avec tant de furie,
Qu'il se voit en deux ans maître de la Syrie;
Et la mort de Tryphon dans un dernier combat,
Termine enfin la guerre et lui rend tout l'État.

(Die Erzählung fährt dann im **Passé défini** fort.) Nach 1660:

Sachez donc que Tryphon, après quatre batailles,
Ayant su nous réduire à ces seules murailles,
En forma tôt le siége; et pour comble d'effroi,
Un faux bruit s'y coula touchant la mort du Roi.
Le peuple épouvanté, qui déjà dans son âme
Ne suivoit qu'à regret les ordres d'une femme,
Voulut forcer la Reine à choisir un époux.
Que pouvoit-elle faire et seule et contre tous?
Croyant son mari mort, elle épousa son frère.
L'effet montra soudain ce conseil salutaire.
Le prince Antiochus, devenu nouveau roi,
Sembla de tous côtés traîner l'heur avec soi:
La victoire attachée au progrès de ses armes
Sur nos fiers ennemis rejeta nos alarmes;
Et la mort de Tryphon dans un dernier combat,
Changeant tout notre sort, lui rendit tout l'État.

b) Passé défini.

Im 16. Jahrh. wechselte das Passé défini oft promiscue mit dem Passé indéfini in der Erzählung (vgl. Gräfenberg 84). Daſs man aber im 17. Jahrh. schon den Gebrauch der beiden Tempora zu regeln bemüht war, beweist einmal Malherbe 328, welcher einen solchen Tempuswechsel bei Des Portes tadelte, und andererseits eine Anmerkung der Akademie zu Corneille III, 125 var. 2:

Je l'avoue entre nous, quand je lui fis l'affront
J'eus le sang un peu chaud et le bras un peu prompt,

sagt Ximenens Vater im Cid in Bezug auf die bekannte Ohrfeige. Die Akademie (M-L. XII, 488) bemerkt, die Sache sei noch keine 24 Stunden her, also sei das Indéfini zu gebrauchen. Diesem Tadel fügt sich Corneille und ändert. Ebenso auch III, 143 var. 4, 144 var. 1; IV, 88 var. 2.

Digitized by Google

c) Imparfait.

Über den Gebrauch des Konj. Imperfecti statt des Conditionnel vgl. oben. — Ähnlich ist ein Imperfect Indicativi statt heutigen Conditionnels beseitigt IV, 205 var. 1:

J'ai dix langues, Cliton, à mon commandement. —
Vous aviez bien besoin de dix des mieux nourries
Pour fournir tour à tour à tant de menteries.

1660: Vous auriez bien besoin de dix des mieux nourries.

Ebenso VI, 484 var. 2. — Auch Molière bietet Imperfekta in dieser Verwendung, besonders von *devoir, falloir, pouvoir* (vgl. Berg 22); ebenso auch andere Schriftsteller zuweilen, vgl. Haase: 17. Jahrh., § 66 d.

d) Zeitfolge.

Einen Übergang aus der Sphäre der Gegenwart in die der Vergangenheit tilgte Corneille III, 126 var. 2:

Monsieur, pour conserver tout ce que j'ai d'estime,
Désobéir un peu n'est pas un si grand crime;
Et quelque grand qu'il fût, mes services présents
Pour le faire abolir sont plus que suffisants;

1660: Et quelque grand qu'il soit etc.

Ähnlich IV, 48 var. 3. — Solche Übergänge aus der Sphäre der Vergangenheit in die der Gegenwart und umgekehrt waren im 16. Jahrh. ziemlich häufig (vgl. Gräfenberg 87). — Vgl. Berg 23, Lücking § 337, Haase: 17. Jahrh., § 67.

8. *Infinitiv.*

a) Zweimal tilgte Corneille einen Infinitiv mit *sans* in Fällen, wo heute das Verbum finitum stehen würde; vgl. II, 342 var. 7 (nur 1639):

Hypsipyle à Lemnos, sur le Phase Médée,
Et Créuse à Corinthe, autant vaut possédée,
Font bien voir qu'en tous lieux, sans lancer d'autres dards,
Les sceptres sont acquis à ses moindres regards.

Der Infinitiv bezog sich hier auf ein aus dem Pronomen *ses* herauszunehmendes *il*. — Ähnlich VIII, 147 var. 4.

b) Eine Ellipse des Infinitivs würde heute nicht mehr gestattet sein in Fällen wie V, 22 var. 2:

Au lieu de Théodore il parle pour Flavie,

d. h. „Au lieu de parler pour Théodore il parle pour Flavie".

1660: Loin de parler pour elle il parle pour Flavie.

Digitized by Google

V, 89 var. 2:

Te voir, au lieu du mien, payer Dieu de ton sang,
C'est te laisser au ciel aller prendre mon rang.

1660: Te voir au lieu de moi payer Dieu de ton sang.

II, 343 var. 3:

Et que pouvois-je mieux que lui faire la cour.

c) Von einem Substantiv abhängig war der Infinitiv mit *à* verbunden an folgenden Stellen: II, 183 var. 4:

Il est tant de moyens *à* fléchir un courage.

1660: Il est tant de moyens de fléchir un courage.

II, 260 var. 2:

J'aurai trop de moyens *à* te garder ma foi.

1660: J'aurai trop de moyens de te garder ma foi.

II, 461 var. 2:

Vous n'avez point la mine *à* servir sans dessein.

1660: Vous n'êtes point de taille à servir sans dessein.

Le moyen à faire qch. ist stehen geblieben nur II, 202 vers 1479:

J'aurai trop de moyens *à* te faire sentir
Qu'on ne m'offense point sans un prompt repentir.

Heute gebraucht man nur *de* nach *moyen.*

d) Infinitiv von einem Verbum abhängig.

Vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 165 ff.; 17. Jahrh., § 87.

α) Der reine Infinitiv statt heutigen Infinitivs mit *de* stand, wie öfter im 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 94), nach *mériter* V, 585 var. 1: Qu'elle mérite perdre et sceptre et diadème.

β) Der Infinitiv mit **de.** Wie sich altfranzösisch und mittelfranzösisch überhaupt ein Schwanken im Gebrauch mancher Präpositionen beobachten läſst, welches erst im 17. Jahrh. gröſstenteils geregelt wird (vgl. unter den Präpositionen), so gebraucht die ältere Sprache noch oft den Infinitiv mit *de* statt des heutigen Infinitivs mit *à*. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 112, 2. Bei einigen Verben schwankt der Gebrauch ja noch heute (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 167). Hierher gehören aus Corneille folgende Varianten:

convier *de faire qch.* ändert er in *convier à faire qch.* IV, 172 var. 1: Où la chaleur de l'âge et l'honneur te convie
D'exposer à tous coups et ton sang et ta vie.

Noch heute schwankt die Sprache hier zwischen *de* und *à* (Sachs).

s'efforcer. II, 228 var. 3 haben die Ausgaben 1637—48 *à,* 1648—56 *de,* 1682 *à.*

Ainsi tous à l'envie s'efforcent de me plaire.

Digitized by Google

Auch hier besteht das Schwanken noch heute. Für Molière vgl. Berg 34. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 124, Anm. 2.

γ) Den Infinitiv mit *à* ändert Corneille in einen Infinitiv mit *de* nach

craindre V, 57 var. 1:

Si du sang d'une fille il craint à se rougir;
1660: Si du sang d'une fille il craint de se rougir;

craindre de steht von Anfang an z. B. IV, 444 vers 353. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 124, Anm. 1.

c'est à qn. *à faire qch.* = „jemand kommt es zu, etwas zu thun". Die heutige Sprache setzt hier *de*, während *c'est à qn. à faire qch.* bedeutet: „an jemand ist die Reihe etwas zu thun" (Sachs). V, 176 var. 2:

C'est à nous à répondre à ce qu'il en prétend;
1660: C'est à nous de répondre à ce qu'il en prétend.

Ebenso V, 184 var. 2. Der Infinitiv mit *de* stand gleich wie heute V, 425 vers 155 (zweimal), VII, 256 vers 1347. Heute unrichtiges *à* blieb nur V, 326 vers 268. — Sonst verwendete das 17. Jahrh. hier *à* und *de* oft unterschiedslos (vgl. Berg 38, Haase: 17. Jahrh., § 124, Anm. 3).

Nur eine leichte Unkorrektheit im Ausdruck war III, 163 var. 4:

(Les amis) Venoient m'offrir leur vie *à* venger ma querelle.

Die Akademie (M-L. XII, 495) tadelte diese Stelle mit dem Bemerken, *s'offrir à venger* wäre richtig gewesen. Gehorsam setzt Corneille dieses später ein.

e) Der Infinitiv als absolutes Satzglied.

(Vgl. Lücking § 381.) Wie in der älteren Sprache ist noch im 17. Jahrh. der Infinitiv mit *de* die Regel, wenn er als absolutes Satzglied an die Spitze des Satzes gestellt wird und ein *ce, cela* auf denselben zurückweist (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 166 und 17. Jahrh., § 112, Littré unter *de* Nr. 21). Doch wie bei Pascal (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 167) findet sich auch schon bei Corneille der heute gewöhnliche reine Infinitiv, z. B. II, 71 vers 999, IV, 161 vers 376; und IV, 161 var. 1 führt Corneille sogar den reinen Infinitiv nachträglich ein, vgl.:

Aussi d'en recevoir visite et compliment
Et lui donner entrée en qualité d'amant,
S'il faut qu'à vos projets la suite ne réponde
Je m'engagerois trop dans le caquet du monde.

Digitized by Google

(Es ist dies eigentlich ein Anakoluth, man erwartet *cela m'engagerait* etwa.)

1660: D'ailleurs, en recevoir visite et compliment
Et lui permettre accès en qualité d'amant,
À moins qu'à vos projets un plein effet réponde
Ce seroit trop donner à discourir au monde.

Für Molière vgl. Berg 33.

f) Der historische Infinitiv ist bei Corneille selten. Für das 16. Jahrh. s. Gräfenberg 97. Maupas 325 führt ihn als gebräuchliche Konstruktion auf. Corneille ersetzte ihn durch das Verbum finitum II, 129 var. 1:

Moi de jurer que non, et lui de persister;
1660: Je réplique, il repart, et nous tombons d'accord.

Außerdem finde ich ihn nur II, 492 vers 1085. Jedoch findet er sich noch heute, vgl. z. B. Daudet: Tartarin sur les Alpes (Paris, Marpon et Flammarion) S. 141: *Et les rires de recommencer.*

9. Participe présent und Gérondif.

Vgl. Gräfenberg 100; Bouvier 278—282; Berg 41; Mercier; Vaugelas I, 313, 315; II, 152—159; List, Frz. Stud. I, 16 ff.; Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 299; Haase: 17. Jahrh., § 91.

a) Über den syntaktischen Gebrauch des Participe présent und des Gérondif im 17. Jahrh. bemerkt Godefroy I, S. XXVII: „Le participe présent s'employait encore très-fréquemment pour le gérondif." Das ist richtig, nur können wir es dahin einschränken, daß wahrscheinlich um 1660 die heutige Regel schon die Oberhand zu gewinnen im Begriff war. Vgl. II, 64 var. 2:

Puisque, le conservant, je songerois à vous;
1663: Parce qu'en le gardant, je penserois à vous.

III, 411 var. 3:

Conservez-vous, Seigneur, lui conservant un maître;
1660: Conservez-vous, Seigneur, en lui laissant un maître.

Ähnlich III, 114 var. 2, 297 var. 1, 412 var. 1; IV, 465 var. 2; V, 202 var. 2. — Aber an mehreren Stellen ist ein solches Particip doch stehen geblieben, z. B. III, 441 vers 821:

Hélas, tu m'as perdu, me voulant obliger;

und ebenso ist es aus Molière und Racine noch zu belegen (vgl. Berg 43).

Digitized by Google

b) „Im Neufranzösischen ist der Gebrauch des Part. fast mit peinlicher Strenge vorgeschrieben. Das Part. Präs. z. B. soll nur auf das Subj. des Satzes bezogen werden, während die ältere Sprache (bis zum Ende des 17. Jahrh.) es auch auf das Objekt zu beziehen sich erlaubte.“ Diez, Gr.³ III, 257, Anm. 1. — So bezieht es Malherbe noch öfter auf das Objekt (vgl. Holfeld 54). Für Corn. vgl. I, 483 var. 3: Qu'en le voyant mon mal deviendroit adouci!
d. h. „wie sehr würde mein Übel gemildert werden, wenn ich ihn sähe.“ II, 392 var. 2:

> Vois-tu pas qu'en l'ouvrant je m'ouvre une retraite,
> Et que, brisant ses fers, cette obligation
> Engage sa couronne à ma protection?

1660: Tu peux voir qu'en l'ouvrant je m'ouvre une retraite,
Et que ses fers brisés, malgré leurs attentats,
À ma protection engagent ses États.

III, 111 var. 2:

> Un noble orgueil m'apprend, qu'étant fille de roi
> Tout autre qu'un monarque est indigne de moi.

1660: Et je me dis toujours, qu'étant fille de roi etc.

Und an einer anderen Stelle:

> L'espoir nourrit sa flamme, et venant à s'éteindre,
> Il peut cesser d'aimer.

In den letzten beiden Beispielen ist das Particip (besser: Gerundium), wie es Diez erwähnt, auf das Objekt bezogen. Eine noch freiere Konstruktion haben die beiden ersteren, da mufste man das Beziehungswort des Particips aus dem Zusammenhange ergänzen. Ähnliches findet sich auch bei Molière (vgl. Berg 42). Diese gröfsere Freiheit besitzt die Volkssprache noch heute (vgl. Siede 54).

c) Flexion des Participe présent.

Im Altfranzösischen ist das Part. prés. auch bei voller verbaler Kraft der Flexion unterworfen (vgl. Schumacher 35). Im 16. Jahrh. herrschte in Bezug auf die Flexion des Part. prés. und auch des Gérondif die gröfste Willkür (vgl. Gräfenberg 100). (Über den Ursprung dieser Verwirrung s. Berg 41, Rom. Stud. V, 539.) Malherbe ist der erste, welcher eine Regel aufzustellen versucht, ohne jedoch durchzudringen (vgl. Holfeld 53). — „Ce fut le XVIIe siècle, qui trancha le nœud gordien“ (Bouvier 279).

Bei Corneille ist die mit verbaler Kraft ausgestattete Form auf *-ant* (oder, wie sie Vogels, Rom. Stud. V, 537, treffend bezeichnet,

Digitized by Google

„das participiale Gerundium"), ferner „das adjektivische Participium im weiteren Sinne" (vgl. Vogels, a. a. O. 535) anfänglich noch öfter dem heutigen Gebrauch zuwider flektiert. Doch hat er an den meisten Stellen der heutigen Regel gemäſs geändert (vgl. M-L. XI, S. LV), und zwar, und das ist bemerkenswert, schon um 1660. Denn das beweist uns, wie sehr die Reformversuche der Grammatiker, die obige zwei Formen für unveränderlich erklären wollten, in der Praxis schon damals durchgedrungen waren, so daſs die Akademie kein „Machtwort" (Vogels, a. a. O. 542) mehr sprach, als sie am 3. Juni 1679 erklärte: „La règle est faite, on ne déclinera plus les participes présents" (d. h. im Gegensatz zum Adjectif verbal). Allerdings eine gewisse Unsicherheit herrschte immer noch, denn auch z. B. Molière flektierte obige zwei Formen bisweilen noch (vgl. Berg 41); ja, Godefroy I, S. XXVII citiert noch aus Voltaire:

Ah, que j'aime à voir les gens
Dans leur vrai caractère à nos yeux se montrants.

Zu diesen Ausführungen vgl. III, 526 var. 2:

Mais tous deux s'emportants à plus d'irrévérence,
Quoi? lui dit Polyeucte ...;

nach 1663: Mais tous deux s'emportant à plus d'irrévérence.

IV, 164 var. 1:

Dont vous verriez l'humeur rapportante à la vôtre;
1660: De qui l'humeur auroit de quoi plaire à la vôtre.

V, 65 var. 1:

Placide, Stéphanie, sortants de chez Marcelle;
1656: Placide, Stéphanie, sortant de chez Marcelle.

V, 503 Zeile 2 v. u.:

Pour la fin, je l'ai réduite en sorte que tous mes personnages y agissent avec générosité, et que les uns rendants ce qu'ils doivent à la vertu, et les autres demeurants dans la fermeté de leur devoir, laissent un exemple assez illustre.

Diese Stelle, die bis 1656 im Avis au Lecteur de Nicomède stand, findet sich 1660 wieder im Examen de Nicomède, aber mit unflektiertem *rendant* und *demeurant*. VI, 94 var. 2:

Soldats, conduisants Pertharite.

1660 wurde diese Bühnenweisung unterdrückt. VIII, 326 var. 3:

Ils acceptent pour l'âme une mort toujours vive,
Où mourants à toute heure et ne pouvants mourir ...;

nach 1665: Où mourant à toute heure et ne pouvant mourir.

VIII, 510 var. 2:

Les objets desirés s'offrants tous à la fois;
1670 O: Les objets desirés s'offrant tous à la fois.

Digitized by Google

10. Participe passé.

a) In einem abhängigen Satze kann man nach heutigem Sprachgefühl die Konjunktion und das Hilfsverbum *être* der zusammengesetzten Zeiten des Passivums nur dann auslassen, wenn Nebensatz und regierender Satz gleiches Subjekt haben. Corneille beseitigte an zwei Stellen einen Verstoſs gegen diese Regel. Vgl. II, 78 var. 3:

> Me conseilleriez-vous que, pris à l'avantage,
> J'immolasse le traître à mon peu de courage?

d. h. *que, s'il était pris à l'avantage, j'immolasse le traître* ....
II, 464 var. 2:

> Enfin, manque d'argent peut-être ou par caprice,
> De notre Rodomont il s'est mis au service,
> Où choisi pour agent de ses folles amours
> Isabelle a prêté l'oreille à ses discours;

d. h. *où, après qu'il fut choisi ..., Isabelle a prêté l'oreille* ... — Corneille änderte 1660. Diese Beispiele illustrieren wieder die mehrerwähnte strengere logische Durchbildung der französischen Sprache im 17. Jahrh., denn Nichtachtung obiger Regel führt gar leicht zu Zweideutigkeiten.

b) Flexion des Participe passé.

Über die historische Entwickelung vom Altfranzösischen bis zur heutigen Regel ist schon oft gehandelt worden, vgl. darüber und besonders über das Schwanken der Flexion im 17. Jahrh. u. a.: Mercier: Histoire des Participes; Bouvier 279 ff.; Benoist 220; J. Busse: Die Kongruenz des Participii præteriti in aktiver Verbalkonstruktion im Altfranzösischen bis zum Anfang des 13. Jahrh., Gött. Diss., 1882; Gräfenberg 104 ff.; Haase: 17. Jahrh., § 92 f.; Holfeld 54; List, Frz. Stud. I, 19 ff.; Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 300; Berg 43; Körting: Encyklopädie III, 256, ebenda 105; Marty-Laveaux XI, S. LVIII ff.; ferner Vaugelas s. Register unter partic. passif; Ménage 32—41. — De Choisys Protokoll über die Verhandlung der Akademie bezüglich der Veränderlichkeit des mit *avoir* konjugierten Part. passé bei vorangehendem Objekt ist abgedruckt bei Didot 137.

In Bezug auf die Übereinstimmung des Part. passé mit dem vorhergehenden Objekt lehren uns Corneilles Varianten noch deutlicher, als M-L. a. a. O. es dargestellt hat, daſs Corneille im ganzen, wie die besten Schriftsteller seiner Zeit, die Regel des Père Bouhours anwendete, welcher sagte: „On donne des nombres et des genres

Digitized by Google

aux participes, afin de soutenir le discours. On dit pour cela *la lettre que j'ai reçue, la liberté que j'ai prise, les livres que j'ai achetés.* Cela est si vrai, que lorsqu'on ajoute quelque chose après, le participe redevient indéclinable, étant suffisamment soutenu par ce qui suit", eine sehr willkürliche Regel, die aber doch für Corneille zuzutreffen scheint, und der auch Patru und Père Rapin folgten (vgl. Ménage 37).

Auſser den bei M-L. XI, S. LVIII gesammelten Beispielen vgl. folgende Varianten. Corneille hatte da das Part. anfangs wie heute flektiert, da es aber nicht am Ende stand, machte er es später flexionslos; III, 513 var. 1:

Je vous ai plaints tous deux, j'en verse encor des larmes;
1668: Je vous ai plaint tous deux, j'en verse encor des larmes.

VII, 148 var. 3:

Je sais ce que le ciel m'a faite au-dessus d'elle;
1682: Je sais ce que le ciel m'a fait au-dessus d'elle,

sagt die Schwester des Kaisers Valentinian. VII, 408 var. 1:

Pouvoit-elle prévoir cette supercherie
Qu'a faite à votre amour l'orgueil de Pulchérie?
1682: Qu'a fait à votre amour l'orgueil de Pulchérie?

Eine Ausnahme obiger Regel ist jedoch IV, 205 vers 1211:

J'estime qu'en effet c'est n'y consentir point
Que laisser désunis ceux que le ciel a joint,

ohne Flexion, obgleich am Ende stehend.

Bemerkt mag noch werden, daſs die Aufstellungen der Grammatiker des 17. Jahrh. der heutigen Regel schon sehr nahe kommen, während viele Schriftsteller noch mehr oder minder willkürlich verfahren. So wird von Maupas 1625 S. 318 und Oudin 1640 S. 258 die heutige Regel schon wenigstens empfohlen. — In der Volkssprache braucht das Part. noch heute nicht mit dem vorhergehenden Objekt übereinzustimmen (vgl. Siede 55).

Im Altfranzösischen konnte das Part. passé auch mit dem nachfolgenden Objekte kongruieren (vgl. Körting: Encyklop. III, 268, 2; Vogels, Rom. Stud. V, 554). Nach Vogels findet sich bei Larivey kein Beispiel mehr hierfür, wohl aber belegt es Gräfenberg 106 noch bei anderen Autoren des 16. Jahrh., und Sölter 67 citiert noch fünf Beispiele aus Rotrou. Bei Corneille finden sich noch drei Beispiele, nämlich III, 510 var. 3:

De plus bas sentiments n'auroient pas meritée
Cette parfaite amour que vous avez portée;

Digitized by Google

so nur in den beiden ältesten Ausgaben, 1643 und 1648 in 4⁰. IV, 148 vers 167:

Et même la gazette a souvent divulgués ....

Die Rede ist hier unterbrochen, und es ist hier zu ergänzen etwa *mes exploits.* Ferner vgl. Haase: 17. Jahrh., § 92.

c) Participe passé absolut gebraucht.

Corneille gebraucht das Part. passé sehr gern absolut in Nachahmung des lateinischen Ablativus absolutus, wie:

La puissance établie, il a soin de sa gloire

(vgl. Godefroy II, 5); ferner in Konstruktionen nach dem Muster von *post urbem conditam,* z. B. *après la chose sue* I, 319 vers 789, ebenso VI, 33 vers 319; II, 493 vers 1113 u. s. w. — Die Nachahmung des Ablativus absolutus ist noch heute gebräuchlich, vgl. Lücking 349, 3 u. 4; ferner z. B.: Daudet: Tartarin sur les Alpes S. 163: *Mais il ne l'ouvrit que le facteur parti.* Müller 47 bemerkt: „Les grammairiens luttent aujourd'hui, mais en vain, contre ces formes toutes naturelles; ils ne sont parvenus qu'à en restreindre l'usage."

Nur den im 16. Jahrh. gewöhnlichen Gebrauch (vgl. Gräfenberg 108) des absoluten *vu,* „wenn man in Betracht zieht", vermeidet Corneille augenscheinlich später; vgl. III, 347 var. 3:

Vu le sang qu'à versé cette guerre funeste;

ähnlich I, 490 var. 1; II, 74 var. 1; III, 298 var. 1. (Vgl. auch *vu que,* unter den Konjunktionen.) Der Grund der Änderungen ist nicht klar, denn *vu* und *vu que* sind noch heute gebräuchlich (Sachs).

11. Kongruenz: Numerus des Prädikats.

a) Der Singular des Verbums nach mehreren durch *et* oder *ni* verbundenen Subjekten im Singular, wo heute der Plural erforderlich sein würde, war anfangs von Corneille ziemlich oft verwendet worden, doch setzte er fast überall später den Plural des Verbums ein. Vgl. II, 264 var. 4:

Ma parole plus ferme et mon port assuré
Ne vous montroit-il pas un esprit préparé?

1660: Ne vous montroient-ils pas un esprit préparé?

Ebenso II, 416 var. 1; III, 167 var. 3; IV, 66 var. 2; V, 582 var. 1; VIII, 159 var. 4. Allerdings III, 163 var. 2 und VII, 244 var. 2 setzt erst Thomas Corneille 1692 den Plural ein.

Corneille war Vaugelas nur teilweise gefolgt, denn I, 351 stellte derselbe die Regel auf, dafs nach mehreren synonymen Ausdrücken

Digitized by Google

der Singular, nach Substantiven verschiedener Bedeutung aber der Plural zu setzen sei; die Akademie (ebenda) will in beiden Fällen den Plural setzen, und so ändert auch Corneille. Schon Malherbe 273, 290 tadelt den Singular des Verbums unter solchen Umständen bei Des Portes. Auch noch Molière hat den Singular öfter (vgl. Berg 15). Vgl. auch Haase: 17. Jahrh., § 146.

Als ein einfaches Versehen dürfen wir wohl betrachten III, 92:

> Afin que ces taches et ces forfaits, ..., s'accommodast au goût ... de leurs spectateurs, et fortifiast l'horreur,

denn wenn die Subjekte im Plural stehen, muſs selbstverständlich das Verbum im Plural folgen. Merkwürdigerweise verbessert erst Thomas Corneille diesen Fehler. —

Wenn die Subjekte aber unverbunden sind, so entscheidet sich Corneille später für den Singular des Verbs; er ändert demgemäſs II, 247 var. 2:

> Une larme, un soupir te perceront le cœur;
> 1660: Une larme, un soupir te percera le cœur.

IV, 353 var. 1:

> Une première vue, un moment d'entretien,
> Vous font ainsi tout croire et ne douter de rien;
> nach 1660: Vous fait ainsi tout croire et ne douter de rien.

b) Auf **l'un et l'autre** kann nach Vaugelas Singular oder Plural des Verbums folgen; Thomas Corneille bemerkt dazu, daſs der Singular das Elegantere sei. Auch unser Dichter setzt meistens den Singular, vgl. auſser den bei M-L. XII, 411 angeführten noch folgende Beispiele, II, 257 vers 641:

> L'un et l'autre à la fois me perd, me désespère.

Ferner I, 316 var. 7; II, 405 vers 1313; III, 420 vers 797; IV, 455 vers 608, 469 vers 981; V, 233 vers 1767; VI, 100 vers 1849, 308 vers 1268. Der Plural ist dagegen selten, vgl. z. B. I, 198 vers 909:

> L'un et l'autre en effet n'ont rien que de léger;

ferner II, 258 vers 659, und nur V, 206 var. 1 ersetzt Corneille später den Singular durch den Plural:

> Et l'un et l'autre enfin n'est que la même chose;
> nach 1660: Et l'un et l'autre enfin ne sont que même chose.

c) *C'est, ce fut* mit einem Substantiv im Plural ist ein Rest der Sprache des 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 110), der sich im 17. Jahrh. noch dann und wann findet. So bei Molière (vgl. Berg 17), Bossuet, Racine (vgl. Müller 68). Maupas 1625 S. 146

Digitized by Google

lehrt noch *ce sont eux* oder *c'est eux,* und ausnahmsweise findet sich die letztere Konstruktion noch im 18. Jahrh., und in der Volkssprache ist sie heute noch durchaus heimisch (vgl. Siede 42, ferner Haase: 17. Jahrh., § 63). — Ebenso hatte sie Corneille einigemal, doch folgt er später Vaugelas, welcher I, 414 — und ihm stimmen Thomas Corneille und die Akademie bei (vgl. ebenda und Tallemant 137) — den Plural verlangte, und ändert an den betreffenden Stellen. Vgl. IV, 93 var. 2:

Ah, ce n'est pas ses soins que je veux qu'on me die;
nach 1663: Ce ne sont pas ses soins que je veux qu'on me die.

IV, 204 var. 3:

Que ce seroit pour toi des trésors inutiles;
nach 1664: Que ce seroient pour toi des trésors inutiles.

VI, 196 var. 1:

Mais ce fut des brigands, dont le bras ...;
1660: Mais ce furent brigands, dont le bras ....

d) Ganz vereinzelt steht da III, 138 var. 6, wo die ersten beiden Ausgaben schreiben:

Et que pouvez-vous dire? —
Qu'une âme accoutumée aux grandes actions
Ne se peut abaisser à des submissions:
Elle n'en conçoit point qui s'explique sans honte;
später: Elle n'en conçoit point qui s'expliquent sans honte.

Wir erwarten den Plural, da *qui* Plural ist, indem sein Beziehungswort *en* den Plural *des submissions* vertritt.

II. Wortarten ohne Flexion.

H. Adverbia.

Über doppelformige Adverbien (und Präpositionen) vgl. unten Versbau A, 5. — Außerdem geben noch folgende Adverbien zu Bemerkungen Anlaſs:

beaucoup = *beaucoup de gens* gebraucht Corneille öfter, trotz Vaugelas II, 220. Z. B. II, 26 vers 145, 506 vers 1318; III, 346 vers 1461; IV, 451 vers 509; V, 8 Zeile 5. Jedoch in seinen späteren Werken finde ich es nicht mehr. Die Akademie verdammte es ebenfalls (vgl. Tallemant 42). Furetière 1701: „quoyqu'on puisse dire, *beaucoup s'imaginent,* il seroit encore mieux d'ajoûter, *beaucoup de gens s'imaginent.*" Richelet 1709 erlaubt es nur in ganz wenigen

Digitized by Google

besonderen Fällen. — Dennoch hat es sich, wie Littré im Supplément richtig bemerkt, im Gebrauch erhalten. Vgl. z. B. Zola: Germinal S. 493, 261, 357: *„beaucoup croyaient la manifestation remise.“*

ce jourd'hui statt *aujourd'hui* kam im 17. Jahrh. aufser Gebrauch. Corneille hat es noch zweimal, I, 210 var. 2 und IV, 162 var. 1, und tilgt es später an beiden Stellen. Ac. 1694: „terme de formules dans les actes et les instruments publics.“ Corneille war ja auch Jurist. — Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 21 c.

comme im Komparativsatze nach *autant, aussi* u. s. w. statt des heutigen *que* war altfranzösisch gebräuchlich (vgl. Diez, Gr.³ III, 393); es findet sich bei Malherbe noch in ausgedehnter Verwendung (vgl. Holfeld 60) und erhält sich neben *que* noch das ganze 17. Jahrh. hindurch (vgl. Godefroy I, 126; Haase, Nfrz. Zs. IV, 179 und ebenda Anm. 4—6, ferner 17. Jahrh., § 139).

(1) **autant comme** statt *autant que* ist in den älteren Werken Corneilles die Regel, während in den späteren sich daneben häufig *autant que* findet. Auch merzt Corn. zweimal *autant comme* aus, I, 445 var. 4: (Moi) Qui connais ton mérite autant comme ta flamme.
III, 346 var. 4:

Et que Tulle vous plaint autant comme il vous aime.
1660: Et que je vous en plains autant que je vous aime.

M-L. XI, 189: „Cette locution a été condamnée par Vaugelas (Remarques p. 242) et l'on voit que Corneille semble avoir eu la velléité de le faire disparaître; mais il est évident qu'il l'affectionnait, qu'il le trouvait commode, et qu'il n'a pas su se résoudre à y renoncer.“

(2) **aussi-comme.** Vaugelas I, 138 forderte *que*, doch weiterhin II, 314 erlaubte er auch *comme;* Thomas Corneille und die Akademie (ebenda) dagegen gestatten nur *que* nach *si, aussi.* Ebenso später Ménage 300. Diese Regel nahm auch Corneille an. Er tilgte *aussi-comme* I, 158 var. 4:

On peut voir quelque chose aussi beau comme toi;
nach 1664: On peut voir quelque chose aussi parfait que toi.

Ähnlich I, 300 var. 1; III, 293 var. 2; II, 118 (in der Épître zur Suivante, welche nur bis 1657 mit abgedruckt wurde). — Merkwürdig ist, dafs Corneille **aussi bien comme** noch nicht beanstandet hat, vgl. IV, 212 vers 1340, 351 vers 1186; V, 32 vers 338. Zu Voltaires Zeit war auch hier *que* durchaus Regel geworden (vgl. Voltaire I, 414, 434, 459. Dort erklärt er auch *autant comme* für einen Solöcismus).

Digitized by Google

(3) **aussitôt comme** finde ich nur noch IV, 339 var. 1 (bis 1660):

Je lui regarde aux mains aussitôt comme aux yeux.

Pascal liefert nur noch ein einziges Beispiel für das korrelative *comme* (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 179).

du depuis = *depuis, depuis ce temps* kommt schon um die Wende des 16. Jahrh. aufser Gebrauch. Malherbe bietet es nur einmal in einer Jugenddichtung (vgl. Holfeld 58 und Grands Écrivains de la France, Malherbe V, 168), und später tadelt er es sogar bei Des Portes (ebenda IV, 286). — Auch Corneille hat es nur einmal, nicht ohne es aber später zu beseitigen, IV, 234 var. 1 (bis 1656):

Votre âme du depuis ailleurs s'est engagée.

Vaugelas I, 288 verwirft es und bemerkt, dafs man es schon im 16. Jahrh. verurteilt hätte. Die Akademie (ebenda) gestattet es selbst in der familiären Unterhaltung nicht mehr. Vgl. noch Voltaire I, 465.

derechef, welches jetzt so gut wie veraltet ist (Sachs), begann entschieden schon im 17. Jahrh. aufser Gebrauch zu kommen, denn bei Malherbe schon ist es ziemlich selten (vgl. Holfeld 58) und bei Pascal kommt es nur noch vereinzelt vor (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 178), Beispiele aus anderen s. Haase: 17. Jahrh., § 96. Die Akademie 1694 führt es noch ohne Anmerkung auf. Aber Furetière 1701: „Il est assez vieux pour n'oser s'en servir que dans le burlesque," und Richelet 1709: „Ce mot est un peu vieux." — Was nun Corneille anbetrifft, so scheint es fast, als müsse man scheiden 1) *derechef* = *encore, de nouveau* mit einem Verbum verbunden, und 2) elliptisch = *je le dis, le demande encore une fois.* In der ersteren Bedeutung finde ich es nur bis zum Horace (1641), z. B. I, 464 vers 1265, III, 328 vers 1059; und Corneille merzt es sogar aus II, 190 var. 2:

Avise derechef, ta valeur signalée
En d'extrêmes périls te jette à la volée;

1660: Avise encore un coup, ta valeur signalée;

ebenso II, 104 var. 2. — In der zweiten Bedeutung dagegen findet sich *derechef* zuweilen noch in den spätesten Werken; vgl. z. B. I, 318 vers 768: Derechef, ne prends soin que de ta guérison;

ferner I, 236 vers 1573; II, 289 vers 1279, 507 vers 1335; V, 79 vers 1390; VII, 119 vers 292.

devant als Adverb, welches im 16. Jahrh. wie altfranzösisch (vgl. Pfau 37) oft temporal gebraucht wurde (vgl. Gräfenberg 121), findet sich bei Corneille so nur noch ganz vereinzelt, im definitiven Text nur einmal. Vgl. IV, 290 var. 2:

Digitized by Google

Qui se fût défié que la nuit de devant
Votre propre grandeur dût fendre ainsi le vent.

1660: Et parmi ces apprêts, la nuit d'auparavant
Vous sûtes faire gille et fendîtes le vent.

Es blieb II, 247 vers 470:

Brûler mieux que devant, et rejoindre vos âmes.

Vgl. *devant* unter den Präpositionen.

dextrement = *adroitement* veraltete rasch in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. Corneille gebraucht es noch ziemlich oft (etwa 15 mal) bis zum Erscheinen der Medea (1639); später nur noch einmal, nämlich IV, 214 vers 1377; und 1660 beseitigt er es an etwa der Hälfte der früheren Stellen, vgl. I, 158 var. 2:

Que tu sais dextrement adoucir mon martyre!

1664: Tu sais adroitement adoucir mon martyre;

ebenso I, 176 var. 2, 193 var. 4, 402 var. 4, 492 var. 4; II, 131 var. 2, 138 var. 3. — Ac. 1694 hat es nicht mehr. Furetière 1701: „Ce mot n'est plus en usage", ebenso Richelet 1709.

fort bei einem Verbum = *pas du tout* ironisch stand II, 76 var. 2 (nur 1637):

C'en est fort le chemin de passer par ici!

nach 1637: Et c'en est le chemin de passer par ici?

à la foule. An die Stelle dieser adverbialen Redensart trat im 17. Jahrh. *en foule,* welches schon im 16. Jahrh. z. B. bei Amyot und Belleau vorkommt (vgl. Littré unter *foule* rem. 1). Corneille setzt später *en foule* für *à la foule* ein. Vgl. II, 49 var. 1:

Tout ce que mon Lysandre a de perfections
Vient s'offrir à la foule à mes affections;

1663: Se vient offrir en foule à mes affections;

ähnlich IV, 95 var. 5; V, 25 var. 1. *A la foule* blieb nur IV, 494 vers 1553. Cotgrave 1611 kennt nur *à la foule,* Furetière 1701 und Richelet 1709 haben *en foule* und *à la foule.* Das letztere ist heute nicht mehr gebräuchlich (Sachs). Vgl. noch M-L. XI, 446.

incontinent, welches im 16. Jahrh. und noch im 17. sich häufig findet (vgl. Gräfenberg 122; Haase, Nfrz. Zs. IV, 176 und 17. Jahrh., § 96), scheint Corneille, nachdem er es ein einziges Mal in einem Jugendwerke verwendet, durchaus vermieden zu haben, und auch dort beliefs er es nicht. Vgl. II, 243 var. 4:

Commet-on envers vous des forfaits si nouveaux
Qu'incontinent on doive être mis en morceaux?

1660: Commet-on des forfaits si grands et si nouveaux,
Qu'on doive tout à l'heure être mis en morceaux?

Digitized by Google

Die Wörterbücher führen es allerdings auf. Heute ist es fast gänzlich veraltet (Sachs).

jadis wird von Cotgrave 1611 mit „of old, in times past“, von Ac. 1694 mit „il y a longtemps“ glossiert. Es scheint nun eine persönliche Eigentümlichkeit Corneilles gewesen zu sein, dasselbe auch von ganz kürzlich geschehenen Dingen zu gebrauchen. So spricht III, 161 var. 3 Rodrigos Vater zu demselben:

Viens baiser cette joue et reconnais la place,
Où fut jadis l'affront que ton courage efface;

obgleich der *affront,* d. h. die Ohrfeige, um die es sich handelt, erst vor drei oder vier Stunden geschehen ist. — Scudéry und die Akademie (M-L. XII, 459 bezw. 494) machen auf diesen Fehler aufmerksam, und Corneille ändert 1660 deshalb:

Où fut empreint l'affront que ton courage efface.

Zugleich tilgt er *jadis* wohl aus demselben Grunde noch an folgenden Stellen: I, 224 var. 3:

As-tu sitôt perdu cette ombre de courage
Que te prêtoient jadis les transports de ta rage?
später: As-tu sitôt perdu cette ombre de valeur
Que te prêtoit tantôt l'effort de ta douleur?

I, 466 var. 5:

J'ai menacé Florange et rompu des accords
Qui te causoient jadis ces violents transports.
1660: Qui t'avoient su causer ces violents transports.

Ces violents transports bezieht sich auf eine Scene im Stücke selbst, es sind also noch nicht 24 Stunden seitdem verflossen. II, 50 var. 5:

Votre serment jadis me reçut pour époux;
1660: Vous de qui le serment m'a reçu pour époux.

Dem Zusammenhange nach ist nicht anzunehmen, daſs das Versprechen schon vor langer Zeit gegeben ist. V, 370 var. 1:

Comme pour vous Phinée eut jadis quelques charmes;
1660: Comme pour vous Phinée eut toujours quelques charmes.

Der Zusammenhang ergiebt, daſs der Angeredete erst eben ganz plötzlich seinen Sinn geändert hat.

au moins ersetzt Corneille überall durch *du moins;* nämlich I, 242 var. 1:

Au moins tous ses discours n'ont encor rien gagné;
1660: Du moins tous ses discours n'ont encor rien gagné;

ebenso I, 330 var. 3, 411 var. 3, 414 var. 3, 435 var. 2 (hier durch *pour le moins* ersetzt), 444 var. 1; II, 68 var. 1, 175 var. 4, 455 var. 1; IV, 371 var. 4; V, 317 var. 3. — Alles dieses sind Fälle,

Digitized by Google

wo, wie ich glaube, *du moins* auch heute gebraucht werden könnte (vgl. Littré unter *moins* 15⁰ und 16⁰). Doch setzt Corneille, wie das 17. Jahrh. vielfach (vgl. Littré), *du moins* auch statt heutigem *au moins* (vgl. M-L. XII, 94), wenn es bedeutet: en une quantité qu'on ne peut évaluer au-dessous de ... (Littré), und *au moins* scheint in der definitiven Redaktion gar nicht mehr vorzukommen. Den Grund der obigen Änderungen vermag ich nicht anzugeben. Vgl. noch Haase: 17. Jahrh., § 98.

à tout le moins, welches heute veraltet und nur noch in der Sprache des ungebildeten Volkes gebräuchlich ist (Sachs), hat Corneille noch zweimal in Varianten; II, 515 var. 1:

Sans aucun sentiment je te verrai changer
Pourvu qu'à tout le moins tu changes sans danger;
1660: Lorsque tu changeras sans te mettre en danger.

I, 147 var. 4:

Et l'Amour qui ne peut entrer dans son courage
Voulut à tout le moins loger sur son visage.
1660: Voulut obstinément loger sur son visage.

Die Wörterbücher führen *à tout le moins* allerdings auf. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 98.

possible adverbial = *peut-être* veraltete ebenfalls zu Corneilles Zeit. Daher finden wir es bei ihm nur in einigen frühen Varianten belegt; vgl. II, 34 var. 2:

Tout cela n'est qu'autant de paroles perdues.
Faute d'être possible assez bien entendues.
1663: Faute d'être sans doute assez bien entendues;

ebenso I, 240 var. 1, 343 var. — Corneille folgt Vaugelas I, 248: „Ceux qui veulent escrire poliment, ne feront pas mal de s'en abstenir"; die Akademie bemerkt dazu, es sei selbst in der Unterhaltungssprache unzulässig, weil veraltet. Ähnlich Ménage 324.

Dieses *possible* war im 16. Jahrh. noch häufig (vgl. Gräfenberg 24; M-L. XII, 203) und findet sich auch bei Malherbe (vgl. Holfeld 58) und Voiture (vgl. Frz. Stud. I, 29) und vereinzelt auch bei anderen Schriftstellern des 17. Jahrh. (vgl. Littré). Richelet 1709 erklärt es für „un peu suranné". Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 97.

puis après = *ensuite, plus tard* finde ich bei Corn. nur III, 536 var. 1: J'emploierai puis après le pouvoir de Pauline,
1660: Et nous verrons après ce que pourra Pauline;

und I, 136 im Argument de Mélite, welches nach 1660 nicht mehr abgedruckt wird. S. auch II, 490 var. 1.

Digitized by Google

Malherbe liebt *puis après* sehr (vgl. Holfeld 58); heute ist es nicht mehr gebräuchlich (Sachs) und soll, wie mir mitgeteilt wird, nur in sehr familiärer Unterhaltung noch vorkommen. Belegen kann ich es aus Feuillet: Les Amours de Philippe, Paris 1881, S. 170, Zeile 1 v. u.: *Et puis après? — Et puis après?* Vgl. noch M-L. XII, 234; Haase: 17. Jahrh., § 96.

premier = „zuerst, zuvor" als Adverb hatte Corn. nur I, 333 var.:

Aussi le falloit-il que ce même poinçon,
Qui premier de mon sexe engendra ce soupçon
Fut l'auteur de ma prise et de ma délivrance.

Dieses adverbiale *premier* kennt schon das Altfranzösische (vgl. Pfau 22), es erhält sich durch das 16. Jahrh. (Gräfenberg 125), wird aber von Oudin 1640 S. 274 schon verworfen. Furetière 1701: „En ce sens il vieillit." — Vgl. M-L. XII, 214.

tant statt *si* vor Adjektiven und Adverbien, welches auch bei Molière noch vorkommt, findet sich nur in den ältesten Stücken Corneilles, und auch da wurde es in einem Falle noch geändert. Vgl. II, 481 var. 1:

Vous verrez que ce choix n'est pas tant inégal;
1660: Vous verrez que ce choix n'est pas fort inégal.

Es blieb I, 477 vers 1518; II, 23 vers 103. Vgl. Gräfenberg 127; Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 302.

tantôt = *bientôt* ist heute fast veraltet (Sachs), und wenn Gräfenberg 128 bemerkt: „ist bei Corneille noch gebräuchlich", so ist das dahin einzuschränken, dafs es bei ihm, wie es scheint, nur noch zweimal vorkommt, vgl. M-L. XII, 370 und IV, 450 var. 2, wo das modernere *bientôt* an die Stelle tritt:

On m'y force, il le faut, mais on verra quel fruit
En recevra tantôt celle qui m'y réduit;
1660: En recevra bientôt celle qui m'y réduit.

Belege aus anderen s. Frz. Stud. I, 27; Haase: 17. Jahrh., § 96.

trop statt *beaucoup* vor einem Komparativ, welches altfranzösisch und noch im 16. Jahrh. vorkommt (vgl. Gräfenberg 128), finde ich nur einmal in einer frühen Variante; I, 201 var. 3 (bis 1660):

Tant d'autres te sauront en sa place ravir
Avec trop plus d'attraits que cette écervelée.

Anm. Der Vollständigkeit wegen sei erwähnt, dafs Corneille nur zweimal für das im 17. Jahrh. noch so oft gebrauchte *comme* in indirekten und direkten Fragen *comment* einsetzte (II, 155 var. 1; III, 138 var. 2). Die Grammatiker verlangten schon *comment*, wenn auch teilweise noch nicht in dem Umfange des heutigen Gebrauchs (vgl. M-L. XI, 187; Vaugelas II, 13; Thomas Corneille ebenda).

Digitized by Google

Negationen.

Die über die Negationsmethode im Französischen bis 1884 erschienenen Untersuchungen verzeichnet Rœschen S. 5.

a) **ne**. (Litteratur s. Nfrz. Zs. IV, 181 Anm. 1—8, 182 Anm. 1—4.)

1) Das Altfranzösische gebraucht oft *ne* ohne Füllwort zur Satzverneinung in Fällen, wo heute *ne — pas* notwendig wäre (vgl. Perle: Die Negation im Altfrz., Zs. II, 5 ff.; Rœschen 20 ff.). Ebenso noch das 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 137). Spuren davon finden wir noch, wenigstens in Varianten, bei Corneille. M-L. XII, 107 scheint das von ihm beigebrachte Beispiel für das einzige zu halten, doch vgl. I, 118 var. 1:

> Mais souvent cela est si malaisé, pour ne dire impossible,
> später: ... pour ne pas dire impossible.

II, 394 var. 1:

> Qui pourroit reculer en combattant sous vous,
> Et qui *n*'auroit du cœur à seconder vos coups?
> 1660: Pourroit-on reculer en combattant sous vous
> Et n'avoir point de cœur à seconder vos coups?

Ähnlich IV, 161 var. 1 (vgl. dazu Voltaire I, 440); VI, 190 var. 2; VIII, 65 var. 2. — Schon Malherbe tadelte die Auslassung des *pas* häufig bei Des Portes, ohne jedoch schon die Strenge der heutigen Regel zu erreichen (vgl. Holfeld 62 ff.; Malherbe 289). Pascal weicht nur noch einmal vom heutigen Sprachgebrauch ab (vgl. Nfrz. Zs. IV, 181), Voiture noch öfter (vgl. Frz. Stud. I, 32). Näheres siehe Haase: 17. Jahrh., § 100. Schon Cotgrave 1611 bemerkt im grammatischen Anhang 9: „Ne the negatiue is alwayes accompanied with point, or pas.“

Anm. Nach konditionalem *si* fehlt *pas* durchweg bei Corneille. Vgl. Maupas 354.

2) In einem von einem affirmativen Verbum des Fürchtens oder von *de crainte que, de peur que* abhängigen Satze konnte altfranzösisch das *ne* entbehrt werden, obgleich es sich nach dem Vorgange des Lateinischen schon in den ältesten Denkmälern findet und z. B. bei Villehardouin streng durchgeführt ist (vgl. Rœschen 26). Ebenso noch im 17. Jahrh. (vgl. Haase: 17. Jahrh. § 104 und Nfrz. Zs. IV, 181; Kayser 39 ff.). Auch für Corneille giebt es keine feste Regel. Zu bemerken ist aber, daſs, während in den älteren Werken bis etwa 1650 Auslassung des *ne*

Digitized by Google

vorherrscht, später der heutige Gebrauch bei weitem überwiegt, ausgenommen nach *de peur que*. Hier fehlt *ne* fast immer, und Corneille tilgt es sogar oft wieder, wo er es anfangs gesetzt hatte, so II, 39 var. 1: De peur qu'il n'en reçût quelque importunité;

später: De peur qu'il en reçût quelque importunité;

ähnlich IV, 329 var. 2, 317 var. 1, 452 var. 5. Beispiele für Auslassung des *ne* s. M-L. XII, 108, ferner VI, 504 vers 777. Andererseits wieder führt Corneille *ne* nachträglich ein IV, 329 var. 3; dasselbe steht VI, 342 vers 1071. — Tallemant 29 fordert *ne* wie heute nach *craindre, empêcher* etc.

b) *pas* und *point* ohne Negationspartikel besonders in Fragesätzen findet sich im 16. Jahrh. häufig (vgl. Gräfenberg 137); ebenso bei Malherbe (vgl. Holfeld 64), bei Mairet (vgl. z. B. Sophonisbe vers 11 u. ö.), bei Molière (vgl. Kayser 48). Die Grammatiker des 17. Jahrh. schwanken anfangs noch. So erlauben Oudin 1640 S. 285 und Vaugelas noch die Auslassung des *ne* in Fragesätzen, während die Akademie durchaus Setzung desselben verlangt (Vaugelas I, 342, II, 293). Ménage 251 stellt dieselbe Forderung nicht ganz so scharf hin, und nach Tallemant 67 hätte auch die Akademie Auslassung des *ne* in der Poesie unter Umständen erlauben wollen. Pascal bietet nie Auslassung (vgl. Nfrz. Zs. IV, 182). Vgl. auch Haase: 17. Jahrh., § 101. — Corneille nun hat dieselbe in seinen älteren Werken recht oft; später aber setzt er überall *ne* ein oder ändert sonstwie, vgl. II, 28 var. 2:

Vous plaît-il point de voir des pièces d'éloquence?

1660: Vous plairoit-il de voir des pièces d'éloquence?

Ähnlich I, 298 var. 4, 431 var. 2; II, 142 var. 4, 208 var. 1, 225 var. 2, 235 var. 9, 291 var. 1, 297 var. 3, 373 var. 1, 376 var. 3, 392 var. 1, 409 var. 2; III, 137 var. 1, 110 var. 7, 187 var. 1, 306 var. 4, 330 var. 1, 335 var. 3, 336 var. 2; IV, 198 var. 1, 305 var. 1, 322 var. 1 (dreimal), 327 var. 1, 335 var. 1, 342 var. 1, 350 var. 4; V, 164 var. 2, 213 var. 1, 592 var. 1, 570 var. 1; VIII, 121 var. 2, 223 var. 1. Vgl. noch Richelet: Dict. des rimes LVII.

Die Auslassung des *ne* hat sich in poetischer Sprache noch bis heute erhalten und hat in der Volkssprache eine noch weitere Verbreitung gefunden (vgl. Siede 59). — Nur einmal hatte Corneille *ne* unter analogen Umständen bei *jamais* ausgelassen, vgl. III, 147 var. 2:

Jamais un meurtrier s'offrit-il à son juge?

d. h. „hat sich niemals ein Mörder seinem Richter gestellt?“

Digitized by Google

c) In einer gröſseren Anzahl von Fällen setzt Corneille *point* für früheres *pas* ein, während das Umgekehrte kaum je vorkommt. Vgl. I, 470 var. 6:

Ce n'est pas avec moi qu'il faut faire le fin;
1660: Ce n'est point avec moi qu'il faut faire le fin.

Ebenso I, 411 var. 3; II, 141 var. 1, 522 var. 4; III, 412 var. 5, 433 var. 7; IV, 359 var. 2; V, 41 var. 1, 167 var. 1; VI, 63 var. 1, 83 var. 2, 83 var. 3, 346 var. 8; VIII, 61 var. 4, 559 var. 2, 618 var. 3. — Die Anzahl der Fälle scheint mir zu groſs, als daſs man annehmen könnte, Corneille habe hier und da der Verneinung nur einen gröſseren Nachdruck geben wollen. Welches aber sein leitendes Princip gewesen, vermag ich nicht zu ermitteln. Vaugelas II, 128 sagt, nur der Gebrauch könne lehren, wann *pas* und wann *point* zu setzen sei. Oudin 288: „*point* se rapporte aux choses qui portent quantité, et *pas* conclud une négation simple, ou de qualité: ..., et cependant on met souuent l'un pour l'autre."

Über die Stellung der Negationen beim Infinitiv vgl. unten unter Wortstellung.

I. Konjunktionen.

1. Beiordnende.

ou bien hatte Corneille oft statt des einfachen *ou* verwendet, wo also *bien* kaum mehr als ein Flickwort war. Später hat er sich bemüht, dieses *bien* verschwinden zu lassen; vgl. III, 190 var. 2:

Quoi, l'objet de ma haine ou bien de ma colère;
nach 1664: Quoi, l'objet de ma haine ou de tant de colère.

Ebenso II, 84 var. 2; III, 395 var. 3, 517 var. 2, 570 var. 4; IV, 184 var. 3, 315 var. 2; V, 74 var. 2; VIII, 249 var. 2.

quand ersetzte Corneille mehrfach durch *lorsque*. Warum? Vgl. III, 284 var. 4, 307 var. 1, 448 var. 2; IV, 233 var. 3; VIII, 236 var. 1, 238 var. 1. Nach Lafaye: Dict. des Synonymes S. 894, zu urteilen, sollte man an den betreffenden Stellen gerade *quand* erwarten.

si. (1) Die Verbindung *ou si* zur Einführung des zweiten Teils einer disjunktiven oder dilemmatischen Frage findet sich bei Corneille noch in einigen vereinzelten Beispielen (vgl. M-L. XII, 334), und an dreien dieser Fälle streicht es Corneille wieder; vgl. VI, 44 var 1:

Que faut-il faire, Unulphe? Est-il temps de mourir?
Ou si tu vois pour moi quelque espoir de guérir?
1660: N'as-tu vu pour ton roi nul espoir de guérir?

Digitized by Google

Ebenso III, 315 var. 1; V, 52 var. 1. — Diese Wendung findet sich schon altfranzösisch (vgl. Tobler: Beiträge, Zs. I, 13), sie kommt im 17. Jahrh. auſser Gebrauch, so hat Molière ebenfalls nur vereinzelte Belege (vgl. Berg 48, Kayser 19, vgl. auch Littré unter *si* Nr. 17), und ist heute veraltet (vgl. Berg 48, Anm. 1). Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 152. Jedoch finden sich vereinzelte Beispiele noch heute, z. B. bei Alfred de Musset (vgl. Tobler a. a. O.).

Zur Erklärung dieser eigentümlichen Konstruktion lieſse sich etwa Folgendes sagen. Analog, auch in Bezug auf die Wortstellung, können wir im Deutschen Sätze bilden wie „Wollen wir fortgehen? Oder ob es besser ist zu bleiben?“ Zur psychologischen Erklärung dieses Wechsels in der Konstruktion, und ein solcher ist es doch, müssen wir uns denken, daſs beide Möglichkeiten nicht von vornherein im Geiste des Sprechenden gegenwärtig sind; sondern erst nachdem die eine Frage ausgesprochen ist, taucht plötzlich noch eine zweite Möglichkeit auf, die nun in etwas lockerer Weise angeknüpft wird, indem man im Geiste etwa ein „oder sage mir, oder ich möchte wissen“ oder Ähnliches hinzufügt. Hiermit soll nicht gesagt sein, daſs diese Konstruktion nicht eine stehende Form werden konnte, deren Ursprung das Sprachgefühl sich nicht gegenwärtig erhielt, und die darum an Ausbreitung über ihre ursprünglichen Grenzen hinaus gewinnen konnte.

Auch eingliederige Fragen finden sich durch *si* eingeleitet (vgl. Tobler a. a. O.), genau wie etwa „Ob er wohl kommen wird?“, wo ebenfalls ein regierendes Verbum zu ergänzen ist.

(2) *si* zur Einleitung des Hauptsatzes mit Inversion des Subjekts ist bei Corneille selten und findet sich überhaupt nur in seinen ältesten Werken. Vgl. I, 224 vers 1341:

> Quoi, tu veux te sauver à l'autre bord sans moi?
> Si faut-il qu'à ton cou je passe malgré toi.

Nur hier blieb es, sonst fiel es, vgl. I, 253 var., 243 var. 1; II, 107 var. 1. — Diese altfranzösisch so gewöhnliche Verwendung von *si* findet sich durch das 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 130), noch bei Malherbe öfter (vgl. Holfeld 59), bei Molière (vgl. Kayser 18), bei Pascal (vgl. Nfrz. Zs. IV, 180). Vaugelas verteidigt sie I, 138, aber Thomas Corneille und die Akademie (ebenda) wollen sie für veraltet erklären. Doch ist es den Grammatikern nicht gelungen, sie gänzlich auſser Gebrauch zu setzen, denn sie findet sich noch bis ins 18. Jahrh.

Digitized by Google

hinein (vgl. Godefroy II, 314; Haase: 17. Jahrh., § 141). Vgl. noch Mätzner: Syntax der nfrz. Spr. II, 7.

Anm. Eigentlich wäre es richtiger, *si* in dieser Verwendung, wie es von einigen geschehen, als Modaladverb zu fassen.

2. *Unterordnende.*

Im 17. Jahrh. war die Zahl der in Zusammensetzung mit *que* als Konjunktionen verwendeten Adverbien und Präpositionen noch gröſser als heute, ist aber im Abnehmen begriffen, wie wir sehen werden. — Auſserdem scheint dem Sprachgeiste noch mehr, als heute der Fall ist, die Erinnerung an den ursprünglichen Sinn der so komponierten Wörter lebendig gewesen zu sein, wenigstens scheinen darauf zu deuten Schreibungen wie z. B. bei Corn. II, 372 vers 653: *Puis donc que* statt *puisque donc.* Ähnliches bei Pascal, s. Nfrz. Zs. IV, 185. (Diese Trennung ist noch heute in der Kanzleisprache erhalten.) — Im einzelnen bemerke:

d'abord que = *aussitôt que* ist bei Corneille schon sehr selten. Es steht VI, 504 vers 779, und es wurde beseitigt IV, 441 var. 2:

D'abord qu'ils ont paru tous deux en cette cour
Ils ont vu Rodogune, et j'ai vu leur amour.

1660: Sitôt qu'ils ont paru tous deux en cette cour.

Die Wörterbücher kennen es nicht. Vgl. Kayser 22. Heute ist es veraltet (Sachs; Haase: 17. Jahrh., § 137).

alors que. Corneille scheint einmal einen Ansatz gemacht zu haben, es zu tilgen, vgl. I, 466 var. 6:

Faire ici du fendant alors qu'on nous sépare;

nach 1660: Faire ici du fendant tandis qu'on nous sépare.

Ähnlich III, 135 var. 2. Veranlassung war wohl Vaugelas, welcher es I, 361 als unberechtigte Licenz Malherbes und seiner Nachfolger tadelte, welchem Ausspruche die Akademie (ebenda) und Ménage 364 beistimmten. Später muſs sich Corneille jedoch wieder gegen Vaugelas entschieden haben, denn wir finden *alors que* z. B. V, 25 vers 184, 82 vers 1472, 170 vers 328 u. ö. Bei Molière ist es in den älteren Stücken häufiger als in den späteren (vgl. Kayser 22). Furetière 1701: „*alorsque* ne vaut rien, quand on l'employe pour la conjonction *lorsque*." Richelet 1709: „cet adverbe ne doit pas être immédiatement suivi d'un *que*."

cependant que hat Corneille trotz Vaugelas (I, 358, II, 207) beibehalten (vgl. M-L. XI, 161). Vgl. Gräfenberg 132. Thomas Cor-

Corneille 1692 aber setzt schon an vielen Stellen (in der Prosa immer und oft auch im Verse) *pendant que, tandis que* dafür ein. Richelet 1709 bemerkt dasselbe wie bei *alors que.* Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 137.

combien que = *bien que, quoique* findet sich z. B. bei Malherbe und Balzac noch ungemein häufig (vgl. Holfeld 71; Haase: 17. Jahrh., § 137, 3). Doch muſs es dann rasch veraltet sein, denn ich finde es bei Corneille nur noch in zwei ziemlich frühen Varianten (Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 307 ist dahin zu berichtigen), vgl. II, 184 var. 3: Et combien qu'il me mette au bout de mon latin
Un peu plus en repos j'en attendrai la fin;
1660: Et bien qu'il me réduise au bout de mon latin.
III, 166 var. 4:
Et combien que pour lui tout un peuple s'anime
Ici tous les objets me parlent de son crime.
1660: Et quoi qu'on die ailleurs d'un cœur si magnanime.
Richelet 1680 (von M-L. XI, 185 citiert): „Conjonction hors d'usage.“ Sachs: Fast veraltet.

depuis que = *dès que, quand* ist heute selten (Sachs). Das 17. Jahrh. verwendete es noch oft (vgl. Haase: 17. Jahrh., § 137). So Malherbe (vgl. Holfeld 70; Grands Écriv. de la Fr., Malherbe V, 168) und Corneille (vgl. M-L. XI, 280). Nur zweimal setzt der letztere das moderne *quand* dafür ein. Vgl. II, 55 var. 1:
Depuis qu'on leur fait prendre un peu de jalousie
Ils ont bientôt quitté ces traits de fantaisie;
1660: Quand on leur sait donner un peu de jalousie.
IV, 151 var. 1:
Ah, depuis qu'une femme a le don de se taire,
Elle a des qualités au-dessus du vulgaire.
1660: Monsieur, quand une femme a le don de se taire.
Vgl. dazu Voltaire I, 436; Godefroy I, 183.

paravant que vgl. Präpositionen unter *paravant.*

plutôt que. Es wird noch heute miſsbräuchlich zuweilen zeitlich verwendet (Sachs). Dieser Fehler findet sich öfter im 17. Jahrh. und ward von Vaugelas I, 232 getadelt. Corneille hatte denselben einmal begangen im Cid III, 126 var. 4:
Tout l'État périra plutôt que je périsse;
1660: Tout l'État périra s'il faut que je périsse.
Dieser Vers übersetzt „Y ha de perderse Castilla Antes que yo“ der spanischen Vorlage (vgl. M-L. III, 201 vers 378).

que. (1) In *ne — que* hatte Corneille bei Aufzählung von mehreren Gegenständen *que* nicht wiederholt V, 62 var. 2:

Digitized by Google

Je ne veux à présent qu'une fausse pitié,
Une feinte douceur, une ombre d'amitié.

1660: Qu'une feinte douceur, qu'une ombre d'amitié.

(2) **que si** statt einfachem *si* zur Einleitung eines Konditionalsatzes tilgte Corneille II, 291 var. 5:

Dérobons à ses yeux le témoin de mon crime;
Que si pour l'avoir lu sa colère s'anime,
Et qu'elle veuille user d'une juste rigueur,
Nous savons les chemins de regagner son cœur.

1660: Ou si pour l'avoir lu sa colère s'anime;
1664: Et si pour l'avoir lu sa colère s'anime.

I, 300 var. 3:

Que s'il ne les voit pas, lors sans aucun effroi,
Eux repris, je retourne aussitôt vers le Roi;

1660: Mais s'il ne les voit pas, lors sans aucun effroi.

VIII, 248 var. 3:

Que si c'est à regret, lâche, que tu la portes;

nach 1662: Si c'est avec regret, lâche, que tu la portes.

Dieses *que si* blieb IV, 318 vers 545; VIII, 560 vers 6181. Auch Molière kennt es (vgl. Kayser 24). — Es ist nicht zu verwechseln mit dem *que si*, welches die lateinische relativische Anknüpfung mit *quod si* nachahmt (vgl. M-L. XII, 249; Müller 82).

quoique ersetzt Corneille mehrfach durch *bien que*. Vgl. III, 489 var. 3: Quoique je le préfère aux grandeurs d'un empire.

1660: Bien que je le préfère aux grandeurs d'un empire.

Ebenso III, 513 var. 2; IV, 199 var. 1, 289 var. 1. Der Grund der Änderungen ist unschwer zu finden. *Bien que* ist einfach der gewähltere Ausdruck und außerdem der wohlklingendere wegen des doppelten k-Lautes in *quoique*. Vgl. Akademie zu Vaugelas I, 174: „Il est bien certain qu'en disant, *bien que* au lieu de *quoy que*, on rend la phrase moins rude.“ Sachs: „*Quoique* se dit plus souvent que *bien que*, que l'on doit cependant toujours préférer en poésie.“

si que = *si bien que* wird von Vaugelas II, 160 als barbarisch verurteilt. Sicher war es zu Corneilles Jugendzeit schon veraltet (vgl. Haase: 17. Jahrh., § 137, 5), es findet sich bei ihm nur noch in einer Variante seines ersten Dramas, der Mélite, vgl. I, 251 var. a:

... Philandre, avec moi toujours d'intelligence,
Me fait des contes d'elle et de tous les discours
Qui servent d'aliment à ses vaines amours:
Si qu'à peine il reçoit de sa part une lettre,
Qu'il ne vienne en mes mains aussitôt la remettre;

1644: Si bien qu'il en reçoit à grand'peine une lettre.

1660 wird der ganze Passus geändert.

Digitized by Google

si bien que war im 17. Jahrh. bei einigen Autoren in Miſs-kredit geraten, obgleich es in der Sprache des Hofes und der der übrigen Schriftsteller sehr gewöhnlich war (vgl. Vaugelas I, 17; II, 160, 249). Die Akademie bemerkt: „*tellement que* est François, mais on le croit moins usité que *si bien que* et *de sorte que*." Den Gegnern des *si bien que* scheint sich Corneille angeschlossen zu haben, er tilgt es II, 436 var. 1:

> Il perd qui l'importune ainsi que qui l'offense;
> Si bien que ceux qu'amène un curieux desir
> Pour consulter Alcandre attendent son loisir;
> 1660: Malgré l'empressement d'un curieux desir,
> Il faut pour lui parler, attendre son loisir.

Ähnlich I, 251 var.; II, 259 var. 2, 353 var. 4; IV, 44 var. 1. — Voltaire I, 370 erklärt es für ganz familiär. Heute scheint es unbeanstandet zu sein (vgl. Sachs, Ac. 1878).

tant que = *jusqu'à ce que* mit dem Konjunktiv ist altfranzösisch und noch durch das 17. Jahrh. im Gebrauch (vgl. Haase: 17. Jahrh., § 137). Es findet sich bei Corneille häufiger nur bis zum Cid (vgl. M-L. XII, 369). Zu III, 155 var. 4:

> Je te le dis encore, et veux, tant que j'expire
> Sans cesse le penser et sans cesse le dire,

bemerkt die Akademie (M-L. XII, 494), *tant que* in dieser Verwendung sei unfranzösisch. Corneille ändert daher in folgende weniger gut klingende Verse:

> Je te le dis encore: et quoique j'en soupire
> Jusqu'au dernier soupir je veux bien le redire.

Ebenso ändert er I, 404 var. 4. Dennoch vermeidet er es in seinen späteren Werken auch nicht ganz (vgl. Godefroy II, 340; M-L. XII, 370). Anzumerken ist, daſs die Akademie es in den Sentiments selbst einmal gebraucht (vgl. M-L. XII, 471, Zeile 11 v. o.), 1694 nimmt sie es allerdings nicht in ihr Wörterbuch auf. Voltaire II, 269 hält es nicht für französisch. Vgl. noch Littré unter *tant* Nr. 17, er belegt es noch aus A. Chénier (Élégies II, 13).

vu que ist heute noch korrekt (Sachs). Dennoch ersetzte Corneille es an den meisten Stellen durch *puisque* u. ä. So I, 443 var. 2:

> Vous n'avons différé que de l'intention,
> Vu qu'il met pour autrui son bonheur en arrière;
> 1660: Puisqu'il met pour autrui son bonheur en arrière.

Ähnlich I, 145 var. 3, 441 var. 2, 442 var. 1; II, 37 var. 3, 197 var. 3, 212 var. 2, 255 var. 2, 399 var. 2. Es blieb an wenigen

Digitized by Google

Stellen, z. B. II, 185 vers 1118, 281 vers 1121; III, 285 vers 61. Nach 1641 scheinen Belege überhaupt zu fehlen. Den Grund der Änderungen kenne ich nicht.

K. Präpositionen.

a) **à**. 1) Über den Infinitiv mit *à* vgl. oben.

2) *à* findet sich im 17. Jahrh. noch in manchen Fällen, wo die heutige Sprache eine andere Präposition, besonders *en, dans,* auch *pour,* gebrauchen würde (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 120 und 17. Jahrh., § 120—121; Gräfenberg 112; Godefroy I, S. XXXI; Holfeld 66; M-L. XI, 6). In mehreren Fällen tilgt Corneille *à* zu Gunsten des modernen Gebrauchs. Hierher würde das oben erwähnte *à la foule* und das unten zu behandelnde *à guise de* gehören, ferner folgende Varianten, III, 117 var. 3:

O Dieu! ma force usée *à* ce besoin me laisse!
1660: O Dieu ma force usée en ce besoin me laisse!

III, 309 var. 1:

Votre zèle au pays vous défend de tels soins;
nach 1660: Le zèle du pays vous défend de tels soins.

III, 344 var. 1:

Si mon zèle au pays vous semble criminel;
1660: Si dans vos sentiments mon zèle est criminel.

3) *à* bei Zeitbestimmungen, welches altfranzösisch und mittelfranzösisch gebräuchlich war und im 17. Jahrh. noch sich findet (vgl. Haase: 17. Jahrh., § 122), wurde getilgt I, 250 var. 1:

Allez, je vais vous faire à ce soir telle riche;

nach 1648 ganz geändert. II, 265 var. 5:

Non, non, résolvez-vous: il vous faut à ce soir
Montrer votre courage, ou moi mon désespoir;
1660: Si vous m'aimez encor vous saurez dès ce soir
Rompre les noirs effet d'un juste désespoir.

Vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 119.

b) **de**. 1) Über den Infinitiv mit *de* vgl. oben.

2) Zu III, 170 var. 4:

Sois désormais le Cid; qu'à ce grand nom tout cède;
Qu'il devienne l'effroi de Grenade et Tolède;

bemerkte die Akademie (M-L. XII, 495): „il fallait répéter le *de*.“ Daher änderte Corneille:

Qu'il comble d'épouvante et Grenade et Tolède.

Aus demselben Grunde änderte er III, 394 var. 1, 399 var. 3; IV,

Digitized by Google

474 var. 2; VIII, 33 var. 3. — Die Nichtwiederholung war dem älteren Gebrauche gemäſs (vgl. Mätzner: Synt. d. nfrz. Spr. I, 313), und auch Pascal bietet dieselbe noch einigemal (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 118). Doch schon Malherbe 293 rügte Nichtwiederholung bei Des Portes. Vaugelas II, 378 verlangt Wiederholung der Präposition bei Nominibus, wenn dieselben „séparés et distingués“ sind. Dazu stimmen obige Varianten bis auf die letzte, wo *de* beim Infinitiv wiederholt wurde:

Vanité ...
*D'*embrasser le présent sans soin de l'avenir,
Et préférer l'appas d'un moment qu'il nous donne
À l'attente des biens qui ne sauroient finir;
später: Et de plus estimer un moment qu'il nous donne
Que l'attente des biens qui ne sauroient finir.

Dem gegenüber ist sonst Nichtwiederholung beim Infinitiv bei Corneille ziemlich häufig (vgl. M-L. XI, 255), ebenso wie bei Molière, der übrigens bei Substantiven fast immer wiederholt (vgl. Kayser 9). Vgl. auch Haase: 17. Jahrh., § 145.

c) Die übrigen Präpositionen.

auparavant als Präposition läſst Corneille nur teilweise aus seinen Werken verschwinden, vgl. II, 398 var. 2:

Lieux maudits, funeste jour
Dont auparavant mon amour
Les sceptres étoient incapables.
1660: Dont jamais avant mon amour
Les sceptres n'ont été capables.

Ebenso I, 185 var. 1; *auparavant* blieb I, 213 vers 1176; III, 95 Zeile 3 v. u.; VII, 67 vers 1458. — Es ist bei Corneilles Vorgängern sehr gewöhnlich, doch wird es von Vaugelas II, 207 schon getadelt, und Thomas Corneille und die Akademie (ebenda II, 208) und ebenso Ménage 373 erklären es geradezu für einen Fehler. Voiture bietet nur ein einziges Beispiel (vgl. Frz. Stud. I, 25), und Racine kennt es gar nicht mehr (vgl. Aretz 40). Doch Corneille und einige andere Schriftsteller des 17. Jahrh. (vgl. Littré; Kayser 16) beweisen, daſs es trotz der Grammatiker teilweise noch eine Zeit lang im Gebrauche blieb. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 130.

Anm. *Auparavant que,* Konjunktion, welches von Vaugelas II, 207—8 auch verworfen wird, behält Corneille trotzdem bei (vgl. M-L. XI, 92). Auch Ménage 364, Furetière und Richelet verurteilen es durchaus.

dedans war altfranzösisch und bis ins 17. Jahrh. hinein wie **dessus, dessous, dehors** als Präposition gebräuchlich (vgl. Gode-

Digitized by Google

froy I, 170 ff.; Génin: Lex. de Mol. 104 ff.; Nfrz. Zs. IV, 123; Bouvier 282; Kayser 12 ff.). Schon Oudin 1640 S. 262 erklärte *dans* etc. für „beaucoup plus propres“ als *dedans* etc. Vaugelas rügt diesen Gebrauch I, 217, II, 338, erlaubt ihn aber noch den Dichtern, und bald darauf wurde er überhaupt verpönt (vgl. M-L. XI, 261; Ménage 344).

Corneille nun hatte *dedans* aufserordentlich häufig präpositional verwendet, und er bemühte sich später, meist 1660, es auszumerzen. So besonders in seinen älteren Werken; je weiter er aber mit der Revision vorrückt, desto öfter läfst er es stehen, z. B. den sieben Änderungen im fünften Bande stehen schon über 25 ungeänderte Stellen gegenüber, und sogar nach der Revision gebrauchte er es noch einigemal wieder. Er beseitigte es I, 172 var. 2:

.... et de plus que ta flamme n'excite
Dedans cette maîtresse aucun embrasement;
nach 1660: Au cœur de cette belle aucun embrasement.

Ferner I, 174 var. 1, 185 var. 1, 246 var. 2, 247 var. 2, 297 var. 3, 307 var. 3, 319 var. 2, 344 var. 1, 466 var. 3, 483 var. 1, 483 var. 2, 490 var. 1; II, 43 var. 1, 101 var. 2, 130 var. 1, 184 var. 1, 511 var. 2, 212 var. 1; III, 285 var. 1, 407 var. 4, 420 var. 3, 430 var. 1, 438 var. 1, 439 var. 1, 448 var. 2, 510 var. 1; IV, 171 var. 3, 200 var. 2, 336 var. 3, 366 var. 2, 369 var. 3, 436 var. 3, 466 var. 2, 481 var. 1; V, 34 var. 1, 40 var. 1, 64 var. 1, 65 var. 3, 71 var. 3, 220 var. 2, 549 var. 1; VIII, 237 var. 3, 243 var. 1, 254 var. 1. — Aretz 37 findet, dafs Corneille *dedans* nur einmal geändert habe! Furetière: „ce mot est quelquefois preposition; mais il ne l'est que lorsqu'il est precedé d'une autre preposition,“ ebenso Richelet. Voltaire tadelt präpositionales *dedans* I, 184, 589. Herausheben will ich noch I, 401 var. 5, wo *dedans* = lat. *intra* bei einer Zeitbezeichnung stand: Un tel dedans le mois d'une telle s'accorde;
1648: Aglante avec Philis dans un mois se marie;

Näheres über diese Stelle s. M-L. XI, 263. — Bei Pascal findet sich *dedans* noch einmal als Präposition; *dessus, dessous, dehors* nicht mehr (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 123 und 17. Jahrh., § 126, 1). *Dessus* und *dessous* bei Corneille s. unten. *Dehors* scheint er nicht mehr so zu kennen, dasselbe war vermutlich schon im 16. Jahrh. im Absterben begriffen (vgl. Gräfenberg 113).

au desçu de = *a l'insu de* läfst sich nur bis 1634 bei Corneille einigemal nachweisen. Vgl. I, 180 vers 641:

L'une au desçu des siens te montre son ardeur;

Digitized by Google

ferner I, 411 vers 236, 467 vers 1309, 366 var. Vgl. M-L. XI, 285. Littré im Supplément: „Cette locution vieillit, cependant elle est bonne.“

dessous. Vgl. oben *dedans.* Corneille verwendet es in seinen späteren Werken weit seltener als in den früheren. Auch hat er es nicht, wie M-L. XI, 289 meint, zweimal, sondern fünfmal geändert; II, 65 var. 3:

Vous devez donc souffrir que dessous votre empire
Mon feu soit sans exemple, et que mes passions
S'égalent seulement à vos perfections.
1660: Souffrez donc que mon cœur sans exemple soupire
Qu'il aime sans scrupule, et que mes passions.

Ebenso II, 353 var. 4; III, 408 var. 1; IV, 344 var. 1; V, 237 var. 1. Für 16. Jahrh. s. Gräfenberg 113. Furetière 1701 zieht *sous* weit vor, Richelet gebraucht *dessous* nur noch wie heute. Vgl. Haase: 17. Jahrhundert, § 128.

dessus. Vgl. oben *dedans.* Auch dieses wird in den späteren Werken seltener, und ähnlich wie bei *dedans* sehen wir, wie Corneille es zu tilgen begann, dessen jedoch bald müde wurde (vgl. M-L. XI, 290 ff.). Vgl. I, 144 var. 5:

Ne t'imagine pas que dessus ta parole
D'une fausse douleur un ami te console;
1660: Ne t'imagine pas qu'ainsi sur ta parole.

Ebenso I, 165 var. 4, 185 var. 1, 211 var. 3, 239 var. 1; II, 250 var. 2, 264 var. 6, 266 var. 2, 401 var. 3; III, 115 var. 4, 186 var. 2, 386 var. 5, 443 var. 2, 540 var. 2, 553 var. 1; IV, 65 var. 3, 431 var. 6, 441 var. 1; VIII, 243 var. 1. Besonders hat der Dichter es sich angelegen sein lassen, *dessus* im Cid, Cinna und Polyeucte zu tilgen. — Vgl. noch Gräfenberg 113; Godefroy I, 192; Richelet: Dict. des rimes LVIII. Furetière 1701 zieht *sur* weit vor, Richelet 1709 gebraucht *dessus* nur noch wie heute. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 128.

devant wird altfranzösisch und zuweilen noch durch das ganze 17. Jahrh. statt *avant* von der Zeit gebraucht. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 130. Thomas Corneille tadelt dies (vgl. Vaugelas I, 435). Bei Malherbe kommt es noch öfter vor (vgl. Holfeld 69), ebenso bei Molière (vgl. Kayser 15); bei Pascal nur noch an einigen Stellen, während meistens schon der heutige Unterschied zwischen *avant* und *devant* festgehalten wird (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 129). Ähnlich wie Pascal verfährt Corneille (vgl. M-L. XI, 298), und außerdem, wo eine Zweideutigkeit durch *devant* entstehen könnte, tilgt er es. Vgl. II, 516 var. 2:

Digitized by Google

Adieu, je vais du moins, en mourant devant toi
Diminuer ton crime, et dégager ta foi;
1660: Adieu, je vais du moins, en mourant avant toi.

Ähnlich I, 440 var. 4. — Vgl. auch *devant* oben unter den Adverbien.

devers = „nach — hin" statt der ursprünglichen Bedeutung „von — her" findet sich öfter im 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 114), veraltet aber im 17. Jahrh. 1647 erklärt Vaugelas I, 285: „Depuis quelque temps ce mot a vieilli." Vor Vaugelas hatte Corneille *devers* noch mehrfach verwendet (vgl. M-L. XI, 299), nachher tilgt er es zweimal; III, 300 var. 1:

Dirai-je au dictateur qui devers vous m'envoie;
nach 1660: Dirai-je au dictateur dont l'ordre ici m'envoie;

IV, 89 var. 5:

Tout un grand peuple armé fuyoit devers le port;
1660: J'ai vu fuir tout un peuple en foule vers le port.

Doch auch nach dem Erscheinen von Vaugelas verwendete Corneille es noch zweimal wieder (vgl. M-L. XI, 299). Beispiele aus anderen s. Bouvier 162; Kayser 13; Haase: 17. Jahrh., § 127. Furetière 1701: „Il a vieilli, et ne peut plus trouver d'usage que dans le langage le plus bas." Richelet 1709: „Preposition qui a vieilli." Cotgrave 1611 dagegen hat es noch als gebräuchlich.

à faute de findet sich fast ausschlieſslich in den ersten Stücken unseres Dichters, und auch da ist es 1660 meist durch *faute de* ersetzt worden. Vgl. I, 281 var. 2:

Mais c'est à faute d'air que le feu s'amortit;
1660: Ce n'est que faute d'air que le feu s'amortit.

Ferner I, 152 var. 2; II, 151 var. 1, 192 var. 1; es blieb nur VI, 309 vers 1289. — Es war im 16. Jahrh. gebräuchlich (Godefroy I, 305), bei Pascal kommt es nur noch einmal vor (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 123). Vaugelas II, 202 und mit ihm die Akademie und Th. Corneille ziehen *faute de* dem *à faute de* (und *par faute de*) vor. Furetière 1701: „*A faute de,* terme de Palais"; ebenso noch heute (vgl. Haase a. a. O.). Vgl. auch Haase: 17. Jahrh., § 123.

à guise de finde ich in der definitiven Ausgabe nicht mehr. Vorher nur I, 333 var. 8:

Ainsi donc la cruelle, à guise d'un éclair,
En me frappant les yeux, est disparue en l'air!
1660: La tigresse m'échappe, et telle qu'un éclair,
En me frappant les yeux, elle se perd en l'air!

Ferner I, 266 im Argument de Clitandre (nur bis 1660 gedruckt). Ac. 1694 kennt es nicht, Furetière und Richelet nur *en guise de.*

Digitized by Google

Littré belegt es nur aus Corneille (unser zweites Beispiel), und heute ist es selten (Sachs).

paravant *(par avant)* als Präposition sowie auch als Adverb, und in der Form *paravant que* als Konjunktion hatte Corneille nur in seinen ersten Werken, ohne es jedoch später stehen zu lassen.

(1) *paravant* Präposition = *avant* I, 499 var. 1:

... Reçois de ma main celle que ton desir
Paravant cette offense avoit voulu choisir;
1660: Avant mon imprudence avoit daigné choisir.

Ebenso I, 500 var. 3.

(2) *paravant* Adverb = *auparavant* I, 215 var. 3:

Je les vous laisse. Adieu. — Tout beau, mon innocence
Veut savoir par avant le nom de l'imposteur;
1660: Veut apprendre de vous le nom de l'imposteur.

(3) *paravant que* Konjunktion = *avant que* I, 242 var. 3—4:

Il m'est avantageux de l'avoir vu changer
Paravant que l'hymen, d'un joug inséparable,
Me soumettant à lui, me rendit misérable;
nach 1633: Avant que de l'hymen le joug inséparable
Me soumettant à lui, me rendît misérable.

Ferner I, 369 var., 436 var. 4, 493 var. 1. Vaugelas I, 163, II, 430 und 432 tadelt den Gebrauch von *par ainsi, par entre, par ensemble* statt *ainsi, entre, ensemble,* und wir dürfen vielleicht schlieſsen, daſs auch das alte *par avant* auſser Gebrauch gekommen war. Jedenfalls wird es von Oudin 268 verworfen, und auch Littré im Supplément bemerkt, es sei zu Corneilles Zeit schon veraltet gewesen. Vgl. auch Haase: 17. Jahrh., § 130, 138.

vers statt *envers, auprès de* verwendete Corneille noch oft (vgl. M-L. XII, 421), obgleich Vaugelas II, 79 schon entschieden hatte: „*Vers* est pour le lieu, et *envers* pour la personne.“ Ein einziges Mal änderte Corneille, I, 418 var. 4:

Ce compliment n'est bon que vers une maîtresse;
1660: Ce compliment n'est bon qu'auprès d'une maîtresse.

Vgl. Godefroy II, 391 ff.; Haase, Nfrz. Zs. IV, 127; Gräfenberg 119; Kayser 14; Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 313.

L. Interjektionen.

sus! ist im älteren Französisch häufig, kommt aber nach Corneille kaum mehr vor (vgl. M-L. XII, 364), und auch bei diesem fast nur in älteren Werken. An zwei Stellen tilgt er es sogar, I, 165 var. 4:

Digitized by Google

Sus donc, perds tout respect et tout soin de lui plaire;
1660: Perds tout respect, Éraste, et tout soin de lui plaire.

Ebenso I, 454 var. 1. Furetière 1701: „il ne peut plus avoir d'usage que dans le comique et le burlesque.“ Heute ist es familiär (Sachs).

las! statt *hélas* ist heute ebenfalls nur familiär und findet sich ebenfalls kaum anders als in den ersten Stücken unseres Dichters, und wird da (ob zufällig?) immer einer Frau in den Mund gelegt. Es fiel später I, 277 var. 2:

Las! il ne m'entend point, et l'aube de ses rais
A déjà reblanchi le haut de ces forêts;
1660: Mais je te parle en vain et l'aube de ses rais.

Ebenso I, 289 var. 2. Ein vereinzeltes späteres Beispiel ist IV, 81 vers 1329, wo Cæsar sagt:

Mais, las! contre mon feu mon feu me sollicite.

Richelet 1709: „ce mot pour dire *hélas* est hors d'usage dans la prose. Mais les Poëtes s'en servent encore quelquefois.“

revoilà mit vorhergehendem Personalpronomen gehört heute ebenfalls dem familiären Stile an (Sachs). Corneilles einziges Beispiel stand II, 88 var. 2: Vous revoilà déjà! (nur 1637).

III. Wortstellung.

A. Einen eigentümlichen Fall von Inversion nach *à peine* in einem Relativsatze beseitigte Corneille IV, 225 var. 1:

Épris d'une beauté, qu'à peine ai-je pu voir
Qu'elle a pris sur mon âme un absolu pouvoir;
1660: Épris d'une beauté, qu'à peine j'ai pu voir.

B. Fälle, wo das nicht pronominale direkte Objekt vor dem Verbum oder zwischen Verbum und Infinitiv oder Particip steht, sind bei Corneille nicht häufig, und mehrfach ändert er an solchen Stellen; vgl. V, 323 var. 1:

Il rompt, il force tout, et sa fureur, qui vole
Nos villes et nos champs de jour en jour désole.
1660: Il ravage, il désole et nos champs et nos villes
Et contre sa fureur il n'est aucuns asyles.

(Vgl. Herting 50, Abs. 2.) I, 454 var. 1:

Va Florange avertir que s'il ne se départ ...;
nach 1634: Lycas, cours chez Florange, et dis-lui de ma part ....

(Einfache Umstellung war nicht möglich, sie hätte Hiatus ergeben.) Ähnlich IV, 497 var. 1. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 153, 2.

Digitized by Google

C. Ein Rest der freieren Wortstellung der alten Sprache ist es, wenn Dichter des 17. Jahrh. sich noch verhältnismäſsig oft gestatten, einen Relativsatz von seinem Beziehungswort zu trennen (vgl. Haase: 17. Jahrh., § 156 d), so z. B. Molière (vgl. Schmidt 56), ebenso Pascal (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 151), und auch Corneille mehrfach (vgl. M-L. XI, S. XLVIII und XII, 257). Das moderne Sprachgefühl muſs letzterem aber schon lebendig gewesen sein, sonst hätte er nicht geändert wie folgt; III, 98 var. 4:

... et lui donner moyen de rendre un service d'importance à son roi, qui lui fasse obtenir sa grâce.
1663: ... et lui donner moyen de rendre à son roi un service d'importance, qui lui fasse obtenir sa grâce.

V, 37 var. 1:

Et (je) rends un soin à l'autre où m'oblige le sang;
1660: Et (je) rends à l'autre un soin où m'oblige le sang.

Malherbe rügt die erwähnte Wortstellung öfter bei Des Portes, z. B. S. 348; ebenso Thomas Corneille zu Vaugelas (vgl. Nfrz. Zs. IV, 151, Anm. 3) verwirft sie.

D. Altfranzösisch und noch im 16. Jahrh. können zwei durch *et* verbundene attributive Adjektive durch das Nomen getrennt werden (vgl. Philippsthal 70), ein Gebrauch, der schon von Vaugelas getadelt wird (vgl. Nfrz. Zs. IV, 134, Anm. 2). Pascal bietet nur noch einige wenige Beispiele (vgl. Nfrz. Zs. IV, 134). Andere Belege s. Haase: 17. Jahrh., § 156 b. Bei Corneille finde ich so nur III, 188 var. 4:

Un tel choix et si prompt vous doit bien faire voir;
1660: Et la facilité vous doit bien faire voir.

Bei Rotrou ist diese Wortstellung häufig (vgl. Sölter 39), doch Voiture hat sie nur einmal (vgl. Frz. Stud. I, 39).

E. Personalpronomen beim Infinitiv.

1) Reiner Infinitiv.

Regiert ein Verbum finitum einen Infinitiv, so ist es altfranzösisch und provençalisch durchaus Regel, ein begleitendes Personalpronomen vor das Verbum finitum statt wie heute vor den Infinitiv zu stellen (vgl. Schmidt 52; Stimming, Zs. I, 192; Philippsthal 80). Dieselbe Regel gilt beinahe ausschlieſslich noch im 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 34). — Im 17. Jahrh. folgte Malherbe noch fast immer dem alten Gebrauch (vgl. Holfeld 38); Voiture und Pascal schwanken und die alte Stellung scheint noch zu überwiegen (vgl. Frz. Stud. I, 36;

Digitized by Google

Haase, Nfrz. Zs. IV, 139); auch sonst findet sich die alte Stellung noch oft (vgl. Schmidt 52; Haase: 17. Jahrh., § 154 c). Maupas 135 und Vaugelas II, 84 erlauben beide Stellungen des Pronomens und Vaugelas zieht die ältere noch vor, während Th. Corneille und die Akademie (ebenda) im wesentlichen den Wohlklang wollen entscheiden lassen. Kurz, es tritt die ältere Wortstellung mehr und mehr zurück, und heute kann sie nur noch bei gewissen Verben stattfinden und ist bei einigen wenigen Regel (wie *faire, laisser, ouïr, voir,* vgl. Philippsthal 81; Lücking § 208, 3), während die heutige Volkssprache die alte Stellung noch in etwas weiterem Umfange zuläſst (vgl. Siede 14).

Deutlich spiegelt sich das Zurückgehen des alten Gebrauchs bei Corneille wieder. Er nimmt bei späteren Revisionen eine groſse Zahl von Umstellungen zu Gunsten der heutigen Regel vor. So ist *me* umgestellt I, 150 var. 2:

Allons, et tu verras que toute sa beauté
Ne me saura tourner contre la vérité;
1660: Ne saura me tourner contre la vérité.

Ferner I, 156 var. 2, 277 var. 3, 315 var. 2, 324 var. 4; II, 95 var. 2, 132 var. 2, 173 var. 2, 261 var. 4, 279 var. 4; III, 169 var. 2 (zweimal), 291 var. 1, 398 var. 1, 425 var. 1; IV, 29 var. 4, 189 var. 2, 291 var. 2, 336 var. 3, 378 var. 3, 445 var. 1, 445 var. 2, 479 var. 4, 504 var. 1; V, 17 var. 1, 20 var. 1, 27 var. 2, 31 var. 3, 162 var. 3, 179 var. 1, 192 var. 1, 192 var. 2, 205 var. 2, 223 var. 1, 233 var. 1, 379 var. 1, 455 var. 1, 583 var. 1; VI, 21 var. 1, 45 var. 1, 51 var. 2; VIII, 393 var. 1.

te: II, 33 var. 2, 65 var. 4, 188 var. 1, 261 var. 3, 274 var. 1, 399 var. 1, 419 var. 1; III, 155 var. 6, 419 var. 1, 419 var. 2; IV, 329 var. 1, 337 var. 2; V, 232 var. 4; VI, 77 var. 2.

se: I, 178 var. 1, 194 var. 2; II, 151 var. 1, 235 var. 2; IV, 77 var. 1, 376 var. 1, 451 var. 1; V, 235 var. 1; VIII, 131 var. 3.

lui: I, 182 var. 5; II, 173 var. 1, 236 var. 3; III, 183 var. 2, 507 var. 1; IV, 164 var. 6.

le, la, les: I, 286 var. 2, 405 var. 1, 414 var. 1, 492 var. 2; II, 18 var. 1, 109 var. 2, 137 var. 4, 159 var. 4, 168 var. 1, 182 var. 2, 225 var. 2, 245 var. 2, 287 var. 3, 499 var. 1; III, 148 var. 1, 355 var. 3 (zweimal), 422 var. 4, 426 var. 1, 514 var. 2, 517 var. 3, 518 var. 1; IV, 67 var. 2, 74 var. 1, 78 var. 2, 84 var. 1, 86 var. 1, 162 var. 1, 163 var. 1, 171 var. 1, 187 var. 1, 223 var. 2, 298 var. 3, 307 var. 1, 309 var. 2, 313 var. 1, 318 var. 2, 328 var. 2, 342 var. 2, 359 var. 4, 371 var. 3, 373 var. 1, 378 var. 2, 440 var. 4; V, 47 var. 3, 61 var. 1, 162 var. 1, 165 var. 2, 188 var. 1, 203 var. 1, 204 var. 1, 215 var. 2, 428 var. 1, 438 var. 2, 444 var. 3, 490 var. 2, 517 var. 1, 541 var. 2, 572 var. 1, 591 var. 2; VI, 47 var. 1, 61 var. 2, 68 var. 1, 333 var. 1; VIII, 164 var. 2, 206 var. 1.

nous: II, 69 var. 3, 231 var. 3, 480 var. 1; III, 289 var. 1 (zweimal), 334 var. 1; IV, 163 var. 2.

vous: I, 357 var. 4; II, 286 var. 1; III, 490 var. 6; IV, 302 var. 1, 329 var. 4; IV, 331 var. 3, 344 var. 2, 356 var. 2; V, 80 var. 2, 447 var. 2.

en: I, 74 var. 3; IV, 79 var. 1; V, 178 var. 1, 318 var. 1, 464 var. 1, 485 var. 1.

Digitized by Google

Trotz der groſsen Anzahl dieser Änderungen ist das Pronomen doch oft vor dem Verbum finitum stehen geblieben. Wenn wir nun, abgesehen von den Varianten, das prozentische Verhältnis zwischen alter und neuer Stellung berechnen, so finden wir ganz deutlich, daſs, je später das Werk ist, desto mehr die moderne Wortstellung vorwiegt. Im einzelnen stellt sich die Sache nun so: 1) In den Dramen des vierten Bandes (1641—44 verfaſst) steht das Pronomen noch in fast **62** Proz. aller Fälle vor dem Verbum finitum; 2) in denen des fünften Bandes (1645—51) in fast **44** Proz. (176 mal von 401); 3) in denen des sechsten Bandes (1652—62) nur noch in kaum **31** Proz. (116 von 380). Ferner 1) in der Théodore (1645) in **48** Proz. (47 von 97); 2) im Sertorius (1662) in **27** Proz. (24 von 88).

Anm. 1. Es mag erwähnt werden, daſs, wenn das Verbum finitum in einer zusammengesetzten Zeit einen Infinitiv regiert, dessen begleitendes Pronomen sich auf das Subjekt zurückbezieht, bei Umstellung des Pronomens auch das Hilfsverbum geändert werden muſs, vgl. VI, 51 var. 2:

Voilà tous les efforts que je me suis pu faire;
1660: Voilà tous les efforts qu'enfin j'ai pu me faire.

Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 68, Anm. 2.

Anm. 2. In einzelnen Fällen, wie V, 161 vers 106:

Mais apprenez ...
Qu'il me faut craindre en maître, ou me chérir en père,

würde dieselbe Wortstellung heute zwar noch möglich sein, aber einen anderen Sinn ergeben. Vgl. auch Schmidt 52.

2) Präpositionaler Infinitiv.

Altfranzösisch tritt hier unter denselben Umständen das Pronomen ebenso oft vor das Verbum finitum wie hinter die Präposition (vgl. Philippsthal 82). Aber schon Maupas 136 erlaubt nur noch die letztere Stellung. Im 17. Jahrh. kann nur noch bei *venir de faire qch.* das tonlose Pronomen vor das Verbum finitum treten (vgl. Schmidt 53; Haase, Nfrz. Zs. IV, 140 und 17. Jahrh., § 154 c). Es finden sich bei Corneille kaum mehr als etwa fünfzehn derartige Fälle (also nicht bloſs ein ein einziger, wie Haase, Nfrz. Zs. IV, 140, Anm. 3 meint); z. B. V, 89 vers 1630:

Et l'arrêt de Valens me le vient d'adjuger.

An zwei Stellen nahm der Dichter Umstellung vor; III, 144 var. 3:

Un si vaillant guerrier qu'on vous vient de ravir,
nach 1644: Un si vaillant guerrier qu'on vient de vous ravir.

IV, 358 var. 2:

Je le viens d'obliger à prendre la maison;
1660: Je viens de l'obliger à prendre la maison.

Ebenso fiel eine solche Konstruktion V, 196 var. 1. Bei Racine kommt Voranstellung des Pronomens schon nicht mehr vor (Haase, Nfrz. Zs. IV, 140) und ist heute ganz untersagt.

3) Infinitiv mit Fragewort.

Auch hier stellte das Altfranzösische das Pronomen gern dem Verbum finitum voran (vgl. Schmidt 53). Reste dieses Gebrauchs finden sich noch bei Lafontaine und Molière (vgl. Schmidt 53) und ebenso noch zweimal bei Corneille. In dem einen Falle nimmt er Umstellung vor, vgl. IV, 381 var. 1:

Je n'y puis consentir et n'y sais que répondre;
nach 1664: Je n'y puis consentir et ne sais qu'y répondre.

IV, 40 vers 339:

Je n'en sais que penser, et mon cœur étonné, ...
Ne se résout à rien qu'avec inquiétude.

4) Verneinter Infinitiv.

Vgl. Schmidt 53; Holfeld 65; Haase: 17. Jahrh., § 156, Anm. 1 und Nfrz. Zs. IV, 184; Philippsthal 59.

Wenn der verneinte Infinitiv ohne Objektspronomen steht, so ist z. B. bei Commines die Stellung *ne* + Inf. + *pas* Regel (vgl. Stimming, Zs. I, 501). Vaugelas empfiehlt II, 128 die Stellung *ne pas* + Inf. als die elegantere. Damit im Einklang steht eine Änderung Corneilles VIII, 101 var. 1:

Peux-tu ne rougir point, ou rougir sans trembler?
nach 1662: Peux-tu ne point rougir, peux-tu ne point trembler?

Tritt nun ein Objektspronomen zu dem verneinten Infinitiv, so ist heute die beliebteste Stellung: *ne pas* + Pron. + Infin. Bei Corneille aber scheint mir, ebenso wie es bei Pascal und Molière der Fall ist, die Reihenfolge *ne* + Pron. + *pas* + Infin. die bevorzugte zu sein, wenigstens in der späteren Zeit seiner Thätigkeit. Dafür sprechen auch folgende Varianten; I, 145 var. 5:

Tu serois incivil de la voir chaque jour,
Et ne lui tenir pas quelques propos d'amour;
später: Et ne lui pas tenir quelques propos d'amour.

IV, 452 var. 4:

Que pour ne vous voir pas exposés à ses coups;
nach 1660: Que pour ne vous pas voir exposés à ses coups.

Die letztere Stellung treffen wir z. B. noch I, 467 vers 1308: *pour ne te pas ôter,* III, 345 var. 2: *pour ne se pas punir* (1663 wurde der Passus durch einen anderen ersetzt). — Die heute bevorzugte

Digitized by Google

Stellung ist wie bei Molière und Pascal (er hat sie nur zweimal) auch bei Corneille noch selten. Ein Beispiel ist V, 332 vers 408:

Pouvois-je avoir des yeux et ne pas l'adorer?

Bei Malherbe ist die ältere Stellung *ne* + Pron. + Infin. + *pas* noch Regel.

F. Personalpronomen beim Imperativ.

Obgleich Corneille bei zwei durch *et* oder *ou* verbundenen bejahenden Imperativen gewöhnlich einem Gebrauche des Altfranzösischen und des 16. Jahrh. (vgl. Philippsthal 36; Gräfenberg 34) folgt und das den zweiten Imperativ begleitende Personalpronomen vor denselben treten läſst, hat er doch bei späteren Revisionen in einer, wenn auch verhältnismäſsig nicht groſsen, Anzahl von Fällen eine Umstellung vorgenommen und das Pronomen auch dem zweiten Imperativ nachfolgen lassen. Es trat also nicht „stets" das Pronomen vor den zweiten Imperativ, wie Haase: 17. Jahrh., § 154 b, meint. Vgl. III, 109 var. 3:

Va-t'en trouver Chimène et lui dis de ma part;
1648: Va-t'en trouver Chimène et dis-lui de ma part.

Ebenso III, 440 var. 3, 516 var. 1; IV, 56 var. 3, 90 var. 2, 501 var. 2; V, 31 var. 3; VI, 60 var. 1, 71 var. 1; VII, 159 var. 2. — Molière kennt auch beide Stellungen, gewöhnlich (fast 75 Proz.) stellt er das Pronomen vor den zweiten Imperativ (vgl. Schmidt 54). Schon altfranzösisch waren beide Stellungen möglich (vgl. ebenda). Heute ist in der Umgangssprache Voranstellung nicht mehr üblich, wohl aber soll sie bei den neueren Schriftstellern noch vorkommen (vgl. Klattner, Archiv LXII, 201 [von Schmidt citiert] und Lücking § 208 a).

(Der zweite Teil dieser Arbeit, Untersuchungen über Wortschatz und Versbau enthaltend, wird später erscheinen.)

Digitized by Google

Das schweizerische Idiotikon

und die wissenschaftliche Bedeutung der Mundart.

Von

Adolf Socin.

II.

Die im Prospekte ausgesprochene Hoffnung, es möge das Werk auch der Schule nutzbar werden, dürfte sich allerdings kaum verwirklichen, nachdem die moderne Pädagogik des gemessenen Hochdeutschen zur Aufrechthaltung der Disciplin nicht glaubt entraten zu können und sich darauf beruft, daſs das Dialektsprechen die Aneignung des Gutdeutschen erschwere, eine Behauptung, die freilich in einigem Widerspruch steht mit der landauf landab ertönenden Klage, die heutige Schule leiste in Beibringung eines guten Stils nicht mehr was die frühere, in der doch Erklärungen und Antworten unbefangen im Dialekt gegeben wurden. Und wenn jetzt schon auf der unteren Stufe für den Lehrer dem Schüler gegenüber die Mundart als gar nicht vorhanden gelten soll, wie kann sie dann für den Deutschunterricht auf der oberen Stufe noch das sonst so willkommene Vergleichungsobjekt bilden? Auch der vielfach gehörte Spruch, die Dialekte seien die Fundgruben und Quellen für die Schriftsprache, scheint wenigstens für das Alemannische nicht im gewünschten Umfange zuzutreffen. Die Durchsicht der bis jetzt vorliegenden Teile des Idiotikons ergiebt nur eine beschränkte Anzahl von Stammwörtern, die aus der Schweizersprache in die neuere Schriftsprache, und dabei zumeist bloſs als technische oder nur in der poetischen Sprache übliche Ausdrücke, übergegangen sind, nämlich: *Alpe:* „Die Sprache des Volkes", sagt der Alpinist Friedrich Tschudi, „bezeichnet mit Alpen nicht die Hochgebirgszüge in ihrem Gesamtkörper, sondern nur die groſsen Weidegründe des Gebirges, und es ist gegen die unwirtlichen Teile des Hochgebirges vollkommen gleich-

Digitized by Google

gültig.“ So sprechen wir von einer „Sissacher Alp“, die doch dem Juragebirge angehört. In diesem konkreten Sinne = Bergweide gebraucht Goethe in Nachahmung der Schweizersprache das Wort: „Unsere Alpe giebt uns, was wir brauchen“; namentlich aber Schiller im Wilhelm Tell: „Die Alp ist abgeweidet“; „wenn von Alp zu Alp die Feuerzeichen flammend sich erheben“; „als die Leute von dem Gotteshaus Einsiedeln uns die Alp in Anspruch nahmen.“ *Ammann*, alte Verkürzung von Amtmann, mit dem Sinne „Gemeindevorsteher“, bei Schiller in der Rütliscene: „Er sei der Ammann und des Tages Haupt.“ *Emd*, Nachheu, in schweizerischen Schriften allgemein. Spreng um 1760 verzeichnet für Basel *Grummed*, also das schriftdeutsche Wort, das also diesmal, ein seltener Fall, dem dialektischen hätte weichen müssen. *Firn*, von dem Zürcher Arzte J. J. Scheuchzer, der kurz nach 1700 ein weithin gelesenes Wochenblatt „Naturgeschichten des Schweizerlandes“ herausgab, dem Gebirgsdialekte entlehnt zur Bezeichnung des körnigen Schnees, aus dem das Gletschereis sich bildet: „Der Rhoden (Rhone) empfängt sein Wasser nicht nur aus natürlichen Brunnenquellen, sondern vielmehr aus dem steten Firn und Gletscher des Gebirgs.“ Hiernach im Wilhelm Tell: „Wie unter dir der trügerische Firn einbricht.“ Dann bedeutet Firn auch die mit ewigem Schnee bedeckte Bergspitze, ebenfalls im Wilhelm Tell: „Die roten Firnen kann er nicht mehr schauen.“ *First*, im Sinne von „Gebäude“. Jakob Grimm im Wörterbuch merkt einer Zeitungsnachricht, daſs zu Glarus 500 Firsten abgebrannt seien, die schweizersprachliche Fassung an. *Fluh*, durch Schillers Wilhelm Tell in der gehobenen Sprache heimisch gemacht: „So wird das Schiff zerschmettert an der Fluh, die sich gähstotzig absenkt in die Tiefe“; häufiger aber in der Zusammensetzung *Nagelfluh*, worunter die Geologen eine besondere Gesteinsart verstehen. *Flisch*, Bezeichnung einer Schieferformation, aus dem Simmenthaler Dialekt durch B. Studer als terminus technicus in die Wissenschaft eingeführt. *Föhn*, aus dem romanischen *favoign*, *foën* = lat. *favonius*, durch Scheuchzer: „Ein starker warmer Föhn oder Mittagswind“, dann im Wilhelm Tell: „Der Föhn ist los.“ *Bise* dagegen, das schweizerische Wort von Nordostwind, schon ums Jahr 1000 beim St. Galler Notker, ist nur in schweizerischen Schriften heimisch und wohl ins Französische (*la bise*), nicht aber ins Hochdeutsche gedrungen. Als vor einigen Jahren ein Dresdner Blatt einen Artikel über den Brand von

Digitized by Google

Vallorbes aus dem „Bund" abdruckte, worin einer heftigen „Bise" gedacht war, sah es dieses Wort für einen Druckfehler an und änderte es in das seemännische etymologisch ganz verschiedene *Brise.* — Um das Heimatsrecht von *gäng und gäbe,* das in der Litteratur seit cirka 1750 wieder erscheint, streitet sich Niederdeutschland mit der Schweiz. *Glast,* Sonnenglanz, nur in der Dichtersprache, z. B. bei Goethe, könnte auch direkt aus dem Mittelhochdeutschen ohne Vermittelung des Schweizerischen entlehnt sein. *Gletscher* schon 1507 bei Petermann Etterlin und hiernach bei Schiller im Wilhelm Tell. Der Berner J. R. Wyſs sagt 1816: „Die Eisberge nennt man allgemein Gletscher, ausgenommen im Glarner Land, wo man sie Firnen heiſst, und in Graubünden, wo sie Wadrer oder auch Wadrez genamset werden." Id. II 656. *Gransen,* Schiffsende, im Wilhelm Tell: „Mein Köcher aber mit der Armbrust lag am hintern Gransen bei dem Steuerruder." *Guffer,* von der Geologie den Gebirgsmundarten entlehnt und das durch Verwitterung und Felsstürze sich bildende Geröll bedeutend. *Gülte,* Schuldbrief, in schweizerischen Rechtsschriften, z. B. bei Blumer, Bluntschli, Segesser.

Allmende (Goethe; neuerdings bei Juristen und Nationalökonomen), *Bann* = Gemarkung, *banlieue; Bühel* oder *Bühl* (Goethe), *Dolden* (Platen, Gustav Freytag), *Drusen, Gaden, Gant* (B. Auerbach), *Geiſs, Hag* (Bürger, Goethe, Platen etc.), *Halde* (Uhland, Rückert, Immermann, Niebuhr), *geheischen* für *geheischt* (Goethe), *Juchart* (vgl. Grimms Wörterbuch VI 2563 [111]), *Kauderwelsch* (d. h. churwelsch), *Kunkel* (Schiller, Goethe), *Kutteln* (Wieland, Schiller), *Lebkuchen* (zu lat. *libum,* Fladen), *Letten* (Goethe und in der Geologie), *Lettner, Metzge* (Goethe), *Metzger, Riester, Staad* oder *Staden, Stadel* — sind ebensogut süddeutsch als schweizerisch. Bei den meisten Wörtern, um die es sich in dieser Frage handelt, ist ein apodiktisches Urteil darüber, aus welcher Mundart sie in die Schriftsprache geflossen, überhaupt schwer. Von demjenigen Wortschatze, der im Idiotikon noch nicht behandelt ist, lassen sich etwa noch folgende schweizerisch-schriftsprachliche Wörter anführen: *Batzen,* nach Grimm eine ursprünglich zu Bern geprägte, mit dem Wappentier, dem „Petz", versehene Münze; ein seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts in Süddeutschland allgemein verbreiteter Name. *Blust,* von dem s. Z. in Zürich wirkenden Naturforscher Oken zur Bezeich-

Digitized by Google

nung des Begriffes „Inflorescenz“ in die Botanik eingeführt. *Heimweh*, zuerst von Scheuchzer 1705 als eine den Schweizern besondere Krankheit verzeichnet und rasch allgemein geworden. Das Grundwort von *anheimeln: heimeln* ist schweizerisch (Dtsch. Wörterb. IV 2, 869). Auch unser *heimelig* = traulich scheint allmählich in der Schriftsprache Duldung zu finden. *Hornung* für Februar in der schweizerischen Amtssprache. *Lawine* = rhätoromanisch *lavina*, lat. *labina*, durch Scheuchzer 1705 bekannt gemacht: *laúwin*, Plur. *laúwenen* oder *laúwinen* (wie *kuchi kuchene*). Goethe in Erinnerung an die an Ort und Stelle gehörte Wortform schrieb zuerst noch *die laúwinen*, Sing. *laúwine*, später aber *lawine*, so wie sich der auswärtige Leser das fremd aussehende Wort zurechtlegte. Desgleichen Schiller im Bergliede: „Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken, so wandle still durch die Straſse der Schrecken“, mit dem Zusatz, daſs *löwin* an einigen Orten der Schweiz der verdorbene Ausdruck für *lawine* sei. Letzteres im Wilhelm Tell: „Die Lawinen hätten längst den Flecken Altorf unter ihrer Last verschüttet“; Hebel im rheinländischen Hausfreund: „Ein solcher Schneeschuſs heiſst eine Lawine“; und in dieser Ummodelung dringt das Wort nun wieder in die Schweiz ein — sprachlicher Veredlungsverkehr. *Matte*, schon 1575 vom Straſsburger Fischart zur Charakterisierung der Schweizer verwendet,[1] später von Goethe gebraucht in Schilderungen schweizerischen und elsässischen Lebens; von Schiller mehrfach im Wilhelm Tell: „Ihr Matten lebt wohl, ihr sonnigen Weiden“ u. s. w. „Dem Alemannen im Dialekt klingt *Wiese* so selten und poetisch wie anderen Hochdeutschen *Matte*“ (Heyne in Grimms Wörterbuch VI, 1761). *Naue* (= ital. *nave*): „Mach hurtig, Jenni, zieh die Naue ein“ (Wilhelm Tell). *Rappen*, amtliche Münzbezeichnung, ursprünglich ein zu Freiburg im Breisgau mit einem Rabenkopfe geprägter Heller. *redlich:* „So ward ich meiner Bande los und stand am Steuerruder und fuhr redlich hin“ (Wilhelm Tell) nach Petermann Etterlin 1507: *also ward er uff gebunden und stuond an die stüre und fuor redlich* (= geschwind) *da hyn.* *Rüfe* = roman. *rovina:* „Ein Ruffi ist gegangen im Glarner Land“ (Wilhelm Tell). *Runs:* „Den Durst mir stillend mit der Gletscher Milch, die in den Runsen schäumend niederquillt“ (Wilhelm Tell). Die Redensart *viel*

[1] Socin, Schriftspr. und Dial. im Deutschen, S. 216.

Digitized by Google

Geschrei und wenig Wolle geht vielleicht auf unser dialektisches *g'scherei* = Schererei zurück. *Senne:* Ihr Matten lebt wohl, ihr sonnigen Weiden, der Senne muſs scheiden“ (Wilhelm Tell); ebendaselbst *Sente:* „Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen.“ *Siegrist,* von Weigand in seinem Wörterbuch als „schweizerisch“ gekennzeichnet, aus *sacrista. staunen* hat Albrecht von Haller nach eigener Aussage aus dem Schweizerischen in die Schriftsprache eingeführt;[1] die Zusammensetzung *erstaunen* dagegen tritt bereits im 16. Jahrhundert auf und vom 17. an auch bei den Schriftstellern Nord- und Ostdeutschlands. *Weiher* (aus lat. *vivarium*): „An des stillen Weihers Schleusen, wo ich Sonntags fischen ging“ (Johann Gaudenz Salis).

Aus diesem Verzeichnis ergiebt sich zugleich, wie sehr wir Grund und die Pflicht haben, nicht nur als Freunde der Freiheit und als Schweizer, sondern auch von unserem Standpunkte der Sprachbetrachtung Schillers unsterbliche Dichtung hochzuhalten. Neben ihm ist namentlich Uhland, z. B. in dem Gedichte „Tells Tod“, bemüht gewesen, die Dichtersprache durch poetische Schweizerwörter zu bereichern. Aber freilich, es sind von dieser Liste doch nur wenige, die sich auch — und das wäre die Hauptsache — in der Prosa des täglichen Lebens eingebürgert haben: *Föhn, Gletscher, Heimweh, Lawine, staunen* — lauter Entlehnungen des vorigen Jahrhunderts und als solche beweisend für die damalige litterarische Stellung der Schweiz.

Drei Gründe sind es vorzüglich, warum die Schriftsprache instinktiv die Mitwirkung unseres und noch anderer Dialekte zurückweist: 1) Alemannischer und hochdeutscher Lautstand sind Gegensätze. 2) Die mundartlichen Wörter beruhen zu einem groſsen Teil auf einer gewissen Entsprechung von Begriff und Laut; Neubildungen dieser Art verwirft die Kunstsprache; sie bildet haushälterisch neue Begriffe lieber durch Zusammensetzungen aus dem schon vorhandenen Material, als daſs sie durch Aufnahme neuen Wortschatzes sich komplizieren und verdunkeln möchte; z. B. für die Bezeichnung der verschiedenen Arten des Riechens oder Schmeckens bringe ich aus meinem Lokaldialekt ohne Mühe ein paar Dutzend selbständige Wörter zusammen: *brensele, schmürzele, sünggele, wermele, böckele,*

[1] Socin, Schriftspr. und Dial., S. 392, Anm. 2.

Digitized by Google

müsele, wänele, wuerele, fülele, mäggele, rächele, sürele, iinschele, wildele, bruttele, jänggele, muttele, nüechtele, rämsele, räuchele, rueſsele, bürele, menschele, dubäggele, winele u. s. w. auf —*ele*" in infinitum. Die Schriftsprache schlägt vor solcher Fülle die Hände über dem Kopf zusammen, sie sagt: „brandig, faulig, nach Tabak etc. riechen" und kommt damit auch aus. 3) Unser Sprachgebiet spielt quantitativ wenigstens — und das macht im Jahrhundert der Zeitungen viel aus — keine Führerrolle in der Litteratur, wodurch allenfalls Idiotismen eingeführt werden könnten.

Umgekehrt ist seit fünfzig Jahren der Einfluſs des Hochdeutschen auf die Mundart so handgreiflich, daſs das Idiotikon von der Aufführung der Wörter dieser Art Abstand genommen hat; bietet doch das zu schon früherer Zeit in das Schweizerdeutsche eingedrungene fremde Sprachgut für den Forscher ein ungleich ergiebigeres Objekt der Betrachtung. Eine Reihe von Beispielen möge diese Behauptung erläutern. Wir können in dieser älteren, im Idiotikon allein berücksichtigten Schicht von Lehnwörtern drei Elemente unterscheiden: 1) Lehnwörter aus den benachbarten romanischen Sprachen und Dialekten; 2) solche aus der früher unumschränkt herrschenden lateinischen Schulgelehrsamkeit; 3) Wörter und Formen, die schon zu einer früheren Epoche aus dem Bücherdeutschen entlehnt sind.

Die erste Kategorie bildet weitaus die Mehrzahl. Es ist kaum zu viel gesagt, daſs der zehnte Teil der Stammwörter, vorab in den Gebirgsdialekten die Benennung von allerlei der Alpwirtschaft eigentümlichen Gerätschaften, aus dem Romanischen entnommen ist, und zwar, wie die oft bis zur Unkenntlichkeit veränderte Form beweist, seit uralter Zeit. Wir ziehen hieraus den für die Geschichte bedeutsamen, auch durch die Ortsnamen unterstützten Schluſs, daſs unsere Alpengegenden, als sie von den Deutschen besetzt wurden, keineswegs noch unbevölkert und unbewirtschaftet waren. Aber auch die Mundarten der Ebene bezeugen, wie tiefgreifend der Kultureinfluſs der südlichen und westlichen Nachbarn von jeher gewesen sein muſs. Wer würde vermuten, daſs das so urbaslerisch erscheinende *frette*" = hastig eine Arbeit besorgen wahrscheinlich das italienische *frettare* (reiben, kehren) ist? Oder daſs *gant* aus dem ital. *in canto* = *in quantum* „auf wieviel", die Frage des versteigernden Ausrufers? Oder daſs *gelte*" = hochd. Kufe aus dem spätlateinischen *gallida* und

Digitized by Google

der dazu gehörige Schöpflöffel: *das gätzi* aus *caza?* Gewisse Fremdwörter — ein kleiner Trost für unsere Sprachreiniger — sterben ohne gewaltsames Zuthun aus, wenn die Bedingungen ihrer Existenz nicht mehr vorhanden oder geändert sind, so *hatschier,* das aus dem ital. *arciero* von den Kriegszügen zu Ende des 15. Jahrhunderts mit heimgebracht worden war; *fazenetli,* aus dem ital. *fazzoletto,* welches selber wieder auf das deutsche *fetzen* zurückgeht, um 1500 eingeführt. Manchmal kann noch der bestimmte Anlaſs eines Fremdwortes nachgewiesen werden, so für das ziemlich verbreitete *grippe*^{n} = mausen aus dem franz. *gripper,* welches die Invasionssoldaten 1798/99 als Lieblingsausdruck für „plündern“ gebrauchten. Sogar aus der Gaunersprache, dem Rotwelschen, ist ein Wort in unsere Muttersprache gesickert, nämlich das im nördlichen Kanton Zürich als Schimpfwort gebräuchliche *gallech,* rotwelsch *galch,* aus dem hebräischen *galach* = glatt geschoren und in der Gaunersprache den Begriff „Pfaffe“ ausdrückend. Gangbare Fremdwörter werden vom Volksmund, sei es aus Bequemlichkeit, sei es in unwillkürlicher Anlehnung an bekannte Lautkomplexe, oft in einer dem Gelehrten barbarisch erscheinenden Weise entstellt, so wird *Advokat* zu *Apfikat, Affikat, Afflikat, Afrikat;* aus dem franz. *quelque chose* bildet sich ein Substantiv *geggschoserei* und ein Adjektiv *eppis geggschosigs.* Heützutage ist diese Umdeutschung bedeutend eingeschränkt durch den Einfluſs des starren gedruckten Wortbildes auf die Aussprache; und man mag nun über dieses Walten eines naiven Sprachgefühls denken wie man will: auf seinem Wirken gerade in ältesten Zeiten beruht es, daſs die Sprache mit einer Menge von Wörtern sich hat bereichern können, ohne daſs diese irgendwie noch als fremde empfunden werden; wir brauchen nur zu citieren Wörter wie *Arzt, Brief, Engel, Frucht, Kirche, Münze, Opfer, Plage, Schule, Schuster, Segen, Straſse, Tisch, Vogt, Weiler,* von welchen so gut wie von altheimischen Stämmen selbst wieder ganze Wortsippen ausgegangen sind.

Daſs bei der Entlehnung auch der offenbare Irrtum, d. h. ungenaues Hören oder ungenaue Erinnerung eine Rolle spielen kann, lehrt der im 17. Jahrhundert vorkommende Münzname *Esper* für *Etscher,* Kreuzer, wie sie im Etschlande (Tirol) geprägt wurden.[1]

[1] Das Diminutiv dazu würde *Esperlein* lauten; daraus vielleicht durch sogenannte Volksetymologie *Käsperlein: »Gebt mir für ein Käsperlein eure Krücke«,* Hebel (Der Heiner und der Brassenheimer Müller).

Digitized by Google

Zweitens haben wir eine Reihe von Fremdwörtern als Beweis für die tiefgreifende Wirkung des früher von Gelehrsamkeit und Schule so intensiv gepflegten Lateins. Ein Wort, das schon im Mittelalter aus der Kunstsprache der Ärzte in die allgemeine Sprache gekommen ist, ist *der ettik* oder *ettikum,* aus *(febris) hectica, hecticum* Schwindsucht; im Dialekt von Baselland ist daraus ein gespenstisches, eben diese Krankheit bringendes Wesen, *der Ättecher* geworden (moderne Mythenbildung). Ziemlich alt muſs auch sein *der Item: 's isch none" Item derbi* = es bleibt noch ein Punkt übrig. Dieser Gebrauch entstand daraus, daſs seit dem 14. Jahrhundert in Urkunden, Gesetzen, Verzeichnissen von Grundbesitz, Steuerbüchern die einzelnen Artikel mit der Formel *item* (= desgleichen, ditto) hintereinander aufgezählt wurden. Ähnlich ist die Verwertung von *etc.: der Etzetera* ist im Walliser Dialekt des Lötschenthales ein Schimpfwort, gleichsam etwas, das man nicht mit Namen aussprechen will. Und das in einer sonst von der Büchersprache kaum angegriffenen Mundart! Noch frappanter ist die durchgängig verbreitete Redensart: *Eppis us em ff versto";* *ff* ist in der Musik alte Abkürzung für *fortissimo;* der angeführte Ausdruck bedeutet demnach: Etwas im höchsten Grade verstehen. Hier hat nicht der Laut, nein das Wortbild, der Buchstabe, auf die gesprochene Sprache gewirkt. Direkt aus dem Latein der humanistischen Schulbildung sind in der Volkssprache appenzell. *Verba mache"* = Possen, Späſse; st. gallisch *Habemus* = Rausch: „Wohl die lateinische Verbalform *habemus* (wir haben), womit vielleicht irgend ein Trinklied begann"; zürch. *öppis im Visi ha* (= auf etwas hinzielen), *in visu,* teilweise umgedeutet zu *Füsi* (*fusil*) und hiernach *Fisibus* für *Fidibus;* zürch. *im Huiment* (augenblicklich), abgeleitet von *hui* nach dem Muster des lateinischen Fremdwortes *Moment;* zürch. *in genere* = insgesamt: *D' Herdöpfel sind in genere guet g'rate;* berneroberländisch (Habkern) *istanti,* sogleich = *in instanti;* ziemlich allgemein *authentisch* im Sinne von „wacker, tüchtig": *ein authentisch ströffe";* ja für den Ausruf *mi türi gottseel* wird auch verzeichnet *mi türi ambrosi* = griech. ἀμβρόσιος, unsterblich, wodurch offenbar der Fluch gemildert werden soll.

Drittens älterer Einfluſs der hochdeutschen Büchersprache auf die Mundart nach Laut, Form und Wortschatz. *flach* muſs im Zürichdeutschen einst mit langem *a* gelautet haben, wie der Ortsname *Flaach* beweist; diese Aussprache ist durch die Thätigkeit der

Digitized by Google

Schule beseitigt worden. *ohne* erscheint im 16. und bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts als *ān* oder *ōn,* da das schlieſsende *e* der alemannischen Mundart durchaus widerstrebt, und so jetzt noch in der Zusammensetzung *drōn* = *dar-ōn* (ohne dasselbe). *ōne* oder nach mundartlicher Aussprache *ōni* scheint aus der Schriftsprache neu entlehnt worden zu sein. — In dem Satze: *'s het is g'frait* weist die unbetonte Form *is* = uns hin auf eine volle Form *üns,* welche wirklich im vorigen Jahrhundert auch für die Stadt Basel bezeugt ist. In der nachdrücklichen Betonung muſs also damals gesprochen worden sein: *üns het's g'frait.* Aus diesem *üns* ist im landschaftlichen Dialekt *eus* entstanden, in anderen Mundarten *ūs.* Wir Basler aber haben seither die hochdeutschen Formen *uns, unser* angenommen. Ferner gebraucht die Mundart hochdeutsche Formen gerne bei Emphase, so in dem zürch. Ausrufe: *langes, ewiges zit nie!* Glarnerisch: *du alwaris lebe*ⁿ*!* So ist wohl auch unser basl. *tausig* statt des sonstigen *tusig* zu erklären. Um 1700 kommt das hochd. *gege(n)d* auf gegenüber dem älteren *gegni; hóffärtig* = stolz ist aus der Büchersprache, echt mundartlich lautet es *hóffértig* = stattlich gekleidet. Ähnlich stehen sich als ältere mundartliche und als jüngere aus dem Hochdeutschen entlehnte Form gegenüber *fīn* = zart und *fein* = vortrefflich; *d'asch fein!* Der Baselbieter sagt: *e gōb gä, e rōt ānā,* aber *en īgāb mache*ⁿ *an landrāt.* Das sind freilich neuere Unterschiede: wir führen sie an für die instinktive Genauigkeit, mit der das volkstümliche, durch keine Grammatik verbildete Sprachgefühl zwischen Eigenem und Fremdem scheidet, und als Beweis dafür, daſs, wo es sich um absichtliche Differenzierung zu handeln scheint, im Grunde rein chronologische Schichtungen vorliegen. Aus lateinisch-romanischem *culmen,* Berggipfel, entstand früher nach alemannischen Lautgesetzen *der Gulm,* da dem lateinischen *k*-Laut unser *g* näher steht als unser *k;* die Büchersprache aber behielt ihrer gelehrten Richtung gemäſs das *c* bei: *der Kulm,* und durch ihre Vermittelung verdrängt letztere Form das ältere *Gulm.* Doppelte Entlehnung, wobei ebenfalls die aus der Büchersprache gegenüber der älteren wesentlich auf mündlicher Tradition beruhenden sich als mächtiger erweist, hat auch für das lat. *insula* stattgefunden. Für diesen Begriff giebt es das echt deutsche und alemannische Wort *au.* Aber frühe schon drang das Fremdwort ein, wie die Ortsnamen *Isel* oder *Eisel, Iseltwald, Isleten, Iselallmen* und der Geschlechtsname *Isler*

Digitized by Google

zeigen. Diese Form, welche sich in der Gebirgsschweiz findet, muſs direkt der romanischen Nachbarschaft entnommen sein, konnte sich aber nicht halten, bis über den Umweg des Bücherdeutschen *Insel* wieder eingedrungen ist und sich eingelebt hat. — *fühlen* ist nur in wenigen Schweizergegenden heimisch, als *füele*^{n}, welches dem altdeutschen Lautstande entspricht: wo *füle*^{n} gesprochen wird, ist das Wort dem Dialekt nicht eigentümlich, sondern aus dem Schriftdeutschen. — *fläsche*^{n} bedeutete in der Mundart früher nur das Hohlmaſs, erst durch das Hochdeutsche ist die ursprüngliche Vorstellung der Materie, des Glases, wieder hinzugekommen. Hier liegt also der seltene Fall vor, daſs die Büchersprache restituierend gewirkt hat. Dieses im Begriffe erweiterte „Flasche" verdrängt nun auch allmählich das Fremdwort *Budelle.* — *fett,* seinem Lautstand nach aus dem Norden stammend, läſst sich im Schweizerischen schon im 16. Jahrhundert neben dem echt alemannischen *feiſs(t)* nachweisen und ist bis in die Gebirgsmundarten vorgedrungen. Ein neueres Lehnwort scheint dagegen das ebenfalls ursprünglich norddeutsche *flott* zu sein. — Das in Luthers Bibelübersetzung gebrauchte Wort *heucheln* wurde 1523 in Basel noch nicht verstanden; bereits 1619 aber finden wir in einer schweizerischen Schrift das Wort *Hüchlerī* = Heuchelei ins Bürgerrecht unserer Mundart aufgenommen, und aus der heutigen aargauischen Volkssprache verzeichnet das Idiotikon die Redensart *hüchlen und schmüchle*^{n} = heucheln und schmeicheln. Auch *hafen* = *portus* ist nicht schweizerisch, sondern trägt niederdeutsche Lautform an sich; in der Zürcher Bibelübersetzung von 1560 steht dafür das der Mundart gemäſse: *die haab.* In der Ausgabe von 1667 wird dieses *haab* ersetzt durch: *die Schiffländе.* Um diese Zeit wurde das fremde, mit *haab* etymologisch identische *hafen* bekannt, und, ein typisches Bild: die *haab* wurde von jetzt an zum geringen Seehafen degradiert (1692). Alle diese Entlehnungen sind also durch das Medium der Schriftsprache erfolgt, während Entlehnung aus einer anderen Mundart eine Seltenheit ist. Aus dem Aargau verzeichnet in dieser Hinsicht das Idiotikon das süddeutsche *gŭbisch* = linkisch, wohl nur eine zufällige individuelle Verpflanzung.

So viel von den Fremd- oder Lehnwörtern dieser sprach- wie kulturgeschichtlich gleich wichtigen Quelle. Als Gegenspiel besitzt nun die Schweizersprache einen schönen Teil altgermanischen Sprachgutes, das in der Schriftsprache nicht mehr besteht. Vorab die Ge-

Digitized by Google

birgsmundarten, konserviert durch ihre geographische Abgeschlossenheit, haben nach L. Tobler[1] etwa 200 altertümliche Wörter, welche diejenigen der Hochebene bereits aufgegeben haben; ebensoviele altertümliche Wörter haben sie, die sich in anderen Dialekten und auch in der alten Sprache nicht nachweisen lassen.

Als instruktive Belege des altertümlichen Wortschatzes der Schweizersprache haben wir uns folgende ausgehoben: *achel,* Mantel, in der Zusammensetzung *meſsachel,* Meſsgewand, ahd. *hachul,* unverstanden noch in dem Namen des wilden Jägers Hackelberg = Hackelbernd, der Manteltragende, ein Beiwort des Wodan. — *ācher,* Frucht, speciell diejenige des Apfelbaumes, in Zusammensetzungen wie *Fraurot-e c h e r.* — *acheran,* Ertrag des Waldes an Eicheln und Buchnüssen, gotisch *akran,* Baumfrucht. — *achis,* in den Gebirgsdialekten = *essig;* beide aus dem lat. *acetum; achis* aber die ältere Form, da sie auf die altrömische Aussprache *aketum* zurückgeht, wovon auch das got. *akeit,* dem dieses *achis* nach den Gesetzen der Lautentwickelung vollkommen entspricht. — *äferen,* wiederholen. — *āmer* in Graubünden = *jāmer,* nhd. Jammer; schon der St. Galler Notker ums Jahr 1000 hat diese Form ohne *j.* — *anke*^{n}, ahd. *ancho,* auf die gleiche Wurzel zurückgehend wie lat. *unguentum,* Salbe. *anke*^{n} ist ein specifisch alemannisches Wort. Schon Konrad Gesner im 16. Jahrhundert führt es als Charakteristikum des Schweizerischen an gegenüber dem schwäbischen *schmalz,* welch letzteres indes bereits damals auch in der Volkssprache der Nordostschweiz, die den Übergang zum Schwäbischen bildet, vorhanden war; dort spricht man jetzt auch von *butter* (aus lat. *butyrum*). Aus der schweizerischen Litteratur beginnt *anken* schon seit etwa 1650 zu weichen; an Verkaufslokalen kann man es in Basel jetzt noch bisweilen angeschrieben lesen; „Ankenmarkt“ ist offizielle Bezeichnung. — *aren* pflügen; seiner Form nach sogar altertümlicher als im Altdeutschen. „Das uralte und darum ehrwürdige Wort ist im Aussterben.“ — Uralt ist *ätti,* zu got. *atta,* Vater. Lautgesetzlich hätte es zu *ätzi* werden sollen, wie aus dem Diminutiv *attila* (Väterchen) der Name *Etzel* hervorgegangen ist. Die Form *ätti* beweist, daſs Naturlaute sich den Lautgesetzen entziehen. Auch dieses ehrwürdige Wort ist in seiner Existenz be-

[1] Die lexikalischen Unterschiede der deutschen Dialekte, mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz, Zürich 1887.

Digitized by Google

droht; im Oberaargau sollen nur noch die Kinder ärmerer Leute *Ätti* und *Müeti* sagen, gerade wie in unserer badischen Nachbarschaft *Mutter* für vornehmer gilt als *Mueter.* — Weitere alte Wörter sind: *au,* Schaf, ahd. *awi,* urverwandt mit *ovis;* ist noch für die meisten Kantone nachzuweisen. — *egi,* Schrecken: *einen in der Egi halten* (Gotthelf). — *elbsch,* Schwan, ahd. *albiz,* soll noch in der Bernersprache vorkommen. — *elend,* in der Bedeutung „fremd“: *die elendi Herbrig,* Fremdenherberge (Basel); *in's Elend lüte^n,* in die Verbannung läuten, im Berneroberländer Dialekt von Mädchen gesagt, die sich nach auswärts verheiraten. — Als echter und gerechter Ausdruck gilt uns *zimmis = ze imbiſs.* Merkwürdig, daſs in einem Basler Vokabular 1523 das synonyme *anbiſs,* welches Luther gebraucht hatte, nicht mit diesem *imbiſs,* sondern durch das weiter abliegende *morgenessen* übersetzt wird. Da nun genug Stellen beweisen, daſs *imbiſs* im 16. Jahrhundert in der Schweiz, und nicht zum mindesten in Basel, gäng und gäbe war, dürfen wir die Frage aufweisen, ob der Verfasser jenes von der Sprachgeschichte so hochgehaltenen Glossars von 1523 wirklich ein geborener Basler, oder ob es nicht der aus Franken stammende Verleger Adam Petri selbst war. — Ein Wort, das schon im vorigen Jahrhundert in der Schweizersprache veraltete, ist *uedel,* Allodium, Grundbesitz. — Anstatt *bis* gilt in der altdeutschen Sprache *unz.* Dieses Wort hat sich in den Gebirgsmundarten noch erhalten als *ons, uss, unze^n, usse^n, unzig, ussig.* — Dem griech. πάτος entspricht in den Gebirgsmundarten streng lautgesetzlich *fad,* schriftdeutsch *pfad.* Aus dem Anlaute *pf* folgert man gemeiniglich auf ein Lehnwort; das scheint nun für *Pfad,* wie eben dieses uralte *fad* lehrt, doch nicht der Fall zu sein. — *flät,* sauber, reinlich, ist schon vor 600 Jahren in der Büchersprache nur noch erhalten in der Ableitung *flätig,* die in der Mundart übrigens auch vorkommt. — *gneist,* Funke. — Altertümlich ist die in mehreren Kantonen, z. B. für Appenzell bezeugte Form *das eier* = das Ei, im Plural dagegen *d' ei,* die Eier, wie *d' faſs,* die Fässer. Die Endung *-er,* die uns heute als eine Pluralendung gilt (*Lamm, Lämmer*), hatte also ursprünglich mit der Deklination nichts zu thun, sie war eine Ableitungssilbe, gerade wie wir in der Schriftsprache die Verbindung *der grimme Hagen* als gleichwertig brauchen mit der erweiterten Form *der grimmige Hagen.*

Gleichfalls mit der älteren Sprache gemeinsam und ein Charakte-

Digitized by Google

ristikum des schweizerischen Dialektes ist die Vorsetzung der Vorsilbe *ge* als Mittel der Bedeutungsverschiedenheit; man vergleiche:

höre^n, aufhören,	*g'höre*^{n}, hören,
länge^n, reichen,	*g'länge*^{n}, ausreichen,
reiche^n, holen,	*g'reiche*^{n}, erlangen,
schmecke^n, riechen,	*g'schmecke*^{n}, munden.

Im Hochdeutschen entspricht dem nur noch etwa die Gegenüberstellung *haben* — *sich gehaben*. Die Vorsilbe *ge* bezeichnet die Erfüllung der Thätigkeit, ein Können, und so ist einerseits zu erklären, daſs *g'sē* = das Vermögen des Sehens haben das einfache *sē* verdrängt hat; andererseits warum nach *können* und *mögen* dieses *ge* vorzugsweise eintritt: *er ka's g'mache*^{n} = er kann auskommen, *er mag g'lauffe*^{n} = er vermag die Strecke zu Fuſs zurückzulegen, dagegen *er mag lauffe*^{n} = er hat Lust zu Fuſse zu gehen. In unserem stadtbaslerischen Dialekt ist aber diese Unterscheidung nicht mehr lebendig.

So sind wir unvermerkt auf das Feld grammatisch-dialektologischer Bemerkungen übergetreten. Auch in dieser Beziehung bietet das Idiotikon manches principiell Wichtige. Gerade für die soeben berührte Vorsilbe *ge*. In Lehnwörtern erscheint dieselbe als *gi: gibore*^{n}, *gidanke*^{n}, *gidult* charakterisieren sich also als ganz junge, schriftsprachliche Bestandteile. In echt alemannischen Wörtern ist Abstoſsung des Vokals eingetreten und das übrig bleibende *g* unter Umständen dem Stammanlaut assimiliert (*gebracht* = *gbrocht* = *bbrocht, gedacht* = *gdenkt* = *ddenkt*). Aber auch in dieser Kategorie begegnen wir zwei Schichten, einer älteren, wo das *e* ohne Hinterlassung jeder Spur gewichen ist: *gäder* (aus *geäder*), *grad, gleitig, gleich* (Gelenk), *brotiſs* = *gebratenes;* und einer jüngeren, wo das abfallende *e* die auf seine Hervorbringung verwendete Kraft dem vorangehenden *g* vererbt hat, so daſs dieses in doppelter Stärke als *gg* erscheint: *ggmein, gglege*^{n}, *gebraten* = *ggbrōte*^{n} = *prōte*^{n}. Ein Lautgesetz währt also nicht ewig, sondern hat auch seine Zeit; ferner zeigt das Beispiel, daſs die längsten Formen nicht immer die ursprünglichsten sind.

In der älteren deutschen Sprache wechselte innerhalb desselben Wortes nach einem bestimmten, hier nicht zu erörternden Gesetze umgelautete Form mit unumgelauteter, z. B. zum umgelauteten *ich füere* (ich führe) gehörte das unumgelautete Particip *gefuert* (geführt).

Digitized by Google

Dieses *g'fuert* findet sich jetzt noch in der Urschweiz, wird aber wegen seines abweichenden Vokals nicht mehr als zu *füere*ⁿ gehörig empfunden und hat Adjektivbedeutung = lenksam angenommen, zu *füere*ⁿ aber wird ein neues regelmäſsiges Particip gebildet: *g'füert*. Das Beispiel lehrt, daſs das Streben nach Ausgleichung, von welchem die Schriftsprache und die nördlichen Dialekte allenthalben Zeugnisse aufweisen, mit der Zeit auch die konservativsten Mundarten ergreift; ferner daſs Unterschiede wie *g'fuert,* lenksam: *g'füert,* geführt, nicht absichtlich geschaffen werden, sondern aus accessorischen Momenten nach und nach entstehen. Es hätte auch umgekehrt gehen können, Beweis in den gleichen Gebirgsmundarten *g'fraut* zu *freue*ⁿ mit reiner Participialbedeutung = gefreut, wogegen die regelmäſsige Bildung *g'freut* aktiven und adjektivischen Sinn = erfreulich hat.

Die absolute Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, die wir bei der Erwähnung des Wortes *ätti* in Zweifel gezogen haben, erleidet noch einen Stoſs durch folgende Beobachtung. Die Sprache des 8./9. Jahrhunderts kennt noch die anlautenden Verbindungen *hl, hn, hr: hloufan,* laufen, *hnaph,* Napf, *hrein,* rein. Dieser Hauchlaut *h* ist in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts im Deutschen nicht mehr nachweisbar und wird als durchaus geschwunden betrachtet; nun führt aber das Idiotikon noch eine kleine Anzahl von Wörtern auf, in denen er bis zur heutigen Stunde erstarrt und verhärtet scheint, nämlich: die Zusammensetzung *chleiter-garn,* Fachausdruck der Fischer am Bodensee, zu ahd. *hleitara,* Leiter; *gnäpfe*ⁿ*,* umkippen, zu ahd. *hnaffezan,* nicken; *grache*ⁿ oder *chrache*ⁿ*,* Schlucht, zu ahd. *bihragêt,* uneben; basl. *grapp,* Rabe, zu ahd. *hraban; chris,* Reisig, zu ahd. *hrīs; grüfli,* Hautausschlag, zu ahd. *hruf; chrustig,* Ausrüstung, zu ahd. *hrustî,* habe ich selbst einmal einen Landmann sprechen hören. Nicht, daſs die Annahme der teilweisen Fortdauer uralten Lautzustandes über allen Zweifel erhaben wäre — vielleicht ist die verkürzte Vorsilbe *ge* im Spiele oder neuere Lautentwickelung —; ebensowenig dünkt es uns aber gerechtfertigt, „Ausnahmen“ a priori zu verwerfen.

Ein Charakteristikum der heutigen Schriftsprache ist *u* statt des altdeutschen *uo: gut,* nicht mehr *guot.* Diese Besonderheit hat das Neuhochdeutsche aus dem fränkisch-thüringischen Dialekte, auf dem es beruht. Wenn wir nun im Aargau das alte Wort *fruetig* „wacker“ bisweilen zu *frutig* verlängert finden und im Wallis und Berner Ober-

Digitized by Google

land *luem* „matt, lahm“ zu *lum,* so werden wir nicht auf Einfluſs des Nhd. raten, der bei solchen ihm unbekannten Wörtern doppelt seltsam wäre, sondern wir ziehen den Schluſs: gleiche Lauterscheinungen können sich unabhängig voneinander und zu verschiedenen Zeiten vollziehen. Dafür haben wir noch ein Beispiel. Jakob Grimm gründet in der Vorrede zum ersten Bande der Grammatik (2. Aufl., S. XIV) eine Dialektunterscheidung darauf, ob das Wörtlein *von* in der Form *von* oder als *van* erscheine. Nun findet sich schweizerisch *van* in den Gebirgsmundarten: Berner Oberland, Wallis, Graubünden, aber auch teilweise im Kanton Zürich, und diese letztere Thatsache scheint die Einteilung umzustoſsen. Aber es scheint eben nur so. Denn während das *van* der Gebirgsmundarten wohl ursprünglich ist, ist das zürcherische eine sehr sekundäre Bildung und folgendermaſsen zu erklären: *vŏn* wurde gedehnt zu *vōn* (Nordostschweiz). Nun neigt langes *o* im Zürcherischen zu *ā:* aus *Thōr* wird *Thār,* aus *chō*^{n} *chā*^{n} (kommen), also wurde auch *vōn* zu *vān,* und dieses *vān* wurde, weil der Accent meist flüchtig darüber hinweggleitet, wieder gekürzt zu *văn.* Die Übereinstimmung mit den Gebirgsmundarten in diesem Punkte ist also eine ganz zufällige und kann keinen Grund gegen den Grimmschen Satz abgeben.

Das wirkliche Vorhandensein der psychologisch interessanten Metathese, d. h. Umstellung einzelner Laute, wird durch die lebende Mundart bestätigt: *frutt,* in den Gebirgsmundarten einen Einschnitt des Terrains bezeichnend, zeigt sich in Uri auch in der Form *furt; glufe*^{n} (basl. *gufe*^{n}*,* Stecknadel) lautet vereinzelt *gulfe*^{n}.

Für die Wirkung der Analogie wollen wir nur eine Form derselben, die Rückbildung, anführen. Aus *ērbar* wird im Davoser Dialekt durch nachlässige Aussprache *ērber,* wie anderswo *kosper* aus *kostbar;* die Endung *-er* wird nun vom Sprachgefühl aufgefaſst wie das komparativische *-er* in *schöner,* und wie es zu *schöner* einen Positiv *schön* giebt, so wird aus dem falsch verstandenen *ērber* ein neuer Positiv *ěrb* erschlossen: *en erbs kleid,* ein anständiges Kleid. Ähnlich wird *urbar,* „Zinsrodel“, zu *urber,* und da z. B. für *ein gueter* gesagt wird *e guete,* so wird in diesem begrifflich doch ganz verschiedenen *urber* das *r* abgestoſsen: *urbe.* — *jener* lautet schon beim St. Galler Notker ums Jahr 1000 *ener,* Neutrum also *enes* oder *ens.* Wie nun z. B. der Ortsname *Wenslingen Wäislige*^{n} gesprochen wird, so wird dieses *ens* (jenes) zu *äis;* und wie zu *e klais* (ein kleines)

Digitized by Google

gehört *e klaine, e klaini,* so bildet sich aus *äis* ein neues Maskulinum und Femininum: *äine, äini,* jener, jene. Drittens aber entwickelt sich wieder aus diesem Mask. und Fem. *äine, äini* ein neues Neutrum *äins* (wie *e schöns* zu *e schöne, e schöni*) neben dem ursprünglichen *äis.* Das Wort kommt hauptsächlich vor in den Verbindungen *dise-n-und äine* (dieser und jener), *das und äis* (das und jenes). Diese Verbindungen werden so sehr als einheitlicher Lautkomplex gesprochen, daſs bei der Analysierung der einzelnen Wörter das Sprachgefühl unsicher ist und das *d* von *und* zum folgenden Worte rechnet. So entstehen Bildungen vierten Ranges: *däine, däis,* jener, jenes. — Oder für *e freie* sagen einzelne Mundarten *e frei-n-e* mit eingeschobenem sogenanntem euphonischem *n,* wie man bildet Dat. Pl. *de Schue-n-e*ⁿ für *de Schue-e*ⁿ*: I möcht nit in sine*ⁿ *Schuene*ⁿ *stäcke*ⁿ. Aus diesem rein lautlichen *e freine* entsteht durch Rückschluſs das neue Adjektiv *frein,* zutraulich; *frei* ist in den Mundarten, die *frein* haben, erst wieder durch die Büchersprache eingeführt worden, mit dem politischen Sinne, welcher ihm in dieser anhaftet.

Unsere Interjektion *gelt* oder *gell: gell i ha's g'sait* ist verkürzt aus der Frageform *gelte es* (soll es gelten?), also ursprünglich Konjunktiv, wird aber als Imperativ empfunden und somit neu dazu gebildet ein Plural *gelten* oder *gellen,* resp. *gelled.*[1] Nach diesem Muster *gell-gelled* ist dann auch aus *was gilts!* im übertragenen Sinne von *quos ego* = wart! ein Plural entstanden *was giltsed* = wartet! Drittens giebt es eine Redensart *etwas auf geltis geschenkt haben; auf geltis = auf geltens [weise]* = in der Art, daſs es gilt, im Ernst; diesen ursprünglichen Genitiv *geltis* faſst der Berner Dialekt auf als Accusativ eines adjektivischen Neutrums, etwa wie *auf gutes,* und abstrahiert daraus einen Nominativ *gelt* = geltend, daraus der Dativ *z' geltem* = auf geltende Weise, gebildet wie *z' g'rechtem* = auf richtige Weise.

Von einer noch komplizierteren Gedankenverbindung giebt das Idiotikon unter *ewig* Zeugnis. Wir gehen aus von dem Ausdruck *ewig vil Möl* = ewig viele Male, wo *ewig* zur Verstärkung dient. Da nun weder *ewig* noch *vil* eine Endung tragen, mithin in ihrer grammatischen Funktion für das naive Sprachgefühl sich nicht unter-

[1] Die Form *gell* ist wahrscheinlich entstanden durch unrichtige Worttrennung aus der Verbindung *gelldu.*

Digitized by Google

scheiden, so kann die Wortfolge auch sein: *vil ewig Mōl,* oder, gerade wie neben *vil guet Land* gleichberechtigt *vil guets Land* steht: *vil ewigs Mōl.* Nun regiert *vil* in der älteren Sprache den Genitiv, da es ursprünglich Substantiv ist = die Vielheit, und so entwickelt sich aus *vil ewig Mōl* der Plural *vil ewiger Mōl* und hiernach auch aus *vil ewigs Mōl: vil ewigser Mōl* mit doppelter Endung. Dieses *ewigser* wird durch die vorhin berührte Umstellung oder Metathese zu *ewizger,* vergleiche *blitzgen* aus *blickzen,* oder nach dem Appenzeller Dialekt, dem das Beispiel entlehnt ist, *ebezger.* So viele Stadien der Entwickelung hat also der Appenzeller Ausdruck *vil ebezger Mōl* = „ungemein oft“ durchlaufen. Gleichbedeutend ist *vil ewigers,* ein Genitiv-Nominativ, zusammengeflossen aus den angegebenen *vil ewiger Mōl* und *vil ewigs Mōl.*

In der Umgangssprache hören wir oft die Formel: *es gehört mein.* Sie ist zusammengeflossen aus *es gehört mir* und dem gleichbedeutenden *es ist mein.* Dieser Vorgang, den die neuere Grammatik Kontamination, „Zusammenzimmerung“, nennt, erklärt sich psychologisch so, daſs, während ich den einen Ausdruck ausspreche, sich der andere, gleichwertige, ins Bewuſstsein drängt und einen Teil des ersten absorbiert. Fälle, in denen diese Kontamination innerhalb eines einzigen Wortes eintritt, sind in der Schriftsprache äuſserst selten und nicht unbestritten; die Mundart bietet aber ein unzweideutiges Beispiel. In Hebels „Habermus“ sagt das junge aus dem Boden sprossende Keimlein: *Jetz gangi nümmen undere Bode, um ke Pris! Do blibi, geb was no us mer will werde.* Dieses *geb* ist verkürzt aus *gott gebe,* welcher volle Ausdruck im 16. Jahrhundert gebräuchlich ist; zugleich ein Beweis von der realen Existenz der von der philosophischen Grammatik schon angezweifelten Ellipse. Also *geb* steht ferner bei Gotthelf: *geb jetzt oder später.* In diesem Satze berührt sich *geb* der Bedeutung nach mit *ob,* und da nun *ob* seinerseits durch Mischung sekundär auch zu *eb, öb* geworden ist, also dem *geb* nun auch lautlich gleicht, so entsteht durch Kontamination von *geb* und *eb (öb)* ein neues *geb* oder *göb,* im Sinne von „ob“. Nun heiſst aber *eb* oder *öb* nicht bloſs „ob“, sondern auch „bevor“, und so erhalten wir ein drittes *geb* = bevor, z. B. bei Gotthelf: *Lösche*ⁿ*, gäb's brönnt.*

Hier können wir noch anreihen das vielgebrauchte *goge*ⁿ*: mer wend go luege*ⁿ oder *goge*ⁿ *luege*ⁿ. Diese Konstruktionsweise erhält

Digitized by Google

Licht durch einen Satz bei Thomas Platter (16. Jahrhundert): *wir giengen gan heischen* = heutigem *mer sind ggange go haische*^{n}, d. h. „wir sind gegangen gehen heischen"; *mer wend go luege* = wir wollen gehen schauen. *go* ist nichts anderes als der alte Infinitiv *gān* oder *gōn,* „gehen", der aber nicht mehr als Verbalform, sondern als eine Partikel empfunden wird, die das hochdeutsche *zu* vertritt: *er got go haische*^{n} = er geht zu heischen. Hieraus erklärt sich *goge*^{n} aus *go go:* dem zweiten, zur Partikel gewordenen *go* wird noch einmal der Infinitiv vorgesetzt: *mer wend goge*^{n} *luege*^{n} ist wörtlich = wir wollen gehen gehen schauen = wir wollen gehen zu schauen. Nun giebt es aber noch ein *go,* das von jeher Partikel gewesen ist: bernisch *mer wey ga*^{n} *Fryburg* = wir wollen gen Freiburg. Dieses *gan* „gen" geht zurück auf altes *gagan* „gegen", fällt nun aber lautlich und begrifflich mit jenem präpositional gebrauchten Infinitiv *gan (gan luegen)* zusammen, macht mit ihm die Lautwandelung zu *gon, go*^{n}*, ge*^{n} durch und hilft seinerseits das *goge*^{n} stützen, so sehr, daſs man den zweiten Teil dieser Verbindung, *ge,* als das alte „gen" erklären könnte, würden nicht Verbindungen wie *lo mi lo go*^{n} („laſs mich lassen gehen"), *'s fōt afo regne*^{n} („es fängt anfangen regnen") dafür sprächen, daſs wirklich ein gedoppelter Infinitiv *gon gon* zu Grunde liegt. In *mer gônd goge*^{n} *luege*^{n} = wir gehen zu schauen, ist also der gleiche Stamm „gehen" dreimal hintereinander wiederholt, dem Sprachgefühl freilich unbewuſst. Ganz an *go* und *goge* schlieſst sich das lautlich und begrifflich nahestehende *ko, koge: 'S kunnt ko regne*^{n} oder *'s kunnt koge*^{n} *regne*^{n} (es kömmt zu regnen). Und weil diese Infinitive *go, ko, goge*^{n}*, koge*^{n} eben zu Partikeln erstarrt sind, können sie auch nach *sein* stehen: *er isch go luege*^{n} = er ist schauen gegangen, wo streng genommen das Particip *ggangen* am Platze wäre; *go* ist hier auf eine Stufe gestellt mit: *er isch go Bern (uf Bern)* = er ist gen (nach) Bern.

Solche linguistische Knacknüsse zeigen zur Genüge, wie schwierig die gelehrte Bearbeitung des mundartlichen Sprachstoffes ist; dem entspricht aber die reiche Ausbeute für die Sprachgeschichte und die Sprachphilosophie. Von willkürlich entstelltem, ausgeartetem Deutsch kann nicht mehr die Rede sein; die mundartlichen Formen sind das Produkt psychologischer Prozesse, sogar in höherem Maſse als die Schriftsprache, da diese vielfach auf Dialektmischung beruht und Eingriffe durch die Schullogik der Grammatiker erlitten hat.

Digitized by Google

Die Dialektgrammatik, welche das notwendige Seitenstück und die Erläuterung zum Idiotikon bildet, hat noch eines der ergiebigsten Felder vor sich, und es trifft sich zum Glücke für den Reichtum unseres Dialektes sowohl als für die Bedeutung des Idiotikons, daſs durch ihnen ebenbürtige grammatische Werke wie die von Winteler über die Glarner und von Heusler über die Baselstädter Mundart nach Seite der Methode und auch der positiven Ergebnisse die Grundlage für die Bearbeitung der übrigen Dialekte gegeben ist. Wenn diese einmal vollständig vorliegt, so wird sich dann auch mit aller wünschenswerten Schärfe die Einteilung der Schweizermundarten ergeben, für welche jetzt erst die Grundlinien vorliegen. Eine kurze Aufzählung dessen, was durch die angeführten Werke nach dieser Richtung hin bereits gewonnen ist, möge den Schluſs dieser Auseinandersetzungen bilden.

Die Vorrede zum Idiotikon zerlegt jeden einzelnen deutschschweizerischen Kanton nach geographischen, nicht nach sprachlichen Gesichtspunkten, nur daſs diese geographischen Bezirke nicht sowohl die heutigen administrativen als die volkstümlichen oder durch Berg und Gewässer gegebenen sind. Unter „Aargau" ist also die Rede vom Baderbiet, vom „Kelleramt", vom „Kilchspiel"; bei Basel sind unterschieden: Land, Birseck, Stadt; bei Solothurn wird aufgeführt das Schwarzbubenland, bei Zürich ein „Baurenland", „Weinland" etc. Einzelne Abteilungen wurden nur gemacht wegen der Reichhaltigkeit des aus den betreffenden Orten vorliegenden Materials; diese abgerechnet bleiben 148 Gruppen. Diese Einteilung dient nur praktischen Zwecken, denn für eine Klassifizierung, die allen und jeden Unterschied beachtet, sind 148 Schweizermundarten zu wenig — es gäbe dann Scheidungen von Thal zu Thal, von Ort zu Ort; für diejenigen aber, welche um der Übersichtlichkeit willen nach wesentlichen, weithin durchgreifenden Merkmalen die Linie ziehen, sind es viel zu viel. Nach dem der Redaktion des Idiotikons vorliegenden Wortmaterial und unter Berücksichtigung der natürlichen Konfiguration des Landes hat deshalb Professor L. Tobler in einer besonderen Abhandlung[1] folgende sechs Gruppen unterschieden:

[1] Ethnographische Gesichtspunkte der schweiz. Dialektforschung. Vgl. auch dessen oben S. 331 Anm. genannte Schrift.

Digitized by Google

1) Nordwestgruppe: Basel, Solothurn nördlich vom Jura, Frickthal.

2) Nordostgruppe: Zürich, Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen, Appenzell.

3) Mittlere Gruppe: Aargau, Solothurn, Bern Mittel- und Seeland, Luzern Gäu, Zug, Schwyz, Glarus.

4) Südwestliche Gruppe: Freiburg Sensebezirk, Berner Oberland, Wallis deutscher Teil. Aus der Gleichheit der Sprache läſst sich schlieſsen, daſs das Oberwallis vom Berner Oberland her occupiert worden ist.

5) Südöstliche Gruppe: Graubünden, St. Galler Oberland.

6) Gebirgsmundarten der Centralschweiz: Uri, Unterwalden, Entlibuch.

Burgundische Bestandteile sind nach Tobler für das Gebiet der südwestlichen Gruppe nicht abzuweisen.

Tobler bemerkt, der Abgrenzungsstrich von Nord nach Süd scheine einschneidender als der von Ost nach West. Jener Strich ergiebt sich aus einem grammatischen Unterschiede, nämlich ob konjugiert wird:

mer mache^{n}, *der machet*, *si mache*^{n} (westlicher Teil) oder
mer mached, *er mached*, *si mached* (östlicher Teil);

mer sī^{n},	*der sīt*,	*si sī*^{n}
» *hei*^{n},	» *heit*,	» *hei*^{n}
» *wei*^{n},	» *weit*,	» *wei*^{n} oder
mer sind,	*er sind*,	*si sind*
» *händ*,	» *händ*,	» *händ*
» *wänd*,	» *wänd*,	» *wänd*.[1]

Eine dritte Gruppe bildet Baselstadt:

mer mache^{n},	*er mache*^{n},	*si mache*^{n}
» *sind*,	» *sind*,	» *sind*

[1] Boſshart, Flexionsendungen des schweizerdeutschen Verbums, S. 9, geht aber zu weit, wenn er diesen Unterschied auf die Verschiedenheit des alemannischen und burgundischen Idioms zurückführt. Weitere, jedoch nicht genügend abgegrenzte Unterschiede in der Verbalflexion (*i gibe*^{n}: *i gib, i danke*^{n}: *i dank*) ebendas. § 3, § 10 u. s. w. — Genaue Grenzlinien auf Grund der lautlichen und flexivischen Merkmale zieht P. Schild im Litteraturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1889, S. 87 ff.

Digitized by Google

mer händ, *er händ,* *si händ*
» *wänd,* » *wänd,* » *wänd.*

Baselstadt hat ferner statt des schweizerischen anlautenden *ch: chind* — *k* (d. h. *kh): kind.* Diese Eigentümlichkeit besitzt aber auch ein Teil von Graubünden. Von einem Erklärer[1] wird diese Thatsache deutschem, resp. romanischem Einfluſs zugeschrieben.

Der nordwestlichen Gruppe ist gemeinsam Dehnung der offenen Stammsilbe: *bōde*^{n} — gemeinschweiz. *bŏde*^{n} und die Erweichung des *t* und *p* zu *d* und *b* im Anlaut und in unbetonter Silbe: *dag, g'handled, strickede, belz, kabitel;* aber bei betonter Silbe bleiben die harten Laute, also *mueter,* nicht *mueder; alp,* nicht *alb.* Heusler[2] erachtet dieses letztere Kennzeichen als dasjenige, wodurch Basel noch dem oberalemannischen, schweizerischen Gebiet im Gegensatz zum niederalemannischen elsässischen und badischen zugewiesen wird.

Als einen wichtigen, durchgehenden Unterschied bezeichnet das Idiotikon[3] *māl: mōl, jār: jōr.* Dieser giebt die Linie von West nach Ost, indem die südlichen Mundarten *ā* behalten haben, während die nördlichen es in *ō* übergehen lassen. — Winteler[4] macht aufmerksam auf die Scheidung: *schnīe*^{n}*: schneie*^{n}*, būe*^{n}*: boue*^{n}*, nū: neu* zwischen den Gebirgsmundarten und denjenigen des Flachlandes; ein weiteres Merkmal sei *sagg: sack* (spr. *sakch), dengge*^{n}*: denke*^{n} (spr. *denkche*^{n}*): deiche*^{n}*;*[5] ein Strich von Mundarten: östlicher Teil von Zürich, Thurgau, Rheinthal hat *ā* für *ei*: *mātli* — *meitli.*[6] Aus der Formenlehre resp. Syntax stellt Winteler gegenüber: *mīs hūs: mī hūs; der schnē isch chalte, d' stuben isch sūberi, 's chind ist chlys, d' chriesi sind rȳffi*[7] — diese Konstruktionsweise, die altertümlichere, scheinen die nordschweizerischen Mundarten nicht zu haben; auch Erscheinungen wie die Abwerfung des *i* (ich), z. B. *we*^{n} *mi bsinne*^{n} = *wenn i mi bsinn* könnten als Charakteristikum dienen.[8] Nicht zu übergehen wäre für die Abgrenzungsfrage auch folgender Umstand: Der Mann aus dem Volke erkennt an der Sprache die Herkunft des Nachbarn mit untrüglicher Sicherheit. Sogar innerhalb eines und desselben Ortes kommen sprachliche Unterscheidungsmerkmale vor je

---

[1] Bachmann, Gutturallaute, S. 53. [2] Konsonantismus, Einl. S. XII. [3] Vorrede zum I. Bd. S. XV. [4] Kerenzer Mundart, S. 122. [5] Ebd. S. 60, Heusler S. 54. [6] Winteler S. 127. [7] Ebd. S. 141 Anm. u. S. 182. [8] Ebd. S. 220.

Digitized by Google

nach der Konfession, dem Beruf, dem Quartier.[1] Manchmal ist es allerdings der gesamte Sprachton, der dieses Merkzeichen bildet, z. B. das *räre*^{n}, manchmal aber auch bestimmte, vom Betreffenden sofort anzugebende Charakteristika. Um Istein herum erkennen sich die Angehörigen der einzelnen Dörfer daran, ob sie sagen *uns,* oder *üns,* oder *ūs,* oder *eus.* An diesen feinen und immer treffenden Äuſserungen des unverdorbenen Sprachgefühls sollte auch der Forscher nicht achtlos vorübergehen.

Ein Beispiel von der Scheidung der Dialekte auf Grund des Wortschatzes giebt das Idiotikon unter *hübel,* welches als Schiboleth zwischen der Nordostschweiz und dem übrigen Gebiete bezeichnet wird. Es kommt vor in: Basel, Solothurn, Bern, Freiburg, Aargau, Luzern, Zug, Glarus teilweise, Unterwalden, Uri, Wallis und Graubünden. Daſs es von Westen, aus dem „burgundischen“ Gebiet, vorgedrungen, zeigt der Umstand, daſs im Kanton Luzern die jetzigen Ortsbezeichnungen *Kurzhübel, Länghübel, Wiſshübel* früher, wie sich aus Urkunden ergiebt, lauteten *Kurzbüel, Längbüel, Wiſsbüel.*

Von solchen, welche den hohen Wert der Mundart für die Wissenschaft im übrigen voll und ganz anerkennen, ist geltend gemacht worden, man möge sie doch in der Praxis als veraltet und als einen Hemmschuh des Verkehrs überwinden. Das ist nicht konsequent. Hätten unsere Väter diesen Rat befolgt, wie könnten dann die so lebhaft begrüſsten Rückschlüsse aus der lebenden Mundart auf die Sprache früherer Jahrhunderte von der Forschung gezogen werden, und wie soll eine zukünftige Generation, die jedenfalls für ihre Untersuchungen wieder neue Gesichtspunkte zur Verfügung haben wird, Studien anstellen, wenn wir das Objekt wegwerfen? Nein, unsere altüberlieferte Schweizersprache soll nicht ein toter

---

[1] „Wollen ja feine Ohren sogar in unserer doch von je einen einigen Organismus bildenden Stadt Zürich Unterschiede der Aussprache nach Stadtquartieren heraushören, und hat Birlinger in überraschender Weise aufgedeckt, wie in der Stadt Augsburg zwei verschiedene Dialekte aufeinander stoſsen, ähnlich wie in unserem schweizerischen Freiburg das französische und das deutsche Idiom von jeher autonom nebeneinander bestehen, nur durch eine Treppe getrennt.“ Staub, Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern, S. 14. Sprachverschiedenheit nach der Konfession, Bachmann, Gutturallaute, S. 41.

Digitized by Google

Organismus sein unter der Lupe des Gelehrten, sondern sie ist es würdig, daſs wir sie als unverlierbaren Heimatschein auf Weg und Steg mit uns führen.

Auſser den im Texte genannten Wörterbüchern etc. vergleiche man folgende neuere Arbeiten über die Schweizermundarten:

Tobler, Ludwig: Über die sogenannten Verba intensiva im Deutschen. Zeitschr. Germania Bd. XVI (1871).

" Über die scheinbare Verwechselung zwischen Nominativ und Accusativ. Zeitschr. f. deutsche Philologie Bd. IV (1873).

" Die Aspiraten und Tenues in schweizerischer Mundart. Zeitschr. f. vergleich. Sprachforsch. Bd. XXII (1874).

" Die Lautverbindung *tsch* in schweizerischer Mundart. Ebenda.

Winteler, J.: Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus. Leipzig und Heidelberg 1876.

" Über die Verbindung der Ableitungssilbe *axx* mit guttural ausgehenden Stämmen. Paul und Braunes Beitr. z. Gesch. d. dtsch. Spr. u. Litt. Bd. XIV (1889).

Staub, Fr.: Ein schweizerisch-alemannisches Lautgesetz (Vokalisierung des *n* vor Spiranten). Frommanns deutsche Mundarten Bd. VII (1877).

Kräuter, J. F.: Die schweizerisch-elsässischen *ei, öy, ou* für alte *ī, ȳ, ū*. Zeitschr. f. dtsch. Altertum Bd. XXI (1877).

Stickelberger, H.: Lautlehre der lebenden Mundart der Stadt Schaffhausen. I. Vokalismus. Aarau 1880. II. Konsonantismus. Paul und Braunes Beitr. Bd. XIV (1889).

Brandstetter, R.: Die Zischlaute der Mundart von Bero-Münster. Einsiedeln 1883.

Bachmann, A.: Beiträge zur Geschichte der schweizerischen Gutturallaute. Zürich 1886.

Heusler, And.: Der alemannische Konsonantismus in der Mundart von Baselstadt. Straſsburg 1888.

Boſshart, J.: Die Flexionsendungen des schweizerdeutschen Verbums. Frauenfeld 1888.

Binz, Gust.: Zur Syntax der baselstädtischen Mundart. Stuttgart 1888.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Hermann Welcker: Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten, nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen. 2. Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1889. XXVIII, 425 S.

Die erste Ausgabe dieser Sammlung, welche hauptsächlich ein getreues Bild der mannigfachen Dialekte geben will, erschien im Jahre 1875. Die neue Auflage enthält „eine vollständigere und gleichmäſsigere Vertretung der einzelnen Mundarten, zumal der mitteldeutschen Dialekte". Der Herausgeber will das Deutsche in allen seinen sprachlichen Entwickelungsformen, in allen seinen durch Zeit und Ort bedingten, durch Stammesverschiedenheit und durch politische Scheidungen erzeugten Abänderungen — ‚alle Sorten Deutsch' — in geeigneten Proben und in engstem Rahmen zugänglich machen". In einer Vorbemerkung weist der Verfasser unter anderem darauf hin, daſs das Binde-n, welches in mehreren Mundarten zwischen ein mit einem Vokal schlieſsendes und ein mit einem solchen beginnendes, bald des Wohlklangs wegen, bald als Ersatz für ausfallende Konsonanten eingeschoben wird, überall mehr am zweiten als am ersten haftet. Also:

Uf'm Bergli bi n-i g'sässe.
Im-e Garte bi n-i g'stande.

Dann ergeben sich auch überall echte Reime, während nach der gewöhnlichen Schreibung bloſse Halbreime gefühlt werden, z. B.:

Jitz will's mer da g'falle-
n-I glaub es werd walle,
Der Kös muſs i lade-
n-Es chönt ihm süst schade.

Die Sammlung zerfällt in zehn Hauptabteilungen: 1) Alemannisch (Baden, Elsaſs, Schweiz, Vorarlberg) bis Seite 57. 2) Schwäbisch bis S. 82. 3) Bayerisch (Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz) bis S. 116. 4) Österreichisch (Tirol, Oberösterreich, Niederösterreich, Mähren und Böhmen, Kärnten und Steiermark, verschiedene in Österreich — z. B. im westlichen Ungarn, im siebenbürgener Sachsen — gesprochene Dialekte) bis S. 154. 5) Schlesisch bis S. 178. 6) Obersächsisch (Sachsen und Umgebung, Harz, Thüringen) bis S. 199. 7) Hessisch bis S. 210. 8) Mitteldeutsch-Fränkisch (Henneberg, Mainfranken, Pfalz) bis S. 242. 9) Niederfränkisch bis S. 268. 10) Niedersächsisch (Westfalen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg, Bremen, Holstein, Schleswig, Vierlande, Mecklenburg, Mark, Pommern, Preuſsen, Litauen) bis S. 331.

Unter der Überschrift Polyglotten folgen zur Vergleichung drei Stücke mit Übertragung in mehrere Mundarten: 1) Das Klaus Groth-

Digitized by Google

sche Matten Has' in Züricher, Nürnberger und Koburger Mundart; 2) Laſst mich gehn in acht und 3) Abendgebet in zwölf Mundarten.

III. Proben von Alt-, Mittel- und Neudeutsch.

IV. Proben germanischer Schwestersprachen (Gotisch, Nordisch, Angelsächsisch, Friesisch und Niederländisch).

Jedem Hauptteil gehen kurze grammatische Bemerkungen voran, welche die charakteristischen Eigentümlichkeiten der einzelnen Mundarten darlegen. Diese nach Inhalt und Form trefflichen Fingerzeige werden ebenso wie das in den Anmerkungen zu den Texten gegebene reiche Glossar wesentlich das Verständnis für die gebotene Auswahl und für die Sprachunterschiede fördern. Aus dem mit gründlicher Sachkenntnis angefertigten Glossar wollen wir bloſs erwähnen, daſs Schnaderhüpfel oder Schnatterhüpfel, ähnlich den Plapperliedeln der Kärntner, richtig von schnattern hergeleitet wird, während man sie gewöhnlich für Schnitterliedlein hält.

Die einzelnen Stücke bringen in ihrer mit Umsicht und Liebe getroffenen Auswahl das tiefe Gemütsleben des Volkes, unter treuer Wahrung des Dialekts, zu klarer Anschauung. Die Sammlung verdient wegen ihrer Vorzüge die allgemeinste Verbreitung. A.

Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufſätze von Fr. Kluge. 2. Auflage. Mit einem Kärtchen (deutsche Sprachkarte). Straſsburg, Trübner, 1888. 150 S. 8.

Das vorliegende Buch hat im deutschen Publikum ungemein schnell Anklang gefunden, ebenso wie das etymologische Wörterbuch des trefflichen Germanisten, der nicht bloſs über ein ausgedehntes Wissen gebietet, sondern auch die Kunst versteht, bei nicht fachmännisch gebildeten Lesern für seine Wissenschaft Liebe und Verständnis zu erwecken. Das Buch ist keine deutsche Sprachgeschichte, es sind nur einzelne Kapitel daraus: sie geben Aufschluſs über die mit dem nationalen Bewuſstsein wachsende Entwickelung unserer Sprache, aus der Zeit von Luther bis Lessing oder von Maximilian I. bis zu Friedrich dem Groſsen. Nicht bedeutende Änderungen gegen die erste hat die zweite Auflage aufzuweisen, welche jener (ein erfreuliches Zeugnis für unser Volk) nach fünf Monaten gefolgt ist. Überall zeigt sich eine ganz ungewöhnliche Belesenheit, überall die genaueste Wahrheitsliebe. Erst seit der Reformation, so lernen wir, giebt es eine allgemeine deutsche Volkssprache, die Kirche hielt an dem Latein fest, bei der damaligen Geistlichkeit fand das einmütige Eintreten aller Nationalgesinnten für den Gebrauch der Muttersprache im Gottesdienste heftigen Widerstand, mit der Verbreitung der Reformation nimmt der Verbrauch deutscher Bücher einen wunderbaren Aufschwung. Im Jahre 1500 sind 80 deutsche Bücher gedruckt, ebenso viele 1517, aber 1518 schon 150, im folgenden Jahre ebenso viele, sechs Jahre später 990; die Presse war fast ausschlieſslich für den Protestantismus thätig. So wie sich aber in den protestantischen Kreisen das Interesse für die deutschsprachliche Litteratur steigerte, so wuchs der Miſsmut unter den Katholiken. Das Latein war also der gefährlichste Feind der nationalen Bildung und eines gedeihlichen Fortschrittes; mit dem Siege der Reformation und der deutschen Sprache war ein groſser Teil für immer von der mittelalterlich katholischen Geistesrichtung befreit, eine ganz neue Bildung angebrochen. Es ist ein Kampf um das Nationalitätsprincip, jetzt erst tritt das Wort Muttersprache auf. Neben Luther gebührt Kaiser Maximilian eine hervorragende Stellung in der Geschichte unserer Sprache, nicht bloſs wegen seines Eifers für deutsche Litteratur, für Übersetzungen, sondern

Digitized by Google

auch wegen der strengeren Regelung der Orthographie in der zu gröſstem Ansehen gelangten Maximilianschen Kanzlei. Wenn aber bald der hier erscheinende Aufschwung der österreichisch-bayerischen Mundart unterbrochen wurde, so hängt das damit zusammen, daſs durch die kirchlich-sociale Revolution Wittenberg der geistige Mittelpunkt Deutschlands wurde. Das Obersächsische, durch Luthers Bibel klassisch, ist der unerschöpfliche Quell für das Neuhochdeutsche geworden, nicht das Niederdeutsche, nicht das Schweizerische, nicht das Bayerisch-Österreichische. Es giebt keine sprachliche Regellosigkeit mehr, Luther selbst wurde die Sprachnorm, darüber waren seine Freunde und Feinde einig. Nicht erfreulich an Luthers Stellung zur deutschen Sprache ist seine Intoleranz gegen die Sprache anderer; sie hängt mit seinem energischen Charakter zusammen, sie hat sich aber auch nicht Bahn gebrochen. Dagegen ist er von der Pedanterie der Kanzleisprache frei geblieben. Die lange anhaltende Abhängigkeit vom Latein zeigt sich in den Übersetzungen; wo man aber anklopfen müsse mit der Wünschelrute, um die unerkannten Schätze unserer Sprache zu heben, das hat Luther in seinem Sendschreiben vom Dolmetschen gesagt. — Der Name Hochdeutsch ist erst etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts aufgekommen, zunächst als Gegensatz gegen Niederdeutsch. Es enthielt ganz verschiedene Mundarten, denen wieder das Deutsch anderer Landschaften als nicht gleichberechtigt galt, besonders wurde der Vokalismus und die Syntax des Schwaben getadelt. Bei dieser Unsicherheit erlaubten sich die Drucker mancherlei Willkür.

Im folgenden, auf Einzeluntersuchungen beruhenden Abschnitt handelt der Verfasser von der Schriftsprache und Mundart in der Schweiz. Die ältere gedruckte Litteratur der Schweiz deckte sich mit der heimischen Volkssprache, aber bemühte sich, deren Härten zu vermeiden; seit 1590 überwiegt in Züricher Drucken die scheinbar moderne Sprache, die aber dennoch kein gutes Neuhochdeutsch ist. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts werden in der Kanzlei von Zürich und Schaffhausen die modernen Diphthonge herrschend, erst allmählich ist der endgültige Anschluſs der Schweiz an die deutsche Schriftsprache erfolgt. — Ein auſserordentlich groſses Hemmnis für den gegenseitigen Anschluſs bot die Verschiedenheit des Wortschatzes; dies hat der Verfasser in einer Gegenüberstellung einer ziemlich groſsen Anzahl von Wörtern beleuchtet. Das Niederdeutsch, welches auf der alten, einst allgemein gültigen Lautstufe stehen geblieben war, war vom Hochdeutschen immer mehr zurückgedrängt; im Anfang des 16. Jahrhunderts war das Mitteldeutsche bis in die Diöcese Magdeburg vorgedrungen. Es findet sich eine Mischung von Hoch- und Niederdeutsch, das Messingisch, noch 50 Jahre nach Beginn der Reformation kommen niederdeutsche Übersetzungen von hochdeutschen Originalen vor, während auch niederdeutsche Werke ins Hochdeutsche übertragen wurden. Aber noch während des 16. Jahrhunderts vollziehen die Kanzleien des niederdeutschen Sprachgebiets den Übergang zur neuen Schriftsprache. Kein Grammatiker hat für Niederdeutschland dem heimischen Dialekt entnommene Sprachproben aufgestellt. Für Niederdeutschland war dem gelehrten Latein der mittelalterlichen Kirche ein gelehrtes Deutsch nachgefolgt, das Niederdeutsche galt für profan. Aber die Schriftsprache hat uns doch das Ideal der politischen Einheit geschaffen. — Im Zeitalter des Humanismus treten zahlreiche lateinische Benennungen auf, das deutsche Sprachgut nimmt ein fremdartiges Gepräge an, eine auſserordentliche Menge von Wortformen und Redensarten ist altklassischer Rede nachgebildet, die Familiennamen werden verändert, Vornamen werden aus der Bibel entlehnt, die bedeutungsvollen alten deutschen Vornamen werden zurückgesetzt, die Reformatoren sind dagegen, die katholische Kirche aber eifert für Heiligennamen, Georg Wizel ist ihr Hauptvertreter. — In der Reformationszeit hat sich das Französische mehr eingedrängt, nachher

Digitized by Google

aber, ehe noch unsere Sprache sich formell genügend entwickelt hat, zeigt es seinen zerstörenden Einfluſs. So gewaltig die Wirkung Luthers auf die Sprache gewesen ist, so hat sich im katholischen Oberdeutschland erst im 18. Jahrhundert die Reaktion gegen die protestantische Sprache für überwunden erklärt, bis dahin hatte in der katholischen, besonders der Jesuitenschule deutsche Sprache und Poesie keinen Raum, das zeigt sich in Bayern, in Wien. Gottscheds redliches Bemühen um die deutsche Sprache erfuhr in Baden noch 1755 heftigen Widerspruch. Der Pfälzer Hofkaplan Hammer trat 1767 und 1777 kräftig für die lutherische Sprache ein, der Jesuit Adolf v. Klein folgte ihm: ein Hofkaplan und ein Jesuit haben den Anschluſs der Pfalz an die Litteratursprache erwirkt. Erst in der Periode unserer klassischen Litteratur ist die neuhochdeutsche Schriftsprache auch für das katholische Deutschland Gesetz geworden; unsere Litteratursprache knüpft an Luther an. Durch den sprachlichen Anschluſs des Südens an den Norden ist die geistige Annäherung von Katholicismus und Protestantismus angebahnt. — Diese Übersicht über den reichen und anziehenden Inhalt des Werkes, das durch Eingehen auf eine wenig bekannte Litteratur seine Hauptbedeutung erhält, mag zu allgemeinem Studium des Buches einladen!

Herford. Hölscher.

Karl Gustav Andresen: Über deutsche Volksetymologie. Fünfte verbesserte und stark vermehrte Auflage. Heilbronn, Henninger, 1889. VIII, 431 S.

Karl Gustav Andresen: Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Fünfte Auflage. Ebenda, 1887. VIII, 427 S.

Andresens bedeutende und, wie die rasche Folge der Auflagen seit 1880 bezw. 1876 verrät, in weitere Kreise verbreitete Bücher sind ohne Zweifel in ihrer Wichtigkeit noch lange nicht genügend anerkannt, noch lange nicht in die weitesten Kreise gedrungen. Und doch leben wir gerade jetzt in einer Zeit, welche die Pflege der deutschen Sprache aufs stärkste betont, wo Behörden und private Vereinigungen kräftig den Fremdwörtern zu Leibe gehen, wo man der schnell schaffenden und darum sprachlich nicht allzu gewissenhaften Tagespresse scharf auf die Finger sieht! Der Deutsche, der auf Bildung Anspruch macht, soll vor allem in seiner Muttersprache zu Hause sein, wie er in der Geschichte und Geographie seines Vaterlandes heimisch sein muſs. Es sei ihm Pflicht und Gesetz, diese Sprache als ein geschichtlich Gewordenes, als ein Ergebnis langer Entwickelung mit Ehrfurcht anzusehen und zu gebrauchen, d. h. auf seine Rede zu achten und aller Willkür sich zu enthalten. Das freilich will gelernt sein; das Sprachgefühl fällt nicht vom Himmel, es muſs anerzogen, gelehrt werden; der Schule also entsteht in erster Linie die Aufgabe, es zu wecken und zu fördern, indem sie den Geist, der in der Sprache schaffend lebt, kennen lehrt und durch den Geist begeistert. Mit Paragraphen der Grammatik ist hier freilich nichts gethan: „es ist bedauerlich und schief, wenn trotz all des reichlichen Umgangs mit der Sprache, trotzdem daſs wir in ihr leben und weben, von ihren Lebensgesetzen eine verfehlte Grundanschauung bestehen bleibt. Und die bleibt wirklich, sie ist das Ergebnis des teils auf bloſse Regeln und teils auf bloſse Praxis gestellten Sprachbetriebs. Aber nicht allein dies, nicht allein, daſs der Irrtum immer unschön ist: man bleibt ohne eine gewisse Aufklärung, wie wir sie hier im Sinne haben, auch zahlreichen sich praktisch aufdrängenden Fragen gegenüber immer in der Verlegenheit des Nicht-

Digitized by Google

entscheidenkönnens. Soll der Abhängigkeit von Regeln und von Korrektur während der Zeit der Schule nur die Abhängigkeit von Nachschlagebüchern im späteren Leben folgen? Das bedeutet doch nicht bloſs an sich einen etwas beschämenden Zustand, sondern trägt auch über manchen Zweifelsabgrund nicht hinüber. Freilich kann nicht jeder Gebildete zum allerwärts sicheren Sachverständigen werden; aber er kann doch etliche Grundanschauungen aufgenommen haben, die ihm ziemlich weit in das Labyrinth der Einzelfragen hinein Licht geben.“ So W. Münch in einer beachtenswerten Abhandlung (Vermischte Aufsätze u. s. w. S. 48).

Die Litteratur, die dem Lehrer hier hilfreich zur Seite tritt, ist nicht gering. Seitdem W. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik (zuerst 1873) auf die Sache einging, seit Rud. Hildebrands Epoche machendem Buche über den deutschen Unterricht hat man das Feld fleiſsig angebaut; Andresens Bücher bergen selbst reichlichen Nachweis dieser Litteratur. Ihnen aber besonders eigen ist die gewaltige, durch des Verfassers unermüdliche Thätigkeit in stetem Wachsen befindliche Fülle des Stoffes, der angenehm plaudernde, von aller didaktischen Steifheit fernab liegende Vortrag, der wissenschaftlichen Ton keineswegs ausschlieſst und für die Belehrung in der Schule als Muster gelten kann. So sind diese Bücher notwendige Bestandteile der Bibliothek jedes Lehrers, dem deutscher Unterricht anvertraut ist, der deutsche Klassiker erklären und Aufsätze lesen muſs; notwendige Bestandteile auch jeder Lehrerbibliothek: denn was sie enthalten, geht jeden an, der mit Bewuſstsein deutsch redet.

Die fünfte Auflage beider Werke weicht von den früheren in der äuſseren Gestalt ab. Sie ist zweifellos handlicher als diese. H. L.

Franz Kern: Goethes Lyrik ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen. Berlin, Nicolai. 128 S. gr. 8.

Der Band — wie ich höre, das erste Glied einer Kette — enthält unter 71 Nummern die für die Schullektüre geeignetsten lyrischen Dichtungen Goethes in chronologischer Ordnung. Nr. 1 ist der Wanderer (1771): die eigentliche Jugendlyrik fällt also fort. Für die Schule sicherlich kein Verlust, wenn man auch dem Primaner die Oden an Berisch kaum vorenthalten sollte. Schwerer wird es, auf Wandrers Sturmlied zu verzichten. Dagegen ist Alexis und Dora willkommen, wenn man es auch dem Titel des Buches nach hier nicht vermutet: Kern spricht es der Gefühlslyrik zu. Dem Epigrammatischen und Didaktischen ist gebührender Raum gegeben. Die Anmerkungen halten sich nicht mit Kleinigkeiten auf; alles knapp, vornehm. Auf Gegensätze und Parallelen innerhalb Goethescher Dichtung, zwischen ihr und anderer wird oft verwiesen. Manche Auffassung ist eigenartig und regt an; so die des schwierigen Schlusses von „Grenzen der Menschheit“. In die Verse 25 bis 28 desselben Gedichts wird wohl zu viel gelegt, wenn Kern den Baum hier als das „Bild des dem Menschen möglichen und wünschenswerten Strebens“ auffaſst. Als Gegensatz zu 15 bis 20 genügt der Gedanke: steht der Mensch fest auf der Erde, so reicht er, weder der Eiche noch der (an fremdem Stamm emporstrebenden) Rebe gleich, nicht auf. In Prometheus, V. 11, wird „beneidest“ damit erklärt, daſs die „Götter sich kümmerlich nähren von dem Opferdampf“. Sie gäben also gern Opfersteuern und Gebetshauch für eine gute Mahlzeit, wie sie sich Prometheus auf seinem Herde bereitet. Mir scheint dies etwas gesucht. „Hütte und Herd, von mir erbaut, sind köstliche, beneidenswerte Güter — ihr aber lebt kümmerlich von anderen, Kindern und Bettlern.“ Reicht das nicht aus? — Die Ausstattung ist vortrefflich, die Korrektur könnte sorgfältiger sein.

H. L.

Digitized by Google

Werner Cordes: Der zusammengesetzte Satz bei Nicolaus von Basel. Leipzig, Fock i. K., 1889. XI, 236 S.

Jede syntaktische Untersuchung ist unseres aufrichtigen Dankes sicher, wenn sie zu einer künftigen Entwickelungsgeschichte der deutschen Syntax einen — auch nur kleinsten — Beitrag liefert. Von diesem Gesichtspunkte aus sind wir von vornherein geneigt, die vorliegende Schrift freudig zu begrüſsen, von demselben Standpunkte aus ist aber auch zu bedauern, daſs der Verfasser für seine eingehenden und mühsamen Studien keine knappere und handlichere Form gefunden hat. Denn was interessiert uns an Nicolaus von Basel, wie wir mit Cordes und R. Schmidt den anonymen „Gottesfreund“ der Kürze halber weiter benennen wollen? Im Grunde stellen wir doch nur die Frage: welche syntaktischen Formen hat Nicolaus überkommen, welche hat er neu ausgebildet, wie haben bei ihm die einzelnen Formen ihre Gebietsgrenzen untereinander verschoben? Die kürzeste Antwort hierauf wird immer von den Formen selbst ausgehen, wird diese zum Einteilungsgrunde machen, und das so gewonnene Bild wird sich leicht in den groſsen allgemeinen Zusammenhang einfügen, auch ohne daſs ein historischer Hintergrund aufgerichtet wird, was ja auch Cordes nicht versuchte. Dieser geht nun von ganz anderen Punkten aus. Er sucht die Verwendungsmöglichkeit der einzelnen Formen in logische Kategorien zu gliedern, in die doch die lebendige Fülle der Erscheinungen sich nie so reinlich absondern läſst, und für diese Kategorien sucht er die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Formen zu gewinnen. Die Nachteile dieses Verfahrens liegen schon in der Unsicherheit des Einteilungsgrundes, der hier auf der geringeren oder gröſseren logischen Begabung beruht, während dort die unverrückbar feste Form den Ausgangspunkt bildet. Sodann stehen die Verwendungen, die eine Form aus sich heraus entwickelt, meist auch in einem gewissen logischen Zusammenhange, wenigstens wird dieser immer ohne viel Verweisungen und Wiederholungen gewonnen werden, während die Darstellung nach Kategorien den geschichtlichen Zusammenhang der Formen unwiederbringlich zerreiſst. So kann eine und dieselbe Form durch alle Kategorien hindurch wiederkehren, wie z. B. asyndetische und syndetische Parataxen, und das Ergebnis der ermüdenden Wiederholungen ist am Ende nur das, daſs die bruchstückweise Behandlung den Darsteller verhindert hat, die Grundbedingungen und treibenden Kräfte an einem Orte erschöpfend zu untersuchen.

Allerdings an und für sich bedeutet jener Ausgangspunkt nur eine Erschwerung und noch keine Gefährdung des Ziels. Aber die Gefahr liegt nahe, die Freude an der Ausbreitung des Mannigfaltigen lenkt den Blick von der Bedeutung des Einzelnen ab, und auch der Verfasser hat sich diesen Gefahren nicht entzogen.

Versuche, das Gebiet einzelner Formen abzugrenzen, hat der Verfasser nur zwischen Konj. Präs. und Konj. Präter. in Komparativsätzen (§ 130) gemacht und für die Partikel *wenne* im Konditionalsatze (§ 215), während auf deren numerisches Verhältnis zu dem älteren *obe* (§ 217) gar nicht weiter eingegangen wird. Und während den Syntaktiker nur ein augenscheinliches Überwiegen einer bestimmten Form oder die Erkenntnis der Bedingungen, unter denen verschiedene Formen miteinander wechseln, der Verpflichtung überhebt, sämtliche Belege anzuführen, hat Cordes ein weitschichtiges und doch lückenhaftes Material vor uns ausgebreitet, dem durch die Vermerke „häufig“, „oft“ der hauptsächliche Wert entzogen wird. Von den Fragen, die wir oben an diese Untersuchung gestellt haben, läſst sich somit diejenige nach den Gebietsgrenzen der einzelnen Formen aus der Arbeit von Cordes überhaupt nicht beantworten, die andere nach den von Nicolaus neu eingeführten Formen fände vielleicht in

Digitized by Google

den §§ 5, 53, 70—91, 307, 308 einige Aufklärung, soweit Referent über die Syntax vor Nicolaus augenblicklich unterrichtet ist. Ebenso lieſse sich aus den zersplitterten Besprechungen der Modi eine starke Indikativ-Tendenz feststellen. Mit der Beantwortung dieser Frage ist auch die der ersten nach den überkommenen Formen im Rohstoffe gegeben.

Daſs der Verfasser seiner Arbeit keinen historischen Hintergrund gegeben hat, wird ihm niemand verübeln, der den lückenhaften Bestand der einschlägigen Litteratur kennt, wohl aber durfte man erwarten, daſs dieser Bestand besser ausgenutzt wurde, daſs neuere Arbeiten, die die syntaktische Beobachtung verfeinert, den Blick für die Bedeutung kleiner Einzelheiten geschärft haben, nicht unbeachtet blieben. Die Darstellung des Relativsatzes hätte dann nicht so dürftig geraten, die Bedeutung des Demonstrativpronomens für den zusammengesetzten Satz nicht so völlig im übrigen Detail erstickt werden können.

Und nun sei es noch erlaubt, kurz auf einige Einzelheiten einzugehen. Die Faktoren, welche die Asyndesis oder die Syndesis begünstigen, hätten, für alle Kategorien geltend, bei der Kopulation behandelt werden können; namentlich die Belege für disjunktive Asyndesis (§ 17, vgl. § 105) forderten eine solche Erörterung fast heraus, und schon die Stelle in § 3, „wenn beide Sätze dasselbe Subjekt haben“, hätte auf die wichtige Bedeutung der pronominalen Formen für diese Frage leiten sollen. Statt dessen wird hier über Auslassung und Ergänzung des Subjekts gehandelt, die in diesem Zusammenhange doch nicht zu ihrem Rechte gelangt. Ähnlich leiden ja auch andere Faktoren, so die Modi, die Wortstellung u. s. w. unter der zersplitterten Darstellung. Dann ist in S. 4 für die Inversion nach *und* die Sachlage völlig verschoben, wenn der Verfasser berichtet, daſs hier die Kopulation vielfach einem nhd. „und zwar“ entspreche. Solche Vergleiche sind immer miſslich und unsicher, und solange der Verfasser nicht das Wesen unserer Fügung mit „und zwar“ feststellt, ist nichts für uns gewonnen. Mir scheinen die Belege, die Cordes für die Inversion nach „und“ giebt (S. 4 oben, die Inversion nach „und doch“ s. § 267), in folgender Weise sich zu gruppieren. Bei gleichem Subjekt in den kopulierten Sätzen ist die Inversion sehr selten im Verhältnis zu der Zahl der das Subjekt wiederholenden Belege (nur belegt in 263, 5; 93, 24, beidemal im dritten Gliede der Kopulation, wo die Stellung der vorhergehenden Verben wohl von Einfluſs war). Wenn das Subjekt wechselt, treten Pronominalsubjekte nicht gerne hinter das Verb, nur das leichtere Neutrum (101, 19; 271, 3; 255, 14*) und einmal ein persönliches Pronomen (106, 24 *und sprach die alsus,* aber 81, 17 *und dirre fuor ouch mit in,* 255, 11 u. a.). Um so häufiger treten nun Nomina oder Nominalverbindungen zurück. Die von Cordes mit nhd. „und zwar“ verglichene Eigenart der meisten dieser Belege beruht nun darauf, daſs sie mit Pronominalformen auf den ersten Satz zurückweisen, meist neben dem Subjektsnomen: 213, 16 *und was das hus,* ähnlich 102, 10; 116, 35; ebenso mit Possessiv: 211, 5 *wir … wellent die lonen, und sint unser namen genant;* 81, 35; 127, 8; dann in anderen Satzteilen: 110, 2 *und clagete … und gingent ir die wort;* 273, 37 *(in disen gelosen);* 211, 8 *(und stundent do uffe).* Bei den Adversativsätzen (§ 22 ff.) hätte der Gegensatz, der aus der Folge von Position und Negation sich ergiebt, deutlicher herausgearbeitet werden müssen (Position auf Negation meist mit „sondern“, Negation auf Position meist mit „aber“ eingeleitet). Wenn in Abschnitt II die Lokalsätze (§ 40) der Form nach als Relativsätze, dem Inhalt nach als Adverbialsätze bezeichnet werden,

* Ich gebe die Citate nach Cordes, der diejenige Zeile belegt, in der das Citat beginnt, nicht die, in der die fragliche Form erscheint (letztere hier 255, 15).

Digitized by Google

so halte ich das für ein Spiel mit Worten; die Nebensätze kennzeichnet der Schriftsteller dieser Sprachperiode bereits längst durch die Wortstellung; wenn uns die ungleichwertige Stellung, die manche dieser Sätze inhaltlich in der Haupthandlung einnehmen, veranlaſst, sie den Nebensätzen gleich zu achten, so bleiben sie der Form nach doch Hauptsätze, die einleitende Pronominalform bleibt demonstrativ. Hier und bei den Temporalsätzen (§ 52 ff.) hätte zugleich die ungemeine Bedeutung dieser Formen, vor allem der Partikel *dâ*, für den zusammengesetzten Satz wenigstens angedeutet werden müssen. Auch die Behauptung (§ 53), daſs *und* temporale Färbung gewinne, ist eine vollständige Verschiebung der Sachlage; das Zeitverhältnis kommt hier eben einfach neben dem kopulativen zu keinem besonderen Ausdruck, es wird von diesem völlig unterdrückt. Bei den Relativsätzen habe ich in § 321 vor allem die Erwähnung der Unregelmäſsigkeiten vermiſst, die im Relativgefüge durch die Kopulation hervorgerufen werden. Oder sollten solche bei Nicolaus nicht zu belegen sein? Mit § 324 beginnt Cordes die Substantivsätze, nachdem er schon vorher einen Teil derselben unter Modalsätzen § 104 ff., Komparativsätzen § 119 ff., Konsekutivsätzen § 153 ff. und Finalsätzen § 160 besprochen hatte. Abgesehen davon, daſs somit das ganze reich entwickelte Gebiet der Partikel *daz* in viele Teile zerrissen ist, die einen allgemeinen Überblick gar nicht ermöglichen, steht hier auch der Einteilungsgrund auf ganz besonders schwachen Füſsen. Welche grammatische Stellung dem Substantivsatz im Hauptsatze zuzuweisen sei, läſst sich oft gar nicht entscheiden, in den meisten Fällen ist es auch völlig gleichgültig. Viel wichtiger ist die Frage, ob der Nebensatzinhalt mit dem Verb des Hauptsatzes eine rein äuſserliche Verbindung eingeht, von ihm nur berührt wird, oder ob er ganz in dessen Sphäre ruht, durch das Verb überhaupt erst Existenz gewinnt. Je nach der Enge dieses Verhältnisses regelt sich gewöhnlich auch die Vertretung des Nebensatzinhaltes im Hauptsatze, das lockere, rein äuſserliche Verhältnis verlangt meist für den Hauptsatz eine kräftige demonstrative Vertretung. Dankbar anzuerkennen ist für die konsekutivischen und finalischen Substantivsätze (§ 347 ff.) sowie für Infinitiv und Particip (§ 408 ff.) die genaue Ausführlichkeit der Belege, nur steht diese mit den übrigen Abschnitten in Miſsverhältnis. Auſserdem vermissen wir auch bei Particip und Infinitiv einen Versuch, die Bedingungen festzustellen, unter denen diese Formen die Satzvertretung übernehmen.

Am meisten befriedigt hat mich die Darstellung des Kausalsatzes § 175 ff. und der konditionalen Fügungen (§ 209 ff.), sowie auch des Exceptivsatzes (§§ 251 ff., 258 ff.), weil hier in der That Gruppen gegeben sind, deren natürlichen Zusammenhang auch derjenige im Auge behalten muſs, der von den Formen ausgeht. Doch vermiſste ich auch hier jeden Versuch, die Formen untereinander abzugrenzen.

So muſs ich denn meine Besprechung der mühevollen Arbeit des Verfassers mit dem Ergebnis schlieſsen, daſs sie eine der wichtigsten Fragen, die wir berechtigt sind, an sie zu stellen, nicht beantwortet, und daſs sie auch die Antwort auf die übrigen Fragen unnötig erschwert.

Heidelberg, 25. Juli 1889. H. Wunderlich.

H. Leiding: Die Sprache der Cynewulfschen Dichtungen Crîst, Juliana und Elene. Marburg, Elwert, 1888. 79 S. 8.

Vorliegende Arbeit, ursprünglich Göttinger Inaugural-Dissertation, liefert eine eingehende Behandlung der Laute in den genannten Dichtungen. Da der Verfasser nur die zweifellos sicheren Werke Cynewulfs

Digitized by Google

einer Untersuchung unterziehen will, beschränkt er sich auf die drei genannten Denkmäler. Daſs auch die Fata Apostolorum demselben Dichter zugehören, konnte Leiding, als er seine Arbeit schrieb, noch nicht bekannt sein, wohl aber hätte es sich empfohlen, auch die Rätsel zu behandeln. Die Schrift würde noch nützlicher sein, wenn der Verfasser in den Citaten die einzelnen Denkmäler nicht durcheinander, sondern innerhalb der einzelnen Laute nacheinander gestellt hätte. Man hätte dann eine bessere Übersicht über das gewonnen, was den Schreibern, und das, was Cynewulf selbst zugehört. Auch eine absolute Vollständigkeit des Belegmaterials wäre bei diesen Denkmälern möglich gewesen und hätte den Wert der dankenswerten Schrift bedeutend erhöht. In der Flexionslehre hat sich der Verfasser auf einige Bemerkungen über das Verbum beschränkt, dagegen giebt er zum Schluſs noch ein Kapitel über die Mundart der Denkmäler, in welchem er zu dem Ergebnis gelangt, daſs die Handschriften der ursprünglich nordhumbrischen Gedichte von westsächsischen Schreibern herrühren, und zwar seien Crîst und Juliana dem Osten, Elene dem Westen des westsächsischen Sprachgebiets zuzuweisen.

Berlin. F. Dieter.

Gregor Sarrazin: Beowulf-Studien, ein Beitrag zur Geschichte altgermanischer Sage und Dichtung. Berlin, Mayer & Müller, 1888. VIII, 220 S. 8.

In seinen Untersuchungen über die Beowulfsage, welche zum Teil schon in Paul-Braunes Beiträgen und in der Anglia erschienen sind, geht Sarrazin von der Anschauung aus, daſs Skandinavien die Heimat der Sage sei. Dafür spreche der Schauplatz des Epos und die Treue der Schilderung des Lokals und der nordischen Sitten in demselben. Aber Sarrazin glaubt auch den Ort mit Sicherheit bestimmen zu können, wo sich Hrôdgârs Königsburg befand. Er sei das von dänischen Chronisten erwähnte Lethra, das heutige Dorf Lejre auf Seeland. Abgesehen davon, daſs die Schilderung des Ortes und seiner Umgebung im Beowulf genau mit dem genannten Platze stimme, werde Lethra auch als Residenz der Skjöldunge erwähnt. Aber nicht diese Gründe haben Sarrazin, wie deutlich zu erkennen ist, veranlaſst, Lejre als die Örtlichkeit des ersten Beowulfliedes anzusehen, sondern die Vergleichung des Epos mit der isländischen Sage von Bödvar Biarki, als deren Schauplatz Hleidargardr angegeben wird, in welchem der Verfasser jenes Lejre wiederfindet. Bödvar, der beim Könige Rolf Krake ein ähnliches Abenteuer erlebt wie Beowulf bei Hrodgar, ist nach ihm kein anderer als Beowulf selbst. So interessant diese Vergleichung beider Sagen an sich ist, die Ähnlichkeit beider genügt nicht, um ihre Identität zu erweisen. Ganz verunglückt aber ist Sarrazins Erklärung der Namen. Über die Unmöglichkeit, Bödvar mit Beowulf lautlich zusammenzustellen, weiſs er sich kühn hinwegzusetzen.

Nachdem der Verfasser zu dem Ergebnis gelangt ist, daſs Bödvar und Beowulf ursprünglich ein und dieselbe Person seien, sucht er auch ihre mythische Grundlage festzustellen. Er hält unter den germanischen Gottheiten Musterung und findet, daſs Beowulf-Bödvar kein anderer sei als der Lichtgott Balder. Die Ähnlichkeit der Thaten Beowulfs mit dem, was von Balder und denjenigen Gestalten der Heldensage berichtet wird, die schlieſslich auf ihn zurückzuführen sein sollen, ist für Sarrazin groſs genug, um beide zu identifizieren.

Wenn schon in diesem ersten Teile der Arbeit die jeden Zweifel zurückweisende Sicherheit auffällt, mit welcher der Verfasser seine kühnen Hypothesen vorträgt, so ist dies noch mehr der Fall in dem folgenden Abschnitt, welcher von der skandinavischen Originaldichtung handelt.

Digitized by Google

Das angelsächsische Epos sei eine ziemlich genaue Übersetzung eines verloren gegangenen nordischen Liedes, dies gehe aus dem Inhalt und der Darstellungsweise, aber auch aus einer groſsen Zahl von Norroenicismen hervor, die der Beowulf aufweise (S. 69). Wie hinfällig die Annahme solcher Entlehnungen aus dem Nordischen ist, hat Sievers in den Beiträgen Bd. 11 und 12 dargethan, und die Bemühungen Sarrazins, ihn zu widerlegen, sind durchgängig ohne Erfolg. Wenn auch von der altnordischen Originaldichtung keine Spur vorhanden ist, so weiſs Sarrazin doch den Dichter oder Bearbeiter derselben zu ermitteln: es ist Skarkadr, der um 700 am Hofe des Königs Ingeld gelebt habe. Die Übereinstimmung der Charaktere und Schicksale des Beowulfdichters (!!) und Starkads, einer mythischen Persönlichkeit, die Sarrazin zu einer historischen zu machen sich bemüht, sollen dies erweisen. Da wundern wir uns denn nicht mehr, daſs Sarrazin auch den Übersetzer des nordischen Epos in das Englische kennt; wir wundern uns nicht, daſs er Cynewulf als diesen Übersetzer zu erweisen sucht. Aber die Zusammenstellung der Parallelstellen und übereinstimmenden Formeln aus den Dichtungen Cynewulfs mit dem Beowulf-Epos, aus der Sarrazin die Autorschaft desselben nachweisen will, sind um so weniger beweiskräftig, als er auch Dichtungen wie den Andreas hereinzieht, welche man heute dem Dichter mit Wahrscheinlichkeit abspricht, und auch hier auf eine groſse Zahl von Anklängen aufmerksam macht. Damit zeigt sich deutlich genug, daſs es sich um Gemeingut der angelsächsischen oder gar der germanischen Poesie überhaupt handelt.

Können wir auch den Ergebnissen der Studien Sarrazins in keinem Punkte beipflichten, so sei doch anerkannt, daſs sie in der Vergleichung des Beowulfliedes mit anderen Sagen und der poetischen Ausdrücke und Wendungen mit anderen angelsächsischen und nordischen Formeln manches Geistvolle und Lesenswerte darbieten.

Berlin. F. Dieter.

The Construction and Types of Shakespeare's Verse as seen in the Othello, by Thomas R. Price, M. A., LL. D., First Vice-President of the Shakespeare-Society of New York. New York, Press of the New York Shakespeare Society, 1888. 69 S. 8. Preis 1 Dollar.

Die genannte Gesellschaft, deren Präsident der bekannte Appleton Morgan ist, hat statutenmäſsig den Zweck, *to promote the knowledge and study of the Works of Wm. Shakespeare, and of the Shakespearean and Elizabethan Drama.* Sie versammelt sich jeden letzten Donnerstag im Monat, mit Ausnahme des Juli bis Oktober, in Hamilton Hall, Columbia College in New York, um Vorträge anzuhören und zu diskutieren, und giebt Broschüren heraus, deren achte in obigem Büchlein jetzt vorliegt. Herr Price versucht, dem Studium von Shakespeares Stil darin eine neue Basis zu geben, indem er, auf Edwin Guests Untersuchungen vom Jahre 1838 weiter bauend, die Verse nicht mehr nach Füſsen, sondern nach Stäben skandiert. Der Stab *(stave)* ist nach ihm eine Gruppe von Füſsen, einer bis vier an der Zahl, welche ohne Pause hintereinander gesprochen werden und von einem Accent beherrscht werden können. Erst die Stäbe setzen die Verse zusammen. Der Dichter denkt bei seiner Arbeit nicht an Füſse, sondern an Stäbe. Es giebt Stäbe mit einer, mit zwei, mit drei, mit vier Hebungen *(accents)*; ihre Füſse sind entweder lauter Trochäen (–⏑) oder lauter Daktylen (–⏑⏑) oder beide vermischt, entweder

Digitized by Google

voll (d. h. weiblich endigend) oder katalektisch (unvollständig, d. h. männlich endigend). Steht an der Spitze eines Stabes eine tonlose Silbe (Anacrusis), so entstehen jambische oder anapästische oder unrein jambische *(loose iambic)* Stäbe. Demnach entsteht eine Mannigfaltigkeit von 22 verschiedenen Stäben je nach der Länge oder der Natur des Stabes. Aus ihnen hat der Dichter seine Verse gebaut: die unvollständigen, die gebrochenen und die vollständigen.

Am Othello, dem Typus eines ausgereiften Stückes, zeigt nun der Verfasser eingehend die Natur der Verse. Unvollständige Verse giebt es im Othello 263 (1 von 11) von 31 verschiedenen Arten; 7 Arten haben trochäischen Typus, 1 Art daktylischen, 8 Arten jambischen, 4 Arten logaödischen, d. h. gemischt trochäisch-daktylischen, 3 Arten anapästischen, 3 Arten unrein jambischen, 5 Arten synkopierten Typus (d. h. ihnen fehlt eine Senkung). So z. B. ist V, 2, 24: *Will you cóme to béd, my lórd* eine katalektische, trochäische Tetrapodie; I, 1, 83: *Whát is the mátter thére?* eine katalektische logaödische Tripodie; V, 2, 79: *Dówn, strúmpet!* eine im ersten Fuſs synkopierte Dipodie.

Gebrochene Verse giebt es 252 (9 Proz.) im Othello; entweder werden sie von verschiedenen Personen oder zu verschiedenen Personen gesprochen, oder drittens stellen sie einen Wechsel in der Stimmung dar. Jeder gebrochene Vers besteht aus zwei oder drei Stäben, die jeder für sich genommen selbständig sind und volle Regelmäſsigkeit zeigen, während sie bisher die Verzweiflung der Editoren waren. Im Othello erscheinen die Stäbe in ihnen in 13 verschiedenen Arten. Alle übrigen Verse sind vollständig, aber nicht gleichartig; durch die Cäsur werden sie in zwei Teile zerspalten. Es werden zwei Stäbe (meist eine Dipodie und eine Tripodie) so aneinander gefügt, daſs sie einen regulären Vers von fünf Hebungen bilden, während bei den gebrochenen Versen der zweite Stab ohne Rücksicht auf das Ganze an den ersten angefügt wurde. Der Vers verändert seinen Charakter, je nachdem nun die Cäsur männlich oder weiblich ist, je nach der Stelle der Cäsur, je nachdem der Versausgang männlich oder weiblich ist, je nach der Zulassung daktylischer oder synkopierter Versfüſse, und der Verfasser giebt eine interessante Zusammenstellung seiner Untersuchungen über diese fünf Punkte mit Bezug auf die Reden Desdemonas, Othellos und Jagos. So hat Desdemona 83 Proz. regulärer (trochäischer resp. jambischer) Verse; nur 20 Daktylen und 3 Synkopen in je 100 Zeilen stören den gleichmäſsigen Fluſs ihrer Sprache; 77 Proz. ihrer Versausgänge sind männlich, ebenso 65 Proz. ihrer Cäsuren. Ihre Rede ist also glatt und frei von störenden Excentricitäten; es ist die Sprechweise einer hochgebildeten feinen Dame. Othello und Jago haben nur 59 Proz. normaler Verse; Othello hat 42 Daktylen und 11 Synkopierungen, Jago 51 Daktylen und 10 Synkopierungen in je 100 Versen: Othello hat noch 63 Proz. männlicher Cäsuren, Jago nur 52; Othello hat 28 Proz. weiblicher Versausgänge, Jago schon 36. Daraus folgt, daſs beider Reden freier, kühner, leidenschaftlicher sind als die der Lady, die Reden Jagos aber wiederum von denen Othellos durch gröſsere Rauheit und Härte, durch geringeren Wohlklang und geringere Schönheit sich unterscheiden.

Zum Schluſs giebt der Verfasser eine tabellarische Zusammenstellung aller Versvarietäten je nach ihrer Häufigkeit geordnet.

So fleiſsig und stellenweise interessant die Arbeit auch ist, die ganze Idee ist eine verfehlte. Von den Stäben spricht Herr Price selbst nicht mehr, sobald er an die vollständigen Verse, die doch die groſse Mehrzahl ausmachen, herankommt; und, in der That, wodurch sind wir berechtigt, die Einheit des Verses einfach zu ignorieren und dem Dichter die Absicht zu unterschieben, er habe zur Einheit eine Vershälfte, einen Stab machen wollen? Hat er die Arbeiten deutscher und englischer Gelehrten

Digitized by Google

über den Blankvers nie gelesen? Man sollte meinen, die alten Trochäen und Daktylen, Jamben und Anapäste könnten in einer rein wissenschaftlichen Arbeit nun endlich einmal ihre wohlverdiente Ruhe finden. Ich selbst habe diese Bezeichnungen in meinen Ausgaben von Macbeth und Julius Cäsar (Dickmannsche Schulbibliothek, Rengerscher Verlag) allerdings auch noch beibehalten, aber nur aus rein äuſserlichen Gründen; in eventuellen Neuauflagen sollen sie auch hier verschwinden. In einer Arbeit aber, wie der des Herrn Price, die doch mit gewissen gelehrten Prätensionen an die Öffentlichkeit tritt, wirken sie recht überflüssig und kindlich. In der Einleitung spricht er entrüstet über diese Skansion nach Füſsen, um am Ende der Arbeit nur noch ausschlieſslich nach ihnen zu rechnen! Ich glaube nicht, daſs seine Reform der Shakespeareschen Metrik allzuviel Anklang finden wird.

Berlin, Juni 1889. Emil Penner.

Kurt Weiſs: Richard Brinsley Sheridan als Lustspieldichter. Leipziger Dissertation. Leipzig, Fock i. K., 1888. 110 S. 8.

Wenn man noch vor einem Jahre von einer gewissen Vernachlässigung Sheridans durch die deutsche Forschung sprechen konnte, so scheint jetzt das Gegenteil eingetreten zu sein. Unter den verschiedenen Aufsätzen und Schriften, die vor kurzem über Sheridan erschienen sind, ist die oben genannte Abhandlung die umfangreichste und bedeutendste. Sie wendet ihr Augenmerk mehr auf die Untersuchung der Quellen und der geschichtlichen Stellung der Sheridanschen Lustspiele als auf eine ästhetische Charakterisierung derselben. Damit hat der Verfasser ein schwieriges und den Kombinationen viel freien Spielraum lassendes Gebiet betreten. Denn ist schon die Erforschung der Quellen eines litterarischen Erzeugnisses aus sehr weit zurückliegenden Zeiten schwierig, so ist sie bei einem Dramatiker einer litterarisch so fruchtbaren Zeit, wie es das 18. Jahrhundert war, noch viel verwickelter. Dazu kommt, daſs sich der Forscher Sheridan gegenüber lediglich auf innere Gründe stützen kann, da trotz der ausführlichen Biographie von Moore sehr wenig über den Studiengang und über die Beschäftigung des Dramatikers mit der früheren und gleichzeitigen Litteratur bekannt geworden ist. Daſs bei solcher Sachlage Miſsgriffe nicht leicht zu vermeiden und zweifellose Ergebnisse schwer zu erreichen sind, ist klar. Worauf es dabei ankommt, ist eine sichere Methode und möglichst genaue, umsichtige Erwägung aller bei der Erforschung der Quellen in Frage kommenden Punkte, woran es die englischen Litterarhistoriker gerade bei Sheridans Werken meist haben fehlen lassen, so daſs die vorliegende Abhandlung die erste ist, die sich ernsthaft um die Lösung dieser Aufgabe bemüht hat.

S. 3—22 bespricht Weiſs „The Rivals“, indem er nach eingehender Darlegung der Handlung und der Charaktere die Quellen beider für sich untersucht. Ganz richtig trennt Weiſs die beiden Handlungen, den Liebeszwist zwischen Faulkland und Julia, von dem eigentlichen Kern des Lustspiels, den Begebenheiten zwischen Captain Absolute und Lydia Languish, und gelangt dabei zu dem bemerkenswerten neuen Resultat, daſs Sheridan für die sich zwischen Faulkland und Julia abspielende Handlung auſser aus persönlichen Lebenserfahrungen aus „The Wonder, or a Woman Keeps a Secret“, einem Lustspiele der Centlivre, geschöpft hat. Diesem sowie seiner gegen Klette verteidigten Ansicht, daſs Wycherleys „Love in a Wood“ nicht ohne Einfluſs auf Faulklands Charakter war, kann man zustimmen. Zweifelhaft erscheinen dagegen seine Ausführungen über das die Lösung herbeiführende Duell, das er auf „The

Digitized by Google

Beau's Duel" von der Centlivre zurückführen will. Es soll nicht bestritten werden, daſs Toper und Sir William Mode, die „Beaux" dieses Stückes, den Acres und Lucius O'Trigger der Rivals entsprechen. Aber bei Lucius O'Trigger konnte sich Weiſs des Bedenkens nicht erwehren, daſs dieser mehr dem Captain Matthews, dem persönlichen Nebenbuhler, Verleumder und Verfolger Sheridans gliche. Wenn irgendwo, so ist Sheridan hier in Footes Art persönlich geworden. Der Ort, die Zeit und der Verlauf des Zweikampfs entsprechen den Erlebnissen Sheridans mehr als der Darstellung in dem genannten Lustspiele, und das berechtigt uns, diese Quelle trotz der vorhandenen Ähnlichkeit abzulehnen. Noch weniger können die Ausführungen des Verfassers über die Vorbilder für die übrigen Charaktere und über die Quelle der Haupthandlung überzeugen. Psychologisch ist es möglich, daſs ein so besonderer Charakter wie der Sir Antonys aus einer Verschmelzung der vorzüglichsten Charakterzüge des Old Mirabel (in Farquhars Inconstant), des Sir Patient Fancy (in Aphra Behns gleichnamigem Stücke) und des Justice Credulous (in Farquhars Recruiting Officer) entstanden ist; ebenso könnte das Wesen des Captain Absolute dem Charakter des jungen Mirabel entsprechen, wie auch dessen Stellung zum Vater mit der, welche Captain Absolute zu Sir Antony inne hat, übereinstimmt. Aber bereits für Lydia muſs Weiſs das Vorbild in einem anderen Stücke suchen. Er findet dasselbe nach Wards Vorgang in der Biddy des „Tender Husband" von Steele, während er für Mrs. Malaprop wiederum Congreves „Way of the World" (Lady Wishford) und Smollets „Humphrey Clinker" (Tabitha) heranziehen muſs. Nun soll keineswegs geleugnet werden, daſs alle diese Konjekturen im Bereiche der Möglichkeit liegen. Eine Kenntnis dieser Stücke darf man bei Sheridan voraussetzen, ja sie ist mehr als wahrscheinlich, weil eine Benutzung derselben in anderen, nicht viel später geschriebenen Stücken nachzuweisen ist. Bedenklich bleibt, daſs Sheridan an so viele Stücke angeknüpft haben soll, und dies Bedenken wird noch dadurch gesteigert, daſs sich bereits in einem dieser Stücke, im „Tender Husband", die zerstreuten Elemente verbunden finden. „The Tender Husband" und „The Inconstant" sind beide 1703 erschienen. Es läſst sich deshalb kaum feststellen, wer der Erfinder dieses eigenartigen Verhältnisses zwischen Vater und Sohn, das The Inconstant, The Tender Husband und The Rivals zeigen, ist. In Farquhars Vorlage, „The Wild Goose Chase" von Fletcher, war dasselbe kaum im Keime vorhanden. Nun findet sich im „Tender Husband" nicht nur dieses Verhältnis, sondern auch die hochromantische, durch Romanlektüre verbildete Biddy, das Gegenbild der Miss Lydia, und die Ansätze zu der männertollen Mrs. Malaprop, wie das Hartmann in seiner Abhandlung „Über die Vorlagen zu Sheridans Rivals" (Programm des Insterburger Gymnasiums 1888) nachgewiesen hat. Trotzdem ist sicher einzelnes, wie das Motiv, daſs Lydia die Hälfte ihres Vermögens verlieren soll, wenn sie ohne Zustimmung ihrer Tante sich verheiratet, aus Congreves „Way of the World" genommen. Der drei Jahre vor der Abfassung der Rivals erschienene Roman „Humphrey Clinker" ist mehr benutzt, als Weiſs und Hartmann zugestehen. Die ganze Anlage gleicht den Rivals. Daſs Wilson seiner Geliebten als Brillenhändler verkleidet nachreist, daſs der alte Bramble über Gicht klagt, daſs Miss Tabitha fortwährend Fremdwörter unrichtig anwendet, findet in den Rivals etwas Entsprechendes, so daſs der Einfluſs, den dieser Roman ausübte, nicht geleugnet werden kann. Was S. 11 über die Benutzung des Recruiting Officer gesagt wird, ist nicht zutreffend, da die Verhältnisse zu verschieden sind, um eine Vergleichung zuzulassen. Da Weiſs S. 12 fragt, ob es zufällig sei, daſs die Helden in „The Way of the World" und „The Inconstant" Mirabel heiſsen, so sei darauf hingewiesen, daſs Farquhar den Namen aus „The Wild Goose Chase" übernahm, wo der Vater aller-

Digitized by Google

dings nicht Old Mirabel, sondern Du Castre hieſs, und daſs das 1700 erschienene Lustspiel „The Way of the World“ drei Jahre älter als „The Inconstant“ ist.

S. 22—31 handelt Weiſs über die Farce „St. Patrick's Day“. Die Erforschung der Quelle ergiebt das Resultat, daſs Farquhars „Recruiting Officer“ die erste Anregung zu dietem Stücke gab, an die sich unter Anlehnung an Lacys „Dumb Lady“ und an Aphra Behns „Sir Patient Fancy“ weitere intriguenhafte Elemente anschlossen. Ferner stellt Weiſs den engen Anschluſs an Molières „Bourgeois gentilhomme“ fest, der Sheridan in mehreren englischen Bearbeitungen zugänglich war. In Bezug auf die stoffliche Anlehnung kann man der Untersuchung wenigstens insofern zustimmen, als es sich nur um Anregung, nicht um Entlehnung handelt. Nur die letzte Scene nähert sich Molières Bourgeois so weit, daſs hier die Entlehnung des Motivs vollständig durchsichtig ist. Dagegen mischt sich in die Erörterung über die Charaktere des Stückes zu viel Spitzfindigkeit. Man kann Weiſs darin zustimmen, daſs er den Justice Credulous auf Molières strenge, eigenmächtige Väter zurückführt, aber Personen wie O'Connor und Lauretta lassen sich nicht auf bestimmte französische Vorbilder zurückverfolgen. Entschiedenen Widerspruch fordert die Art, in der Weiſs den Charakter der Mrs. Bridget bespricht. Bei der Behauptung, daſs in demselben die Charaktere der Belise (Malade imaginaire) und der Mad. Jourdain (Bourgeois gentilhomme) vereinigt sind, hat Weiſs nicht bedacht, daſs beide in einem unvereinbaren Gegensatz sich befinden. Belise ist nichts als frivol, selbstsüchtig, Mad. Jourdain dagegen bedächtig, verständig, ihrem Manne überlegen und scheint selbst mit ihrer Eifersucht recht zu haben. Bei Mrs. Bridget findet sich die gleiche Überlegenheit mit einem der Jourdain nicht fremden Anflug von Sarkasmus verbunden, der sich gegen Ende des Stückes bis zum Frevelhaften steigert. Dabei scheint sie es nicht ernsthaft zu meinen, wenn sie ihren Mann lieber sterben als durch einen Quacksalber retten sehen will. Hierin aber liegt allein die Ähnlichkeit mit Belise, die mithin unbegründet ist.

S. 31—41 sind der Oper „The Duenna“ gewidmet. Die Erforschung der Quelle wird von Weiſs wie schon früher an die Besprechung der Charaktere geknüpft. Eine lehrreiche Zusammenstellung der Namen der in den vorzüglich heranzuziehenden Stücken auftretenden Personen zeigt, daſs das Personalverzeichnis am meisten mit dem des „Wonder“ der Centlivre übereinstimmt, womit die Analyse beider Stücke vortrefflich im Einklang steht. Es findet sich darin nicht der Pater Dominic, der sicher von Drydens Spanish Friar abstammt, wie das bereits von Hallam behauptet worden ist. Die Figur des Juden und der Duenna sollen dagegen aus Drydens „Love Triumphant“ herrühren. Weiſs zerlegt die Handlung in drei Gruppen, die er bequem auf verschiedene Stücke zurückführt. Dabei bleibt „The Wonder“ als Hauptquelle bestehen, während für die Geschichte der Louisa nach dem Vorgange anderer Wycherleys County Wife herangezogen wird, wobei es unentschieden bleibt, ob Sheridan an das Original oder an Garricks Bearbeitung anknüpfte. Weiſs läſst es dahingestellt, inwiefern Molières „École des maris“ und „Sicilien“ von Einfluſs waren, da die notwendige Mittelquelle nicht aufgefunden werden konnte. Neu ist die Behauptung, daſs die Intrigue der Duenna aus einer Scene des „Old Bachelor“ von Congreve genommen und mit Drydens „Love Triumphant“ verbunden sei, während die Lösung des Konflikts wieder auf den Spanish Friar zurückgeführt wird.

Den Erörterungen über „The School for Scandal“, die Weiſs S. 42—59 bespricht, kann man weniger zustimmen. Ganz richtig hat er dieses Stück in zwei Teile zerlegt, für die verschiedene Quellen anzunehmen sind. Das Motiv des ersteren, der eigentlichen Lästerschule, ist zweifellos in der

Digitized by Google

Restaurationsdramatik zu suchen. Es gelingt Weiſs, die Vorbilder in Congreves „Double Dealer“ und Wycherleys „Plain Dealer“ aufzufinden. Man kann zugeben, daſs die Sneerwell der Olivia gleicht, Candour, Crabtree und Backbite den Novel und Plausible im „Plain Dealer“ entsprechen, daſs Sir Peter Teazle einigermaſsen Touchwood und Lady Teazle der Touchwood ähnelt; man kann auch zugeben, daſs Sir Peter von dem Alten der „Mariage forcé“ und Lady Teazle von Vorbildern wie der Clarissa und dem Country Girl beeinfluſst worden sind, aber vor der Annahme, daſs die letztere der ihr ganz entgegengesetzten Olivia angeglichen worden sei, muſs man Halt machen. Weiſs leugnet mit Unrecht, daſs die andere Handlung auf Fieldings „Tom Jones“ zurückgeht. Die Zurückführung auf den „Double Dealer“ ist ihm derart miſslungen, daſs er schlieſslich doch einen Einfluſs des Tom Jones zulassen muſs. Nun aber fehlen, wie Weiſs selbst bemerkt, dem Maskwell im „Double Dealer“, dem angeblichen Vorbilde des Joseph, Habsucht und Sophistik, welche dagegen in Blifils Charakter wie auch in Josephs die Hauptzüge bilden. Da Joseph nicht direkt auf Molières Tartuffe zurückgeführt werden kann, so muſs man dabei stehen bleiben, daſs Fieldings Roman, auf den noch mehr hinweist, von groſsem Einfluſs war.* Er gab vielleicht die Anregung zu dem zweiten Teile des Lustspiels, an die sich weitere Motive aus Footes „Minor“, Cibbers „Non Juror“ und „Provoked Husband“ anschlossen. Indem Sheridan denselben mit dem Stoffe der „Lästerschule“ verband, gewannen auch die oben genannten Lustspiele Einfluſs auf die Personen und die Handlung des zweiten Teils. Über die Stellung des Fieldingschen Romans ist Weiſs so unklar, daſs er nur falsche Schlüsse ziehen kann. Daſs Fielding von dem Restaurationslustspiele abhängig ist, wird niemand bestreiten; aber daſs er im „Tom Jones“, wie S. 50 und 52 behauptet wird, „entschieden die Handlung des Minor von Foote verwandte“, ist unmöglich, da der Minor 1760 (vgl. Footes, Works, ed. John Bee, Bd. I, London 1830), der „Tom Jones“ bereits 1749 erschienen ist. So dreht sich das Verhältnis um, und man hat vielleicht im Minor eine Nachwirkung des Fieldingschen Romans zu erkennen. Weiſs bemüht sich auch bei dieser Gelegenheit erfolgreich Anklänge an Molière aufzuspüren, faſst aber die Verbindung des „Double Dealer“ mit dem „Tartuffe“ zu eng.

Seine Besprechung des Lustspiels „A Trip to Scarborough“ beginnt mit einem Irrtum. Vanbrughs „Relapse or Virtue in Danger“, das von Sheridan unter dem obigen Titel bearbeitet ist, ist nicht die Ergänzung des „Provoked Wife“, sondern die Fortsetzung des Cibberschen „Fool in Fashion or Love's Last Shift“. Sehr weitläufig und genau vergleicht Weiſs Sheridans Bearbeitung mit dem Originale, indem er Abweichungen und Übereinstimmungen durch fortlaufende Vergleichung der Texte feststellt. Das ist zwar übersichtlich, aber wichtige Thatsachen verschwinden dabei unter der Fülle von Einzelheiten. Weiſs hat das Material schön und reinlich zusammengestellt, es fehlt nur, was das Wichtigste ist, die Erklärung der Änderungen. Weiſs hat zwar anerkannt, daſs Sheridan die Handlung besser begründet und verknüpft, die Sprache verfeinert und modernisiert, die Charakteristik verändert hat, aber er erwähnt das alles nur beiläufig, ohne die Hauptgesichtspunkte, unter denen dies geschehen ist, am Schlusse zusammenzustellen. Weiſs hat nicht bedacht, daſs Sheridan sich bei Bearbeitung des Vanbrughschen Stückes in einer Zwangslage befand, aus der sich die bedeutendsten Änderungen herschreiben. Vanbrugh hatte sein Lustspiel als Fortsetzung eines beliebten Lustspiels

* Interessant ist, daſs man in Joseph den Charakter des Schauspielers Palmerston wiederfinden wollte, vgl. Cumberland, Memoirs etc., ed. Flanders, Philadelphia 1856, S. 321, Anm.

Digitized by Google

geschrieben, das zu Sheridans Zeit vermutlich nicht mehr aufgeführt wurde. Die darin zustimmend beantwortete Frage, ob ein Verschwender und Ehebrecher durch seine von ihm lange geschiedene Frau zu einem ordentlichen Leben zurückgeführt werden könne, wurde von Vanbrugh von neuem aufgenommen und zu einer anderen Entscheidung gebracht. Mit der zwischen Amanda und Loveless sich weiter abspielenden Handlung verband er die Nebenhandlung, in welcher dem zum Lord Foppington beförderten Sir Novelty Fashion, Young Fashion und Miss Hoydon die Hauptrollen zufielen. Diese Nebenhandlung hat Sheridan in den Vordergrund gerückt, da für ihn die Lösung des angedeuteten psychologischen Problems nicht mehr die Hauptsache sein sollte noch konnte. Geflissentlich hat er der Berinthia einen ganz anderen Charakter gegeben und so ihre Stellung zu Amanda verschoben, deren Tugend nunmehr auf eine weniger harte Probe gestellt wird. Diese Veränderung zog eine Reihe anderer nach sich, so daſs die Bearbeitung sich gegen den Schluſs immer weiter von der Vorlage entfernt. Die Hauptsache aber bleibt für jede Beurteilung der Arbeit die Erwägung, daſs Sheridan das Stück ganz und gar von dem Cibberschen Lustspiel unabhängig machen muſste. In zweiter Linie stehen die Änderungen, die der Fortschritt der Sitten und der Kultur bedingte.

S. 83—98 bespricht Weiſs die „Critic". Die „Critic" wurde nicht 1788, sondern bereits 1778 zum erstenmal aufgeführt. Es waren also nicht, wie Weiſs S. 84 meint, dreizehn Jahre seit den ersten Erfolgen des Dichters verflossen, und Sheridan selbst befand sich keineswegs schon im vorgerückten Alter. An der Hand von Moores und G. G. S.s Aufschlüssen ist die Charakterisierung der Farce gut gelungen und die Tendenz richtig erkannt. Durch Heranziehung einzelner Stellen wird bewiesen, daſs Sheridan bestimmte Stücke Cumberlands persiflierte. Leider hat Weiſs den Gedanken, daſs die Tilburina eine allgemeine Satire gegen die Unnatur der Tragödinnen sei, nur gestreift, ohne ihn tiefer zu begründen. Es ist dies um so wahrscheinlicher, als sich die Schauspielkunst in einem Übergange befand, und Sheridan ein Anhänger der Neuerer war.

Indem Weiſs S. 101—110 das Ergebnis der Quellenforschung zusammenfaſst, gewinnt er die Ansicht, daſs Sheridan auch in Bezug auf die Form dem Restaurationslustspiele verpflichtet und so, da dieses Molière vielfach folgte, mittelbar einer der bedeutendsten Schüler desselben war. Mit wenigen Worten erwähnt er dabei des Gegensatzes zum älteren englischen Lustspiel.

Weiſs hat leider den „Pizarro" nicht in seine Erörterungen eingezogen, obgleich dieses Trauerspiel für die dramatischen Ansichten Sheridans sehr bemerkenswert ist und sich bis weit ins 19. Jahrhundert hinein auf der Bühne hielt, wie noch Thackeray im Pendennis I, Cap. XIV, Tauchnitz Ed. 181 ff. durch eine Schilderung einer Vorstellung desselben bezeugt, was Bahlsen in seinem Aufsatz „Kotzebues Peru-Dramen und Sheridans Pizarro" (Archiv LXXXI, S. 353 ff.) entgangen ist. Das „musical entertainment" The Camp, das noch Moore in seine Ausgabe von Sheridans Werken aufnahm, erwähnt Weiſs gar nicht. Es gehört auch sicherlich nicht Sheridan an.

Haben wir im Laufe unserer Besprechung mancher Ansicht des Verfassers entgegentreten oder einige Ausstellungen machen müssen, so erkennen wir dagegen gern an, daſs wir es mit einer gründlichen und wertvollen Abhandlung zu thun haben, die mancherlei neue Aufschlüsse über das Verhältnis des Dramatikers zu der älteren Lustspiellitteratur bietet, ein Resultat, das uns gern einige stilistische Mängel der Arbeit übersehen läſst.

Hannover. Robert Philippsthal.

Digitized by Google

Französische und englische Schulbibliothek, herausgegeben von Otto Dickmann. Serie A: 50 Bändchen, Serie B: 15 Bändchen à 0,85—2 Mark (in Leinw. geb.). Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1883—1889.

Zu einer Zeit, da die Klagen über die Schulausgaben zur neusprachlichen Lektüre immer lauter wurden und eine Umkehr für notwendig erachtet wurde, trat Otto Dickmann mit einer Anzahl praktischer Schulmänner in Verbindung, um der leidigen Eselsbrückenfabrikation, wie sie seitdem von Ulbrich u. a. unbarmherzig festgenagelt worden ist, thatkräftig entgegenzutreten und neue Schulausgaben französischer und englischer Autoren zu schaffen, welche sich neben den für die altklassische Philologie vorhandenen sehen lassen durften. An Stelle der überflüssigen Wort- und Satzverdeutschungen am Fuſse jeder Seite, die nur der Trägheit und Oberflächlichkeit Vorschub zu leisten pflegten und die in festgesetzter Zeilenzahl pro Bogen den verhätschelten Schülern aufgetischt wurden, traten sachliche Anmerkungen zur Vermittelung des inneren Verständnisses und der notwendigen Vorkenntnisse über die vom Autor behandelten Zeitabschnitte, über Land und Leute Frankreichs und Englands. Diese wenig umfangreichen Anmerkungen wurden in den Anhang verwiesen, die wenigen sprachlichen Noten, die nur in den dringendsten Notfällen gegeben waren, blieben am Fuſse der Seite, verwöhnten aber die Schüler nicht.

Diese wohlerwogenen neuen Grundsätze, die passende Auswahl fesselnder, ein einheitliches Ganze bildender Stücke aus guten Prosaikern haben neben der vornehmen Ausstattung dieser Schulbibliothek so raschen Eingang verschafft, daſs sie bald auf fünfzig Bändchen wuchs und bald Neuauflagen erlebte (z. B. Michaud, Duruy, Lanfrey, Thiers, Daudet). Dies veranlaſste andere Sammlungen neusprachlicher Autoren, das Verfahren Dickmanns und seiner Mitarbeiter stückweise nachzuahmen, und darin liegt unserer Ansicht nach das Hauptverdienst der bei Renger gedruckten Schulbibliothek. Zuerst führte Benecke in seiner beliebten Sammlung „*Prosateurs français*“ bei Velhagen & Klasing Ausgaben mit besonderem Notenanhang ein (B-Ausgaben), dann wurde der Kommentar auf die Höhe der neueren Anforderungen gebracht — ein Blick auf die älteren Bände der Beneckeschen Sammlung ist für die rasche Entwickelung des neusprachlichen Unterrichts sehr interessant —, und endlich kamen zu den französischen Autoren noch *English authors* hinzu. Auch die Weidmannsche Sammlung machte sich in einzelnen Neuauflagen die oder jene zuerst von Dickmann und seinen Mitarbeitern getroffenen Einrichtungen zu Nutze (vgl. Ramslers Lanfrey); bald folgten Friedberg & Mode mit gröſserem Druck und Format, sowie mit abgesondertem Notenanhang, der sich zugleich qualitativ verbesserte; hierauf gründete M. Hartmann bei E. A. Seemann eine neue Schulbibliothek, welche mit gröſster Genauigkeit und Vollständigkeit die sachlichen Erklärungen herbeitrug, ebenso wie Friedberg & Mode in losem Anhang; endlich kommt jetzt bei H. Schlutter in Gera eine von Schmager geleitete Sammlung reiner Textausgaben mit kurzen Sacherklärungen am Ende jedes Bändchens heraus.

Diese Aufzählung genügt, um den zeitgemäſsen Einfluſs der von Dickmann begründeten Schulbibliothek auf die erfreuliche Entwickelung des neusprachlichen Lehrmittelwesens zu zeigen. In der That weht seit Gründung dieser Schulbibliothek eine frischere Luft in den ehedem etwas versumpften Regionen; alle Sammlungen französischer und englischer Autoren muſsten wohl oder übel auf dem neugebahnten Pfade mitmarschieren und in ihrer inneren und äuſseren Beschaffenheit sich nach und

Digitized by Google

nach dem veränderten Standpunkt und den erhöhten Anforderungen der Lehrerwelt anpassen. Der Nutzen, den die französisch-englische Schulbibliothek direkt und indirekt der Schule gebracht, läſst sich schon heute überblicken und würdigen. Heute umfaſst die von der Rengerschen Buchhandlung vorzüglich und praktisch ausgestattete Schulbibliothek auſser den gangbarsten Historikern Frankreichs und Englands, sowie einzelnen Rednern und Novellisten, noch mehrere in Schulen Frankreichs sehr beliebte Autoren, die erst jetzt der deutschen Schulwelt zugänglich gemacht werden, z. B. Lamée Fleury, Dhombres, Monod, sowie auch eine Auswahl aus Voltaires Briefwechsel mit dem Philosophen von Sanssouci.

Zu dieser prosaischen Abteilung (bis jetzt 50 Bände im Preise von 0,85 bis 1,50 Mark) ist vor drei Jahren eine poetische Serie hinzugetreten, welche in 15 Bänden (Preis von 1,00 bis 1,80 Mk.) neben klassischen Dramen Corneilles, Racines, Voltaires, Molières, Shakespeares, auch Pirons *Métromanie,* Delavignes *Louis XI,* Byrons *Childe Harold* und eine Auswahl der bekanntesten Lyriker beider Länder bietet. Hier ist zur Einführung in Sprache und Metrik jeweils eine längere Einleitung mit zahlreichen Erklärungen vorausgeschickt, wodurch der Kommentar zu seinem Vorteile sich verringert. Diese Serie B schreitet langsamer vorwärts und bietet noch keine neuzeitigen Dramen. Daſs hierin die Auswahl sehr schwer ist und daſs die von zeitgenössischen Dramatikern behandelten Zustände nicht gerade zur Förderung der Sittlichkeit beitragen, ist leider wahr. Doch läſst sich auch einzelnes für die Schule Passende herausfinden, wenn man bedenkt, daſs der reifere Schüler Homer und Horaz ohne sittliche Gefahr in die Hand bekommt. Daſs die vorzügliche Sammlung seitens der Redaktion und des Rengerschen Verlags in dieser Richtung erweitert werde, scheint dem Referenten wünschenswert.

Sarrazin.

A. Millet: Études lexicographiques sur l'ancienne langue française à propos du dictionnaire de M. Godefroy. Paris 1888. 69 p. 8.

Herr Millet hat eine lange Reihe von Ausstellungen an Godefroys Wörterbuch zu machen; er ist eigentlich in keinem wesentlichen Punkte mit ihm einverstanden. Den Hauptmangel sieht er darin (S. 11), daſs Godefroy nur die heute nicht mehr üblichen Wörter aufgenommen hat; er fordert, daſs in ein altfranzösisches Wörterbuch der gesamte Wortschatz des Altfranzösischen mit Angabe aller graphischen Varianten und sämtlicher Bedeutungen aufgenommen werde. Diese Forderung ist gewiſs berechtigt und nicht von Herrn Millet allein oder zuerst gestellt worden. Aber tadeln ist gerade hier leichter als besser machen. Man wird nach der Lektüre des vorliegenden Heftes kaum die Überzeugung gewinnen, daſs Herr Millet der Mann wäre, ein berechtigten Anforderungen genügendes Wörterbuch des Altfranzösischen zu schreiben. Die Bedingung, die er Godefroy vorwirft, unbeachtet gelassen zu haben, *de se tenir au niveau de la science* (S. 27), ist er selbst weit entfernt zu erfüllen. Man braucht nur die altfranzösischen Lautregeln S. 27 f. oder was einige Seiten vorher die Flexionslehre Betreffendes gesagt ist *(tempéste* ist Nominativ zum Kas. obl. *tempesté, povérte* zu *poverté,* die 1. Pers. Präs. Ind. von *amer* heiſst *j'aime,* von *prover je preuve* etc.) zu lesen, um zu sehen, daſs Herr Millet nicht übermäſsig viel Grund hatte, mit Godefroy streng ins Gericht zu gehen. Nicht selten ist man, wenn man die vielen Ausstellungen geduldig anhört, geneigt, von dem Wörterbuche eine günstigere

Digitized by Google

Meinung zu gewinnen, weil sie zeigen, daſs manches doch noch hätte schlechter sein können, wenn Godefroy nämlich den von Herrn Millet als den rechten bezeichneten Weg eingeschlagen hätte. So fordert Herr Millet, um nur ein Beispiel anzuführen, S. 37, daſs bei nicht ganz klaren Wörtern behufs Ermittelung ihrer Bedeutung die Etymologie zu Hilfe genommen werde, und giebt S. 37—45 Proben, die die Trefflichkeit des vorgeschlagenen Verfahrens darlegen sollen, aber nur beweisen, daſs dasselbe nicht mehr als ein Raten ist, das ebenso oft irre geht, als es das Rechte trifft, wie dem ja nicht anders sein kann, wenn der Etymologe so wenig wie Herr Millet in der Lage ist, seine Phantasie durch lautgesetzliche Kritik im Zaume zu halten. *Agruier* (?) belegt Godefroy mit Jub. Nouv. rec. II, 76: *Tiens me tu donques si de folie agruiere Por ce que je ne lais le pre por la bruiere?* ohne es zu übersetzen; Herr Millet hat vermöge des Etymons agrarius (!) den Sinn herausgefunden: *agreste, sauvage; anscais*, das Godefroy, wie Referent auch thun würde, mit einem ? versieht *(N'estoit pas lefrus ne anscais, Vairs ot les uels jolis et gais,* Durm. l. Gal. 107) bedeutet nach Herrn Millet *à la mâchoire saillante,* denn seine Grundlage ist offenbar: *ans (avant) + cais (mâchoire).* Noch schöner ist: *belier* : regarder de côté, de travers — de be, particule péjorative + legere.* Das genügt wohl, um zu zeigen, wie Herr Millet etymologisiert. Wir sehen nach alledem dem Glossaire spécial, in welchem Herr Millet die von Godefroy ausgelassenen Wörter gesammelt vorlegen will (S. 28), nur mit geringer Hoffnung entgegen.

Berlin. Alfred Schulze.

H. Gotthelf: Auteurs modernes. Un petit cours littéraire pour la jeunesse. Stuttgart, Engelhorn, 1889. VI, 191 S.

Das vorzüglich gedruckte und sauber ausgestattete Bändchen enthält elf Erzählungen verschiedener, in Deutschland meist wenig bekannter Verfasser. Neben A. Daudet, der mit einem Souvenirs d'enfance überschriebenen Kapitel aus Mon frère et moi vertreten ist, und Jules Clarétie begegnen Joseph Bertal, Pierre Decourcelle, Henri La Luberne, André Theuriet — auch Sacher Masoch und die Herausgeberin. Die Erzählungen sind passend ausgewählt und zur Jugendlektüre recht geeignet. Biographische Angaben fehlen nicht; zuweilen vermiſst man eine erklärende Anmerkung, wie S. 48 (aux Champs-Elysées, d'entrer voir *Guignol,* dans l'intérieur de la *ficelle).*

Seltsam ist, was Mad. Gotthelf zur Zusammenstellung dieser Erzählungen veranlaſste. Sie hat wiederholt in den Pariser Salons junge Damen aus Deutschland oder Österreich beobachtet, die über Musik und Theater lebhaft plaudern konnten, aber plötzlich errötend verstummten, wenn auf moderne französische Litteratur die Rede kam. Daher das Buch. Glaubt Mad. Gotthelf, daſs diese Damen, nachdem sie nunmehr ein Kapitel Daudet gelesen, bei der Erwähnung des beliebten Romanciers gesprächiger sein werden? Ist es wirklich ein Vorwurf für ein junges Mädchen, in der modernen Erzählungslitteratur Frankreichs unbewandert zu sein? Wohl ihr, wenn sie errötet, weil sie noch nichts gelesen hat! H. L.

---

* Die Existenz eines Verbs *belier* ist übrigens sehr fraglich; belegt ist nur *en beliant* bezw. *en belliant*, welche Wendung offenbar mit dem unter einem wiederum fraglichen *besliver* bei Godefroy mehrfach nachgewiesenen *en beslivant* (schräg) identisch ist.

Digitized by Google

John Bloch: Beiträge zu einer Würdigung Diderots als Dramatiker. Dissertation. Königsberg 1888. 78 S.

Zu den mit Unrecht vernachlässigten Aufklärern des 18. Jahrhunderts gehört Diderot trotz Rosenkranz' eingehender, aber von der Konstruktionsmanier des Hegeltums nicht immer freier Biographie und trotz Génins für weitere Kreise berechneter zweibändiger Ausgabe. Darum begrüſsen wir die sachgemäſse, fleiſsige Darstellung, welche der Vorkämpfer der Encyklopädisten als dramaturgischer und dramatischer Neuerer in der oben angeführten Dissertation gefunden hat, mit Freude. Der junge Herr Doktor bespricht in Kap. I die dramaturgischen Abhandlungen Diderots vorurteilsfrei und sachlich und hält sich von der Überschätzung dieser Theorien, an der Lessings Auseinandersetzungen in der Hamburgischen Dramaturgie bisweilen leiden, glücklich fern. In der Hauptsache schlieſst er sich an Rosenkranz an. In Kap. II wendet er sich den Dramen zu, die er in ihrem geschichtlichen und ästhetischen Zusammenhange bespricht. Eingehender Betrachtung der dramatischen Fragmente ist das III. Kapitel gewidmet, diesem liegen mannigfache selbständige Studien und neue Gedanken zu Grunde. Mit Recht hebt Bloch nicht nur den Zusammenhang Diderots mit Addison und Richardson, sondern auch mit der französischen Comédie larmoyante, besonders mit den Dichtungen des Nivelle de la Chaussée hervor. Den Vorbildern und Nachahmern Diderots ist dann in den Anmerkungen besondere Sorgfalt gewidmet. Wie viele litterarhistorische Dissertationen des letzten Jahrzehnts, wendet sich auch diese der auf Universitäten noch immer arg vernachlässigten neueren französischen Litteratur zu. Besonders das 18. Jahrhundert bedarf trotz Hettners schön gruppierender und einheitlich zusammenfassender Darstellung noch sehr des Ausbaues im Einzelnen, daher wir auch diese Schrift als wertvollen Baustein willkommen heiſsen.

Dresden. R. Mahrenholtz.

Gustav Weigand: Die Sprache der Olympo-Walachen nebst einer Einleitung über Land und Leute. Leipzig 1888. VIII, 142 S.

Der Verfasser, ein junger Mann, hat im Sommer 1887 bei einem drei Monate währenden Aufenthalte im Lande die Sprache der am Olymp in Thessalien wohnenden Rumänier erforscht und giebt in der vorliegenden Schrift seine Nachrichten über diesen Zweig des Makedo-Rumänischen. Eine lobenswerte That, ein willkommener Beitrag, werden alle Freunde des Rumänischen überhaupt und insbesondere seiner südlichen Mundarten und die Verehrer von den Probestücken der makedo-rumänichen Mundart, welche Vangeliu Petrescu 1880—1881 herausgab, und von den in Miklosichs Rumänischen Untersuchungen sich findenden „Istro- und Makedo-rumunischen Sprachdenkmälern“ mit Beifall ausrufen, und sie werden sich in ihrer vorgefaſsten Meinung nicht getäuscht finden, sondern dem Verfasser Glück wünschen, insbesondere auch zu der im Vorwort angedeuteten Absicht, noch einmal, in längerer Zeit, die rumänischen Gebiete in Makedonien, Albanien, Epirus zu besuchen und ein umfassenderes, mehr ein Gesamtbild, zu entwerfen. Möchte ihm dann, werden sie wohl hinzufügen, dasselbe Glück wie beim erstenmal beschieden sein, daſs ihm wieder die türkische Regierung einige Soldaten zum Schutze mitgebe, daſs alles gut ablaufe, und möchte er dann etwas mehr von seinen kleinen, zur Sprachgeschichte auch nicht so wesentlichen, Erlebnissen ausplaudern.

Der Verfasser teilt das Makedo-Rumänische in fünf Gruppen oder Untermundarten: die Nord-, die Strymon-, die Pindus-, die Olymp-, die

Digitized by Google

albanisch-epirotische Gruppe. Bei der Angabe von solchen, wo weiteres zu finden ist, vermisse ich die Gebrüder Schott mit der ethnographischen Einleitung zu ihren Rumänischen Märchen und Albumul Macedo-Rumân, Buc. 1880, auch habe ich mich etwas gewundert, Diez nie erwähnt zu finden, der doch das Südrumänische mit einer gewissen Ausdehnung und Vorliebe behandelt. Die Rumänier vom Pindus und vom Olymp, meint der Verfasser, müssen nach Sprache und anderen Anzeichen einst zusammengehört haben. Am Olymp giebt es jetzt nur noch drei rumänische Ortschaften, deren bedeutendste Vlacho-Livadhon (im Sommer 3000, im Winter 2000 Einwohner, früher wohl noch einmal so groſs): die Laut- und Formenlehre dieses Ortes bildet im wesentlichen das vorliegende Buch (S. 17—104). An anderen Orten wohnen zahlreiche Makedo-Rumänier mit anderen Völkern gemischt.

In diesem grammatischen Teile erfreuen in hohem Grade die an Ort und Stelle mit Behutsamkeit gesammelten Nachrichten und ein gesundes Urteil, mit welchem dieselben verarbeitet sind. Ich will für dies letztere wenigstens ein Beispiel anführen. Wenn man die Formen irgend welcher Sprache, insbesondere die des Napolitanischen, Sicilischen, Sardischen oder Rumänischen, näher betrachtet, so erregt es ganz besonders unsere Verwunderung, zuweilen einen Laut glatt durch einen anderen, namentlich k, g durch p, b, ersetzt zu sehen und umgekehrt. So bevorzugen Neapel und Sicilien k, g (sowie auch c, g als Quetschlaute), Sardinien und Rumänien umgekehrt die Lippenlaute, Südrumänien gelegentlich daneben k, g. Was soll man sagen? Es sind Geschmackssachen, Neigungen der Sprachwerkzeuge, daher solche Umsprünge? Mag sein. Sieht man aber bei anderen Gelegenheiten ruhigere Übergänge und Brücken, wie z. B. ital. piano und span. llano von planus auf l zu li, dann bloſses i, und nicht auf Umschlag von l zu i, führen, so kommt man, ich z. B. schon lange im stillen vor Miklosich, auf die Frage: sollte nicht, wenn k zu p wird, letzteres erst auch neben ersterem gewesen sein, wie der Umstand andeutet, daſs öfters nicht k oder c, sondern qu vorher gestanden hat? Miklosich stellte ein für allemal für alle Sprachen den Umsprung in Abrede und behauptete, es müſste immer eine Brücke gefunden werden, parasitisches j, aus dem sich t oder d und k oder g entwickele. Unser Verfasser macht gegen diese eine eigene neue Erklärung von der „Organassimilation“ geltend. Ein von ihm beobachteter siebenjähriger Knabe sprach statt dr stets gr, weil sein r, ein Zäpfchen-r, sich mit d nicht einigen wollte; genötigt, Zungen-r zu sprechen, gelang ihm auch dr. Das ist sehr schön, und möchte ich diese Art von Beobachtung der Spracheigenheiten von Kindern hier bestens empfohlen haben. Ich war schon einige Zeit vor der Bekanntschaft mit unserem Verfasser, d. h. seinem Buche, auf ähnliche Weise zu der Annahme gekommen, daſs Lautumschlag, ohne Vermittelung, doch zuweilen stattfinden müsse, und zwar in leichten Fällen wie l zu r und in schwersten Fällen. Ein kleines, etwa zweijähriges, gut und geläufig sprechendes Mädchen hatte die Gewohnheit, ein Gesetz von Konsonantenharmonie ganz genau durchführend den Laut k und g (gelindes k) zu vermeiden; folgte zu Ende der Silbe oder zu Anfang der nächsten Silbe ein Lippenlaut, so verwandelte sich k in p, g in b, folgte ein Zungenbuchstab, so traten t und d ein. Kaffee — Paffee, Kanne — Tanne, Kaffeekanne — Paffeetanne, und so durchweg mit wissenschaftlicher Genauigkeit. Nur galt ch nicht als k-Laut, sondern als Zungenlaut: Kuchen — Tuchen. Eben diese Art rückwärts wirkender Konsonantenharmonie spielt in der baskischen Formenlehre eine Rolle, wo das Pluralzeichen k zu t wird, wenn sich noch das „von her“ bedeutende Wörtchen arik (in dem übrigens r statt t steht, es heiſst sonst tik, Toledotik, von Toledo) hinten anschlieſst: gisone*t*-arik, von den Menschen (vgl. Fr. Müller, Grundriſs der Sprachwissenschaft III, II, 1, S. 9).

Digitized by Google

So hat unser Verfasser unzweifelhaft recht, wenn ihm in pt statt ct, kj oder kĭ statt pj, pĭ immer der zweite in diesen Gruppen die Einsetzung des ersteren Lautes bestimmt zu haben scheint. Daſs bei vollständigerer Kenntnis der gesamten makedo-rumänischen Mundart sich noch manches besser werde erklären, glaubt der Verfasser wohl mit Recht, manches kann auch sonst sich noch aufhellen. Doch wie vortrefflich sind auch solche Beispiele, recht zu dem von mir erzählten von einem deutschen Kinde passend: papate (Kartoffel) für patate, kakutsa (langer Mantel) für kaputsa! Nur daſs dieses eine vorwärts wirkende Konsonantenharmonie ist! Zu palumbus mit einem Stern bemerke ich, daſs dies neben palumbes und palumbis auch eine gute lateinische Form ist, die Sueton Cels. und die Script. r. r. kennen. Bei insurà erst an ein „in uxor —“ zu denken, es nicht geradezu von uxor herzuleiten (auch Calabrien kennt die Form) ist in anbetracht von nordrum. însu ipse und von ven. inseì exire, makedo-rum. însire unrecht; gewiſs trifft Miklosich mit nordrum. însu von ipse, impsu, imsu, insu das Richtige für alle diese und noch andere ähnliche Formen: sard. insoru = loro, altlat. insipti, nach einer Glosse = αὐτοί. Zu dem i der ersteren Form genügt es, auf VIXOR = uxor, einer christlichen Inschrift hinzuweisen, und auf die Lust, von ui zu bloſsem i überzugehen (monferr. lim = lume), die makedo-rum. inclid, inclisa zugleich als rumänisch und nicht griechisch erscheinen läſst. Sehr schön ist wiederum die Erklärung von năχeamă „ein wenig“, in Vlacho-Livadhon năϑeamă, als griechisch = ein Blick. Das Wörtchen disli, Hälfte, „manchmal statt dzumitate gebraucht“, welches dem Verfasser „unklar“ ist, dürfte vom griechischen ἴσος kommen; issa als „just, tocmaĭ“ kennt der Makedo-Rumänier nach V. Petrescu, Mostre I, Anm. 170. Das d könnte auf die Präposition de zurückgehen, um die Art und Weise (der Teilung) anzudeuten, und in dem li könnte ein „ihm“, lji, lj stecken. Der Verfasser „vermag die Erscheinung, daſs die reinen Participia die Endung ă haben, nicht zu erklären“. In einem Volksliede bei ihm, XIV, 3: plăntă plăntă s' lăkramată, (sie hatte) geklagt geklagt und geweint, nu avem trekută pre aká, wir waren dort nicht vorüber gekommen (Phrasen). Ich meine, die Sache ist durch die Verwendung des Feminins im Italienischen, Rumänischen und Makedo-Rumänischen, indem man ursprünglich „Sache“ oder ähnliche Substantiva Feminina im Sinne hatte, hinreichend geklärt, vgl. Petr. I, 24: Impĕratulŭ cum vedu una ca acésta = Amăŭirlu cum vedu una ca aistă, als der Kaiser solches sah, eine (Sache, Thatsache) wie diese.

Von den Texten, S. 110—141, sind neun Seiten Prosa, das übrige Volkslieder aus Vlacho-Livadhon, Samarina, Vlacho-Klisur, für die man dem Verfasser, wie für das Ganze, um so mehr verpflichtet ist, als die Sprache, wie er sagt, im Aussterben begriffen scheint.

Friedenau, März 1889. H. Buchholtz.

Verhandlungen des dritten allgemeinen Neuphilologentages, herausgegeben vom Vorstande der Versammlung. Dritter Jahrgang. Hannover, Karl Meyer. 56 S. 1 Mark.

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt, die groſse Müh entschuldigt Euer Säumen,“ so könnte man, mit einer kleinen Umänderung des Schillerschen Dichterwortes, bei dem ersehnten Anblicke dieses Berichtes ausrufen. Denn in der That viele Mühe, manche Besprechung, manches Hin- und Hersenden war nötig, ehe das längst Entworfene die Presse verlassen konnte. Verfasser des Berichtes sind die Herren Drr. Apetz und Peter in Dresden, die drei Vorstandsmitglieder haben die Korrektur geleitet, auch einige der Redner des Neuphilologentages mit geholfen.

Digitized by Google

Trotzdem sind noch manche Irrtümer stehen geblieben oder untergelaufen. Unwichtigeres übergehend, sei hier folgendes richtig gestellt. 1) Melchior Grimm kam nicht am 3. August 1750, sondern Ende 1748 oder 1749 nach Paris (siehe den im Druck erschienenen Vortrag des Referenten in dieser Zeitschrift, Bd. LXXXII, S. 291). 2) Miſsverstanden ist der Vergleich Grimms als Bahnbrecher der deutschen Litteratur auſserhalb Deutschlands mit Friedrich dem Groſsen, vgl. ebendaselbst S. 299 und 300. Aus dem „Dresdner Anzeiger“ vom 30. Sept. 1888 hätte übrigens der Verfasser dieses Teiles der Berichte des Referenten wirkliche Angaben ersehen können. 3) Der Vortrag des Herrn Rektor Dörr über „Reform des neusprachlichen Unterrichtes“ wurde nicht „von einer zahlreichen Zuhörerschaft mit lebhaftem Beifall aufgenommen“, denn die Nachmittagssitzung am 29. September 1888 war weniger zahlreich besucht als die Vormittagssitzungen, auch hatten unmittelbar nach dem Vortrage schon verschiedene Mitglieder sich entfernt, ohne die Lebhaftigkeit des Beifalls durch ihre Teilnahme zu steigern. 4) Die Stengelsche These, welche sich an den erwähnten Vortrag anschloſs, ist nicht „mit sehr groſser Mehrheit“, sondern mit 6—7 Stimmen über die absolute Majorität angenommen worden. In officiellen Berichten dürften derartige kleine Übertreibungen nicht vorkommen, übrigens soll damit gar nicht geleugnet werden, daſs die Berichterstattung sonst eine sachliche, nicht verschönerungssüchtige ist.

Erfreulich ist der Kassenbericht. Danach hat der 3. Neuphilologentag trotz geringerer Beteiligung und gröſserer Ausgaben einen Überschuſs von 5 Mk. 68 Pf. an den Vorstand des vierten abliefern können, weniger erhebend ist es freilich, daſs von den Mitgliederbeiträgen noch 99 Mk. trotz dreimaliger Mahnung rückständig sind, so daſs mit einer Streichung der Säumigen und mit Postnachnahme gedroht werden muſs. Hätte man von vornherein nur Fach- und Berufsgenossen aufgenommen, so wären diese Unannehmlichkeiten erspart worden.

Zu dem Abschnitt über die schöne Molière-Ausstellung sei folgendes bemerkt. „Die Kolossalbüste von Houdon“ zeigt uns nicht „den Molière, wie er im Herzen seines Volkes lebt, d. h. idealisiert“, sondern den Molière, wie er in Mignards verschönernder Phantasie sich darstellte, denn auf eine Abzeichnung des Mignardschen Bildes geht die erste Anregung der Houdonschen Büste zurück. Ebensowenig läſst sich behaupten, daſs „das Bild vor dem Werke Lotheiſsens oder das aus dem v. Seidlitzschen Bilderatlas den wirklichen Molière giebt“. Wir wissen überhaupt nicht genau, wie der groſse Dichter im Privatleben aussah, haben von ihm nur idealisierte oder Kostümbilder, auch die ungünstige Schilderung seines Äuſseren, welche ein Schweizer Professor vor etwa einem Jahre in der „Nation“ gab, entbehrt authentischer Begründung.

Auf dem Umschlage der „Verhandlungen“ bezeichnet der Verleger das bei ihm erscheinende „Neuphilolog. Centralblatt“ als „Organ der Vereine für neuere Sprachen“. Seit dem letzten Neuphilologentage giebt es kein derartiges „Organ“ mehr, auch früher ist das „Neuphilolog. Centralblatt“ von einzelnen Vereinen, z. B. von der Berliner und der Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie, nicht als solches betrachtet worden.

Dresden. R. Mahrenholtz.

Digitized by Google

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiet der germanischen Philologie, herausgeg. von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 10. Jahrgang. 2. Abt. S. 129—374.

Köhlers Kompendienkatalog. Verzeichnis von Lehr- und Handbüchern für den akademischen Gebrauch etc. (Leipzig, K. F. Köhler.) 97 S.

Gesammelte Abhandlungen von Dr. Alexander Schmidt. Mit einer Lebensskizze herausgegeben von Freunden des Verstorbenen. (Berlin, Reimer.) 380 S. 7 M.

Deutsch.

K. Erfurth und H. Lindner, Deutsche Litteraturkunde. Auswahl charakteristischer Stücke in Poesie und Prosa. (Potsdam, Stein.) VIII, 567 S.

E. Haupt, Über die deutsche Lyrik bis zu Walther von der Vogelweide. I. (Leipzig, Fock.) 32 S. 4. 1 M.

P. Nerger, Dr. K. Krauses deutsche Grammatik für Ausländer jeder Nationalität neu bearbeitet. 4. verb. Aufl. (Rostock, Werther.) 279 S.

Englisch.

The American Journal of Philology; vol. X, 1. (April 1889): George Lyman Kittredge: Launfall (Rawlinson Version). Introduction: p. 1—21. Text: p. 21—33.

J. C. N. Backhaus, Schulgrammatik der engl. Sprache. (Hannover, Meyer.) 239 S.

Lord Byrons Don Juan. Übersetzt von Julius v. Eden. (Frankfurt a. M.) 40 S. (als Manuskript gedruckt). Nur der erste Gesang.

H. Krumm, Die Verwendung des Reimes in dem Blancverse des engl. Dramas zur Zeit Shakesperes. 22 S. (Leipzig, Fock.)

Marlowes Werke. Hist.-krit. Ausgabe von H. Breymann und A. Wagner. II. Doctor Faustus, herausgeg. von H. Breymann. LV, 197 S. (Engl. Sprach- u. Litteraturdenkmale des 16., 17. u. 18. Jahrh. herausgeg. von Karl Vollmöller.) (Heilbronn, Henninger.) 4 M.

O. Ritter, Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 5. mit einem Wörterbuch versehene Auflage. (Berlin, Haude & Spener.) 329 S.

Sammlung französischer und englischer Schriftsteller für den Schul- und Privatgebrauch. Ausgaben Velhagen & Klasing. English Authors.

Digitized by Google

40. Lief.: Old Jolliffe by Mrs. Mackarness herausgeg. von F. Friedrich; 41. Lief.: Amy's Kitchen by Mrs. Mackarness herausgeg. von B. Klatt; 42. Lief.: Evangeline by Longfellow herausgeg. von K. Bandow; 43. Lief.: Aladdin or The Wonderful Lamp herausgeg. von Hosch; 44. Lief.: Macbeth by Shakspere herausgeg. von O. Thiergen.

E. Schmid, Sammlung Shakespearescher Stücke. Für Schulen herausgegeben. 5. King Richard II. (Danzig, Saunier.) 86 S.

Earl Stanhope, The Seven Years' War. Mit deutschen Erklärungen von Dr. Martin Krummacher. (Leipzig, Tauchnitz.) 192 S.

Italienisch.

Paul Heyse, Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrh. (Berlin, Hertz.) Bd. I: Parini, Alfieri, Monti, Foscolo, Manzoni. Übersetzungen und Studien. XVI, 406 S. Bd. II: Giacomo Leopardi, Gedichte und Prosaschriften. VIII, 374 S. 8.

S. Heim, Aus Italien. Material für den Unterricht in der ital. Sprache. I. Heft: Italienisch-Deutsch. (Zürich, Schulthefs.)

R. Wendriner, Die paduanische Mundart bei Ruzante. (Breslau, Koebner.) 103 S.

Spanisch.

Biblioteca de autores célebres. Tomo I: Cartas Americanas por Don Juan Valera. Primera Serie. (Madrid, Fuentes y Capdeville.) 278 p. Precio: una peseta.

Französisch.

E. Bechmann, Drei Dits de l'âme aus der Handschr. Ms. Gall. oct. 28 der Königl. Bibliothek zu Berlin. 24 S. (Diss. v. Halle.)

A. O. Kesseler, Zur Methode des französ. Unterrichts. (Leipzig, Fock.) 26 S.

G. Lücking, Französ. Grammatik für den Schulgebrauch. 2. verb. Aufl. (Berlin, Weidmann.) 308 S.

O. Pilz, Beiträge zur Kenntnis der afrz. Fabliaux. I. Die Bedeutung des Wortes Fablel. Diss. v. Marburg. (Leipzig, Fock.) 24 S.

K. Quiehl, Die Einführung in die französische Aussprache. Lautliche Schulung, Lautschrift und Sprechübungen im Klassenunterricht. Auf Grund von Unterrichtsversuchen dargestellt. (Marburg, Elwert.) 49 S. 4. (Auch Progr. der städt. Realschule zu Kassel.)

Kurt Schäfer, Französ. Schulgrammatik für die Unterstufen. 2. Aufl. (Berlin, Winckelmann.) 251 S.

Ad. Tobler, Predigten des h. Bernhard in afrz. Übertragung. Aus den Sitzungsberichten der Akad. d. Wissenschaften zu Berlin. XIX, 18 S.

Digitized by Google

Die Schubart-Biographie und Schubart-Kritik

in ihrem gegenwärtigen Zustand.

Von

Gustav Hauff.

Über mein Werk: Christian Friedrich Daniel Schubart in seinem Leben und seinen Werken (Stuttgart, W. Kohlhammer, 1885) sind so viele, teils lobende, teils tadelnde Besprechungen — diese zahlreicher als jene — erschienen, daſs ihre Zusammenstellung und gegenseitige Beleuchtung ebenso sehr zur Belehrung als zur Unterhaltung des Lesers dienen und die dermalen gewöhnliche Bücherkritik in ihrer Stärke und Schwäche zeichnen dürfte.

Die hauptsächlichsten Besprechungen sind: 1) W. Buchner in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1885, 42 — im ganzen wohlwollend und anerkennend; 2) Hermann Fischer im Schwäb. Merkur 1885, 216 — in gemäſsigtem, ruhigem Ton, mit richtiger Erfassung der Eigentümlichkeit des Werkes, besonders im Unterschied von Strauſs; 3) D. Karl Geiger, Bibliothekar in Tübingen, in der Besonderen Beilage zum Württemb. Staatsanzeiger 1885, 16. 18. 19 und 1888, 9 — mehr eine eigene Abhandlung mit mancherlei schätzbaren neuen Mitteilungen, aber durchaus nicht frei von falschen Auffassungen und ungerechten Vorwürfen gegen mich; 4) Max Koch in den Grenzboten 1885, 32, und 5) Ludwig Mezger in der Allgemeinen Zeitung 1885, 266 und in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1886, 336 versuchen eine billige, in Lob und Tadel gemäſsigte Besprechung; 6) Sauer in der Deutschen Litteraturzeitung 1885, 48 absprechend und hämisch; 7) M. Werner in Steinmeyers Zeitschrift für deutsches Altertum, neue Folge, XIX. Band, 2, S. 161 f., auf hohem

Digitized by Google

Roſs gegen den Verfasser einherstürmend, aber sehr oft sich vergaloppierend und danebenhauend, das gerade Gegenteil von 8) A. Wohlwill in Schnorr von Carolsfelds Archiv für Litteraturgeschichte 1886, XV, 2 ff.

Getadelt wird fast von allen Kritikern die Form der Darstellung, und da bin ich denn so zu sagen zwischen zwei Stühlen niedergesessen. Die vielen kritischen und polemischen Äuſserungen und Ausführungen im Text sprechen den Laien, das gewöhnliche Lesepublikum, wie es nun einmal ist, nicht an, während gröſsere Abschnitte aus früheren Bearbeitungen des Themas, aus der Selbstbiographie des Dichters und aus Strauſs, die kritisch gerichteten Leser zurückstoſsen. Geschichte und Kritik sind nicht in eins verwoben; wenn dies zu schwer war, so konnten viele kritische Bemerkungen und Erörterungen teils als Fuſsnoten, teils am Schlusse des Buches in einem Anhang erscheinen. — Es kommen aber lange Abschnitte vor, in denen die Kritik ganz zurücktritt. Am meisten drängt sie sich in dem Abschnitte hervor, der Schubart als Dichter betrachtet. Hier hätte ich allerdings mit leichter Änderung die Darstellung selbständiger gestalten, mich nicht so viel mit Strauſs beschäftigen und eine Kritik seiner Kritik geben können. Ich habe am Schlusse meines Aufsatzes: In Sachen Chr. Fr. D. Schubarts. Zur Abwehr" — (Bes. Beilage zum Württemb. Staatsanzeiger 1888, 10) sowohl meine Schillerstudien, als auch, wenigstens teilweise, mein Schubartsbuch als sonderbar bezeichnet, und zwar deswegen, weil beiden Büchern die streng geschlossene Einheit und Übersichtlichkeit abgeht. Man wird diesen Mangel, fahre ich fort, begreiflich finden, wenn man bedenkt, daſs ich in früheren Jahren in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in Prutz' Deutschem Museum und in Herrigs Archiv, eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht habe, aber als Verfasser von Büchern erst in sehr vorgerücktem Alter aufgetreten bin.

Im Zusammenhang mit dem wohlbekannten Buch von Strauſs hat mein Werk hinsichtlich der Darstellung H. Fischer a. a. O. beurteilt. „Bei Strauſs," sagt Fischer, „bilden bekanntlich die eigenen Ausführungen nur die Einleitungen und das Nachwort zu den Briefen Schubarts, die er mitteilt; sie sollen nur Überblicke über die einzelnen Perioden im Leben des Dichters

Digitized by Google

und zusammenfassende Charakteristiken seiner Person geben. Dabei sind sie aber nicht bloſs mit aller stilistischen Meisterschaft im groſsen und kleinen geschrieben, wie sie Strauſs zu Gebote stand, sondern sie sind voll der geistreichsten Bemerkungen und geben zusammen eine glänzende Charakterzeichnung, über die man sachlich vielleicht verschiedener Meinung sein kann, der aber niemand das Lob genialer Anschauungskraft und Ausdrucksweise versagen wird. Hauff hat sich eine ganz andere Aufgabe gestellt. Er dringt analytisch in das Einzelne ein, geht den Daten und Fragen in Schubarts Leben, den Elementen seiner Schriftstellerei kritisch zu Leibe; wenn er sich zum Ziele gesetzt hat, eine in allem vollständige und zusammenhängende Darstellung von Schubarts Leben und Wirken zu geben, so hat er damit von vornherein die Erörterung der hier obschwebenden Fragen verbunden. Sein Werk ist also nicht reine Darstellung, sondern ebenso sehr, und öfters mehr, Untersuchung, Kritik, Polemik. Daſs durch diese Anlage dasselbe auch stilistisch einen ganz anderen Charakter bekommen hat als das Strauſssche Buch, ist selbstverständlich, und man darf es dem Verfasser nicht eben zum Vorwurf machen, wenn er deshalb von der schriftstellerischen Vollendung seines Vorgängers weit entfernt ist.“ Durch dieses Urteil wird der oben ausgesprochene Tadel ermäſsigt.

Wenn ich das Strauſssche Werk nicht selten getadelt, es in manchen Partien als ungenau und oberflächlich bezeichnet habe, so that ich dies nicht ohne Überlegung. Geiger wirft mir vor, daſs ich die 1847 im Morgenblatt (Nr. 167—170) veröffentlichten Schubartiana nicht erwähnt habe, die neben einem Auszug aus Schubarts Briefen auch feine Bemerkungen über Schubarts Stellung zu den groſsen Dichtern seiner Zeit bringen. „Diese Aufsätze waren Vorläufer der 1849 erschienenen Sammlung, der Hauptquelle von Schubarts Leben.“ Die Antwort ist einfach. Ich war, als die Aufsätze erschienen, in Livland und las dort das Morgenblatt nicht; nachher hat mich kein gedrucktes und kein gesprochenes Wort auf sie hingewiesen, auſser Geiger hat sie keiner meiner Kritiker erwähnt, aus dem einfachen Grunde, weil sie nichts von ihnen wuſsten. Strauſs schweigt 1849 und Zellers Ausgabe von Strauſs' Schriften schweigt ebenfalls von diesen Vorläufern. Strauſs erkennt hier Schubarts kritische Be-

gabung und Stellung, namentlich Klopstock gegenüber, ausdrücklich an; aber in dem zweibändigen Werke tritt Schubart nur hier und da als Kritiker auf, im Überblick am Schluſs fehlt diese Seite in Schubarts reicher Begabung völlig; ja man sollte nach diesem Werk glauben, Schubart sei lebenslänglich ein blinder Anbeter und kritikloser Verehrer des Meisters geblieben. Wie ist nun dies zu erklären? Hatte denn Strauſs das zwei Jahre vorher Geschriebene vergessen? So haben wir denn von Strauſs drei Arbeiten über Schubart: 1) die Schubartiana im Morgenblatt, 2) das Hauptwerk von 1849, 3) die Nachlese zu diesem Hauptwerk. Werner wirft mir freilich vor, S. 14 meines Buchs sage ich, das gewöhnliche Gerede von Schubarts Klopstockanbetung sei durchaus falsch, und bald darauf: Klopstock war für Schubart zeitlebens das Ideal eines Dichters. Damit meinte ich natürlich, unter den früheren und den mit Klopstock gleichzeitigen Dichtern nehme dieser in Schubarts Augen die erste Stelle ein. Niemand auſser Werner hat hier einen Selbstwiderspruch gefunden, und sollte ich mich nicht deutlich ausgedrückt haben, so sollte mir Werner doch nicht zutrauen, daſs ich mir auf e i n e r Seite so sehr widerspreche. Nicht aus Antipathie, sondern aus innerer Überzeugung habe ich dem Strauſsschen Buch das ihm gewöhnlich gespendete Lob eines klassischen Werkes, das ich z. B. dem Aufsatz über Klopstock gerne zugestehe, verweigert. Das Buch war eine Erstlingsschrift, und es fällt eben kein Meister, auch nicht der Meister der Biographie, vom Himmel. Meine vermeintliche Abneigung, meint Werner weiter, gelte mehr dem rationalistischen Verfasser als dem Werke. Strauſs, der rein negative Kritiker, ein Rationalist — er, der dem Rationalismus in der Bibelerklärung und in der Dogmatik den Garaus gemacht hat! Nicht bei mir, sondern bei Strauſs zeigt sich eine gewisse Abneigung, und zwar gegen das Christentum. Er faſst Schubarts Charakter und Schicksalsgang ganz anders auf als jene Freunde und Schubarts Frau, die ihm zuriefen: Werde ein Christ! Wäre es mir um einen grundsätzlichen Kampf gegen Strauſs zu thun gewesen, so hätte ich ja die bekannten Schluſsworte seines Werkes, die alsbald lebhaft besprochen, von einer Partei gelobt, von der anderen bekämpft wurden, begrifflich und geschichtlich beleuchten können. Ich schwieg absichtlich über den an den Haaren

Digitized by Google

herbeigezogenen Ausfall auf das Christentum und verweise nur auf die betreffenden Bemerkungen in meinem Aufsatz: Die Weltanschauung der deutschen Klassiker und der Strauſsische neue Glaube (Herrigs Archiv LII, S. 242).

Von mehreren, namentlich von Koch, wird mir vorgeworfen, ich habe ganze Seiten von Strauſs abgeschrieben, ohne ihn zu nennen. Ich habe ihn allerdings oft genannt, aber nicht immer. Es mag im ganzen fünf Seiten ausmachen, was ich von ihm entlehnt habe, ohne ihn zu nennen. Die hierher gehörenden Abschnitte finden sich hauptsächlich im siebenten Kapitel: Hohenasperg, und enthalten fast bloſs Erzählungen, Schilderungen von Begebenheiten und Zuständen. — Überhaupt, meinen Koch, Mezger und Werner, werde das Strauſssche Buch nur in einigen unwesentlichen Punkten berichtigt. Daſs aber Strauſs die gegen Klopstocks spätere Oden von dem schwäbischen Dichter vorgebrachten kritischen Bedenken — es sind bloſs wenige — in seine Briefsammlung aufgenommen hat, ändert den Thatbestand nicht, wie Koch meint, und es ist zu verwundern, daſs Koch die sogar von A. W. Schlegel gelobte Beurteilung der Messiade in Schubarts Leben und Gesinnungen, die Strauſs in seinem Buch nicht erwähnt, gar nicht eingefallen ist. Im übrigen verweise ich die Leser und namentlich alle, die eine Biographie des unglücklichen Dichters im Sinne haben, auf Strauſs' Schubartiana im Morgenblatt, wo Schubarts kritische Leistungen gerecht beurteilt werden. Ich führe daraus nur die Stelle an: „Schubart hat die groſsen Dichter der Nation, die seine Zeitgenossen waren, richtiger und treffender gewürdigt, als wir von seinem ungestümen Geiste erwarteten. Weder über Klopstocks Mängel hat er sich durch die Bewunderung, noch über Wielands Vorzüge durch die Abneigung verblenden lassen, welche seine Richtung ihm einflöſste“ etc. Wenn Koch meint, einzelnen treffenden litterarischen Urteilen (Schubarts in seinen Briefen) stehen doch mehr seltsame und geschmacklose gegenüber, so sagt Strauſs im Morgenblatt: „Der Naturkritiker trifft mit seinem, wenn auch ungeläuterten, so doch gesunden Sinn den Nagel nicht selten auf den Kopf und erheitert uns überdies durch die Lebhaftigkeit, ja Hast, mit der er es thut oder auch fehl haut.“ — Auſserdem vergleiche man über mein Verhältnis zu Strauſs besonders das Kapitel Geislingen, wo

Digitized by Google

Strauſs sich viel zu sehr an die Briefe gehalten hat, auch über Schubarts Kenntnisse und Studien einseitig urteilt; ferner über die Art, wie er sein Amt in Stuttgart betrieb, S. 235, 247, 263; über das Fischerlied S. 263; über andere Gedichte S. 286, 287, 296, 300, 306; über Schubarts Auffassung der französischen Revolution S. 346; über die Geschmacklosigkeiten in der Chronik S. 387. Jetzt noch fasse ich meinen Tadel in die Worte S. 387 zusammen: „Strauſs hat Schubarts Lebensbeschreibung nicht gehörig mit den Briefen verknüpft; dies zeigt sich besonders bei der Schilderung des Aufenthalts in Geislingen. Er ist sodann dem Kritiker und Theologen nicht gerecht geworden; er übersieht den Denker und den Christen.“

Stilistische Härten wirft mir Sauer vor z. B. S. 51, 154. Dort nimmt eine Mitteilung aus einem Aufsatz J. G. Fischers die ganze, hier der Brief des Herzogs an den Amtmann Scholl die halbe Seite ein. Worin die Härten bestehen, wird nicht gesagt. — „In seinen Vergleichen (besser Vergleichungen) ist Hauff oft geschmacklos.“ S. 77 wird Schubart mit einem alten Römer, S. 130 mit einem Pudel, der „feurigsten, originellsten und gelehrigsten Hunderasse“ verglichen. — Wohlweislich übergeht Sauer den Zusammenhang; um so leichter kann er solche Vergleichungen als augenblickliche, unbegründete Einfälle lächerlich machen. S. 77 sage ich: Schubarts Weggang von Geislingen war von keinen guten Vorzeichen begleitet; ein alter Römer wäre geblieben. Ich habe also nur in betreff des Aberglaubens Schubart — nicht mit einem alten Römer verglichen, als hätte ich ihn einen alten Römer genannt, sondern vergleichungsweise in diesem Punkt an die alten Römer erinnert. Auf die Vergleichung Schubarts mit einem Pudel wurde ich durch des Dichters treuen Gefährten, einen Pudel, und durch die Thatsache geführt, daſs Schubart ein warmer Tier-, besonders Hundefreund war und in seiner Chronik häufig Erzählungen von Hunden bringt. Daſs ich diese Vorliebe nicht für zufällig halte, soll nun geschmacklos sein. Ich glaube, Vischer hätte sich über meine Anmerkung gefreut. — Mehrere Vorwürfe Mezgers, z. B. über das „geschrieben hätte“, S. 29 (= wenn er dazu gekommen wäre, seinen Plan auszuführen), und S. 90: „Genaueres über das Verhältnis Schubarts zu Franziska bei den Ursachen seiner Verhaftung“, sind leicht zu widerlegen. Bei Ver-

Digitized by Google

gleichungen, Verweisungen, Anführungen läſst man ja hundertmal das Verbum weg. „S. 109 unten heiſst es ganz undeutsch: Voltaires Schriften wurden klassisch verehrt.“ Gewiſs ist dies undeutsch; die Worte sind aber, wie sie im Buche stehen („in *einem* Hause wurden oft in dem einen Stockwerk Pater Kochems Legenden, im anderen Edelmanns oder Voltaires Schriften klassisch verehrt“) wörtlich in der Selbstbiographie zu finden, und mein Fehler besteht nur darin, daſs ich hier, wie leider auch sonst manchmal, die Anführungszeichen weggelassen oder nicht folgerichtig gesetzt habe. Ein Fehler flüchtiger Eile ist natürlich „erschienen“ statt erschien S. 260. Diese Flüchtigkeit ist auſserordentlich leicht zu verbessern. Wenn aber Mezger mir vorwirft, ich hätte S. 265 ganz unten sagen sollen: so daſs jetzt Geistliches und Weltliches scharf geschieden ist (nicht *sind*), so halte ich vielmehr *sind* für allein berechtigt. Man kann ja Geistliches und Weltliches nicht in einer höheren Einheit zusammenfassen, die das Verbum in der Einzahl nach sich zöge. „Geistliches und Weltliches sind jetzt scharf voneinander geschieden“ — sie waren ja früher einander entgegengesetzt, wie Himmel und Erde, Geist und Fleisch, Gott und Welt in einer dualistischen Weltanschauung, die sich auch in der Wahl des Numerus ausdrücken muſs.

Glänzend zeigt sich die Uneinigkeit und Principlosigkeit der Kritik bei der Frage nach dem Inhalt und Umfang einer Lebensbeschreibung. „Es ist Verschwendung von Zeit und Kraft, schreibt mir ein Kritiker, sich mit Artikeln der Gartenlaube, mit Litteraturgeschichten wie die von R. König (ein Bilderbuch, nichts weiter) und Werner Hahn herumzuschlagen. Wer nimmt die ernst? (Antwort: Gewiſs sehr viele, die nicht weiter forschen, und auf die Gartenlaube schwört ein sehr groſser Teil des lieben Publikums.) Welchen Wert auch hat es, darauf hinzuweisen, der und jener citiere ein falsches Geburtsjahr? Das Taufregister spricht klar: damit ist's für den Biographen genug.“ Ähnliche Klagen über die minutiöse Genauigkeit, mit der ich die Daten in Schubarts Leben festzustellen suche, erhebt Werner; er tadelt, daſs ich mich um Kleinlichkeiten (statt des allein richtigen „Kleinigkeiten“) wie um Schubarts Geburtstag, seinen Rufnamen und um die Frage, ob er Schwabe oder Franke gewesen sei, beküm-

Digitized by Google

mere. Ganz anders urteilen Männer wie Wohlwill, Weltrich in seinem Schillerbuch, E. Zeller in seiner Ausgabe von Strauſs' Werken, Geiger, Mezger. Die Feststellung des Rufnamens, sowie des Geburtstags und -jahres, die Berichtigung der falschen Angaben über die vermeintliche Ursache von Schubarts Gefangenschaft, über Riegers Todesjahr, über Friedrich den Groſsen als Schubarts Befreier, einer Angabe, die sich sogar noch bei Sauer findet, rechnet Mezger mir ausdrücklich als Verdienst zu.

Als Schubarts Geburtsjahr steht 1739 fest, als Geburtstag giebt Schubart den 26., hingegen das Taufregister von Obersontheim den 24. und als Tauftag den 25. März an. Am Schulhause des Dorfes hängt eine Tafel mit der Aufschrift: „In diesem Haus ist der Dichter Schubart geboren den 26. März 1739." Geiger giebt nun der Angabe Schubarts und des Schulhauses recht und bemerkt dazu: „Das schwäbische Magazin (d. h. Schubarts Lebensabriſs bis 1777 von Haug) ist noch genauer, es spricht vom grünen Donnerstag 1739, d. h. dem 26. März. Diese Reminiscenz vom Gründonnerstag dürfte den Sieg davontragen." Pfarrer Immendörfer in Obersontheim dagegen schreibt mir darüber: „Der Eintrag im Taufbuch ist so schön, bestimmt und genau von einem jungen Kaplan Leube gemacht, daſs an seiner Richtigkeit nicht zu zweifeln ist. Die Angabe der Tafel beruht ohne Zweifel auf Grund der unrichtigen Angabe des Dichters selbst, nicht auf einer Lokaltradition, die hier nicht vorhanden ist." Die Auseinanderhaltung des Geburts- und des Tauftages im Taufregister scheint mir besonders für die Richtigkeit des Eintrags zu sprechen. — „Was aber die Aufwärmung des Familienklatsches aus der Schrift Ludwig Schubarts (s. Geiger a. a. O. 1885, S. 280) betrifft, Se. Hochwürden hätten mit diesem ihrem Erstgeborenen der Kirche das Prävenire gespielt und ihn sub spe rati erzielt, so war der Skandal noch gröſser, als Ludwig Schubart weiſs und sagt." Es folgt nun der Nachweis aus dem Taufbuch, daſs 1737 schon die Geburt eines Töchterleins der Eltern Schubarts, eines unehelichen Kindes, eingetragen ist. „Es stellt sich heraus, daſs der alte Schubart seine spätere Frau, die in Obersontheim Verwandte hatte und sich oft auf Besuch bei ihnen, die meistens Beamte waren, aufhalten mochte, verführt hat. Ihre im Limpurgischen sehr angesehene Familie mag Bedenken getragen haben,

Digitized by Google

ihre Tochter dem leidenschaftlich jähzornigen Schulmeister zu geben und willigte, scheint's, erst in die Heirat, als es höchste Zeit war, wenigstens dem zweiten Kinde einen legitimen Vater zu geben. Das erste Kind wurde, wie es scheint, auswärts in die Kost gegeben; näheres weiſs man nicht." — Die Nachricht im Schwäb. Magazin, auf die sich Geiger beruft, ist, wie der ganze Aufsatz, höchst unzuverlässig.

Was Schubarts Stammesangehörigkeit betrifft, so wird diese Frage von Eduard Zeller in der Vorrede zum achten Band von Strauſs' Schriften entschieden zu Gunsten Schwabens beantwortet. Wohlwill sodann legt (Schnorrs Archiv XV, 23) jetzt auf seine frühere Behauptung, Schubart zeige mehr die Eigenart des fränkischen als des schwäbischen Stammes, weniger Gewicht. Schubart läſst sämtliche Schubarte aus der Lausitz stammen; Wohlwill giebt dies bloſs von einem Teil zu, während die übrigen der Mehrheit nach den benachbarten schlesischen und obersächsischen Gebieten oder auch Thüringen entstammen.

Im Guten und im Bösen ist weit mehr von dem Vater als von der Mutter auf den Dichter übergegangen. Die Liebe zur Poesie, die musikalische Begabung, das Lehrtalent, die Gabe der Rede, die unbegrenzte Wohlthätigkeit, die Religiosität, der Cholerismus, die Verliebtheit ist in dem Charakter des Vaters vorgebildet. Wenn aber Geiger die Begeisterung für Friedrich den Groſsen nur als Erbteil seines Vaters ansieht, so übersieht er, daſs ohne Zweifel, wie auch Wohlwill annimmt, der preuſsische Offizier v. Maltitz, ein Freund des Vaters, bei einem Besuch in Schubarts Elternhause diese Begeisterung für den preuſsischen Helden in der Seele des Knaben, wenn nicht geweckt, so doch genährt hat — wiewohl Schubart in seiner Selbstbiographie davon schweigt.

In meinem Schubartsbuch spreche ich die Vermutung aus, die Erziehung sei in wichtigen Punkten verkehrt gewesen und der Dichter sei von seiner Mutter verzärtelt worden. Diese Vermutung wird durch Geigers Mitteilungen aus dem Freimütigen bestätigt. „Mein Vater, sagt Ludwig Schubart, welchen der Alte wegen seiner anfänglichen Stumpfheit und nachherigen Wildheit etwas hart hielt, war stets ihr Liebling, dem sie die besten Bissen zusteckte" — natürlich heimlich zusteckte. Wenn aber Vater

Digitized by Google

und Geschwister dies merkten, da mag es manche Auftritte zwischen Vater und Mutter, Bruder und Brüdern, Bruder und Schwestern gegeben haben, die gar nicht erbaulich waren.

Bei Schubarts Aufenthalt in Erlangen wirft mir Geiger vor, daſs ich in Haugs Angabe im Schwäb. Magazin, daſs Schubart 1795 unter dem Vorsitz seines Lehrers im Hebräischen de lectica Salomonis disputiert habe, mir mit dem ganzen Aufsatz habe entgehen lassen. Geiger nimmt die Nachricht für bare Münze und schlieſst daraus, er müsse doch eine Zeit lang sein Studium mit Ernst betrieben haben. Mir kam die Nachricht von dieser Disputation, die von Schubart nie und nirgends erwähnt wird, gleich verdächtig vor; ich erkundigte mich daher bei dem jetzigen Professor der alttestamentlichen Theologie Köhler in Erlangen, und dieser schrieb mir, Schubarts Lehrer im Hebräischen, Hofmann, habe 1759 (um welche Zeit Schubart, der am 24. Oktober 1758 als Chr. Friedr. Schubert aus Aalen immatrikuliert wurde, in Erlangen war) über jenes Thema aus dem Hohenlied 3, 9 disputiert; sein Respondent sei ein G. F. Dietz aus Billingshausen in Franken gewesen; die Dissertation selbst sei verloren; von einer Dissertation Schubarts über dieses Thema oder auch nur von einer Beteiligung desselben an der Disputation Hoffmanns über diesen Gegenstand finde sich keine Spur; bei der Genauigkeit G. W. A. Fikenschers in seiner vollständigen akademischen Gelehrtengeschichte der Universität zu Erlangen (1806, III, S. 62) sei anzunehmen, daſs er bei jener Disputation wenigstens officiell nicht beteiligt war. Folglich haben wir hier eine Flunkerei Schubarts oder ein Miſsverständnis. Vielleicht gab er als Zuhörer oder nachher ein paar schlechte Witze preis über den alten Sünder, den Wein und Weiber zum Gebrauch einer Sänfte gezwungen hatten. Meines Wissens sieht jetzt Geiger seinen Irrtum selbst ein.

Werner findet meine Erwägungen S. 23 meines Schubartsbuches merkwürdig, was aus Schubart geworden wäre, wenn er in Jena und nicht in Erlangen studiert hätte. Er beklagt, daſs durch diese und andere ähnliche Erwägungen der Fluſs der Darstellung unterbrochen werde. Der Verfasser möchte immerfort „kräftig marschieren“, aber darf man denn nicht auf einem Spaziergang hier und da still stehen, andere Wege, die sich neben dem von unserem Begleiter eingeschlagenen hinziehen, mit diesem

Digitized by Google

vergleichen? Ist die Frage müſsig, was aus Schiller und Wieland geworden wäre, wenn sie in Schwaben ausgeharrt hätten? Und wenn Schubart mit dem Gang seines Schicksals immerfort unzufrieden war, wenn er einmal nach Stockholm wollte, dann wieder bedauerte, daſs er nicht Geistlicher geworden sei, was, wie er meinte, seine wahre Bestimmung gewesen wäre, wenn viele sagten, er hätte entweder nie auf den Asperg kommen oder auf dem Asperg sterben sollen, da sollen solche Erwägungen „merkwürdig“ sein. In der That eine merkwürdige Zumutung.

Über Schubart in Geislingen giebt genaue Auskunft das drei Jahre nach meinem Schubartsbuch bei W. Kohlhammer in Stuttgart erschienene, meinem Werk an Umfang gleichkommende Buch: „Aus Schubarts Leben und Wirken. Von Eugen Nägele. Mit einem Anhang: Schubarts Erstlingswerke und Schuldiktate.“ Der richtigere Titel wäre: „Aus Schubarts Leben und Wirken — mit besonderer Rücksicht auf seinen Aufenthalt in Geislingen.“ Der Anhang, von dem die Aufschrift redet, nimmt mehr als die Hälfte des ganzen Buches ein (S. 219—448). Der Verfasser, einer von Schubarts Amtsnachfolgern in Geislingen, hatte viel mehr Quellen und Hilfsmittel zur Verfügung als ich. Dr. Geiger war mir nicht einmal dem Namen nach bekannt. Von einem Einblick in Archive, der Nägele gestattet war, weiſs ich nichts. Von den vielen Förderern seiner Arbeit, die Nägele in der Vorrede nennt, kannte ich bloſs Professor (nicht Bibliothekar, wie ich S. 392 meines Buches angebe) Wohlwill in Hamburg, aber auch an diesen habe ich mich nicht brieflich gewendet. Andere sitzen an der Quelle, ich saſs neben der Quelle. Um so freier und selbständiger ist meine Arbeit, und es that mir wohl, als ich bei H. Fischer las: „Man findet bei Hauff keine schablonenhafte Generalurteile, wie sie in der Litteraturgeschichte so gäng und gäbe sind. Eine recht glatt und sauber unter ein paar Hauptbegriffe untergebrachte Darstellung hat Hauff nicht geben wollen und, ohne dem Gegenstand Gewalt anzuthun, nicht geben können; so möge man, wenn er öfters genötigt ist, Gesagtes einzuschränken, These und Antithese gegeneinander zu setzen, ihm nicht etwa Inkonsequenz vorwerfen. ‚Die Welt ist voller Widerspruch, und sollte sich's nicht widersprechen?‘ Mehr Widersprüche aber als in Schubarts Wesen wird man so leicht nicht beisammenfinden.“

Digitized by Google

Schubarts Aufenthalt in Geislingen ist bei Nägele nach Jahren geordnet, ich muſste mich damit begnügen, die einseitig pessimistische Auffassung des Geislinger Aufenthalts bei Strauſs, der sich fast allein nach den Klagen Schubarts im Briefwechsel richtet, durch Herbeiziehung der Bekenntnisse Schubarts in seiner Selbstbiographie zu berichtigen und zu ermäſsigen. Daſs mir dies im allgemeinen gelungen ist, geben Wohlwill und Fischer zu. Schubarts Leben in Geislingen war fleiſsiger, besser, glücklicher, als es nach den unter dem ersten Eindruck widriger Erlebnisse geschriebenen Briefen scheinen könnte. Daſs in den Briefen die Geislinger Zeit in einem anderen Lichte erscheine als in der Selbstbiographie, meint Geiger, sei deswegen nicht zu verwundern, weil dem Dichter, als er später mit gereifter Selbsterkenntnis auf sein Leben zurückschaute, seine Leidenszeit in Geislingen noch golden erschienen sei gegen den unheilvollen Aufenthalt in Ludwigsburg. Allein es handelt sich hier nicht um die Vergleichung zwischen Ludwigsburg und Geislingen. Thatsache ist, wenn man je vergleichen will, daſs Schubart in Geislingen tugendhafter und fleiſsiger war als in Ludwigsburg. Warum war denn für Schubart der Ludwigsburger Aufenthalt so „unheilvoll"? Durch seine eigene Schuld, während er in Geislingen unter dem Joch unabwendbarer Verhältnisse seufzte. Vgl. darüber besonders mein Schubartsbuch S. 43, 44. Ohne die Ruhe und Gelassenheit, die zum Studium notwendig ist, hätte er in Geislingen nicht so viele Zeit auf seine Fortbildung verwenden können. Geiger sucht die Schilderung der Geislinger Zeit in der Selbstbiographie psychologisch zu erklären, anstatt sie als wirkliche und geschichtlich glaubwürdige Selbstbekenntnisse des ruhiger gewordenen Mannes zu betrachten. Eben damit tritt er wieder auf Strauſs' Seite. —

Über Schubarts Traum in der Neujahrsnacht auf 1769 bemerkt Max Koch: „Hauff handelt mit feierlichem Ernste (?) von dem Traume, den Schubart in seinen Selbstanklagen erzählt, macht ihm Vorwürfe, daſs er dieser offenbar göttlichen Warnung nicht Folge geleistet habe — soll das etwa Strauſs gegenüber eine theologische Auffassung sein? Dann ziehe ich doch die untheologische vor." Darauf antworte ich, daſs Strauſs von diesem Neujahrstraum ganz schweigt, ich ihn also auch nicht zu

Digitized by Google

bekämpfen brauchte und nicht bekämpft habe, daſs sodann sogar Leute, die in der Religion sehr frei denken, an die vorbedeutende Natur gewisser Träume glauben. Vgl. besonders „Schlaf und Tod nebst den damit zusammenhängenden Erscheinungen des Seelenlebens etc. von Franz Splittgerber, Garnisonsprediger in Kolberg. Halle, Fricke. 2. Aufl.“ — Entweder hat Schubart hier geflunkert und einen schweren Traum ins Entsetzliche ausgemalt, wiewohl seine Darstellung den Eindruck der Wahrhaftigkeit macht, oder hat er wirklich diesen Traum so gehabt, wie er ihn erzählt. Werner leitet diesen Traum vom Lesen Klopstocks und der Bibel ab — in denen ja aber der Dichter längst zu Hause war, ferner von Gerstenberg und Inquisitionsgeschichten, von denen Werner natürlich ganz bestimmt weiſs, daſs er sie damals gelesen hat. Hatte Schubart vielleicht auch in Ulm vor seiner Verhaftung die Träume und trüben Ahnungen, über die er und seine Gattin klagten, seiner Lektüre zuzuschreiben? Schubart sah in jener Neujahrsnacht die schwarzen Kutten aus Sebaldus Nothanker, dann wieder nach acht Jahren in Ulm in einem Traum — und zuletzt gar in Blaubeuren unmittelbar vor Ankündigung seiner Gefangenschaft in dem genannten Buch selbst. Warum sah er denn die Kutten erst nach acht Jahren wieder?

Nägele sagt: „Wir möchten daran denken, daſs Schubart seinen Neujahrswunsch bereute und im Traum die Schwierigkeiten sich ausmalte, in welche ihn das Gedicht verwickeln könnte, wenn die Geistlichen dasselbe erführen.“ Allein Händel mit Bürgern und Vorladungen vor die Geistlichkeit waren ihm nichts Neues. Die Bilder jenes Traumes konnte er unmöglich im Geiste an jenes Gedicht anknüpfen, weswegen es sich auch leicht begreift, daſs er sich so lange nachher wohl noch des Traumes, nicht aber seines Neujahrwunsches und des daraus entstandenen Miſsverhältnisses zur Geistlichkeit erinnerte. Wie konnten sich ihm denn die zwei ehrenwerten und gegen Schubart keineswegs feindlich gesinnten Geistlichen in der Gestalt von unheimlichen schwarzen Kutten darstellen?

Bei dem Aufenthalt in Ludwigsburg wird meine Deutung der Schluſsworte in Schubarts Brief an seinen Schwager Böckh vom 6. Februar 1771 (Strauſs 1, 258) von Geiger und

Digitized by Google

Werner als ein seltsames Miſsverständnis bezeichnet. Geiger wirft mir vor, ich nehme Schubarts Äuſserungen über sich selbst, die ironisch gemeint seien, als baren Ernst und finde darin ein Geständnis von Schubarts Übergang zur offenkundigen Liederlichkeit. Er meint, ich habe den Schluſs übersehen, wo Schubart sagt, er lese jetzt Bücher, hübsch sauber in Paris gedruckt, wo der Autor — gallische Gedankenlosigkeit auskrame. „Ich glücklicher Mann!“ — Was folgt denn aber aus diesem Schluſs? — etwa, daſs er die vorangehende Schilderung seiner Lebensweise bloſs im Spaſs gemacht habe, um seinen Schwager, der Schubarts schwache Seite wohl kannte, den ernsten, sittlich-strengen Böckh bei seiner Ankunft in Ludwigsburg um so mehr zu überraschen? Schubart war also kein Schuldenmacher, kein eitler Vergnügling geworden? Nein, nur das folgt daraus, daſs er seiner Liederlichkeit einen heiteren, renommistischen Anstrich gab und daſs es ihm bei dieser Weltförmigkeit doch innerlich nicht wohl war. Er ist nicht der einzige, der über das Laster, von dem sich zu befreien er zu schwach ist, sich lustig macht. Fast ganz wie ich faſst Strauſs die Stelle. Er schreibt im Morgenblatt: „Ludwigsburg wird Schubarts Kapua. Er wehrt sich eine Zeit lang, er spottet über die Leerheit des höfischen Treibens; aber indem er sich noch lustig macht, während er noch darüber zu stehen meint, hat ihn bereits der Strudel erfaſst, um ihn zum Abgrund zu führen. Hören wir die Beichte, die er auch jetzt seinem getreuen Böckh ablegt:“ — und nun folgt der bekannte Brief. Strauſs knüpft folgende Betrachtung daran, die Wasser auf meine, aber nicht auf Geigers und Werners Mühle ist: „Aber Schubart war nicht der Mann, mit dem Teufel zu spielen: er war im Augenblick matt gemacht. Ihm war es nicht gegeben, in der Flut des Weltlebens mutwillig zu plätschern, abwechselnd unterzutauchen und sich wieder emporzuheben; er war ein zu schwerer Körper, der entweder davonbleiben oder in die niederste, schmutzigste Tiefe versinken muſste. Da er das erstere nicht mochte, so erfolgte das letztere.“ Nägele faſst den Brief so ziemlich wie ich. Werner meint freilich, Schubarts Äuſserungen seien immer übertrieben, er habe nur die Extreme gekannt. Zieht man aber auch noch so viel von dem Inhalt des Briefes ab, so bleibt noch genug übrig, um zu zeigen, daſs man darin nicht das gerade

Digitized by Google

Gegenteil von dem, was die Worte sagen, finden kann. Also — Strauſs und Hauff: Beichte; Geiger und Werner: Ironie; Nägele vermittelnd, doch mehr für die Beichte.

Bei Ludwigsburg ist natürlich Special Zilling zu erwähnen. Meine apologetischen Bemerkungen über ihn werden von Sauer und Werner einfach als miſslungen bezeichnet, aber mit keinem Worte widerlegt. In dem Buch: „Chr. Heinrich Zellers Leben. Von Heinr. W. J. Thiersch. Basel 1876“ I, 41 lesen wir über ihn: „Er war ein strenger gravitätischer Kirchenmann der alten Zeit. Wenn ihn die mutwilligen Offiziere neckten, wuſste er ihnen gehörig zu antworten. Seine drastischen Ausdrücke in der Predigt und sein urwüchsig schwäbischer Dialekt im gewöhnlichen Leben nahmen sich komisch aus. Doch lag bei dem allem ein aufrichtiger tiefer Ernst zu Grunde. Der alte Special war ohne Zweifel ein rechtgläubiger, sittenstrenger Mann. Wohl mochte bei ihm, wie bei so manchem Orthodoxen jener Zeit, bei Prälat Burscher in Leipzig und Hauptpastor Götze in Hamburg, der feine Geschmack und die ästhetische Bildung mangeln. Infolge dessen wurden sie von den Leuten der neuen Zeit, denen sie fremdartig gegenüberstanden, unverdienterweise ausgelacht. Aber bei dem allem kämpften sie doch für die Sache Christi und standen ein für die Gebote Gottes gegen ein abgefallenes Geschlecht. So war es auch mit Zilling. Er hatte einen schweren Stand in Herzog Karls stürmischer Zeit, gegenüber dem verderbten Hof, ähnlich wie sein Zeitgenosse Herder in Weimar. Er hielt stand und erfüllte seine Pflicht, als er gegen den Dichter Schubart auftrat. Dieser talentvolle, aber zügellose Mann, damals Organist und Musiklehrer in Ludwigsburg, war von den Lastern des Hofes angesteckt, lebte unordentlich und machte seine treffliche Frau namenlos unglücklich. Zilling hatte die Berufung Schubarts nicht gewünscht und wurde von diesem persönlich beleidigt. Wie man erzählt, liebte es der Organist, weltliche Melodien als Vorspiel oder Nachspiel auf seiner Orgel zum besten zu geben. Einst präludierte er gar zu lang, der Herr Special schickte daher den Mesner auf den Orgelchor, um den Befehl zum Schluſs zu überbringen; aber Schubart lieſs ihm sagen, sein Spiel sei immer noch besser als das, was hernach komme. Indessen waren es nicht diese kleinen Reibungen, son-

Digitized by Google

dern die von Schubart gegebenen schweren Ärgernisse, welche den Superintendenten bestimmten, in Erfüllung seiner Pflicht Schubart vom Abendmahl auszuschlieſsen und seine Entlassung vom Organistendienst zu verlangen. Nicht dadurch, sondern aus anderen persönlichen und politischen Gründen fiel Schubart bei dem Tyrannen in Ungnade, wurde auf den Hohenasperg gefangen gesetzt und daselbst zehn Jahre lang, 1777—87, in Haft gehalten. Als er in dieser jammervollen Lage Reue zu erkennen gab und nach dem heiligen Abendmahl verlangte, mahnte Zilling zur Vorsicht, empfahl ihn aber schlieſslich dem Konsistorium zur Wiederherstellung (Strauſs a. a. O. S. 395—413). Zillings ganzes Verhalten in der Sache erscheint richtig und pflichtgemäſs."

Miſstrauisch hat auch Nägele S. 206 sich über Zilling geäuſsert. Bei der Untersuchungshaft muſste Schubart freigesprochen werden „zum Ärgernis des Dekans". Schubart empfand, wie er selbst sagt, einen gewissen inneren Widerwillen gegen die Geistlichkeit oder, wie Nägele sich ausdrückt, gegen die Mehrzahl dieser Leute. „Er erblickte in den meisten ungenügende Organe für die Erziehung und Leitung des Volks, beschränkte Pedanten, geistlose Halbgebildete, menschenfeindliche, selbstgerechte Potentaten, Gegner seines Bildungs- und Freiheitsideals, kulturelle und sociale Dunkelmänner." Ei, woher weiſs denn Nägele dies alles? Schubart, den man doch zuerst hören muſs, stellt als Hauptgrund dieses Widerwillens Feindschaft gegen die Religion selbst hin. Man lese den Abschnitt (Scheible 1, 106 ff.) im Zusammenhang. Übrigens spürte er keinen Widerwillen, sondern einen inneren Zug des Geistes zu Geistlichen wie Schülen, Ötinger, Beckh, Miller, Hahn, zu seinem trauten Schwager Böckh und in Stunden ruhigen Nachdenkens gewiſs auch zu den zwei Geislinger Geistlichen, die ihn glimpflich genug behandelten und von denen ihn Helfer Abele mit Büchern unterstützte.

Werner und Koch tadeln mich, weil ich der Musik eine sehr unsittliche Würkung (so schreibt Werner beharrlich) zuschreibe. Jawohl, auch G. Kühne und Schubart selbst äuſsern sich ähnlich. Werner verzerrt meine wohlbegründete Ansicht, indem er sie nicht in ihrer Beschränkung auf Schubartsnaturen anführt. Wie lange die Eindrücke bei der amtlichen Ausübung der Kirchenmusik dauerten, das erfuhr Zilling und mit ihm das

Digitized by Google

versammelte Publikum; wie kann man daher von einem heilsamen Einfluſs dieser Musik auf Schubarts der augenblicklichen Erregung zugängliches Gemüt reden? Das Schwelgen in den verschiedensten Stimmungen, ein fortwährender Wechsel der Gemütsbewegungen, ein Gefühl- und Phantasieleben ohne feste, dauernde Eindrücke, das ist der echte Schubart, und in unheilvollem Bunde mit diesem Wesen stand die musikalische Begabung. Schubart selbst war sich darüber ganz klar. — Man hat mir vorgeworfen, ich habe kein Gesamtbild von Schubart entworfen. Nun — ich habe mehr gethan; ich habe sein Wesen im Zusammenhang mit der Musik, seiner Hauptfeindin, aufgefaſst, dieses Danaergeschenk der Natur in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt und als seinen Hauptfehler die Virtuoseneitelkeit, die Eitelkeit des genialen Musikvirtuosen und dann des Virtuosen überhaupt bezeichnet. Der Virtuose will eine Art Wunderthäter und Zauberer sein; er will unter höherer Einwirkung stehen und ist doch nur von der genialen Laune des Augenblicks abhängig; er will nicht langsam und gemessen, sondern schnell und schlagartig wirken; er will bewundert werden und scheut sich zu dem Ende auch nicht vor Flunkereien und Erdichtungen. Vom Virtuosentum, wenn nicht beherrscht, so doch angekränkelt zeigt sich Schubart auf allen Gebieten seiner geistigen Thätigkeit. (Sanders beschreibt in seinem deutschen Wörterbuch die Virtuosität als die zur Schau gestellte Bravour.)*

Bei A u g s b u r g weist mir Geiger nach, daſs ich mit Unrecht behaupte, wir haben von dem Aufenthalt Schubarts in dieser Stadt nur e i n e n Brief. Darüber will ich ebensowenig

* Zu Schubarts Freunden in Ludwigsburg gehört auch Baltasar Haug. Die nicht deutlich genug gehaltene Anmerkung in Nägeles Buch S. 91 wird in helleres Licht gesetzt durch H. Fischers Bemerkung im Schwäb. Merkur: „Der Widerspruch, den Hauff, wie früher auch der Referent, darin findet, daſs B. Haug 1766 Professor in Stuttgart und doch während Schubarts Ludwigsburger Zeit (1769—73) in Ludwigsburg gewesen sein sollte, löst sich dadurch, daſs Haug, wie er in einem autobiographischen Aufsatze sagt, zwar Ende 1766 zum Professor in Stuttgart ernannt und beeidigt wurde, aber „höchster litterarischer Privataufträge halber“ seinen Aufenthalt in Ludwigsburg nehmen muſste und das Stuttgarter Amt erst an Jakobi 1773, also kurz nach Schubarts Weggang von Ludwigsburg, antreten konnte.“

Digitized by Google

streiten als über Schubarts Briefwechsel mit Wieland. Ferner meinen Geiger und Wohlwill, ich hätte die Preſsverhältnisse jener Zeit und den Gaſsnerschen Unfug genauer schildern sollen. Allein da könnte ein Theolog, weil Schubart ursprünglich ein Theolog war, eine Schilderung der damaligen Theologie, ein Jurist wegen Schubarts Verhaftung eine Darstellung des damaligen Rechtsverfahrens, ein Musiker eine Erörterung über den damaligen Stand der Musik, ein Schulmann über die damalige Pädagogik in Württemberg und Deutschland erwarten. Wirklich giebt Prutz eine Auseinandersetzung über den Stand der Musik zu Schubarts Zeit. Er faſst die Musik in ihrer Einwirkung auf Schubarts Charakter fast ebenso wie ich, erinnert namentlich auch an das Bekannte: Cantores amant humores. Doch wohin würde das alles führen? Ich wollte nicht Schubart und seine Zeit beschreiben. Jedenfalls bin ich jetzt in gleicher Verdammnis mit Strauſs, dem Klüpfel in seinem Wegweiser vorwirft, er habe sich in seinem Hutten auf die Persönlichkeit Huttens und seine Umgebung beschränkt und gehe auf eine allgemeine Geschichte der Zeit weniger ein, als mancher Leser vielleicht wünschen möchte.

Bei Augsburg bespricht Geiger das „Märchen“, das von den Pfaffen in Augsburg verbrannt wurde, und meint, es sei nicht, wie ich und Sauer behaupten, frei erfunden, sondern Bearbeitung des Märchens „Das Bürle im Himmel“ in der Grimmschen Sammlung. Allein dieses kehrt seine Spitze gegen die Reichen, nicht gegen die Pfaffen, ist nach dem dritten Band der Märchen schweizerischen Ursprungs, den Grimm von Friedrich Schmid bei Aarau, einen geborenen Schweizer, durch Wackernagel zugekommen; zu Schubarts Zeit war dieses Märlein, das republikanischen Geist atmet, noch gar nicht gedruckt, und erst Jahrzehnte nach Schubarts Tod taucht es in der dem Dichter zeitlebens ziemlich fremd gebliebenen Schweiz auf. Solche Scenen im Himmel sind ja häufig gedichtet worden; so Der rechte Glaub (Schubarts Gedichte bei Reclam S. 357 und Vossens Luise), Frau Schnips bei Bürger, Hans Pfriem bei Luther. Geigers Ableitung des in mehr als einer Hinsicht von dem Grimmschen Märchen verschiedenen Schubartschen Schwanks ist ein abschreckendes Beispiel der Parallelenfahndung.

Bei Ulm, sagt Geiger, gebe ich kein Bild von Schubarts

Digitized by Google

Verdiensten um das Ulmer Theater. Ganz kurz erwähnt habe ich seine darauf gerichteten Bestrebungen S. 398 der Biographie. Meine Ausgabe von Schubarts Gedichten enthält darüber drei Gedichte (472—475), von denen besonders der „Epilog von der neunjährigen Nanette Berner gesprochen“ Schubarts Ansicht von dem damaligen deutschen Bühnenwesen wiedergiebt (vgl. Wohlwill im Archiv XV, S. 33).

Daſs Goethe 1775 nicht in Ulm war, steht jetzt fest. Eigentümlich ist aber Werners Behauptung, ich hätte dies aus Schubarts Brief an Goethe (Goethe-Jahrbuch 3, 427) schlieſsen können. Dieser Brief ist gar nicht an Goethe, sondern an den Maler Müller gerichtet. (Im Goethe-Jahrbuch steht umreiſsen statt nun reiſsen (reisen, sich davonmachen.) Werners Belehrung war höchst überflüssig; aus einem Brief, den ich für unecht halte, kann ich keinen Schluſs ziehen.

Pressel führt, wie ich, in seinem Schriftchen die auch von H. Kurtz in seinem Roman „Schillers Heimatjahre“ sich findende Erzählung von den Versen an, die Schubart am Abend vor seiner Verhaftung aus dem Ärmel geschüttelt haben soll:

Zwei Götter können sich zusammen nicht vertragen,
Drum Plutus an die Hand und Bacchus in den Magen.

Etwas ganz Ähnliches berichtet das zur Kollektion (!) Spemann gehörende Buch: Wohlgefülltes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors S. 30 über den bekannten Witzbold Taubmann (Professor in Wittenberg, † 1613). „Als ihm einst der Kurfürst einen Becher zutrank, worin er ein schönes Goldstück gethan hatte, mit dem Bemerken, daſs er Wein und Goldstück haben solle, wenn er einen guten Vers darauf mache, trank er den Wein aus und sagte, indem er das Goldstück hervorlangte und einsteckte:

Zwei Götter können sich im Glase nicht vertragen,
Geh, Plutus, in mein' Sack und Bacchus in den Magen.“

Was sagen die Abhängigkeitsfahnder dazu?

Und nun zu Schubarts Verhaftung. Hier billigt Werner meine S. 159 meines Buches ausgesprochene Behauptung, daſs in der kurzen Zeit von zwölf Tagen (innerhalb von zwölf Tagen — drückt er sich aus), zumal bei der Langsamkeit des damaligen Verkehrs, ein Briefwechsel zwischen Ulm und Wien

Digitized by Google

(richtiger: zwischen Ulm, Wien und Stuttgart) nicht wohl stattfand. Er fährt fort: „Es lohnte wohl, in den Wiener Archiven nachzuforschen, ehe Vermutungen, gleich den von H. (aber auch von Strauſs 1, 340, von Geiger, von Schubart selbst — vgl. Wohlwill im Archiv XV, 10) vorgetragenen ausgesprochen werden.“ Wohlwill hat sich nun in Wien erkundigt und (nach dem Archiv XV, 133) zur Antwort bekommen, daſs in keinem Berichte des Kaiserl. Gesandten Ried und in keinem Erlaſs an ihn noch sonst irgendwo in den Wiener Archiven Schubarts Name genannt werde. Auch das Stuttgarter Archiv giebt keinen urkundlichen Anhaltspunkt. Dabei ist immerhin zu beachten, daſs, wie Wohlwill angiebt, aus der im allgemeinen nur lückenhaft erhaltenen Korrespondenz Rieds gerade für die uns besonders interessierende Periode vom Ende 1776 bis Anfang 1777 ein Bericht an den Reichsvicekanzler Colloredo aus der Zeit zwischen dem 20. Januar und 13. Februar fehlt — Zufall oder Absicht? Daſs weiter Schubarts journalistische Thätigkeit auch am Wiener Hofe Anstoſs erregen konnte, bezweifelt Wohlwill aus mehreren Gründen, die man a. a. O. nachlesen mag. In Übereinstimmung mit Christian und Ludwig Schubart halte ich es für wahrscheinlich, daſs Ried den Chronikschreiber als einen leidenschaftlichen Novellisten angegeben habe, der Preuſsen auf Kosten Österreichs zu erheben suche. War doch Schubart von Nördlingen, Nürnberg und Erlangen her als Preuſsenfreund bekannt; vielleicht hatte sich auch eins seiner Preuſsenlieder erhalten. Wie viel und was er sodann beim Weine in diesem Sinne gesprochen hat, was nachher verdreht wurde, vielleicht aber nicht einmal verdreht zu werden brauchte, wissen wir nicht. Auch Wohlwill giebt diese Möglichkeit zu. Die Biographie giebt einen doppelten Anhaltspunkt: 1) die S. 335 angeführte Prophezeiung von dem deutschen Kaiserthron, der sich aufs neue erheben werde. Diese Prophezeiung im Jahrgang 1774 der Deutschen Chronik konnte nur auf den preuſsischen Staat, der an der Spitze Deutschlands stehen sollte, gedeutet werden. 2) S. 169 erwähne ich das Gedicht „Willkomm“ (Reclam S. 113) und bemerke, wie dieses wegen seines Schlusses als eine Entweihung des Erdengottes Karl betrachtet werden konnte. „War ja doch auch die Anzeige, daſs Maria Theresia an einem Schlagfluſs plötzlich gestorben sei,

Digitized by Google

als hochverräterisch betrachtet worden.“ 3) Vielleicht war Schubart in Wien überhaupt als irreligiöser und unkirchlicher Mensch angeschwärzt worden. Daſs das „Märchen“ in Augsburg verbrannt worden war, konnte in Wien wohl nicht unbekannt bleiben.

Beweisen also läſst sich — darin muſs ich Wohlwill beistimmen — ein bestimmter Anteil Österreichs an Schubarts Verhaftung nicht, aber wahrscheinlich machen läſst er sich.

Werner tadelt mit Geiger, daſs ich das Gedicht „An Guibal“ auf Franziska beziehe; diese Vermutung, meint er, liege nach dem Eingang und Schubarts Anmerkung nahe, die Schilderung aber biete nichts, als was man in Huldigungsgedichten gewohnt war. Die von mir aufgenommene Lesart Psyches für Amors kann Werner nicht billigen; er erinnert an das anakreontische Motiv, Amor aus den Locken der Geliebten herausblicken zu lassen. Allein — daſs Amor aus den Locken der Geliebten herausblickt und daſs die Geliebte selbst Amor genannt wird, das ist denn doch zweierlei. In welchem anakreontischen Gedicht heiſst die Geliebte Amor? Schon das Geschlechtswort spricht gegen eine solche Geschmacklosigkeit. Eine weibliche Schönheit mag man eine Venus, Grazie, Amorine, Amorette nennen, aber nicht einen Amor. Vgl. Goethe: und du bringst den Amor, liebes Kind. Im übrigen verweise ich auf mein Buch S. 160. — Allerdings konnte der Herzog, wie Werner richtig bemerkt, seine Karlsschüler Franziska ganz ruhig als Muster der Tugend preisen lassen, man vertrug überhaupt gewaltige Lobeshymnen. Allein Schubart war kein Karlsschüler und war längst als Spötter und Satiriker bekannt. Spott thut immer weh, am wehesten aber, wenn er, wie die Donna Schmergalina der in dem Gedicht „An Guibal“ gepriesenen Schönheit, dem Lobe nachhinkt. Was nun dieses Wort „Schmergalina“ betrifft, so habe ich, unabhängig von den Kritikern, die hier keinen Bescheid wuſsten, nachträglich gefunden, daſs dieser Name schon in Wielands Roman „Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva“ 1764 vorkommt. Eine Dame, Mergelina, die sehr reich und sehr heiratslustig, aber jedes anderen Vorzuges bar ist, wird von dem Helden des Romans trotz ihres Reichtums wegen ihrer abschreckenden Häſslichkeit zurückgewiesen. Pedriko, Sylvios Knappe, nennt diese Dame beständig Schmergelina, während Sylvio bei dem Namen Merge-

Digitized by Google

lina bleibt. Wielands Roman fand, wie L. F. O. (Ofterdinger) im Schwäb. Merkur 1886, S. 675 uns belehrt, namentlich bei der akademischen Jugend groſsen Beifall. „Überhaupt wurde dieses Wort damals vielfach gebraucht, vielleicht von manchen, ohne daſs sie an Donna Mergelina dachten. So findet man namentlich in alten Studenten-Stammbüchern den Namen ‚Schmergelina' in derselben Bedeutung wie später Besen, ja auch manchmal für eine ‚Geliebte', und in letzterem Sinn dürfte Schubart die Franziska von Hohenheim als die Geliebte des Herzogs bezeichnet haben." Die Frage, ob „Schmergelina" eine Schöpfung Wielands oder älter sei, ist damit noch nicht beantwortet. Der Brief, in dem Schubart die Geliebte des Herzogs so benennt, ist nur um elf Jahre jünger als Wielands Roman. Die Bemerkung in meinem Buch: „Noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sagte man z. B. in Tübingen: Dame Schmergela = Tugendpredigerin" verdanke ich einem geborenen Tübinger. Nach Ofterdingers mir sehr einleuchtender Erklärung wäre Schmergelina, was zur nämlichen Zeit z. B. in Jena und Leipzig „Charmante" bedeutete (vgl. Zachariäs Renommisten 1, 262), worüber die Kulturgeschichte Auskunft giebt.

Wie blind Werner daherstürmt, sieht man aus seiner Bemerkung, S. 224 meines Buchs habe ich vergessen, was ich S. 161 geschrieben hatte; denn nun meine ich: „Mehr als alle anderen Gedichte (in der akademischen Ausgabe) muſste ihr das Gedicht An Guibal schmeicheln, dessen Beziehung ihr nicht verborgen bleiben konnte." Wo steckt denn hier ein Widerspruch? „An Guibal" erschien 1774, S. 319 der Deutschen Chronik; nachher spottete er über Franziska; in der Ausgabe seiner Gedichte suchte er diesen Spott, der ihm so sehr geschadet hatte, durch die Aufnahme des Gedichts in die Sammlung wieder gut zu machen.

Daſs Schubart der Geliebten des Herzogs ziemlich nahe getreten ist und daſs sie Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint, sieht man aus der „Nachlese zu Schubart", wo wir bei Strauſs lesen: „Im Dezember 1770 hofft er vor Serenissimo nächstens den Flügel zu spielen; im Juli 1772 schreibt er an seine Eltern: die Frau von Lentrum, eine Maitresse des Herzogs, instruiere ich ebenfalls; es ist aber ein gar schlüpfriger Posten, weil der Herr oft selber dazu kommt." Leider ist diese Stelle

Digitized by Google

von mir übersehen worden und auch Geiger hat sie erst nachträglich bemerkt; er bezeichnet sie als eine Hauptbeweisstelle für die beste Partie meines Buches. — Was bei diesen Musikstunden vorgefallen sein mag, wer weiſs es?

Geiger verwirft die Deutung des Gedichts „An Guibal“ auf Franziska und meint, wenn an eine Dame zu denken sei, die Schubart in Ludwigsburg kennen lernte, so könne dies nur Frau v. Türkheim sein. Er verweist auf die Briefe an Böckh vom 19. September 1770 und vom 26. August 1771. Allein den Ausschlag giebt die Stelle von der Stirne, wo die Tugend sitzt und Haſs auf jedes Laster blitzt. Diese Stelle paſst nicht auf die Türkheim mit ihrer anrüchigen Vergangenheit, wohl aber auf die vielfach als Tugendmuster gepriesene Franziska. Zwar wird auch die Türkheim von Schubart (Strauſs I, 265) ein Seraph in weiblicher Schönheit genannt; allein „Engel“ und „Seraph“ beziehen sich oft nur auf körperliche Schönheit im Bunde mit Sanftmut, Güte, Liebenswürdigkeit; vgl. die bekannte Stelle im Werther.

Unter den Männern, die den Gefangenen besuchten, befand sich auch der Dichter Conz. Zwar nicht in der Sammlung seiner Gedichte, wohl aber in dem Werk: „Poetisches Portefeuille, herausgegeben von F. M. Armbruster, St. Gallen 1784“ S. 150 steht ein Gedicht mit der Aufschrift: Der achtzehnte Augustusabend. An Schubart nach Asperg. 1782. Am Schluſs steht: Conz. Wegen Mangels an Raum hier nur eine Probe aus der Mitte:

Ha, wie schwoll mir nicht heute mein Herz,
Da ich stand vor dir,
Meine Seel aufflammte von deinem Kuſs,
Schubart,
Verkannter Edler!
Da ich sah den Weisen im Kerker,
Des Geist nicht absplittert an den Klippen des Elends,
Dem die Woge des Jammers
Nicht wegspülte seiner Thätigkeit Kraft,
Noch löschte des warmen Herzens
Sprudelndes Feuerblut,
Der beides, im Gesang und in der Symphonie der Töne,
Über des Leibes Ufer
Seelen entreiſst:
Der wie Gott seine Blitze
Um sich her
Schleudert Gedanken
Mit des Genius sprühender Glut,
Dich, den der Ofen des Elends
Läuterte siebenfach. U. s. w.

Digitized by Google

Den Besuch von G. E. Paulus habe ich aus Anlaſs des Ewigen Juden S. 292 im Vorbeigehen erwähnt. Das Genauere findet sich bei Reichlin-Meldegg, G. E. Paulus und seine Zeit I, 89. Der auf einer wissenschaftlichen Bildungsreise begriffene junge Mann ritt im Mai 1787, wenige Tage vor des Dichters Befreiung, mit seinem Freund Seyffer nach Hohenasperg. Man lese des Dichters Jammer über die eiskalte Berliner Theologie, das unverständliche Trillern in der Musik etc. a. a. O. selbst nach. Merkwürdig ist Schubarts Äuſserung, als Theaterdirektor würde er am meisten leisten können.

II, 180 nennt Strauſs unter denen, die sich für Schubarts Befreiung verwandten, den Dichter Ramler. Hier liegt ein von der bei Strauſs II, 248 zu lesenden Stelle in dem Briefe Ludwig Schubarts an Miller herrührendes Miſsverständnis vor. Ramlers Werke enthalten keine Ode auf den Barden des Aspergs. In den Briefen Schubarts und seiner Frau, besonders an Himburg, ist nie von Ramler, wohl aber von der Karschin, Herzberg und anderen die Rede.

Auf Schubarts Bekehrung im Gefängnis und die Einwirkung dieser Bekehrung auf sein späteres Leben kann ich mich hier nicht genauer einlassen. Ich verweise auf die S. 390 meines Buches angeführte Abhandlung P. (nicht H., wie im Buch gedruckt ist) Fischers, eines württembergischen Theologen, in der Bes. Beilage zum Staatsanzeiger 1878, 26. 27, und auf L. Mezger in der Allg. Zeitung. Daſs Schubart wirklich eine Bekehrung erfuhr, darin stimmen Strauſs, Pressel, Ludwig Schubart überein. Mezger nimmt die hierher gehörenden Äuſserungen Schubarts ebenfalls wörtlich und meint sogar, ich sei nicht weit genug gegangen, die Bekehrung habe auch auf sein Herz, seine Gemütsverfassung, sein Gottvertrauen, ja seinen Lebenswandel mehr eingewirkt, als man gewöhnlich annehme. Die Zweifel waren verschwunden und damit war auch sein Herz ruhiger geworden. Werner weiſs dies freilich besser. Er tadelt mich, daſs ich alle brieflichen Äuſserungen Schubarts für bare Münze nehme, „während doch Schubart die Manier Hahns annahm, seine Reden mitunter nach dem Asperger Muster einrichtete, in seinem Herzen jedoch unverändert geblieben war.“ Ein schönes Seitenstück zu der Auffassung des Ludwigsburger Briefes. Dort schildert sich

Digitized by Google

Schubart als ungläubig, rein weltlich, irreligiös; hier in sehr vielen Briefen als gläubig oder bemüht, gläubig zu werden — aber Werner behauptet, natürlich ohne Beweis, beide Selbstschilderungen seien nicht ernstlich gemeint; um sie nach ihrem wahren Sinn zu fassen, müsse man das Gegenteil von dem annehmen, was sie sagen. Ein herrlicher exegetischer Grundsatz! — Wozu hätte sich denn Schubart verstellen sollen? Unter Rieger hätte das noch einen Sinn und Zweck gehabt, aber unter Riegers Nachfolgern nicht mehr; vollends nach der Befreiung — wozu denn Heuchelei? Sollte er sich dem Herzog zuliebe bibelgläubig stellen? Der war ja, obgleich Katholik, ein Aufklärling, ein Verehrer der Tugend. — Noch weiter als Werner geht Th. Ebner in Herrigs Archiv Bd. LXXI, 292. Er meint, der empfindende Christ sei mehr ein gewandter Schauspieler gewesen; auf dem Asperg habe er zur Erlangung der Freiheit die Maske der Religion und des Christen vorgenommen, die er nun nach erreichtem Zwecke als nutzlos ablegte, um nun als zahmer, ergebener und schmeichelnder Fürstendiener aufzutreten u. s. w.

Nicht billigen kann ich bei diesem Anlaſs den Ton, den Strauſs gegen Hahn und Ötinger anschlägt. Er rechnet jenen (I, 354) zu den geistlichen Quacksalbern und sagt im Morgenblatt S. 230: „Um Schubart zu bessern, hetzte man ihn durch eine Art von geistiger Hungerkur in allen Wahnwitz Ötingerscher Theosophie und Bengelschen Chiliasmus hinein.“ Solche Ausdrücke widersprechen der Würde und Gegenständlichkeit, die man von einem Geschichtschreiber fordern kann. Andere denken über Ötinger anders als Strauſs, der eben kein Organ für ihn hatte. So findet sich gleich einige Nummern nach jenem Schubartianum im Morgenblatt (1847, S. 291) in dem Aufsatz über Originale die Behauptung: Ureigenheit und Selbständigkeit im Gegensatz zu dem Wechsel des Tages und der Stimmungen ist mit dem Grundwesen der Religion gleichgeartet. Originelle Männer waren Pastoren wie Flattich und Machtolf. Ötinger ist nach S. 294 der tiefsinnigsten Forscher und der wunderlichsten Käuze einer (Schelling verdankt ihm vieles), der die geheimsten Gründe von Gott und Welt, aber auch zu guter Stunde Spaſs verstand.

„Kunstlos endet,“ sagt Werner, „Hauff S. 259 seine Lebens-

Digitized by Google

beschreibung Schubarts," jawohl kunstlos, und zwar gerade so kunstlos wie Strauſs, der II, 331 ebenfalls mit Familiennotizen schlieſst. —

Gehen wir nun zum zweiten Teil des Buches über und betrachten zuerst Schubart als Dichter. Ich konnte deswegen nicht alle Gedichte Schubarts in die Reclamsche Sammlung aufnehmen, weil der Verleger dickleibige Ausgaben nicht gern annimmt; die Auswahlen und die dünneren Bändchen finden die meisten Käufer, dickleibige, mehrere Bändchen fassende Werke die wenigsten. So habe ich denn von den 110 geistlichen Gedichten der Frankfurter Ausgabe nur 55 aufgenommen. Das Publikum ist meistens einseitig, ein Mann wie Schubart ist ihm zu vielseitig und läſst sich nicht leicht in ein bestimmtes Fach einreihen. — Geiger wirft mir nun vor, daſs ich die Züricher Ausgabe von Schubarts Gedichten nicht genug berücksichtigt habe; sie gebe nicht bloſs die ältere Gestalt von Schubarts Gedichten, sondern bringe auch einige Gedichte, die in den späteren Ausgaben fehlen und die Schubart zum Teil aus guten Gründen von der akademischen Ausgabe ausschloſs. Vergleiche dagegen Wohlwill in Schnorrs Archiv XV, 33. In dem mit Schubart angestellten Verhör bezeichnete Schubart die zwei Gedichte: „Auf meinen Nachtigallenruf" und „Auf Sophiens, der regierenden Herzogin von Württemberg, Tod", dessen Spitze nach Geigers unbewiesener Behauptung gegen Franziska gerichtet gewesen sein soll, als nicht von ihm herrührend; aber Geiger wünscht, ich hätte sie aufnehmen sollen. Wenn ferner Geiger 1888, 9 sagt, wenigstens in der Biographie habe ich die Gedichte ganz übersehen, die Schubart noch auf dem Asperg und später als Hofpoet auf die herzoglichen Geburts- und Namenstage dichtete, so verweise ich in meinem Buch auf S. 188 und 237, wo ich die Theaterprologe auf dem Asperg und die vielen mit gereimten und ungereimten Schmeicheleien verzierten Nummern der Chronik kurz erwähne. Warum, frage ich weiter, spricht Geiger nicht ausdrücklich von dem Geburtstagsprolog 1782 (Reclam S. 30), von dem Gedicht: Karls Name (Reclam S. 103), von dem Epilog (S. 112), von dem Gedicht Willkomm (S. 113, geschichtlich erläutert im Schubartsbuch S. 169, 170)? Da Geiger selbst den besonders gedruckten oder im Manuskript zu Tübingen und Stutt-

gart vorhandenen Gedichten keinen litterarischen Wert beilegt, so bedaure ich nicht, mich nach dieser Seite hin nicht mehr angestrengt zu haben.

Ich sage S. 32, zum *eigentlichen* Bettelpoeten sei Schubart nie herabgesunken. Geiger führt nun 1888, 9 mehrere Punkte an, durch welche meine Behauptung wesentlich eingeschränkt wird. Ich faſste eben das Wort Bettelpoet im strengsten Sinne und setzte noch: eigentlichen (= förmlichen, berufsmäſsigen, handwerksartigen) hinzu.

Gegen die einzelnen Gedichte hat Werner viel einzuwenden. Beim Fluch des Vatermörders läſst er die Worte des Schubartsbuches weg: „ihren (der Romanze) Inhalt konnte er von Ludwig Schubart erfahren haben“. — Beim Schneider auf Reisen macht er aus der *Variante* „und ritt auf einem Bocke zum Taubenschlag hinein“, die ich aus dem Wunderhorn aufgenommen habe, eine eigenmächtige und verfehlte *Emendation*. — Beim schwäbischen Bauernlied hat mich Werner nicht verstanden. Ich tadle an Sauer, daſs er das eine Mal mein, das andere Mal mein' (= meine) Liesel, wie: mein' Braut drucken läſst. Vgl. Strauſs II, 453 die vollkommen richtige Anmerkung.

Natürlich spielt die Parallelenjagd eine groſse Rolle. Ein Wunder ist's, daſs die Parallele des Schneiders Franz mit dem Volksschwank Der Pe(i)ter in der Fremde noch nicht bemerkt worden ist. Das schwäbische Bauernlied soll eine Nachdichtung von Hagedorns „Der verliebte Bauer“ sein. Das Versmaſs kommt hier gar nicht in Betracht; Werner meint, es sei *ähnlich* wie bei Schubart — es sind eben zwei Tanzweisen. Daſs bei Schubart der Unfall wegbleibt, erkennt auch Werner an; die polemischen Seitenhiebe hat Schubart gar nicht; „die gleichen Vorzüge rühmen Hagedorn und Schubart, jener von Hanne, dieser von Lisel“ und hundert andere Dichter von hundert anderen Mädchen; schwarze Vogelbeeren endlich giebt es neben den hellroten. Harmloser, ruhiger, ja auch edler ist Schubarts Lied; wie roh klingt für uns das Wort Mensch bei Hagedorn, das wir bei Schubart nur sehr selten und zwar dann in verächtlichem Sinne gebraucht finden (z. B. S. 477 Reclam)! Die Fürstengruft soll den Nachtgedanken Youngs und dem Julius von Tarent entstammen. Schade, daſs in diesem Trauerspiel der Hauptnerv von Schubarts

Digitized by Google

Gedicht, der Donner gegen die schlechten Fürsten, fehlt. Bekanntlich faſste Schubart die Idee dazu in München; nimmt man noch Schubarts Erfahrungen mit Herzog Karl und das Schalten und Walten dieses Erdengottes in seinem Ländlein dazu, wozu braucht man eine Entlehnung? Etwas wie eine Fürstengruft finden wir auch in der Bibel, im Jesaia XIV, besonders V. 5, 6, 11, 12, 15, 16, 17, 19. Hat vielleicht der bibelfeste Schubart hier ein Anlehen gemacht? Unverdient ist Werners Vorwurf, daſs ich bei der Beurteilung der Gedichte nur Citat um Citat, verbunden durch Zustimmung und Polemik, gebe. Er beruft sich für diese Behauptung besonders auf meine Besprechung des Kapliedes. Ich kann das Urteil über Werners Tadel ruhig dem unparteiischen Leser überlassen und glaube, daſs meine Kritik von Schubarts Gedichten, so sehr ich allerdings dabei die Ansichten anderer anführe, selbständig und eigentümlich genug ist, vielleicht selbständiger als die Kritik anderer, die oft nur mit anderen Worten und einer Fülle von Bildern und Gleichnissen dasselbe sagt, was andere vorgedacht und vorgesagt haben. Werner tadelt beim Kaplied, daſs ich sage: „Wie Schubart von der Sache (dem Verkauf der Landeskinder) dachte, darüber finden wir nirgends Auskunft, obwohl uns Hauff selbst S. 157 die betreffenden Stellen aus der Chronik ausgezogen hat.“ Allein zwischen der Sitte deutscher Regenten, Tausende ihrer Unterthanen an England gegen Nordamerika zu verkaufen, die Schubart a. a. O. rügt, und dem Verkauf deutscher Soldaten an die holländisch-ostindische Compagnie ist ein groſser Unterschied. Wie man damals über die dem Kaplied zum Grunde liegende Thatsache urteilte, das kann Werner aus dem Aufsatz G. Rümelins: Altwürttemberg im Spiegel fremder Beobachtung (Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Jahrg. 1864. Stuttgart, Lindemann, 1866. S. 316 ff.) lernen. Diesen Aufsatz habe ich benutzt, und da mir Rümelin die Sache zu mild aufzufassen schien, die in verschiedenen Teilen Deutschlands verbreitete unbedingte Verwerfung jener landesväterlichen Handlungsweise zum Zweck einer gewissen Ausgleichung aus Webers Weltgeschichte angeführt. — Die Worte: „Und wie ein Geist schlingt um den Hals das Liebchen sich herum“ erkläre ich S. 372: „aufgelöst, von Kummer abgezehrt, körperlos — mit Beziehung auf

Digitized by Google

Hildebrand unter: Geist, und auf die Stelle: Denke nicht an meine Schmerzen, nicht an meine Geistgestalt — in der Selbstanklage. Ich hätte noch Luk. 24, 37—39 anführen können. Werner aber erklärt: bleich, wie ein Geist, was sich schon aus dem „todblaſs“ V. 15 ergebe. Nun — warum sieht denn das Liebchen bleich wie ein Geist aus? Vor Kummer. Offenbar drückt „wie ein Geist“ eine Steigerung des „todblaſs“ aus. Ein Geist gehört dem düsteren, trüben Totenreich an; so ist das Liebchen schon aufgelöst, ehe sie im Tode aufgelöst wird.

Zur Steuer der Wahrheit muſs ich bekennen, daſs Werner recht hat, wenn er im Gegensatz zu meiner Angabe (S. 213 der Biographie) Schubarts Lied „An Herrn General von Hügel“ (Reclam 126) als Geburtstagslied faſst. Das Begrüſsungsgedicht findet sich bei Wohlwill (Schnorrs Archiv XV, 146). Grundfalsch aber ist gleich wieder Werners Behauptung S. 168: „Schubart improvisiert, alle seine Gedichte sind momentan hervorgebracht.“ Da wäre Empfängnis und Geburt eines Gedichtes eins, was bei kleineren Gedichten, Epigrammen, Schwänken etc. zutrifft, aber durchaus nicht bei allen; vergl. darüber mein Schubartsbuch S. 305, wo eine ungenaue Äuſserung seines Sohnes berichtigt wird. Von der Fürstengruft ist die momentane Entstehung bezeugt; aber die Gedanken und Gefühle, die sich hier kundgeben, schlummerten seit Jahren in seinem Inneren, und der Wortbruch des Herzogs war vollends der Anlaſs, der die Wolken, die sich schon lange gesammelt hatten, mit einemmal in dem prächtigen Gewitter der Fürstengruft zum Ausbruch brachte. Ob er die Gedichte, die er im Wirtshaus für die Chronik hinsprudelte, nicht vorher längere Zeit in sich herumgetragen hatte, wer weiſs es? „Wenn er im Zug war, dann gab es kein Aufhalten — in Prosa und in Versen.“ Wohl; aber war er denn immer im Zug? Gedichte, die auf Stelzen gehen, kann er doch nicht in wenigen Stunden empfangen und geboren haben. „Seine Gabe der Rede wird wiederholt berichtet; er soll einmal eine ganze Predigt in Versen gehalten haben.“ Nicht: er soll; Schubart sagt dies selbst von sich; ob aber alle diese Verse auf der Kanzel entstanden sind, wer weiſs es? „Ich predigte zuletzt meist aus dem Stegreif,“ d. h. ohne gehörige Vorbereitung und gründliche Ordnung. — Ich glaube daher, daſs

Digitized by Google

der improvisatorische Charakter von Schubarts Gedichten übertrieben worden ist. Er hätte sich gewiſs auch ohne seine musikalische Begabung als Lyriker auszeichnen können. So hatte Hebel, der als echter Lyriker hoch steht, für Musik keinen Sinn. „Mit einfachen Melodien,“ sagt sein Biograph von ihm, „konnte er sich noch befreunden, Konzerte verursachten ihm Langeweile, Tafelmusik verstimmte ihn jedesmal. Trommel und Pfeifen hörte er lieber als die schönste Musik. Von der Musik verstand er, wie er selbst sagte, so viel als der Kaminfeger vom Weiſsbleichen.“ Hebel war zwar unmusikalisch, aber um so ruhiger und harmonischer war sein Wesen; alle Gefühlsüberspannung, alles Virtuosentum war ihm fern und fremd; von Stegreifartigem findet sich weder in seinem Leben noch in seinen Gedichten eine Spur; seine besten Gedichte machen den Eindruck ruhiger Behaglichkeit. Schubarts musikalische Begabung fasse ich nicht als notwendige Bedingung zu seiner Dichtung, sondern als höchst problematische Zugabe dazu. Deswegen habe ich den Dichter nicht an den Musiker angeschlossen oder gar den Musiker vor dem Dichter behandelt. W. Scherer sagt zwar in seiner deutschen Litteraturgeschichte S. 665: „Seit unsere Lyrik im vorigen Jahrhundert sich hob, blieb ihr die Tonkunst fördernd zur Seite; und nur selten hat ein Poet seinem Gedichte selbst die Melodie gefunden, wie jener Gefangene vom Hohenasperg, Schillers erstes Vorbild, Chr. Dan. Schubart.“ Seinem Gedichte! Heiſst das: allen seinen Gedichten oder doch den meisten oder dem Kaplied? Die Worte lauten unklar. Vergl. in meinem Schubartsbuch S. 276 unten, 376, 380.

Der von Werner gegen meine Kritik der Gedichte Schubarts ausgesprochene Tadel ist schon früher gegen meine „Schillerstudien“ erhoben worden. Minor wirft mir in Steinmeyers Zeitschrift für deutsches Altertum vor, ich könne nur fremde Ansichten anführen. Dies ist aber ganz falsch. Ich führe sie an, um sie zu beurteilen, sie durch sich selbst zu beleuchten, oder, wie ich auch sagen könnte, sie aneinander zu zerreiben, um meine Auffassung der Sache daraus hervorgehen zu lassen. Zuerst muſs der Schutt weggeräumt werden; dann erst kann man an den Neubau denken. Ähnlich geht Strauſs als theologischer Kritiker zu Wege; von ihm habe ich die Art und Weise meiner litte-

Digitized by Google

rarischen Kritik angenommen. Unter anderem meint Minor, bei der Glocke führe ich bloſs fremde Ansichten an. Dies ist einfach nicht wahr. M. Koch in Marburg bezeichnet die von Minor mit wegwerfendem Hohn behandelten Schillerstudien in den Grenzboten 1885, 32 als sehr schätzenswert. Ähnlich urteilen D. Sanders und W. Buchner in den Blättern f. litt. Unterhaltung. O schöne Einheit der deutschen Kritik! — Es ist freilich bequemer, seinen Weg für sich zu gehen, als sich mit anderen kritisch auseinanderzusetzen; es ist auch für das Publikum bequemer, eine von kritischen und polemischen Erörterungen möglichst fern gehaltene biographische oder litterargeschichtliche Darstellung zu lesen. Das kritische Kreuzfeuer in meinen Schillerstudien, die fortwährende Berücksichtigung und Beurteilung der Ansichten von Düntzer und Viehoff, Imelmann, Gottschall, Kuno Fischer war einem Minor und Gleichgesinnten unausstehlich. Andere haben sich an diesem Turnier ergötzt, noch andere, unter ihnen wohl auch Scherer, der das Werk im Anhang seines groſsen Werkes anführt, sich wenigstens nicht daran gestoſsen.

Ich will nicht sagen, daſs meine Methode die allein richtige sei, aber neben anderen Methoden wird sie auch ein Recht ansprechen dürfen. Überhaupt muſs man dem Litterarhistoriker und Kritiker eine gewisse Freiheit in der Darstellung gestatten. Was ich z. B. S. 163 über die Redeübungen in Schubarts Schule sage, das wird einem Schwaben durchaus nicht auffallen, wie denn auch Werner der einzige Kritiker ist, der die eine ganze halbe Seite fassende Erörterung, die sich daran knüpft, angreifen zu müssen meint.

Schubarts geistige Entwickelung und Stellung in der deutschen Litteratur, werfen mir mehrere vor, habe ich nicht genug im Zusammenhang mit seiner Zeit aufgefaſst und die Einwirkung anderer Dichter auf ihn nicht genug hervorgehoben. So wird denn auch hier nach der Abhängigkeit von anderen gefahndet, reduziert und klassifiziert, ein geistiger Darwinismus durchgeführt. Auſser der Linie darf niemand marschieren; thut er es doch, so wird er eingefangen und in irgend ein Regiment eingesteckt. Immerhin mache ich im ersten Teil meines Werkes aufmerksam auf Seite 12, 19, 33, 69, wo Klopstock, Bodmer, Haller, Wieland in ihrer Einwirkung auf

Digitized by Google

Schubart besprochen werden. Klopstock tritt immer wieder hervor, sowohl nach seiner Ähnlichkeit mit Schubart und seinem Einfluſs auf ihn, als auch nach Schubarts Unabhängigkeit von ihm. Der durchaus unlyrische Wieland konnte auf den lyrisch angelegten Schubart weniger einwirken. Über die Musik in Schubarts Vaterhause vgl. S. 10 ff. Das angeborene Temperament, die ersten Kindheitseindrücke, den frühesten Umgang Schubarts glaube ich gehörig gewürdigt zu haben. Seine Bauern- und Schulmeisterlieder hängen nicht mit Grübel in Nürnberg oder anderen Dichtern, sondern mit seinem Umgang, seinem lebendigen Verkehr besonders mit dem „Volk", mit Landleuten, Soldaten, Handwerksburschen zusammen. Die Kunst und Liebhaberei, Gelegenheitsgedichte zu machen, ist, wie in dem Buch „Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat. Stuttgart, Kohlhammer, 1884" II, 1, S. 251 zu lesen ist, nirgends verbreiteter, nirgends sind Vers- und Reimreiſser, die wohl als miſsratene Genies bald bewundert, bald verspottet werden, häufiger als in Altwürttemberg. Neuer Beweis für Schubarts schwäbisches Blut. So stark war aber die Anregung, die Schubart in solchen Kreisen empfing, nicht, daſs er Lieder in der schwäbischen Mundart gedichtet hätte. Er hat dies so wenig gethan wie Schiller. Vereinzelte Schwabismen begegnen uns häufig (z. B. in der Froschkritik und in den Bauerliedern); aber neben Mädel (schwäbisch vielmehr Mädle) findet sich Mädchen und Rädchen (Reclam 444, 451). Werner wirft mir die Lesart Weibchen (Reclam 454) vor. Ich glaube selber, daſs entweder Mutter oder Weible das Ursprüngliche ist; doch vergl. Reclam S. 452 die Form Weibchen in: Michel an Lisel. (Das Gedicht „An Lischen" S. 446 ist, wie Geiger gefunden hat, von Miller.)

Nägele giebt S. 43 ff. eine kurze Übersicht über die litterarischen Verhältnisse Deutschlands bis 1765, wo Schubart zuerst mit seiner Ode auf den Tod des Kaisers Franz als Dichter auftrat. Gegen diese Übersicht läſst sich vieles einwenden. Nägele geht vom Jahr 1748 aus, wo Bodmer die ersten Gesänge von Klopstocks Messias las. Wie gehört dann im Folgenden die Bemerkung her: „Man nennt auch das Jahr 1746, in dem eben die Messiade erschien."? Die Messiade fing ja 1748 an zu erscheinen.

Digitized by Google

Die neue Zeit, die nach Nägele auf 1748 folgen sollte, rechnet er bis 1773, und Schubarts erstes Auftreten fällt nun gegen das Ende dieser Periode (1765), seine Entwickelung in ihre Mitte. Ferner liest man: „Die Zeit vor 1773 war noch nicht die klassische, aber an Regsamkeit steht sie ihr kaum nach.“ Es genügt, dies anzuführen. S. 45 sagt Nägele von Schubart: „So originell Schubart war, so war er doch in litterarischer Hinsicht ganz ein Kind seiner Zeit.“ Allein die Originalität besteht ja eben darin, dafs man sich in einem oder in mehreren Punkten über seine Zeit erhebt, schöpferisch auftritt, andere nach sich zieht. So ist Schubart als Verfasser von Volksliedern und als politischer Dichter originell.

Der Abschnitt „Litterarischer Zustand Schwabens zu jener Zeit“ nimmt sich Schwabens möglichst an und stellt es im Gegensatz zu Straufs (I, 302), ohne diesen zu nennen, dem übrigen Deutschland ziemlich gleich. In dem nun folgenden Verzeichnis schwäbischer Dichter und Schriftsteller vermisse ich viele theologische Namen, z. B. Bengel, Steinhofer (vergl. Schubart in Erlangen), Ötinger, den älteren Brastberger, Reufs in Tübingen. Warum Nägele den Dichter und Pfarrer Hiller nennt und die Genannten, die von Schubart zum Teil selbst (Scheible 1, 58. 72) angeführt werden, übergeht, dies sehe ich nicht ein. Heranzuziehen war auch der durch und durch originelle, charakterfeste und geistvolle Pfarrer und Erzieher Flattich, von 1759 bis 1797 Pfarrer in Münchingen bei Leonberg, nicht sehr weit von Ludwigsburg. Er wird von Schubart nirgends erwähnt, und doch war er in dem von Nägele willkürlich festgesetzten Jahr 1765 schon 52 Jahre alt. Vergl. über ihn die Allgemeine deutsche Biographie VII, 103. Schubart und Flattich lassen sich als Theologen und Pädagogen leicht zusammenstellen. Ich will, weil der Erzieher anderer selbst erzogen sein mufs, nur einen Punkt hervorheben. Beide waren von Natur zum Zorn und zum Trunk geneigt; Flattich bezwang sich und wurde Herr über diese Fehler; Schubart hat sie nie ganz abgelegt. Nägele hat also das überwiegend religiöse und theologische Gepräge der schwäbischen Geistesbildung zu Schubarts Zeit nicht gewürdigt. Ich verweise wieder auf den oben angeführten trefflichen Aufsatz Rümelins (Württ. Jahrbb. 1864, S. 291, 294, 299, 303, 311, 313).

Digitized by Google

Als Schriftsteller von äuſserem und innerem Beruf tritt Schubart erst in Augsburg auf. Vorher war er hauptsächlich als Musiker und geistreicher Gesellschafter bekannt; jetzt erobert er im Sturmschritt eine geachtete Stelle unter den deutschen Dichtern und Zeitungsschreibern. Berücksichtigt wurden daher von mir hauptsächlich die in die Zeit von Augsburg bis zum Ende der Gefangenschaft fallenden Geisteswerke; ihnen allein verdankt Schubart einen dauernden Platz in der deutschen Litteratur; ohne sie wäre er längst vergessen. Freilich wird mir von einem Kritiker in einem Brief als groſser Fehler angerechnet, daſs ich bei dem Gedicht S. 61 bloſs sage, es sei unbedeutend, im Buchhandel vergriffen, auf der Ulmer Bibliothek in einem Exemplar vorhanden. Nun hat ja Nägele diese Lücke ausgefüllt, indem er das Gedicht, das bei Reclam fehlt, nicht nur im „Anhang" mitteilt, sondern es auch kritisch bespricht.

Schubart hatte in Augsburg im Sinn, einen Roman zu schreiben, die Geschichte eines Genies, wahrscheinlich sein eigenes Leben, darzustellen. Die Kreuz- und Querzüge haben seinen Gesichtskreis erweitert, seinen Geist mit neuen Ideen bereichert, ihm die Freundschaft und Bekanntschaft bedeutender Männer verschafft. In Augsburg wurde nun die Deutsche Chronik ins Leben gerufen. Mit Strauſs behaupte ich gegen Geiger, daſs der Gedanke der Chronik der glücklichste, der genialste Fund war, den Schubart machen konnte. „Wie der Hirsch über Hasen hochbeinig sich hebt," so erhebt sich diese Zeitschrift oder Zeitung — wie man will — über andere Zeitschriften, an denen Schubart früher Mitarbeiter war. Diese Zeitschrift stattete er mit einer schönen Anzahl von Gedichten aus — und hier tritt uns nun die Frage entgegen, wo Schubart in der deutschen Litteraturgeschichte einzureihen sei. Ich habe ihn in meinem Buch als ein versprengtes Glied des Hainbundes* bezeichnet. Werner

* Werner wirft mir vor, daſs ich immer „Hainbund" statt „Hain" sage. Darauf antworte ich: Hain ist der ältere, Hainbund der spätere Name. „Hainbund" steht immer in „Parnassia. Taschenbuch für Poesie und Kunstgeschichte zur hundertjährigen Feier der Stiftung des Hainbundes. Gotha 1873". Werner Hahn sagt: „Der Name Hainbund scheint bei den Mitgliedern des Bundes selbst nicht im Gebrauch gewesen zu sein; wenigstens findet er sich nicht in dem, was sie schriftlich hinter-

Digitized by Google

sagt, das sei die allertreffendste Bezeichnung seines Wesens. Geiger und Sauer hingegen sagen, in Ulm sei Schubart mit beiden Füſsen in die neue Bewegung des Sturms und Drangs hineingesprungen. Warum denn, wenn überhaupt Geiger und Sauer recht haben, nicht schon in Augsburg? Daſs aber Schubart nicht nur so ohne weiteres den Stürmern und Drängern, den Kraftgenies, beigezählt werden kann und daſs er einem Lenz, Klinger, Leopold Wagner gegenüber eine sehr freie, sehr kritische und maſshaltende Stellung einnimmt, habe ich in meinem Buch S. 278, 281, 282, 324, 325, 393 nachgewiesen. Wohlwill nimmt ihn durchaus mit den Kraftgenies zusammen. Das durchschlagende Grundurteil meines Buches ist, daſs Schubart eine gewisse mittlere Stellung zwischen den Göttingern und den Stürmern und Drängern einnehme. Zwei Mitglieder des Hains habe ich genauer betrachtet, Hölty (S. 322) und Bürger, von dem ich S. 323 sage, er bilde schon den Übergang zu den Stürmern und Drängern. „Die Richtungen," schreibt mir ein Kritiker, „sind nicht so strenge voneinander geschieden und ‚Genie' ist beider Losung. Wir dürfen nicht vergessen, daſs Klopstocks Gelehrtenrepublik ganz und voll die Poetik des Sturms und Drangs ist, wenn man sie ihrer schrullenhaften Einkleidung entledigt." — Ich sehe in diesem Buch eine wunderliche Mischung von Genialität und Pedanterei, die sich nicht bloſs auf die Form, die Einkleidung erstreckt. Harmloser, frömmer, altväterlicher war der Göttinger Bund; nicht sowohl Genie als Natur war seine Losung. Wie hätten Hölty, Voſs, Miller, vollends Claudius, der erklärte Gegner des Geniewesens, einen Platz unter den Originalgenies? Ein Originalgenie fand Voſs in Homer; er selbst aber wollte nicht kraftgenialisch dichten. Werner meint, Schubart habe in der ersten Zeit der Deutschen Chronik den manierierten Grundton noch nicht, der dann später hauptsächlich durch den Einfluſs des Wandsbecker Boten gewählt worden sei. Der manierierte Genieton ist indes (vgl. Strauſs 2, 464) eher auf das Bekanntwerden von Goethes Götz als auf die Einwirkung des ganz anders als Schubart angelegten Claudius zurückzuführen. Man vergleiche einmal ein

lassen haben. In der Litteraturgeschichte ist er ziemlich allgemein im Gebrauch." Ein Kritiker schreibt mir von Bündlern des Göttinger Hains.

Digitized by Google

paar Nummern der Chronik und des Boten miteinander, und man wird den trotz der weggelassenen Fürwörter und des kurz angebundenen Wesens ungeheuren Unterschied merken. Wozu also auch hier ein Abhängigkeitsverhältnis annehmen, wo der Zusammenhang mit den Genialen genügt? Aber auch hier, wie oben bei Schubarts Liedern, ist der Zusammenhang mit dem Volk und dem Volksleben zu beachten. In Augsburg und Ulm durfte er sich, wenigstens in der Form, frei bewegen; er diktierte die Chronik unter seinesgleichen; in Versen und Prosa durfte er sich da gehen lassen; je derber und volkstümlicher, desto besser. Gewiſs ist manches, wie z. B. der Götzische Ruf durchs Fenster, um von anderen noch viel roheren Redensarten (Strauſs 2, 329. 331) zu schweigen, eher dem schwäbischen Naturalismus als dem kraftgenialischen Wesen entnommen. (So führt H. Kurtz in dem Roman „Schillers Heimatjahre“ I, 330 den „Mann in der Lämmer-Lämmergass’“ an, der jetzt ganz verschollen, auch nirgends zu lesen ist, aber ums Jahr 1840 in Tübingen noch hier und da gehört wurde. Soweit ich mich dieses Liedes erinnere, macht besagter Mann — der kann machen was er will, aber nimmer steht er still — sich ein Pfeifchen, ein Trommelchen, einen russisch Mann — „Gieb mir Schnaps,“ spricht der russisch Mann —, einen fränkisch Mann, der spricht: parole d’honneur, einen englisch Mann, der sagt: Gott verdamm, einen deutschisch Mann — Empfehl mich Ihne[n], pfehl mich Ihne[n], spricht der deutschisch Mann —, einen schwäbisch Mann: „L. m. i. A., L. m. i. A.“, sagt der schwäbisch Mann.)

Kommen wir nun zu Schubart dem Kritiker. „Am meisten Dank,“ schreibt mir N. N., „müssen nach meiner Meinung unbedingt Ihre Zusammenstellungen von Schubarts ästhetischen Urteilen und politischen Äuſserungen aus der Deutschen Chronik ernten. Da bieten Sie in bequemer Übersicht vielen Unbekanntes.“ Ähnlich H. Fischer: „Hauff ist mit Glück bemüht, Schubart als Kritiker in ein helleres Licht zu setzen.“ Werner weiſs es besser. Er meint, in diesem Abschnitt sei die Komposition wahrhaft grausam. So tadelt er, daſs ich in Schubarts Lehrbuch der schönen Wissenschaften nur geblättert habe und einzig Wohlwill wiederhole. Der Grund steht S. 309 meines Buches. Wohlwills Mitteilungen sind der ersten Ausgabe entnommen, die mir

Digitized by Google

unzugänglich war. Mein Urteil über Schillers Besprechung von Grübels Gedichten heiſst kurzweg „geschmacklos“. Beim Clavigo erfahren wir, daſs Schubart sich an allem Französischen gestoſsen habe. Auch an Montesquieu und an Voltaires Candide? „Warum Farce? ruft er einmal aus und sagt — Posse dafür, was er wohl für deutsch hielt.“ Allein Posse ist deutsch geboren oder deutsch geworden, während Farce ein Fremdwort in des Wortes verwegenster Bedeutung ist. „La farce sinistre,“ sagt Ed. Viard in der Schrift: „Frankreich und die Berliner Konferenz“, welche unter dem Titel: „Die Kongokonferenz 1884 in Berlin unter dem Vorsitz des Fürsten Bismarck“ aufgeführt worden ist. Der Schwäb. Merkur 1887, 134 übersetzt: die unselige Posse — Werner vielleicht: die sinistre (auch ein Fremdwort) Farce? Schon die Aussprache stempelt Farce zum Fremdwort, während Posse deutsch geschrieben und gesprochen wird. — Schillers Stillschweigen über die Quelle seiner Räuber und über Schubarts Dichtungen, die Gleichgültigkeit, mit der er Schubarts Grüſse (s. Strauſs II, 47) unerwidert lieſs, zu begreifen, ist sehr schwer. Koch meint, für das volkstümliche Element in der Lyrik habe es Schiller am Verständnis oder doch an der Sympathie gefehlt: weil er Schubart nicht loben konnte, habe er absichtlich über ihn geschwiegen. Allein Schubart war nicht bloſs naiver Volksdichter, sondern hatte auch eine sentimentale und pathetische Ader. Endlich lassen sich ja von Schiller selbst volkstümliche Poesien, z. B. Wallensteins Lager, nennen. Schubart lieſs sich durch Schillers Gleichgültigkeit nicht abhalten, auch seine schwächeren Sachen, z. B. Fiesko, günstig zu beurteilen. „Herrlich, originell ist’s: aber Sattheit ist auch sein Fehler.“ Unmittelbar vorher steht: „Zumsteegs, des Musikers, Sattheit ärgert mich.“ Ich bemerke in meinem Buch S. 316: „Unter Sattheit ist wahrscheinlich zu starkes Auftragen der Farbe zu verstehen.“ H. Fischer a. a. O. behauptet dagegen, es sei darunter eine im Fiesko wie auch in Kabale und Liebe von vornehmen Personen zur Schau getragene Blasiertheit zu denken; satt von der Farbe könne sicher nie als Tadel gemeint sein. Auch hier habe ich Strauſs auf meiner Seite, der im Morgenblatt bemerkt: „Verstehe ich den Ausdruck recht, so hat Schubart die Überladung, den Schwulst in den Schillerschen Jugendstücken tadeln wollen.“ Diese Bemerkung

Digitized by Google

hätte sich als Anmerkung in dem gröſseren Werke nicht übel ausgenommen; auſserdem muſs ja die Schilderung blasierter Personen dem Dichter erlaubt sein.

Schubart als Patriot und Politiker wird von H. Fischer als ein besonders wertvoller Abschnitt bezeichnet, und zwar wegen ausgiebiger Benutzung der Chronik. Geiger sagt, Schubart als Kritiker, als Patriot und Politiker, als Publicist und Stilist werde von mir ausführlich, aber nicht erschöpfend behandelt. Umgekehrt meint Wohlwill, am wenigsten ausreichend dürfte erscheinen, was ich in dem Kapitel „Schubart als Patriot und Politiker“ über die Chronik vorbringe u. s. w. Werner, er allein, wirft mir vor, daſs ich zwar ausdrücklich hervorhebe, wie Schubart überall und immer Patriot bleibe, aber trotzdem diesen Abschnitt nicht an die Spitze meiner Auseinandersetzungen stelle, um Schubarts ganze Thätigkeit von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten. Das wäre denn doch zu weit gegangen und so war die Sache nicht gemeint. Durch Schubarts patriotische Gesinnung, die sich durch seine ganze Wirksamkeit hindurchzieht, kommt in sein oft so zerfahrenes Wesen eine gewisse Einheit, ein Zusammenhang, die verschiedenen Elemente sammeln sich um einen Mittelpunkt, der Eitelkeit des Virtuosen wird ein heilsames Gegengewicht gegeben. Dessenungeachtet lebt er eben im Volksbewuſstsein als der Dichter (nicht als der Musiker, Chronist, Patriot) fort, und an diese Auffassung muſste ich mich anschlieſsen.

Bei der Übersicht über die Schubart-Litteratur vermiſst Geiger freilich Vollständigkeit. Den Aufsatz von Balth. Haug im Schwäb. Magazin 1777, der von Fehlern wimmelt und nur den Wert eines Kneipgeschwätzes und Freundschaftsstückleins hat, hält er für „sehr zuverlässig“. Chr. F. D. Schubarts Leben und Charakter von einem Freunde desselben 1778 und den Aufsatz von Archenholz 1783 konnte ich nirgends auftreiben; vergl. über sie das Vorwort der Selbstbiographie. Die Originalien von Meergraf (Geiger a. a. O. 1885, S. 286 und 1888, S. 127) sind ein höchst sonderbares Sammelsurium von Neuigkeiten, Anekdoten, Redensarten — disjecti membra Schubarti, den Kindern von Meergrafs Freunden gewidmet.

Die Biographie Ludwig Schubarts (Geiger 1885, S. 248) in Philipp Mosers Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer u. s. w.

Digitized by Google

hält Geiger für eine Selbstbiographie. Zweierlei hält mich ab, ihm beizustimmen: 1) Die Selbstbiographien in dieser Sammlung sind so zu sagen Ichbiographien, während L. Schubart von sich in der dritten Person spricht. 2) Wenn, wie Geiger richtig angiebt (a. a. O. S. 284), L. Schubart nicht 1766, sondern 1765 geboren ist, wie kommt es dann, daſs er in jener Biographie 1766 als sein Geburtsjahr nennt? Hat er denn das Jahr seiner Geburt nicht gewuſst? Die Biographie scheint auf Mitteilungen und Aufzeichnungen zu beruhen, die sehr ins einzelne eingehen; ob sie aber wirklich wörtlich von ihm aufgesetzt und eingesandt worden ist, das ist die Frage. Ähnlich spricht Geiger von der „Selbstbiographie" Böckhs, die doch die Nachricht von Böckhs Tode enthält. Millers und Posselts „Selbstbiographien" brauchen er; bei Weckherlin heiſst es noch ausdrücklich: „Ich will es hier versuchen, aus den schriftlichen Nachrichten eines Freundes, der lange mit Weckherlin umging, und aus eigener Erfahrung eine kurze Skizze seines Lebens zu entwerfen." Warum soll denn Moser das ich in er verwandelt haben? Mit Ludwig Schubarts Biographie mag es ähnlich zugegangen sein wie mit derjenigen Weckherlins. Das Werk wurde zuerst von Kupferstecher Bock herausgegeben, Nürnberg 1791; dann von Bock und Johann Philipp Moser, Nürnberg (nicht Würzburg, wie Geiger angiebt) 1792, zuletzt, vom 10. Heft an, von Moser allein, Nürnberg 1793. Die Biographie L. Schubarts ist besonders für den Aufenthalt in Geislingen wichtig (s. Nägele S. 435), stimmt aber mit der Selbstbiographie des Vaters nicht ganz überein. Der Aufsatz nennt die Städte, in denen sich der aus Ludwigsburg vertriebene Schubart aufhielt, nicht genau und nicht vollständig. Er läſst ferner den Dichter, wie er am Herzog vorüber und in seinen Turm geführt wird, zu diesem furchtlos sagen: „Ich will nicht hoffen, daſs mich Euer Durchlaucht ungehört verdammen; nicht hoffen, daſs Sie meine nun verlassene Familie hilflos verschmachten lassen werden." Solche Worte hat Schubart nach der Selbstbiographie vielmehr bei seiner Verhaftung in Blaubeuren gesprochen.

Das Sendschreiben an Herrn Schubart u. s. w. ist nach Geiger (a. a. O. 1888, S. 133) nicht von Kern, sondern von dem Buchhändler Köhler; vgl. Strauſs II, 319, 383; Scheible 2, 201. Bei Weyermann steht Nr. 27: Über diese Chronik erschien:

Digitized by Google

Sendschreiben u. s. w., Ulm 1789 (von Buchhändler Köhler in Ulm besorgt). Nun ist aber besorgt nicht = verfaſst. Bei Gradmann, auf den sich Geiger beruft, liest man unter Köhler: ... 1789 brachte er die Wohlersche Buchhandlung durch Kauf an sich. Man hat von ihm ... 4) Sendschreiben an Herrn Schubart. 5) Besorgt seit mehreren Jahren das Ulmische Intelligenzblatt, worin öfters Aufsätze von ihm stehen. Der Schluſs von Gradmanns Artikel lautet: nach Weyermann; aber Weyermann sagt ausdrücklich: „besorgt“, das heiſst doch hier: herausgegeben, verlegt, aber nicht verfaſst. Über den eigentlichen Ursprung des witzigen und höchst anziehend geschriebenen Dinges wird man nicht so leicht ins Klare kommen. Ludwig Schubart, der Kern für den Verfasser hält, leitet die Entstehung des Schriftchens, dem ich in meinem Buche gerecht geworden zu sein hoffe, von einem Sarkasmus, einer persönlichen Anspielung der Chronik ab. Es können ja verschiedene Gründe und mehrere Verfasser, Kern, Köhler und ihre Gesinnungsgenossen zusammen gewirkt haben.

Gelegentlich bemerke ich, daſs ich — gegen Geigers Vorwurf — den Unterschied zwischen der Deutschen und der Vaterländischen Chronik S. 339, 341, 343, 356, 358, 361 ff. genug hervorgehoben zu haben glaube. In betreff der von Geiger in Bausch und Bogen verurteilten Aufklärung und der Stellung, die Schubart zu ihr einnimmt, verweise ich auf Strauſs II, 317—320, wo dieses Thema eigentlich abschlieſsend behandelt wird.

Zu Nr. 10 setze noch Schubarts Briefe an einen jungen Ulmer — im Morgenblatt 1861, 36. 37 —, die Schubartiana im Morgenblatt 1847 und die Nachlese zu dem Schubartsbuch.

Zu Nr. 18. Die sieben Schwaben, die H. Fischer in seinem Prachtwerk abhandelt, sind Wieland, Schubart, Schiller, Hölderlin, Kerner, Uhland, Mörike. Danach ist S. 5 Mitte zu berichtigen.

Zu Nr. 25. Sauer sagt a. a. O., ich habe nicht allein gegen Strauſs, sondern auch gegen jeden anderen, der je eine Zeile über Schubart geschrieben habe, eine wohlfeile und gereizte Polemik geübt. Dies ist einfach nicht wahr. Er vergiſst zu bemerken, daſs ich ihm selbst groſse Fehler nachgewiesen habe. Hinc illæ iræ!

Das neueste Schubartswerk ist das von Nägele, eine wesentliche, aber keineswegs irrtums- und fehlerfreie Bereicherung der

Digitized by Google

Schubart-Litteratur. Über Mangel an Ordnung in meinem Werk ist genug geklagt worden. In Nägeles Werk sollte jedenfalls das dritte Kapitel: „Rückblick auf Schubarts Jugend“ vor dem zweiten: „Schubart im Herbst 1763“ stehen; mehrere Wiederholungen wären dadurch vermieden worden. Nach meiner Ansicht sodann gehören die Erinnerungen an die Geislinger Zeit S. 435, Nr. I nicht in den Anhang, sondern in den ersten Teil des Buches; endlich der VIII. Abschnitt des ersten Teils, „Schubarts Persönlichkeit und Charakter“, an den Schluſs dieses Teils. Zu wesentlicher Zierde des Buches dienen mehrere Bilder, und zwar 1) eine Büste Schubarts, 2) Geislingen von der Südseite, 3) das Zollhaus, 4) Schubarts Wohnhaus in Geislingen. Daſs meine Biographie kein einziges Bild hat, ist nicht meine Schuld. Zu einiger Vergeltung will ich für Schubarts Freunde folgende Bemerkungen hersetzen, die ich mündlicher Mitteilung verdanke. In Ludwigsburg wohnte Schubart im Hause des Bäckers Künzle, zwei Häuser vom Hause des Juden Süſs, dessen Besitzer jetzt Weinwirt Huſs ist; in Stuttgart in der Eberhardsstraſse, an der jetzigen Einmündung der Thorstraſse, wo jetzt die Kunstmehlniederlage der Kgl. Kunstmühle zu Berg ist. — In der Zeittafel sollte 15. Febr. 1765 stehen.

Bei 1774 setze: 31. März erscheint die erste Nummer der Chronik; im Sommer stirbt des Dichters Vater.

Dichterische Nachträge.

a) Ferd. Freiligrath in seinem Glaubensbekenntnis S. 209: Eine Seele. Schiller, Hutten und Schubart empfangen im Himmel die Seele einer während der Gefangenschaft ihres Vaters gestorbenen Tochter Jordans. „Sieh, da zuckt es in der Faust dem Seume, Schubarts dunkle, breite Stirne schwoll“ etc.

b) Hans Scherr läſst in seinem Werk: Schiller, Kulturgeschichtlicher Roman in sechs Büchern, 1856, auch Schubart auftreten, freilich mit bedeutenden Abweichungen von der beglaubigten Geschichte. „In seiner ganzen Erscheinung lag etwas Unsicheres, Schwankendes, eine ebenso schrankenlos offenherzige und gutmütige als unzuverlässige Sanguinität, etwas Poetisches, Virtuosenhaftes, eine ruhelose, fahrige Genialität, die mit sich selbst uneins war.“

Digitized by Google

c) Dramatisch bearbeitet wurde Schubart in dem Büchlein: Schubart, dramatische Skizze in fünf Aufzügen von Heinrich v. Zimmermann. Prag 1886. Der Verfasser, den man in Kürschners Litteraturkalender nachschlagen mag, ist nach seinem eigenen Geständnis durch meine zwei Schubartswerke (Biographie und Gedichtausgabe) zu dieser Skizze veranlaſst worden. Leider ist Schubarts Leben für eine dramatische Bearbeitung viel zu bruchstückartig, zerrissen, planlos und unstät; alle die einzelnen hervorspringenden Punkte mit sicherer Hand zusammenzufassen und auf ein Ziel hinzulenken, ist fast unmöglich. Zimmermann hat sich dadurch geholfen, daſs er die Zeitrechnung mit genialisierender Laune behandelt. Thema ist die Gefangennehmung und Abführung des Dichters auf den Asperg. Geschichtlich betrachtet war diese schwach und unklar genug begründet; aber Zimmermann weiſs sich zu helfen. Verse aus dem Kaplied* wurden schon in Ulm gesungen und die Fürstengruft hat schon vor dem Asperg schlimmes Aufsehen gemacht. Barbara Streicher (Bärbchen) wird patriotisch idealisiert. Absonderlich nimmt sich das Zusammentreffen Schubarts mit dem als Kapuziner verkleideten Schiller aus, der sich in dieser Vermummung den Weg zu dem Manne bahnt, der seiner Kindheit Ideal gewesen. Zuletzt Ermahnungen, prophetische Blicke in Deutschlands Zukunft, Aufforderung, sich durch die Flucht vor einem ähnlichen Schicksal zu retten, Schillers Gelübde, seinem Rat zu folgen — wie schön, wie rührend! „Wenn eine neuere Dichtung verdient, das Lampenlicht zu erblicken, so ist es Zimmermanns genialer Schubart“ — heiſst es in einer lobenden Zeitungsbesprechung, die dem Büchlein vorangedruckt ist — auch ein Beitrag zum deutschen Recensierwesen der Gegenwart. Schubarts geniale oder doch originelle Reden finden sich, oft in wörtlicher Wiedergabe, stark benutzt und mögen ein mit Schubarts wirklicher Geschichte weniger vertrautes Publikum elektrisieren; Zuthaten und Zugaben machen sich wie von selbst; nach meinen Begriffen vom Verhältnis der Poesie zur Geschichte und von dem Wesen und den Bedingungen

* Ed. Zeller sagt in der Einleitung zum achten Band von Strauſs' Schriften: „In Ludwigsburg hatte Schubart sein vielgesungenes Kaplied gedichtet.“

Digitized by Google

der theatralischen Mache kann ich diesen Versuch nicht für gelungen halten.

d) Dies gilt auch von „Christian Schubart. Drama in fünf Akten von Paul Hermann. Leipzig, W. Friedrich, 1888.“ Das Drama „spielt in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts“, schildert zuerst Schubart in Geistlingen (statt Geislingen; auch Sauer schreibt beharrlich Geistlingen), wo er als Dorfschulmeister wirkt; der zweite Aufzug enthält eine Marquis Posa-Scene Schubarts mit Karl; Schubart dichtet schon hier das Kaplied und liest dem Herzog die Fürstengruft vor; er wird dafür verbannt, kommt im dritten Akt mit Lenz und Klinger in einer Schenke zusammen, in tollem Wirrwarr folgen sich die Ereignisse, die Abführung des Kapregiments führt empörerische Auftritte herbei, dazwischen ertönt bald die Nachricht von Schillers Flucht; nach dem vierten Akt ist Schubarts Werk „Prometheus“ vom Herzog weggenommen worden, aber Franziska ermuntert ihn, einen zweiten Prometheus (die Deutsche Chronik) zu schreiben; im fünften Akt wird Schubart auf der Flucht nach Berlin von Montmartin festgenommen, von Karl wegen des Prometheus zum Asperg verdammt, erlebt aber alsbald die Früchte der neuen Zeitschrift, sofern, wie gemeldet wird, Schiller bei der Aufführung der Räuber in Mannheim sich vor dem Publikum als Schüler des kühnen, gigantischen Freiheitskämpfers Schubart bekennt, dessen Erzählung „zur Geschichte des menschlichen Herzens“ er den Stoff zu seinen Räubern verdanke. Schiller schickt ihm einen Lorbeerkranz, Helene stirbt vor Rührung, Schubart läſst sich im Gedanken an eine bessere, lichtere Zukunft willig in sein Gefängnis führen. — Herb ist dieser Kelch gewesen. Möchte die Feder der Novellisten und Dramatiker nicht wieder einreiſsen, was der Fleiſs der Forscher aufgebaut hat! Dramatisch binden, schürzen und lösen läſst sich nach meiner Ansicht nur Schubarts Leben in Geislingen mit seinen Schuldiktaten,* seinem häuslichen Zwist, der Vorladung vor den Kirchenkonvent, Wirtshausscenen u. s. w.

* Bei den Schuldiktaten wirft mir Geiger vor, ich begnüge mich mit der Wiedergabe von J. G. Fischers Vortrag (Bes. Beilage zum Staatsanzeiger 1882, 16), nicht einmal den alten Aufsatz Fischers (im Morgenblatt 1859, 3. 4) habe ich benutzt. — Nach 23 Jahren hat Fischer natürlich jenen Aufsatz im Morgenblatt, der dasselbe Thema behandelt, nicht

Digitized by Google

Nägele gedenkt so wenig als Wohlwill, dessen Artikel über Schubart in der Allgemeinen deutschen Biographie noch aussteht, aber schwerlich viel Neues enthalten wird, eine vollständige Lebensbeschreibung des Dichters zu geben. Wenn es wahr sein sollte, was Wohlwill in Schnorrs Archiv XV, 148 sagt, daſs kaum ein Schriftstück von Schubart existiere, das nicht den einen oder anderen charakteristischen Zug enthalte oder doch für die Biographie des Dichters oder die Kulturgeschichte seiner Zeit Verwendung finden könnte, so begreift man leicht, warum Wohlwill seinen früheren Plan, ein umfassendes Werk über Schubart zu veröffentlichen, wieder aufgegeben hat; ein solches Werk müſste ja, namentlich wenn der Verfasser statt eines rasch vordringenden, ohne Umschweife und Gleichnisse auf die Sache selbst eingehenden Stils den modern aufgebauschten Tournürestil mit seiner poetisierenden Prosa vorziehen sollte, auſserordentlich umfangreich werden. Es giebt aber eine gewisse Mitte zwischen allzu knapper und allzu weitläufiger Behandlung des Gegenstandes. Ich glaube, in diesen Nachträgen zu meinen zwei Schubartsbüchern Andeutungen genug gegeben zu haben, wie diese richtige Mitte einzuhalten sei. Vorarbeiten sind genug geliefert; möchte recht bald der Biograph auftreten, der eine wirklich klassische, möglichst abschlieſsende Arbeit über das Leben und Streben des Mannes liefert, der eine solche in reichem Maſse verdient!

---

wiederholt, sondern abgekürzt, aber auch erweitert und verbessert. Es begegne mir, meint Geiger, daſs ich das in dem Vortrage abgedruckte Gedicht „Jesus weinend über Jerusalem“ mit fünf Versen in die Ausgabe der Gedichte aufnehme, während es im Morgenblatt zwölf Verse (Strophen) habe. — Im Vortrag sind eben die überflüssigen und an prosaischen Härten leidenden Strophen gestrichen worden. — Es war mir überhaupt mehr um den Geist als um die Masse und Menge und eine ängstlich genaue Namennennung zu thun. Der Leser hat bei dieser Behandlungsweise weder bei den Gedichten noch bei den Diktaten etwas verloren. — Überflüssig war auch Geigers Erinnerung, daſs von Wagners Geschichte der Hohen Karlsschule ein Ergänzungsband erschienen sei (1885, S. 250). Die S. 252 meines Buches angeführte Grabschrift auf Schubart ist eben diesem Ergänzungsbande entnommen.

Digitized by Google

Die Sitten der Hochschotten im Mittelalter.

Eine kulturhistorische Skizze

von

Dr. Oscar Thiergen.

Wenn man die Westküste Schottlands, besonders die Inseln Jona (Staffa), Bute, Arran u. s. w. bereist, so begegnet man unter den Fischern, welche die Reisenden in ihren Böten vom Seeschiffe ans Ufer holen, einer Anzahl finsterer, bärtiger Gestalten, von deren Sprache man kein Wort versteht, die, auch wenn sie englisch reden, nicht jenen breiten, uns Deutsche anheimelnden Dialekt, das „broad Scotch“ sprechen, sondern ein schwer verständliches englisches Kauderwelsch, kurz Leuten, denen man auf den ersten Blick ansieht, daſs sie nicht zu jenem blonden Stamme gehören, welcher die britischen Inseln bevölkert und der unserer germanischen Völkerfamilie zugehört. Es sind die Überreste der keltischen Bevölkerung, jener Pikten und Skoten, die einst von unseren germanischen Vorfahren, den Angeln und Sachsen, unterworfen wurden und die sich in geringer Anzahl noch auf den Inseln des westlichen Schottlands erhalten. Mit Zähigkeit hängen sie an ihrer Sprache und Sitte; in der Schule zwar muſs das Keltenkind englisch lernen und sprechen, aber zu Hause darf kein englischer Laut aus seinem Munde kommen. Oft, indem ich die einsamen Thäler des schottischen Hochlandes durchwanderte, in denen man meilenweit gehen kann, ohne ein lebendes Wesen, ausgenommen eine mit hellem Geläute versehene Kuhherde, zu finden, stieg in mir die Erinnerung an jene schwarzäugigen Männer und zugleich das Bild jener Zeit empor, da noch ein urkräftiger, lebensfrischer Volksstamm die nun verödeten Gegenden bewohnte und die weiten Thäler von ihrem Jagd- und

Digitized by Google

Kriegsruf wiederhallten. In knappen Zügen ein Bild von den Sitten jener Hochländer zu entwerfen, die bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die mittleren und nördlichen Teile Schottlands inne hatten, soll der Gegenstand der folgenden Skizze sein.

Bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts war Schottland in Clans, d. i. Stämme, wörtlich Familien, eingeteilt. Man verstand unter einem Clan die Anhänger oder Angehörigen eines Oberhauptes, die von diesem ihren Anteil Landes erhielten, sich nach seinem Namen nannten und sein Wappen und Feldzeichen führten. In der Regel bestand ein sehr herzliches, patriarchalisches Verhältnis zwischen dem Clansführer und seinen Untergebenen. Diese letzteren wuſsten, daſs ihr Hab und Gut von ihrem Herrn geschützt wurde, dafür folgten sie ihm willig, wenn er sie zu den Waffen rief, und opferten für ihn Blut und Leben. Im Laufe der Zeit kamen die Genossen eines Clans, da sie alle denselben Namen führten, wie die Mac Gregors, Mac Alpines, Mac Leans u. s. f. zu dem Glauben, daſs sie von demselben Ahnherrn abstammten, obwohl sie oft aus vielen Stämmen zusammengewürfelt waren, und daſs jeder von ihnen verpflichtet sei, die einem seiner Stammesgenossen angethane Schmach oder dessen Tod zu rächen. So wurde das Gesetz der Blutrache in den Hochlanden Schottlands in einer Weise durchgeführt, daſs ganze Stämme in der Befolgung dieses Gesetzes sich gegenseitig aufrieben. Da somit der Krieg eine Hauptbeschäftigung des Schotten war, so muſste auch die Erziehung des jungen Hochländers eine vorwiegend kriegerische sein. Von frühester Jugend an wurde er in den Waffen geübt, muſste er doch vom 16. Jahre an bereit sein, für seinen Anführer mit in den Kampf zu ziehen. Sein Körper ward abgehärtet gegen alle Unbilden der Witterung, und Herzhaftigkeit war in jeder Beziehung dem Charakter des Schotten so eigen, daſs der Vorwurf der Verweichlichung der bitterste war, der ihm gemacht werden konnte. Diese Abhärtung reichte in vielen Fällen an das Beispiel der spartanischen heran. Im bitterkalten Winter muſste der Schotte, nur in sein Plaid gehüllt, sich auf den blanken Schnee niederlegen und so übernachten. „Als einst,“ so wird erzählt, „Sir Cameron of Lochiel, ein Greis von über 70 Jahren, auf einer Jagdpartie sich zu weit von seinem Wohnort entfernt hatte und von

Digitized by Google

der Nacht überfallen worden war, hüllte er sich in sein Plaid und legte sich ruhig auf den Schnee nieder. Da bemerkte er, wie sein Enkel, der sich unter dem Gefolge befand, das ebenso gelagert war, einen groſsen Schneeballen zusammengerollt und zur gröſseren Bequemlichkeit unter sein Haupt gelegt hatte. Bei diesem Zeichen von verweichlichendem Luxus, wie er es nannte, erwachte der Zorn des Alten, er sprang auf und mit den Worten: ‚Bist du ein solcher Schwächling, daſs du ein Kopfkissen brauchst?‘ stieſs er den Ballen mit dem Fuſse fort.“ In den „Letters from Scotland“, welche ein englischer Ingenieuroffizier im Jahre 1756 veröffentlicht hat, findet sich eine interessante Beschreibung der Art und Weise, wie die Schotten sich vor Kälte schützten: „Wenn sie,“ so heiſst es darin, „gezwungen sind, bei kaltem, windigem Wetter im Freien zu übernachten, so tauchen sie oft ihr Plaid in Wasser und drehen sich dann, indem sie eine Ecke des Tuches über ihrem Kopfe hochhalten, immer rund um sich selbst, bis sie ganz eingehüllt sind. Dann legen sie sich auf die Heide nieder, und die Nässe des Plaids wie die Wärme des Körpers erzeugen nach einiger Zeit einen Dampf gleich dem eines kochenden Kessels. Die Nässe hält sie nach ihrer Meinung warm, indem sie den Stoff verdichtet und den Wind nicht hindurchläſst.“

Wie der äuſsere Körper, so wurde auch der Magen nicht verwöhnt. Wochenlang muſste der Schotte umherziehen, ohne einen warmen Bissen in den Mund zu bekommen. Seinen Durst löschte er am frischen Bergquell und seinen Hunger stillte er mit dem Fleische des erlegten Wildes, welches roh gegessen wurde, nachdem das Blut zwischen zwei Holzstücken herausgepreſst worden war. Die Vorrichtungen hierzu waren höchst einfach. Nachdem der Hirsch erlegt war, ging einer der Jäger an einen Baum, hieb ein Stück eines Astes ab und spaltete mit dem Hirschfänger oder Schwerte den noch am Baum befindlichen Teil 1 bis 2 Fuſs lang, dann wurde das Fleisch dazwischen geklemmt und der Ast mit einem Riemen so fest zusammengepreſst, daſs das Blut aus dem Fleische spritzte und das Fleisch mürbe und weich wurde. Sodann streute man Pfeffer und Salz darauf und aſs es als groſsen Leckerbissen. Nur wenn der Hochländer nicht auf der Jagd oder im Felde war, zeigte er auch Neigung

zu weichlicheren Speisen und aſs wohl sogar mit von dem süſsen Kuchen, den die schottische Frau so meisterhaft zu backen verstand, daſs das Land neben dem Namen „Land der tapferen Männer“ auch noch in der alten Sprache den Namen „land of the cakes“ führt.

Der Einfachheit der Kost entsprach die Kleidung des Hochländers. Seine Füſse waren bis zu den Knöcheln in ungegerbte Hirschhaut gehüllt, deren rauhe behaarte Seite nach auſsen gekehrt war, ein Umstand, der den Schotten den Spitznamen „redshanks (= Rotschenkel), dies war der Name eines Vogels mit hellroten Beinen, eintrug. Der obere Teil dieser um die Knöchel fest mit einem Riemen zusammengeschnürten Schuhe war durchlöchert, um das Wasser herauszulassen, das beim Durchschreiten der Sümpfe und Moräste stets in die Fuſsbekleidung eindrang, da man in der Regel bis an die Knie einsank. Die Anfertigung dieses Schuhwerkes war gleichfalls äuſserst primitiv. Sie geschah auf der Jagd, und zwar wurde, wenn dem erlegten Hirsche die Haut abgezogen war, der Fuſs in das noch warme und geschmeidige Fell gesetzt und so viel ringsum abgeschnitten, als notwendig war. Die Wade des Schotten war bis zur Hälfte bedeckt mit dicken karrierten Wollstrümpfen, das Knie war nackt, statt der Hosen trug er einen kurzen, von der Hüfte bis ans Knie reichenden Frauenrock, eine Kleidung, die, wenn sie auch nicht gerade als männlich oder schön erscheint, doch ungemein praktisch war, denn der Oberschenkel war vollständig frei, so daſs nichts den Schotten hemmte, sei es beim gewaltigen Sprunge oder beim Erklimmen der Berge, oder wenn er im pfeilschnellen Laufe dem Hirsche folgte. Um die Hüfte trug er einen Gürtel, von dem vorn eine aus einem Tierfell gearbeitete Tasche herabhing; den Oberkörper bedeckte eine eng anliegende Jacke, über der von der linken Schulter nach der rechten Hüfte das Plaid getragen wurde, dessen Farben bei jedem Clan verschieden waren und in das er sich bei schlechtem Wetter von den Schultern bis zu den Füſsen einhüllte. Von der rechten Schulter nach der linken Hüfte hing das breite Bandelier, an dem das Schwert befestigt war; die Kopfbedeckung endlich war eine Mütze ohne Schild, die bei den Häuptlingen vorn ein Federbusch schmückte. Diese altschottische Tracht ist übrigens noch vollständig bei der

Digitized by Google

schottischen Garde zu finden, nur daſs diese statt der Mütze einen Helm aus Strauſsenfedern trägt; sonst begegnet man ihr nur noch sehr selten in Schottland.

Die Waffen des Schotten waren Bogen und Pfeil und das wuchtige „broadsword“, ein breites, scharfes Schwert. Zur Deckung diente ihm ein runder Schild, der mit starkem Leder überzogen und in der Mitte mit einer Erhöhung aus Metall versehen war. Beim Angriff auf reguläre Truppen fing man den Stoſs des Bajonetts mit diesem Schilde auf, warf es beiseite und lieſs dann das wuchtige Schwert auf den Feind herabschmettern.

Um die Kräfte des Körpers zu stählen und sie für den Krieg stets bereit zu halten, wurden, wenn der Acker bestellt war und die Jagd genügenden Wildvorrat ergeben hatte, Spiele veranstaltet, unter denen das Bogenschieſsen, das Ringen, der Stein- oder Keulenwurf und vor allem das Wettlaufen die hervorragendsten waren. Das gröſste Lob, welches Scott einem seiner Helden in dem „Fräulein vom See“ zu teil werden läſst, ist, daſs er den Ben Lomond, einen ziemlich hohen Berg Schottlands, in schnurgerader Linie erklimmen konnte, ohne daſs ein keuchender Atemzug seine Anstrengung verraten hätte.

Wie schon oben erwähnt wurde, bestand zwischen den Angehörigen eines Clans und ihrem Führer oder Häuptling ein herzliches, patriarchalisches Verhältnis. Er war ihnen Vater und Fürst zugleich; seine ganze Sorge war auf die Wohlfahrt seiner Untergebenen und die Erhaltung des kriegerischen Rufes seines Stammes gerichtet. In Zeiten der Not, wenn die Ernte miſsraten oder durch einen feindlichen Einfall vernichtet war, blickte man zu ihm als Helfer empor und man konnte sicher sein, daſs er Hilfe gewähren würde, sei es auch durch einen neuen Raub- oder Rachezug. Dafür genoſs er eines unbedingten Vertrauens, mit blindem Gehorsam befolgte man seine Befehle, und wie hoch sein Ansehen stand, beweist, daſs der heiligste Schwur, den der Schotte kannte, derjenige war, den er in die Hand seines Führers leistete. Andere Schwüre, ausgenommen den auf seinen Dolch, achtete der Schotte, wie die meisten wilden Nationen, nicht als durchaus bindend oder unverletzlich, weshalb man auch in England für „er hat sein Wort gebrochen“ zu sagen pflegte: „*he has kept a Highland promise*“ = er hat sein Versprechen

Digitized by Google

wie ein Hochländer gehalten. Die Macht des Häuptlings war eine rein königliche und ebenso absolut wie die irgend eines Fürsten. Ihm gehörte die Gewalt über Leben und Eigentum seiner Untergebenen, Krieg und Frieden lag allein in seiner Hand. Dies zeigte der Häuptling auch äuſserlich durch ein möglichst prunkhaftes Auftreten. Seine Person war umgeben von einer Leibwache, die aus den schönsten, stärksten und treusten Männern seines Stammes bestand und die auf das glänzendste unterhalten wurde. Auſserdem bildeten neun Personen stets die unmittelbare Umgebung des Anführers. Dies war erstens der henchman, der Knappe oder Page, der bei jeder Gelegenheit bereit sein muſste, sein Leben für dasjenige seines Herrn zu opfern. Der Name henchman = Hüftenmann kommt daher, daſs dieser Diener bei festlichen Gelagen stets hinter seines Herrn Stuhle, an seiner Hüfte oder Seite (at his haunch) stehen muſste, immer bereit, jede Unbill, die seinem Herrn angethan wurde, sofort zu rächen. So wird in den „Letters from Scotland" erzählt, daſs einst ein englischer Offizier bei einem Mahle mit einem schottischen Clanführer zusammensaſs. Als der Whisky die Köpfe erhitzt hatte, wurde das Gespräch, welches in englischer Sprache geführt wurde, sehr lebhaft, und der Page, der kein Englisch verstand, feuerte plötzlich, in der Meinung, daſs sein Herr beleidigt worden sei, ein Pistol auf den Engländer ab. Glücklicherweise ging der Schuſs fehl und der Bursche konnte von seinem Irrtume überzeugt werden, ehe er ein zweites Mal feuerte. — Der zweite stete Begleiter des Häuptlings war der „bard", der Sänger. Derselbe war bekannt mit der Genealogie sämtlicher Hochlandfamilien, unterrichtete darin den jungen Lord, feierte bei Tafel und bei festlichen Gelegenheiten den Stammhelden des Clans und die kriegerischen Thaten der nachfolgenden Häuptlinge. Der dritte Gefolgsmann des Anführers war der „Sprecher" (spokesman), der vierte der Schwertträger, der fünfte derjenige, der seinen Herrn, falls dieser zu Fuſs reiste, durch die Furten trug, der sechste der Pferdführer, der siebente der Gepäckträger, der achte der Dudelsackpfeifer und der neunte der Begleiter des Pfeifers, der den Dudelsack trug. Dies war der Hofstaat eines schottischen Häuptlings. Ein solches Amt in der Umgebung des geliebten Führers galt als groſse Auszeichnung

Digitized by Google

und wurde als Belohnung verliehen für besondere Verdienste, die ein clansman sich um die Person seines Herrn besonders in der Schlacht erworben. Denn im Kampfe gab der Führer ein heldenmütig Beispiel, allen voran stürmte er gegen den Feind, indem er laut den slogan, den Kampfruf ertönen lieſs. Es war überhaupt Sitte, daſs, wenn der Sohn dem Vater in der Herrschaft folgte, er zunächst eine Probe seiner persönlichen Tapferkeit ablegen muſste, entweder auf einem Raubzuge gegen die verhaſsten Engländer in dem Tieflande oder einem Rachezuge gegen einen feindlichen gälischen Stamm. Wenn nun ein Führer seine sämtlichen Krieger, die ja meilenweit zerstreut voneinander wohnten, schnell um sich versammeln wollte, so bediente er sich, da Pferde in den Sümpfen und Morästen nicht schnell genug vorwärts kommen konnten und die langgestreckten Seen diesen Tieren unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten, eines eigentümlichen Mittels. Er fertigte ein Kreuz aus dünnem Holze, brannte die vier Enden desselben an und löschte dann, geheime Sprüche und Zauberformeln vor sich hinmurmelnd, die Flammen, indem er die vier Enden in das Blut einer frisch geschlachteten Ziege tauchte. Dieses „Cross of Fire“ oder „feurige Kreuz“ übergab hierauf der Führer dem schnellsten Läufer aus seinem Gefolge mit dem Befehle, es mit Windeseile zum nächsten Dorfe zu tragen. Hier wurde es der Hauptperson des Ortes mit einem einzigen Worte, dem Namen des Sammelplatzes, überreicht und muſste ohne Verzug mit gleicher Schnelligkeit von einem behenden, zuverlässigen Boten weitergetragen werden. Kein Hügel so steil, kein Fluſs so reiſsend, kein See so breit, daſs er nicht erklommen oder durchschwommen worden wäre, damit das feurige Kreuz zu rechter Zeit die wehrhaften Männer eines Stammes zu den Waffen riefe. So machte das Alarmzeichen in unglaublich kurzer Zeit die Runde durch den ganzen Distrikt, der einem Führer unterthan war, und jedermann, vom 16. bis zum 60. Jahre, der dies Kreuz sah, muſste augenblicklich in seinen besten Waffen und Kleidern sich zum Sammelplatze verfügen und des Befehles seines Führers harren. Kein Hindernis konnte dieser Aufforderung entgegentreten; die Braut im Hochzeitszuge, die Leiche des teuersten Angehörigen muſste im Stich gelassen werden, sobald das feurige Kreuz zum Kampfe rief. Derjenige, der diesem Rufe

Digitized by Google

zu den Waffen nicht Folge leistete, wurde getötet und sein Besitztum verbrannt, wie dies symbolisch durch das Anbrennen des Kreuzes und das Eintauchen in das Blut der Ziege angedeutet wurde. Daher heiſst dieses Kreuz auch noch das „Cross of Shame“, das „Kreuz der Schande“, denn der Name des Ungehorsamen war für ewige Zeiten der Verachtung und dem Schimpfe preisgegeben. Noch in dem Kriege zwischen England und Schottland im Jahre 1745 und 1746 wurde das Kreuz herumgesandt, und zwar legten die Boten des einen Clans einen Weg von 32 englischen (= $6^1/_2$ deutschen) Meilen in drei Stunden zurück.

Sobald alle Krieger versammelt waren, rückte man dem Feinde entgegen, aber hütete sich wohl, den Kampf sofort zu beginnen, sondern beachtete vielmehr gewisse Zeichen, die für den günstigen oder ungünstigen Ausgang des Kampfes bestimmend sein sollten. Das gewöhnlichste dieser Zeichen war das Hautorakel. Seinen Namen hat es daher, daſs ein Mann in die Haut eines frisch geschlachteten Rindes eingenäht und an irgend einer schauerlichen Stelle, einem Abgrund, einem tosenden Wasserfall u. dgl. niedergelegt wurde. Dort muſste er, in dieser entsetzlichen Hülle, eine ganze Nacht bleiben und am Morgen berichten, was ihm die Fluſs- und anderen Geister, die ihm erschienen waren, über den Ausgang des bevorstehenden Kampfes mitgeteilt hatten. Oft jedoch erwiesen sich diese Orakelsprüche, an die man mit Bestimmtheit glaubte, als sehr verhängnisvoll für einen Stamm. Eine häufig wiederkehrende Antwort des Hautorakels war: „Wer zuerst feindliches Blut vergieſst, dessen Partei wird im Kampfe Sieger sein,“ und so durchdrungen war man von der Wahrheit dieser Aussage, daſs z. B. vor der Schlacht bei Tippermoor die Hochländer unter Montrose einen armen unbewaffneten Hirten auf dem Felde erschlugen, nur damit das Hautorakel erfüllt werde.

Nachdem alles zum Kampfe bereit, begann der Ansturm gegen den Feind. Er geschah unter den Klängen des Dudelsacks, und zwar stellte die Kampfmusik, „pibroch“ genannt, ein vollständiges Tongemälde einer Schlacht dar. Der Pibroch beginnt gewöhnlich mit einer ernsten Bewegung, einem Marsche ähnlich, belebt sich nach und nach zum feurigen Angriff, immer dichter und schneller folgen sich die Töne, Handgemenge und

Digitized by Google

Verfolgung ausdrückend, schwellen an zu Ausbrüchen triumphierender Freude und enden gewöhnlich mit den tiefen, wilden Klagetönen eines Leichenmarsches. Neigt sich aber das Kriegsglück auf des Feindes Seite, dann werfen wohl auch die Dudelsackbläser ihre Instrumente weg, ziehen das Schwert und stürzen sich in das Getümmel der Schlacht. Furchtbar sind gewöhnlich die Kämpfe, mit zäher Ausdauer macht man sich den Sieg streitig, ganze Clans finden auf der Walstatt ihren Untergang. Von der Wut des Kampfes, besonders zwischen Engländern und Schotten, giebt uns folgende Beschreibung, die Pennant „Tour of Scotland“ entnommen ist, ein lebendiges Bild. Der Führer des Clan Cameron, der schon im Eingange erwähnte Sir Cameron of Lochiel, wegen seiner dunklen Gesichtsfarbe der „schwarze Lochiel“ genannt, war ein eifriger Verteidiger der schottischen Sache in dem groſsen Bürgerkriege, und seine fortgesetzten Einfälle in englisches Gebiet machten ihn zu einem höchst unangenehmen Nachbar. Eines Tages wurde eine englische Abteilung von 300 Mann abgesandt, um seine Besitzungen zu verwüsten und ihn der Mittel zu berauben, noch weiter die Engländer zu schädigen. Allein bei einem unerwarteten Angriffe, den Lochiel mit weit geringeren Streitkräften machte, wurde die englische Schar fast gänzlich niedergehauen. Lochiel selbst aber war nahe daran, in diesem Kampfe gefangen zu werden. Als nämlich die Engländer sich zurückzogen, bemerkte ein Offizier derselben, ein hünenstarker Mann, wie Lochiel sich bei der Verfolgung der Feinde zu weit vorgewagt, und glaubte schon, daſs der gefürchtete Häuptling eine sichere Beute für ihn wäre. Er sprang auf ihn zu und ein verzweifelter Kampf begann. Der Engländer war dem Schotten an Kraft weit überlegen, aber der letztere, welcher jenen an Gewandtheit und Schnelligkeit übertraf, schlug endlich seinem Feinde das Schwert aus der Hand. Mit einem Sprunge hatte jedoch der Engländer Lochiel gefaſst und beide rangen nun miteinander, bis sie zu Boden fielen. Der englische Offizier brachte Lochiel unter sich und preſste ihn furchtbar, aber als er, um sich loszureiſsen, seinen Hals ausstreckte, erfaſste ihn Lochiel, der indes seine Hände frei gemacht hatte, mit der Linken am Kragen, und indem er an die ausgestreckte Kehle sprang, biſs er sie so vollständig durch, daſs er einen Mund voll

Digitized by Google

Fleisch mit hinwegnahm. „Dies,“ sagte er, „war der süſseste Bissen, den ich je gegessen.“

War die Schlacht geschlagen, so begann die Klage um die Gefallenen, der „Coronach“, der entweder in lauten Klagen und unartikulierten Tönen, oder bei hervorragenden Kriegern, besonders Häuptlingen, in einem bestimmten Trauergesange bestand, welcher das Lob des Toten und den Verlust, den der Clan durch das Hinscheiden des Kriegers erlitten, ausdrückte. Scott giebt im Anhang zu „Lady of the Lake“ den Coronach des Häuptlings der Macleans folgendermaſsen aus dem Gälischen übersetzt:

Wer von all den Sängern
Kann dein Geschlecht von Anfang bis zu Ende aufzählen,
(from the root, up to Paradise,)
Auſser Macvuirih, der Sohn des Fergus?
Kaum hatte dein alter, stattlicher Stammbaum
Feste Wurzel in Albion geschlagen,
Als einer deiner Vorfahren bei Harlaw fiel.
Damals verloren wir einen Führer unsterblichen Namens.

Es ist kein gemeines Unkraut — kein gepflanzter Baum,
Noch auch ein Schöſsling vom letzten Herbste,
Oder ein Pflänzlein, das am Maifest gesteckt wurde,
Weit, weit umher breiteten sich seine hohen Äste,
Aber der oberste Zweig ist abgebrochen,
Du hast uns verlassen vor Allerheiligentag.

Deine Wohnung ist das Winterhaus,
Laut, traurig, mächtig ist dein Totengesang;
O ritterlicher Kämpe von Montrose!
O stattlicher Krieger der keltischen Inseln!
Du wirst deinen Harnisch nicht mehr umgürten.

Eine vollständige Beschreibung der Bestattung eines Häuptlings giebt Scott in seinem Roman „The Fair Maid of Perth“. Ich will daraus nur folgendes mitteilen. Die Begräbnisstätte war meist eine einsame Insel in einem der Hochlandseen. Dorthin wurde der Leichnam in Begleitung einer ganzen Flotte von Böten und unter den Klängen des Coronach und dem Klaggeschrei der Clansmen gebracht. In der Barke des Häuptlings, welche voran segelte, war ein Katafalk errichtet, auf welchem, in weiſses Linnen gehüllt, mit bloſsem Antlitze der Verstorbene lag; seine nächsten Angehörigen waren in demselben Boote. Nachdem die Kähne ans Land gestoſsen waren, trugen die Verwandten die Leiche auf eine Bank vor der Grabstätte, und dort wurde der sogenannte „Deasil“ vorgenommen, eine Ceremonie, welche darin

Digitized by Google

bestand, daſs man dreimal von rechts nach links um die Bahre ging, indem man Segenswünsche murmelte. Wenn Unglück auf eine Leiche herabgewünscht werden sollte, so bewegte man sich von links nach rechts. Dann wurde zum letztenmal der Klaggesang angestimmt und die Leiche in die Begräbnisstätte getragen.*

Wenn sich nun aus dem bisher Gesagten ergiebt, daſs der Kampf des Schotten Lieblingsbeschäftigung war, so erklärt sich das aus folgenden Gründen: Den Überschuſs an Kraft bei einem Volke abzuleiten, giebt es drei Wege, der erste ist die Arbeit, der zweite die Auswanderung, der dritte der Krieg. Der erste Weg war für die Hochländer verschlossen, denn es gab damals noch nicht jene Industriestätten, in denen die Tausende von Händen, die auf dem Acker nicht Arbeit fanden, hätten beschäftigt werden können. An der Auswanderung hinderte den Schotten eine Liebe zur Heimat, wie wir sie stärker bei keinem anderen Volke finden, und die nur durch die Liebe zur Freiheit überwunden werden konnte. So blieb ihnen also nur der Kampf. Zu diesem trieb sie aber nicht immer die bloſse Kampfeslust, sondern sehr oft auch der Hunger. Eingeengt in die Schluchten und Thäler des Hochlandes, die wenig Gelegenheit zum Ackerbau gaben, von fremden Eroberern zurückgedrängt in den unfruchtbarsten Teil des Landes, konnte der Schotte nicht vergessen, daſs er einst Herr des ganzen Bodens gewesen. Von den Höhen sah er zu seinen Füſsen die fruchtbare Ebene mit wogenden Kornfeldern und lieblichen Wiesen gleich einem Garten sich ausdehnen, und der Gedanke: „dies alles war einst dein eigen," lieſs ihn mit bewaffneter Hand hervorbrechen aus jenen natürlichen Festungen des Nordens, und den Sachsen, wie er die Engländer nannte, das rauben, was diese auf seinem Boden erbaut.

Man muſs jedoch nicht glauben, daſs der Gäle nicht auch sanfteren Regungen zugänglich gewesen und daſs er nicht auch andere Tugenden als die rein kriegerischen der Tapferkeit und der Lehnstreue gekannt habe, wenn diese auch aus den eben angeführten Gründen bei weitem die hervorragendsten gewesen

* Vgl. Scott, „The Fair Maid of Perth" Kap. XXVIII.

Digitized by Google

sein müssen. Unter den bürgerlichen Tugenden des Schotten glänzt vor allen die Gastfreundschaft. Die Heiligkeit des Gastrechts war unverletzlich, auch demjenigen gegenüber, den der Zufall hilfesuchend unter das Dach seines Todfeindes geführt hatte. Ein Appell an die Gastfreundschaft auch des wildesten Gälen war nie erfolglos, und der Hochländer, der unter anderen Verhältnissen das Leben eines Menschen um eines silbernen Knopfes willen genommen hätte, beraubte sich des eigenen Mahles, um den Reisenden zu sättigen, der an der Schwelle seiner Hütte seine Gastfreundschaft anflehte. Die Liebe zur Heimat war eine zweite Tugend, durch welche der Hochschotte sich auszeichnete und die sich in zahllosen Liedern kund gab. Eine andere die Freundes- und Verwandtentreue, mochte dieselbe auch oft blutige Früchte treiben (Blutrache!). Die Tugend der Keuschheit ward gleichfalls hochgehalten. Das Mädchen, welches gefallen war, durfte sich nicht mehr mit der „virgin snood“, der seidenen, jungfräulichen Haarschleife schmücken, noch auch die „coif“, die Haube der Frauen, tragen, ungeschmückten Hauptes muſste es bei den Festen erscheinen, von den Burschen verspottet, von den Genossinnen gemieden, da allen erkenntlich ihre Schmach ihr an die Stirn geschrieben stand. Erwähnenswert ist ferner noch die groſse Pietät, welche man den Verstorbenen bewahrte. Der Kirchhof war eine heilige Stätte; eine der gröſsten Verwünschungen, welche man gegen jemand ausstoſsen konnte, war: „Mag seine Asche auf dem Wasser zerstreut werden.“ Auſserdem kennzeichnet den Schotten noch ein gewisser kindlicher Sinn, der sich in Hunderten von Märchen und Sagen, wie auch in einem stark entwickelten Aberglauben kundgiebt. Ich will zum Beweise hierfür nur anführen, daſs fast jede adelige Familie in den Hochlanden einen Hausgeist hatte, der, ähnlich der weiſsen Frau im königlichen Schlosse zu Berlin, stets sich zeigte oder durch Klagetöne vernehmen lieſs, wenn der Familie ein Unglück bevorstand. Das Klingen im Ohre galt als ein Zeichen, daſs irgend ein lieber Freund oder Verwandter gestorben. Die seltsamen Formen, welche der Nebel, wenn er sich um die Berge schlingt, annimmt, hatten zu dem Glauben geführt, daſs allerlei Elfen die Höhen, Schluchten und Gewässer bewohnten. Unter diesen ist bemerkenswert der „river

Digitized by Google

demon“, Fluſsdämon, einer von den bösen, menschenfeindlichen Elfen, welche nachts auf den Gewässern ihr Wesen treiben; ferner die „moontide-hag“ = Mittagshexe, ein Gespenst, welches in Gestalt einer abgezehrten, riesenhaften Frau erscheinen sollte. Zu den weniger gefürchteten, den Menschen aber auch nicht ganz wohlgesinnten Geistern gehörten die „Männer des Friedens“, welche in der Nähe des Loch Con, eine Meile entfernt von der Quelle des Forth, wohnen sollten. Dort befinden sich mehrere kegelförmige Erhöhungen; wenn man am Abend vor Allerheiligen, allein, neunmal nach links herum um diese Hügel geht, so öffnet sich eine Thür, durch die man in die unterirdischen Wohnungen eintritt. Viele Menschen, so erzählt die Sage, haben diesen Weg gefunden, sind in glänzende Gemächer geführt und zu den köstlichsten Banketten geladen worden. Aber wehe, wenn sie durch den Liebreiz der Frauen bestrickt, welche die irdischen an Schönheit weit übertreffen, sich verleiten lieſsen, von den herrlichen Speisen zu essen oder an dem Tanze der Elfen teilzunehmen! Sie waren dann für immer für die Oberwelt verloren und muſsten in dem Berge bleiben, in allem Luxus doch gepeinigt durch die Sehnsucht nach ihren Mitmenschen. Welchen blinden Glauben man in das Hautorakel setzte, ist schon erwähnt worden, es dürfte noch erwähnt werden, daſs man fest an Visionen glaubte, welche einzelnen begnadeten Personen, Sehern, erschienen. Erblickte z. B. der Seher in seinen Visionen eine Frau an eines Mannes linker Seite stehen, so wurde diese später sicher sein Weib; standen mehrere Frauen einem Manne zur Linken, so wurden sie nacheinander dessen Gemahlinnen in der Reihenfolge von links nach rechts. Sah er eine Person in ein Leichentuch gehüllt, so bedeutete das den nahe bevorstehenden Tod dieser Person, desgleichen wenn der Seher einen Stuhl leer erblickte, in welchem zur selben Zeit ein Mensch saſs. Sah er einen Feuerfunken auf jemandes Arm oder Brust fallen, so war dies ein Vorzeichen, daſs dem Betreffenden bald ein Kind sterben würde u. a. m.

Seit 1746, der für Schottland so verhängnisvollen Schlacht bei Culloden, in welcher die letzten Hoffnungen der Stuarts auf die Wiedererlangung der schottischen Krone vernichtet wurden, ist die Macht der Clans gebrochen. Der Pibroch, die alte Kampf-

Digitized by Google

weise, tönt nicht mehr durch die waldigen Schluchten, das cross of fire wird nicht mehr mit Windeseile von Ort zu Ort getragen, weite Distrikte, jetzt Jagdgründe der reichen englischen Lords, liegen still und unbebaut, denn Tausende von Hochschotten, ganze Clans, die ihren alten Freiheiten nicht entsagen wollten, oder durch das barbarische Vorgehen der englischen Regierung dem Elende preisgegeben waren, wanderten aus, um in Amerika, vergebens leider, das alte Glück und die alte Freiheit zu suchen. Industrie und Ackerbau haben sich zwar seitdem in Schottland gehoben, aber das schöne, patriarchalische Verhältnis zwischen Gutsherrn und Bauern ist gelöst und Eigennutz und Gewinnsucht an seine Stelle getreten. Mit der alten Clansverfassung ist wohl ein gut Stück Barbarei, aber auch ein gut Stück Poesie aus der Welt verschwunden.

Digitized by Google

Shelley als Philosoph.

Von
Dr. Guido Wenzel.

Die äuſseren Lebens- und Familienverhältnisse, der Bildungsgang, die Stellung dem Staate und der Kirche gegenüber, das vielfach durch unverschuldetes Leid und unverdiente Bitterkeiten getrübte Leben Byrons und Shelleys, zwei der unstreitig gröſsten lyrischen Dichter der Neuzeit Englands, haben viel Ähnliches miteinander. Aber auch eine unverkennbar geistige Wahlverwandtschaft besteht zwischen den beiden innig befreundeten Männern. Sie sind beide durch und durch subjektiv und infolgedessen echt lyrisch gestimmt. Shelley jedoch ist schwärmerischer, phantastischer als Byron, reiner, ungetrübter Begeisterung für Ideale fähig, ein Idealist in des Wortes bester Bedeutung.*

Wenn man nun aber in den meisten Litteraturgeschichten sowie in den Einleitungen zu den Ausgaben der Werke beider Dichter den philosophischen Standpunkt Byrons als den eines Skeptikers und Shelleys als den eines bis zu den letzten Konsequenzen radikalen Denkens vorgedrungenen Atheisten (vgl. z. B. Körting: Grundriſs der Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Münster 1887, S. 371) endgültig festgestellt zu haben glaubt, so wird man Byron wohl gerecht, nicht aber läſst sich dies von Shelley so apodiktisch behaupten. Es bedarf hier vielmehr einer genauen

* Vgl. hierzu seine eigenen Worte in der Einleitung zum Prometheus Unbound: „My purpose has hitherto been simply to familiarize the highly refined imagination of the more selected classes of poetical readers with *beautiful idealisms of moral excellence.*"

Digitized by Google

Prüfung seiner philosophischen Weltanschauung, ehe man ihn mit dem immerhin frivol klingenden Namen eines Atheisten belegt. Von einem bis zu den letzten Konsequenzen radikalen Denkens vordringenden Forscher im streng philosophischen Sinne kann von Shelley überhaupt nicht die Rede sein. Sein Philosophieren trägt immer den Stempel des idealen Träumers; ein bestimmtes, ausgeprägtes, logisches System ist nicht vorhanden. Professor Körting, der sonst Byrons und Shelleys Dichten und Denken in wenigen Worten treffend charakterisiert, sagt von Shelley: „Er war Atheist aus voller Überzeugung, ihm war der Atheismus zu einer Religion geworden, in welcher er dieselbe Befriedigung fand wie andere in einem positiven Gottesglauben.“ War nun Shelley wirklich der überzeugungstreue, ausgesprochene Atheist, für den er fast durchweg gilt, oder geht aus seinen Werken hervor, daſs er andere philosophische Ansichten über das Weltall, über seine Entstehung, über die Seele etc. vertritt? Diese Frage rein objektiv durch Citate und Beweisstellen aus den in Frage kommenden Dichtungen Shelleys zu beantworten, möge den Gegenstand nachstehender kritischer Untersuchung bilden.

Johannes Scherr (vgl. seine Gesch. der engl. Litt. S. 213), der nicht nur für Byron, sondern auch für Shelley und seine dichterisch-philosophischen Leistungen die wärmsten Worte der Anerkennung hat und unerschrocken für beide Dichter eine Lanze bricht, hat die Shelleysche Philosophie mit dem Namen Pantheismus bezeichnet, freilich ohne den Beweis für seine Behauptung zu erbringen. Er ist der Ansicht, daſs besonders in „Alastor, or the Spirit of Solitude“ des Dichters pantheistische Naturschwelgerei von hinreiſsendem Zauber sei. Alastor ist allerdings ein ganz herrliches elegisch-phantastisches Gemälde, worin Shelley, der groſse Naturfreund, durch ein schwärmerisches Sichversenken in die Wunder und Schönheiten der allgütigen und segensreichen Mutter Natur, seinen eigenen Seelenzustand in ergreifender Weise schildert, wobei aber pantheistische Weltansichten unserer Meinung nach nicht direkt zum Ausdruck gelangen.

Den ersten Vorwurf des Atheismus sowie die damit verbundene Relegierung von der hochorthodoxen Universität Oxford

Digitized by Google

zog sich Shelley durch ein kleines Pamphlet „On the Necessity of Atheism“ zu. Diese kleine, aus dem Jahre 1811 stammende Flugschrift trägt zu deutlich den Stempel der Unreife, Übereilung und des Selbstvertrauens, wie dies dem Menschen in der Jugend leicht eigen zu sein pflegt, in der Zeit des Wachsens der physischen und geistigen Kräfte, in der Zeit, in welcher sich das übermütige Vertrauen auf die Zulänglichkeit der eigenen Kraft, der Stolz des Ichs geltend macht, um für Shelleys philosophisches Denken entscheidend sein zu können. Hätte er nicht einen so unüberwindlichen Widerwillen gegen die orthodox verknöcherten, hochkirchlich gesinnten Professoren der Universität Oxford empfunden, so würde er durch gütige und gerechte Behandlung, sowie namentlich durch rein wissenschaftliche Belehrung, resp. objektiv-kritische Widerlegung, leicht veranlaſst worden sein, diese Flugschrift zurückzunehmen, in welcher so wie so viel Unzuträgliches und Unreifes zu Markte gebracht worden war. Für Shelley als Philosophen ist diese Schrift durchaus unbedeutend, und es dürfen aus ihr absolut keine maſsgebenden Konsequenzen für sein Denken und seine moralische Weltansicht gezogen werden. Die für seine philosophischen, psychologischen und ethischen Anschauungen als von Wichtigkeit in Betracht kommenden Schriften sind: 1) *Queen Mab* (begonnen im Jahre 1810, vollendet nicht vor 1813 und wider des Dichters Willen veröffentlicht im Jahre 1821), ein lyrisch-episches Gedicht in wechselnden Rhythmen. 2) *Adonais* (1821), eine tief empfundene Elegie auf den Tod des zu früh heimgegangenen Dichters Keats. 3) *Prometheus Unbound*, ein lyrisches Drama, ein Hymnus auf die welterlösende und weltbeglückende Humanität. Die übrigen sämtlichen Schriften Shelleys, ausgenommen die *Cenci*, eine der besten Tragödien in England seit Shakespeares Tode, zeigen uns den Dichter als äuſserst liberalen Denker in religiösen und politischen Fragen. Sein Widerwille gegen das fanatische Priestertum, worin nach ihm alle Greuel der Geschichte, alles Unglück der Menschen wurzelt und womit er in jugendlicher Übereilung und Erbitterung das Christentum überhaupt identifizierte, sowie sein Haſs gegen Tyrannentum, Königsherrschaft und die individuelle Freiheit einschränkenden Maſsnahmen der Groſsen, findet beredten Ausdruck in der Queen

Digitized by Google

Mab und in dem *Revolt of Islam,* welches in der ersten Fassung Laon and Cythna hieſs, 1817 begonnen und 1818 publiziert wurde. In dem Revolt of Islam sowie in Rosalind and Helen (1818), einer novellistisch gefärbten Erzählung, worin das Schicksal von Lionel und Helen, zwei durch fanatische religiöse Eiferer unglücklich gewordene Menschen, in ergreifender Weise dargestellt wird, kämpft Shelley mit voller Überzeugung gegen die staatliche Einrichtung der Ehe sowie gegen die Macht an, welche sich die Priester über die Gewissen der Menschen in wahrhaft empörender Weise angemaſst hatten. Shelley ist in religiöser Hinsicht, in allen Glaubenssachen vollkommener Freigeist; er steht nicht auf dem Boden einer positiven, einer Offenbarungsreligion, sondern seine Religion ist die der reinen, freien Vernunft. Sein Standpunkt läſst sich in dieser Hinsicht mit dem Voltaires vergleichen, der ebenso wie Shelley gegen das fanatische Priestertum ankämpfte und dem auch durch sein berüchtigtes „Écrasez l'infâme" der Vorwurf des Atheismus nicht erspart blieb, obwohl er bekanntlich ausgesprochener Deist war. Shelleys unerbittliche, schneidige Polemik gegen Religion und Christentum wurzelt in der unwürdigen, verkehrten Behandlung, die er schon als Knabe in Eton und später als Student in Oxford erfuhr. Von neuem wurde des Dichters Haſs und Zorn zu lodernder Flamme angefacht, als man sich in ungebührlichster Weise Eingriffe in seine Familienverhältnisse erlaubte. Es ist bekannt, daſs Shelleys erste Frau, Harriet Westbrook, in einem Wahnsinnsanfall sich das Leben nahm. Shelley wollte nun seine beiden Kinder aus erster Ehe zu sich nehmen; allein auf Betreiben des fanatischen Lordkanzlers Eldon wurde er als Verfasser der Queen Mab gerichtlich für unfähig erklärt, die Pflichten eines Vaters zu üben, eine Brutalität, die man, wie Scherr vollkommen richtig bemerkt (vgl. Scherr, Engl. Litteraturgeschichte S. 216), allenfalls in Ruſsland, nicht aber in dem f r e i e n England für möglich halten sollte. Wenn Shelley durch solche maſslose Ungerechtigkeiten und Frechheiten erbittert und in innerster Seele verwundet gegen das orthodoxe Kirchenregiment mit all seinen Auswüchsen mit den vernichtenden Waffen des Hohns und der Verachtung zu Felde zieht und Laon im „Revolt of Islam", sowie Lionel in „Rosalind and Helen" zu Verteidigern

Digitized by Google

seiner eigenen Rechte macht, muſs man entschieden für den Dichter Partei ergreifen. Wenn er aber in seinem übergroſsen Eifer sich gegen das Christentum selbst wendet und in der Queen Mab seine Berechtigung als Moment in dem weltgeschichtlichen Prozesse wegzuleugnen sucht, so bedeutet ein solches Verfahren doch nichts Geringeres als die Weltgeschichte schulmeistern. Gerade durch seine scharfe Polemik gegen das hohle Phrasentum und die Heuchelei der Hochkirchler und fanatischen Priester lud Shelley den Vorwurf des Atheismus auf sich. Man nahm sich nicht die Mühe, die Queen Mab auf den Kern der philosophischen Denkungsweise des Dichters zu prüfen, sondern verwarf sie einfach als atheistisch, weil der Verfasser, von dem es in Julian and Maddalo (unter Julian ist Shelley selbst, unter Maddalo Byron zu verstehen) heiſst: „He is a complete infidel and a scoffer of all things reputed holy,“ nicht auf dem Boden einer positiven Religion stehend, auch nicht ein geistig persönliches, höchstes Wesen, einen das Weltall im Sinne der Religion und Kirche regierenden Gott anerkannte. Daſs nun der Verfasser auch Anhänger des Pantheismus sein konnte und, wie bald gezeigt werden soll, auch wirklich war, daſs er sich die Natur als in ihrer Gesamterscheinung durchgeistigt und ewig sich gleichbleibend, als das Ursprüngliche dachte, daſs er namentlich auch an der Unsterblichkeit der Seele als Atom der Weltseele festhielt, erwägte man bei Shelley ebensowenig als einst bei Giordano Bruno oder bei Spinoza. Letzteren traf von vielen Seiten ebenso unberechtigterweise der Vorwurf des Atheismus, und sogar Jakobi sah in der spinozistischen, pantheistischen Lehre noch Atheismus, nur weil die Substanz nicht als geistig persönliches Wesen gefaſst wird. In den Augen strenger Theologen erscheinen überhaupt die verschiedensten Schattierungen des Pantheismus als Atheismus und werden von ihnen sogar häufig irrtümlicherweise mit dem Materialismus vermengt oder identifiziert. Wie weit ist aber ein Pantheist, der an der Immanenz aller Dinge in Gott festhält, von dem Materialisten entfernt, der nur in der toten, starren, sich ewig gleichbleibenden, fortwährend bewegenden, neue Transformationen erleidenden und neue Formen erzeugenden Materie das Ursprüngliche, die Weltursache erkennt? Auch Shelleys

Digitized by Google

philosophische Weltbetrachtung erschien den Hochkirchlern Englands stark materialistisch gefärbt, nur weil er kein Anhänger des Monotheismus ist und keinen im Sinne des Christentums auſserhalb und über der Welt stehenden persönlichen Gott als Schöpfer der Welt anerkennt. Shelley hatte zwar schon als Student eifrig die englischen Empiriker und Skeptiker sowie auch die französischen Materialisten des 18. Jahrhunderts studiert, konnte aber bei seiner mystisch-schwärmerischen Naturanlage in dem toten, trostlosen Materialismus keine Befriedigung finden. Ihm, dem Naturschwärmer und Lyriker, muſste vielmehr der Pantheismus, als der Ausdruck einer mehr dichtenden als reflektierenden Weltansicht, willkommen sein.

Wir wollen nun des Dichters philosophische Weltanschauungen nach seinen eigenen Worten und Reflexionen in den oben erwähnten Werken prüfen. — Man muſs bei einer kritischen Prüfung von Shelleys Weltanschauung vor allen Dingen von den durch die früher erwähnten Umstände bedingten und getrübten Ansichten und gehässigen Äuſserungen über Religion abstrahieren und bloſs die objektiven Vorstellungen vom Weltall, von der menschlichen Seele, sowie die ethische Seite seiner Philosophie berücksichtigen. Man darf ferner nicht vergessen, daſs Shelley selber das Wort „Atheismus“ gebraucht, nur um seinen Widerwillen gegen den Aberglauben auszudrücken. Er schreibt in einem Briefe an seinen Freund Trelawny: „I use the word atheism only to express my abhorrence of superstition: I took it up as a knight took up a gauntlet in defiance of injustice.“ Er stempelt sich daher in seiner eigenen Manier zum Atheisten, nur weil ihm aller Aberglaube, jeglicher die Unwissenheit fördernde blinde Gottes- und Götterglaube abgeschmackt erscheint und von Grund aus verhaſst ist. Einfach einen persönlichen Gott als letzte Causa (vgl. den berühmten von Kant widerlegten Kausalitätsbeweis vom Dasein Gottes) anzunehmen, einen Gott, der die Welt aus nichts schuf, ihn als Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt zu verehren und anzubeten, mag wohl für fromme Gemüter, denen strenges, rein objektives, selbständiges, abstraktes Denken unbequem oder auch unmöglich ist, Bedürfnis sein, kann und darf aber dem nach Wahrheit forschenden Philosophen nicht genügen. Wie denkt sich nun Shelley im Gegen-

Digitized by Google

satz zur Kirche die Entstehung des Weltalls, sowie dieses selbst vom dichterisch-ästhetischen Standpunkte aus? In klaren und deutlichen Worten läſst Shelley die Königin Mab in dem Dialoge mit Janthes Seele seine eigene philosophische Weltanschauung offenbaren.* Janthe hat als Kind mit seiner Mutter einst zugesehen, wie ein Atheist seine Glaubens- und Denkfreiheit auf dem Scheiterhaufen unter den üblichen Flüchen und Verwünschungen schwarz gekleideter Priester mit dem Tode besiegeln und büſsen muſste. Trauer und Mitleid zogen beim Anblick dieses schreckenerregenden Schauspiels in Janthes Seele. Unverständlich waren und blieben ihr die Worte der Mutter:

Weep not child, for this man has said
There is no God.

Hieran knüpft nun die Königin Mab ihre Weltbetrachtung und Verteidigung jenes unglücklichen Opfers des Fanatismus und blinden, wahnwitzigen Religionseifers:

There is no God.
Nature confirms the faith his death-groan sealed:
Let heaven and earth, let every seed that falls
In silent eloquence unfold its store
Of argument: *infinity within*
Infinity without belie creation;
Th'inexterminable spirit it contains
Is nature's only God; but human pride
Is skilful to invent most serious names
To hide its ignorance.

Nur dem Dichter feindlich gesinnte Strenggläubige konnten aus solchen Worten Atheismus in des Wortes landläufiger Bedeutung herauslesen, nur deshalb, weil unverblümt und offen-

* Die Feenkönigin führt die Seele Janthes, welche auf Erden an dem Glauben an eine allweise und allgütige Gottheit irre geworden ist, auf dem Feenwagen durch den weiten Himmelsraum, um ihr die traurige Vergangenheit, sodann die trostlose Gegenwart zu zeigen und sie einen Blick in die trostreiche, leuchtende, glückverheiſsende Zukunft thun zu lassen. Die Situation ähnelt in mehrfacher Hinsicht dem Fluge Lucifers und Cains durch den unermeſslichen Weltenraum (vgl. Byrons Cain Akt II), und es ist nicht unwahrscheinlich, daſs Byron bei Abfassung seines Cain, der in demselben Jahre wie die Queen Mab (1821) erschien, an die Shelleysche Darstellung gedacht hat.

Digitized by Google

kundig die Existenz eines persönlichen, schöpferischen Gottes geleugnet wird. Es liegt aber für jeden unbefangenen, rein objektiv urteilenden Beobachter obigen Worten direkter Pantheismus zu Grunde. Das Weltall ist ewig, unendlich nach auſsen und innen, und der ihm in seiner Gesamtheit von Ewigkeit her immanierende Weltgeist ist das Göttliche; Gott und Natur sind identisch. Wer sollte in solchen Ansichten nicht Pantheismus erkennen? Shelley hatte mit vielem Fleiſs, groſser Lust und richtigem Verständnis die nachkantischen spekulativen deutschen Philosophen gelesen und Hegels Naturphilosophie mit Vorliebe studiert. Diese Schriften sind nicht ohne Bedeutung für seine philosophischen Anschauungen geblieben, wie aus dem obigen Citate erhellt. — An einer anderen Stelle der Queen Mab sagt der Dichter von dem lebensfrisch, thätig und ewig das ganze Weltall durchwehenden Geiste:

> Throughout these infinite orbs of mingling light
> Of which yon earth is one, is wide diffused
> A spirit of activity and life,
> That knows no term, cessation or decay.

Dann heiſst es wiederum von dem überirdischen, das ganze Weltall unparteiisch beherrschenden Geiste der Natur:

> — — — All that the wide world contains
> Are but thy passive instruments, and thou
> Regardst them all with an impartial eye,
> Whose joy or pain thy nature cannot feel,
> Because thou hast not human sense,
> Because thou art not human mind.

Dieser mit Notwendigkeit existierende, das gesamte Dasein bedingende und harmonisch in ewiger Verkettung von Ursache und Wirkung durchwehende Naturgeist ist kein Gebilde menschlicher Phantasie; er verlangt weder die Gebete noch das Lob armseliger Erdenkinder und weiſs nichts von ihren irdischen Wünschen und Leidenschaften. Das Geschehen und Werden in der Welt steht unter dem Gesetze der eisernen Notwendigkeit, und hierin liegt gerade das Pantheistische von Shelleys Weltbetrachtung. In herrlichen Worten bringt er diesen Gedanken in folgenden Versen zum Ausdruck:

Digitized by Google

Spirit of Nature! all-sufficing Power,
Necessity, thou mother of the world!
Unlike the God of human error, thou
Requirest no prayers or praises; the caprice
Of man's weak will belongs no more to thee
Than do the changeful passions of his breast
To thy unvarying harmony.

Der dem gesamten unendlichen Weltall innewohnende und mit Notwendigkeit wirkende Naturgeist ist aber auch eine moralisch wirkende Macht, welche diejenigen gerechterweise straft, welche den Naturgesetzen Hohn sprechen und sie frech verletzen:

And all suffering nature can chastise
Those who transgress her law — she only knows
How justly to proportion to the fault
The punishment it merits.

Das Universum ist vom gütigen Naturgeist schön und harmonisch eingerichtet; alles atmet Freude und Liebe; auch der Mensch ist von Haus aus glücklich. Die Weltseele, welche die Natur so schön und herrlich bildete, segnete auch den Menschen mit allem, was schön, edel und erhaben ist. Nur die fortschreitende Kultur, öfters mehr Verbildung als Bildung, besonders Priestertum und Tyrannenherrschaft brachten dem Menschen Elend, Schmach und Sklavenketten. Das sind Shelleys Lieblingsideen, von denen weiter oben schon die Rede war und worauf der Dichter immer wieder zurückkommt. Es heiſst da z. B.:

— — — — — — The universe
In nature's silent eloquence declares
That all fulfill the works of love and joy
All but the outcast man. —
— — — — — — — — Hath Nature's soul
That formed this world so beautiful, that spread
Earth's lap with plenty — — — —
— — — — — — On man alone
Heaped ruin, vice and slavery?
Nature! — No!
Kings, priests and statesmen, blast the human flower
Even in its tender bud.

Man wird sich hierbei gewiſs J. J. Rousseaus Schwärmerei für die Rückkehr des Menschen zum Naturzustand erinnern,

Digitized by Google

wofür der Genfer Philosoph mit Feuereifer in der Lösung der von der Akademie zu Dijon gestellten Preisaufgabe: „Si le rétablissement des Sciences et des Arts a contribué à épurer les mœurs“ eintrat. Auch die Rousseausche Schrift: „Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes“ enthält zahlreiche Gedanken, welche denen in der Queen Mab ähneln. Shelley las, wie schon erwähnt wurde, nicht nur englische, sondern auch deutsche und französische philosophische Werke mit Eifer und Interesse. Eine ihm geistig verwandte Natur, schwärmerisch-phantastisch angelegt wie er, mufste Rousseau dem Idealisten Shelley, der kein spekulativer Denker, sondern durch und durch Träumer war, höchst sympathisch sein. Rousseau war gläubiger Christ, er hielt als Theist aus innerem Gemütsbedürfnis an der Existenz eines höchsten, das Weltall und die Geschicke der Menschen leitenden persönlichen Wesens fest. Ganz anders Shelley. Er glaubte an die göttliche Schönheit der Natur, an die das Weltall beherrschende Liebe, an die allgegenwärtige Weltseele, deren Atome unsere Seelen sind. Für ihn ist die Gottheit* gleich mit der Substanz, welcher der nach den Gesetzen der ewigen Liebe und Freiheit mit absoluter Notwendigkeit wirkende Weltgeist immaniert. Ein Mann, der solchen Glauben besafs, ist kein Atheist, sondern vielmehr Pantheist in des Wortes bester und edelster Bedeutung. Wenn die in der Queen Mab so edel und klar hervortretenden philosophischen Weltansichten die orthodox Gesinnten der Church of England noch nicht überzeugen konnten, dafs Shelley himmelweit vom materialistischen Atheismus entfernt ist, so hätten sie nur seine Psychologie näher zu prüfen brauchen und sie würden zu ihrer eigenen Beschämung ihr voreiliges, absprechendes Urteil, ihre harte, unmotivierte Verurteilung haben zurücknehmen müssen. Wie Shelley über die Seele, über das Leben und die Unvergänglichkeit desselben denkt, lernt man am besten aus dem

* Er redet zuweilen sogar von Gott im christlich-religiösen Sinne (vgl. Adonais Str. 19):

> Through wood and stream and field and hill and ocean
> A quickening life from the Earth's heart has burst
> As it has ever done, with change and motion
> From the great morning of the world, when first
> *God dawned on Chaos.*

Digitized by Google

Adonais.

Adonais ist eine schwärmerische, tief empfundene Elegie, worin wir das zartfühlende Gemüt Shelleys so recht bewundern können. Adonais gehört zu dem Schönsten, was der Dichter geschrieben hat. Er hat selbst, ohne sonst irgendwie von sich und seinem Können eingenommen zu sein, eine hohe Meinung von Adonais. Er schreibt hierüber an seinen Freund Ollier: „The Adonais in spite of its mysticism is the least imperfect of my compositions.“ Der Tod des Adonais, unter welchem, wie bereits erwähnt wurde, Keats zu verstehen ist, wird von seinen Freunden, die in Thränen gebadet, von Schmerz und Trauer überwältigt, an seiner Leiche trostlos stehen, aus tiefinnerster Seele beklagt. Sie verzagen und mit frommer Wehmut denken sie an den nur allzu früh Verschiedenen, dem seine hohe und schöne Lebensaufgabe zu erfüllen nicht vergönnt war. Mitten in ihrer Trostlosigkeit und kleinmütigen Verzagtheit erscheint eine phantastisch gekleidete, mystische Geistergestalt, worunter man sich Shelley selbst zu denken hat, und prophezeit, daſs Adonais nicht auf ewig geschieden, sondern daſs seine Seele in das Reich der Sphären, das bessere Land, das Sternenland, eingegangen ist. Nicht rein spekulativ in der reflektierenden Manier der strengen Psychologen, die nur zu häufig durch phrasenhafte Terminologie die Begriffe verwischen und den Kern ihrer Anschauungen in nebelhaftes Halbdunkel hüllen, sondern in dichterischer, idealschwärmerisch-phantastischer Darstellung zeigt uns Shelley, wie er über das Seelenleben, über die Fortdauer desselben nach dem Tode denkt. Für ihn ist die Fortdauer der Seele nach dem Tode eine Art Postulat, worauf der Mensch, welcher sein Lebensziel in der ihm verhältnismäſsig nur kurz zugemessenen Spanne Zeit auf Erden nicht erreichen kann, Anspruch zu erheben berechtigt ist. Diese zarten, allerdings mehr dichterischen als reflektierenden Betrachtungen Shelleys lassen uns einen Einblick thun in sein kindliches, man darf sagen, frommes Gemüt, welches wahrhaft idealer Gedanken und Empfindungen fähig war. Ein Atheist, ein Materialist wäre nun und nimmer solcher edlen Gedanken, solcher erhabenen Gefühle fähig gewesen. Dies hätten seine lästernden Feinde, die bigotten Frömmler und Heuchler

Digitized by Google

bedenken sollen, ehe sie den Stab über einen so uneigennützigen und edelgesinnten Mann wie Shelley brachen und ihn als greulichen Atheisten aus der englischen Gesellschaft wie einen Ausſätzigen hinausstieſsen. Shelley spricht nicht sofort von der Unvergänglichkeit des persönlichen Selbst des Menschen, sondern ergeht sich zunächst in mehreren Strophen in mystischer Form über die Rückkehr der menschlichen Seele zur ewigen Natur, der sie entsproſs, über die Absorption derselben in die ursprünglichen Naturkräfte. Die Seele als der Urgrund alles Denkens wird sich wieder mit der in ewiger Schönheit erblühenden Weltseele verbinden. Da heiſst es z. B. Str. 38:

> Dust to the dust! But the pure spirit shall flow
> Back to the burning fountain whence it came,
> A portion of the Eternal, which must glow
> Through time and change, unquenchably the same,
> Whilst thy cold embers choke the sordid hearth of shame.

Oder Str. 42:

> He is made one with Nature: there is heard
> His voice in all her music, from the moan
> Of thunder to the song of night's sweet bird;
> He is a presence to be felt and known
> In darkness and in light, from herb and stone,
> Spreading itself where'er that Power may move
> Which has withdrawn his being to its own;
> Which wields the world with never-wearied love
> Sustains it from beneath and kindles it above.

Hierauf stellt der Dichter auch einige direkte Betrachtungen an über die Unvergänglichkeit des geistigen Wesens des Menschen, seines Ichs an und für sich im Anschluſs an die Unsterblichkeit der Seele des Adonais, z. B.:

> He lives, he wakes — 'tis Death is dead, not he;
> Mourn not for Adonais.

Oder:

> Peace, peace! he is not dead, he doth not sleep —
> He has awakened from the dream of life.

Sodann namentlich Str. 43:

> He is a portion of the loveliness
> Which once he made more lovely — he doth bear
> His part, while the one Spirit's plastic stress
> Sweeps through the dull dense world etc.

Digitized by Google

Adonais' Seele ist vereinigt mit denen anderer Männer, die ihm im Tode vorangegangen sind:

> The inheritors of unfulfilled renown
> Rose from their thrones, built beyond mortal thought
> Far in the Unapparent. Chatterton
> Rose pale, his solemn agony had not
> Yet faded from him; Sidney as he fought
> And as he fell, and as he lived and loved
> Sublimely mild, a spirit without spot
> Arose, and Lucan by his death approved:
> Oblivion as they rose shrank like a thing reproved.*

Ferner ist zu vergleichen Str. 46:

> And many more, whose names on earth are dark,
> But *whose transmitted effluence cannot die*
> So long as fire outlives the parent spark,
> Rose, *robed in dazzling immortality.*
> „Thou art become as one of us“ they cry:
> It was for thee yon kingless sphere has long
> Swung blind in unascended majesty,
> Silent alone amid an Heaven of Song.
> Assume thy winged throne, thou Vesper of our throng!

Am Schluſs des Gedichtes kehrt dann in erhabener Form der Gedanke wieder, daſs der Tod, der Befreier vom irdischen Dasein, die Seele des Menschen mit dem ewigen Weltgeist vereinigt. Es heiſst da Str. 52:

* Shelley nennt gerade Thomas Chatterton (1752—1770), weil er ein ihm geistig verwandter Dichter war. Er machte eine sehr traurige und harte Prüfungszeit durch und endete, durch Hungersnot zur Verzweiflung getrieben, in einem Wahnsinnsanfall durch Selbstmord in dem noch so überaus jugendlichen Alter von 18 Jahren. Wordsworth nennt ihn einen „Wunderknaben“. In der That war er ungewöhnlich begabt und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen.

Philip Sidney (1554—1586) erschien Shelley besonders groſs und edel durch sein heldenmütiges Eintreten für die Sache der niederländischen Protestanten in ihrem Kampfe gegen die Spanier. Er starb an den Folgen einer in der Schlacht bei Zütphen erhaltenen Wunde.

Lucanus, der bedeutendste Epiker nach Virgil, Neffe des Philosophen Seneca, anfangs Günstling des Kaisers Nero, beteiligte sich, nachdem er bei diesem in Ungnade gefallen, an den Aufständen der Pisonen und endete im Jahre 65 n. Chr. durch Selbstmord in dem jugendlichen Alter von 27 Jahren.

Digitized by Google

The One remains, the many change and pass;
Heaven's light for ever shines, Earth's shadows fly;
Life like a dome of many-coloured glass,
Stains the white radiance of Eternity,
Until death tramples it to fragments. — Die
If thou wouldst be with that which thou dost seek!
Follow where all is fled.

Und in der letzten Strophe lesen wir dann:

Whilst burning through the inmost veil of Heaven
The soul of Adonais, like a star,
Beacons from the abode, where the Eternal are.

Vor dem Tode braucht der Mensch sich nicht zu fürchten; er hat für ihn nichts Schreckliches, nichts Grauenhaftes; er öffnet ihm bloſs die Pforte zum Eingang in ein besseres Dasein. In der Queen Mab heiſst es da z. B. unter anderem:

Fear not then, Spirit, death's disrobing hand;
'Tis but the voyage of a darksome hour,
The transient gulf-dream of a startling sleep.

Oder: Death is a gate of dreariness and gloom
That leads to azure isles and beaming skies
And happy regions of eternal hope.

Die vorliegenden Citate aus Shelleys Dichtungen mögen zur Genüge darthun, daſs er kein Materialist war, der zur Überzeugung gelangt ist, daſs mit dem Tode auch das geistige Element des Menschen auf ewig vernichtet werde. Shelley war zu weise, um über ein Thema wie die Unsterblichkeit der Seele, das an und für sich jede Diskussion ausschlieſst, zu dogmatisieren; er begnügte sich damit, an der für sein Gefühl und sein Gemüt zum Bedürfnis gewordenen Hoffnung auf das Fortbestehen der menschlichen Seele nach dem Tode als idealer Dichter festzuhalten. In ähnlichem Sinne wie in seinen Dichterwerken äuſsert er sich auch in einem an seinen Freund Trelawny gerichteten Briefe: „I am content to see no farther into futurity than Plato and Bacon. My mind is tranquil; I have no fears and some hopes. In our present gross material state our faculties are clouded; when Death removes our clay coverings the mystery will be solved." Gleichwie nun Shelley an der Hoffnung auf die Unvergänglichkeit der menschlichen Seele als moralischem Postulatum

Digitized by Google

festhält, so glaubt er auch an die Macht des menschlichen Gewissens als Sittenrichterin. Es heiſst vom Gewissen in der Queen Mab:

> And conscience, that undying serpent calls
> Her venemous brood to their nocturnal task.

Auf dem Gebiete der Tugend und Moral ist Shelley ganz natürlicherweise auch Freidenker und Freigeist, ebenso sehr Verächter aller Heuchelei, Frömmelei und pharisäischer Tugendhaftigkeit, wie er abgeschworener Feind religiöser Schwärmer und dünkelhafter Fanatiker ist. Seine Moral ist die eines rechtlich denkenden, wahrheitsliebenden, edelgesinnten und selbstlosen Mannes, der die Tugend und das Gute um ihrer selbst willen liebt und hochschätzt, in dessen Brust ein warmfühlendes und mitleidiges Herz schlägt; er ist ein Mann, der, selbst nicht reich, aufopferungsvoll von dem Seinen giebt, um die Not der leidenden Mitmenschen, soviel in seinen Kräften steht, zu lindern. Das schönste Zeugnis hierfür stellt ihm seine zweite Frau (geb. Godwin) in ihren Memoiren über Shelley aus. Sie schreibt: „His charity, though liberal, was not weak. He inquired personally into the circumstances of his petitioners, visited the sick in their beds and kept a regular list of industrious poor, whom he assisted with small sums to make up their accounts.“ — Andere glücklich zu machen soll für den guten, edlen Menschen das höchste Ziel, der schönste Lohn sein, der allein den wahren Seelenfrieden gewährt. *„Learn to make others happy“* ist der Grundsatz, den Shelley an die Spitze seiner Moral stellt. Er enthält die Quintessenz seiner ganzen Ethik und Tugendlehre. Shelley lebte der Überzeugung, daſs nur Tugend, Wahrheit, Weisheit und Freiheit, nur das absolut Gute den Menschen wahrhaft glücklich machen können. Dieser Gedanke kehrt öfters in seinen Dichtungen wieder. So heiſst es beispielsweise in der Queen Mab:

> Virtue and wisdom, truth and liberty
> Fled to return not, until man shall know
> That *they alone can give the bliss*
> *Worthy a soul that claims*
> *Its kindred with eternity.*

Ferner vergleiche man zum Beweis für diese Anschauung die folgenden Worte:

Digitized by Google

There is a nobler glory, which survives etc.

Nämlich: The *consciousness of good,* which neither gold
Nor sordid fame, nor hope of heavenly bliss
Can purchase: *but a life of resolute good*
Unalterable will, quenchless desire
Of universal happiness, the heart
That beats with it in unison the brain
Whose ever wakeful wisdom toils to change
Reason's rich stores for its eternal weal etc.

Wahrhaft glücklich kann nur der sein, welcher nach dem Guten strebt und dem das höchste Gut, die Freiheit, die moralische, religiöse und politische zu teil wird. Von sich selbst sagt der Dichter in einem von Pisa aus an den Examiner gerichteten Briefe (18. Juni 1821) bezüglich der Veröffentlichung der Queen Mab: „I am a devoted enemy to religious, political and domestic oppression; and I regret this publication not so much from literary vanity as because I fear it is better fitted to injure than to serve the sacred cause of freedom." — Echte Humanität ist ohne das Geschenk der Freiheit nicht denkbar; Verfeinerung und Veredelung der menschlichen Gesinnung beruht auf der freien Entwickelung des Individuums; die Freiheit ist die Basis aller geistigen und moralischen Civilisation. Dies ist die Lieblingsidee, dies die Grundanschauung Shelleys, sie zieht sich wie ein silberner Faden durch seine sämtlichen Dichtungen hindurch und läſst den Dichter in höchst phantastischen Zukunftsträumen von einer allgemeinen groſsen Weltverbesserung schwärmen, von einer Welt, in welcher der ewige Friede, aufgebaut auf der Grundlage der Humanität, herrschen wird. Im Prometheus Unbound heiſst es z. B. (Akt II, Sc. 4) von der Herrschaft des Saturn und Jupiter:

He refused
The birthright of their being, knowledge, power,
The skill which wields the elements, the thought
Which pierces his dim universe like light,
Self-empire, and *the majesty of love;*
For thirst of which they fainted. Then Prometheus
Gave wisdom, which is strength, to Jupiter,
And with this law alone, *„Let man be free"*
Clothed him with the dominion of wide Heaven.

In der „Ode to Liberty" heiſst es von der Freiheit (Str. 2):

But this divinest universe
Was yet a chaos and a curse
For thou wert not.

Str. 3: This human living multitude
Was savage, cunning, blind and rude
For thou wert not.

Sodann preist er in Str. 11 das endliche Erscheinen der Freiheit mit folgenden Worten:

When like heaven's sun girt by the exhalation
Of its own glorious light, *thou didst arise,*
Chasing thy foes from nation unto nation
Like shadows: as if day had cloven the skies
At dreaming midnight o'er the western wave,
Man started staggering with a glad surprise
Under the lightnings of thy unfamiliar eyes.

In einem anderen Hymnus feiert der Dichter die Macht der politischen und religiösen Freiheit:

But keener thy gaze than the lightnings glare
And swifter thy step than the earthquake's tramp;
Thou deafenest the rage of the ocean, thy stare
Makes blind the volcanoes; the sun's bright lamp
To thine is a fen-fire damp.

Höchstes wonniges Entzücken, wahrhaft empfundene Begeisterung für ewiges Glück und Weltfrieden, Gefühle, deren nur ein Idealist wie Shelley fähig war, spricht deutlich aus folgenden Versen (Queen Mab):

Happiness
And science dawn, though late, upon the earth;
Peace cheers the mind, health renovates the frame;
Disease and pleasure cease to mingle here,
Reason and passion cease to combat there
Whilst every shape and mode of matter lends
Its force to the omnipotence of mind.
Which from its dark mine drags the gem of truth
To decorate its paradise of peace.

Oder: O happy Earth! reality of Heaven!
To which those restless souls that ceaselessly
Throng through the human universe, aspire;
Thou consummation of all mortal hope!
Thou glorious prize of blindly-working will!
Whose rays diffused throughout all space and time,

Digitized by Google

Verge to one point and blend for ever there;
Of purest spirits thou pure dwelling-place!
Where care and sorrow, impotence and crime,
Languor, disease and ignorance dare not come:
O happy Earth! reality of Heaven!

Solche und ähnliche Stellen, deren es in Shelleys Dichtungen noch gar manche giebt, beweisen, daſs er durch und durch lyrisch-idealer Dichter ist. Seine Poesien sind Produkte seiner hochfliegenden Phantasie, aber auch in seinen zahlreichen philosophischen Reflexionen spielt die Phantasie eine weit wichtigere Rolle als das Denken und der Verstand. Kein Wunder, daſs ihn deshalb die mystische Weltanschauung der Pantheisten so anzog, daſs er im allgemeinen ihre Ideen teilte, wie in der vorstehenden kurzen philosophisch-litterarischen Abhandlung zu zeigen versucht wurde. Mögen die wenigen Zeilen mit dazu beitragen, Shelley von dem Vorwurf des Atheismus im gewöhnlichen Sinne des Wortes freizusprechen und ihm in Bezug auf sein philosophisches Denken und Dichten seinen Platz unter den Pantheisten anzuweisen!

Digitized by Google

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung am 9. April 1889.

Herr Marelle hält einen französischen Vortrag „Sur la prononciation de l'*e* muet“. „Au fond de ce qui constitue essentiellement le génie d'une langue et spécialement sa prononciation, sa modulation, sa prosodie, il y a toujours pour le linguiste, le phonétiste et le métricien une série plus ou moins variée de *je ne sais quoi* insaisissables, indéfinissables. L'*e* muet français est, en nombre de cas, un de ces *je ne sais quoi.* Je suis à peu près d'accord avec Lubarsch sur la prononciation de cette voyelle dans les vers. J'ai traité sommairement la question au premier congrès des néophilologues à Hanovre, en 1886 (s. die Verhandlungen). Aujourd'hui, c'est à propos du livre de M. Paul Passy, *Le Français parlé,* que je reviens sur ce sujet. M. Paul Passy, et avec lui divers phonétistes allemands, spécialistes de mérite, se fondant sur le fait incontestable que la langue actuellement parlée à Paris élide presque tous les *e* dits muets, enseignent qu'il faut aussi les élider pour la plupart dans la déclamation des vers. Cette doctrine me paraît en désaccord avec la prosodie traditionnelle, aussi bien qu'avec le sentiment des meilleurs juges en cette matière au temps présent. Ce n'est pas d'aujourd'hui que la prononciation familière élide fréquemment l'*e* muet; elle l'élidait peut-être tout aussi souvent déjà au 12e et même au 11e siècle. La chûte naturelle de cette voyelle dans les chansons de geste à la césure et à la rime (où elle ne compte pas et résonne à peine) suffit à le prouver. Cependant excepté pour cinq ou six mots, tels que *me, te, se, le, homme, comme,* qu'ils syncopent à l'occasion, les poètes du moyen âge n'ont jamais pris la prononciation familière pour règle de leur prosodie. Ils ont toujours *syllabisé,* c'est à dire compté, marqué à l'intérieur du vers et de chaque hémistiche toutes les voyelles et notamment l'*e* muet. La *syllabisation* est le procédé

Digitized by Google

auquel un Français recourt d'instinct lorsqu'il veut parler avec mesure, dignité, noblesse, donner du poids à ce qu'il dit ou simplement se faire bien entendre d'un nombreux auditoire. Au moment où je parle peut-être, à la porte du Théâtre Français, à Paris, un marchand de programmes et de pièces crie au public qui fait queue: »*D'mandez l' programm', d'mandez l' Tartuff'!*« Le même homme dira ensuite (je l'ai entendu de mes propres oreilles, l'été dernier): »Demandez l'autr*e* motif!« Dans le premier cas, il avale deux syllabes, dans le second il syllabise au contraire aussi distinctement que possible, en ralentissant sa prononciation. Pourquoi cette différence? Parce que »d'mandez l' programm'« est un cri bien connu du public, tandis que »l'autre motif« est le titre d'une comédie nouvelle et que, de plus, ces deux termes bien accentués donnent par avance une idée de la pièce. En amour, l'autre motif ce n'est pas le bon motif. Eh bien, ce crieur de journaux procède comme procédaient déjà au 11ᵉ siècle les trouvères et les jongleurs dans les salles des châteaux et sur les places des villes. Une prolation presque plane, telle que celle du français, passe tout naturellement à la syllabisation lorsqu'elle veut se donner de l'ampleur et de la force. La syllabisation jusqu'à la diérèse pour le poète, l'orateur et le bon acteur, la syllabisation jusqu'à l'épenthèse pour l'homme du peuple dans le colloque sérieux et dans la chanson sentimentale (vous n'voud*e*riez pas ça, je me pend*e*rai), bref, la syllabisation poussée parfois jusqu'à l'excès, voilà ce qui, depuis un temps immémorial, distingue en français la prononciation publique, prosodique, expressive, solennelle, de la prononciation familière, qui avale, au contraire, et a toujours avalé une partie des syllabes.

Ce n'est guère qu'au 17ᵉ siècle que nous voyons la question de l'*e* muet nettement posée par les grammairiens. Oudin et Duez, de 1624 à 1640, constatent que l'*e* muet au milieu des mots et très souvent dans la phrase se mange tout à fait. Ainsi: d'mander, l'çon, d'vant, ach'ter, ç'la, r'nom, t'nez, i' m' fait mal, i' t' faut, i' s' rend, tu l' dis, j' sais bien, d' la bière, d' l'or etc. etc.[1] Chifflet, quelques années plus tard, proteste contre l'enseignement de cette prononciation. »Je dis qu'elle est fausse, affectée, (il a sans doute ici en vue la lecture orale), injurieuse à notre langue et totalement pernicieuse à la poésie française... Elle rendrait notre langue dure, scabreuse et frémissante, à cause du choc des consonnes, contre l'extrême inclination qu'elle a à la douceur. Enfin elle ruinerait toute la poésie, estropiant les vers du nombre des syllabes qui est requis à leur mesure.« v. Thurot, I. 147. Au 18ᵉ siècle Voltaire

[1] On ne prononce pas autrement à cette heure, à Paris, dans la conversation, et l'on prononçait déjà ainsi probablement dès le temps de Philippe-Auguste.

Digitized by Google

est un apologiste de l'*e* muet. »C'est, dit-il, dans ces *e* muets que consiste principalement l'harmonie de notre prose et de nos vers.« »L'*e* muet, ajoute Rivarol, semblable à la dernière vibration des corps sonores, donne à la langue française une harmonie légère qui n'appartient qu'à elle.« Vers 1787, un grammairien peu connu, Viennois, s'exprime ainsi à ce sujet: »L'*e* muet bien prononcé est une des beautés de notre langue, et le contraire s'il l'est mal. La plupart des chanteurs lui donnent à la fin des mots trop de force et d'étendue. La plupart des orateurs et même des acteurs ne le prononcent point; s'inquiétant peu si la mesure et l'harmonie en souffrent, comme dans les vers de Racine:

Trembl', m'a-t-ell' dit, fill' dign' de moi.
Fait's régner l' princ' et l' dieu que j' sers.«

Un demi-siècle plus tard, vers 1845, François Génin, dans ses Variations du langage français, signalera un défaut tout contraire, l'épenthèse, chez les acteurs du Théâtre français. Il cite, avec quelque exagération sans doute, un nombre de vers prononcés par eux comme celui-ci:

Quel(e)que fois pour(e) flatter ses secrètes douleur(e)s.[1]

Depuis une trentaine d'années le naturalisme qui envahit l'art et la littérature s'est aussi implanté au théâtre, et beaucoup d'acteurs affectent de dire les vers tragiques comme de la prose ordinaire, en élidant autant que possible les *e* muets. C'est à leur exemple, et en se fondant sur une observation étroite et presque exclusive du parler familier, que divers orthoépistes et phonétistes enseignent présentement la théorie antimusicale de l'élision à outrance même dans la déclamation de la poésie lyrique. D'autre part beaucoup d'acteurs supérieurs, tous les lecteurs renommés, tous les poètes lyriques et tragiques (v. les brochures de Mende, Lubarsch), à l'exemple de leurs prédécesseurs des siècles passés, défendent la prosodie traditionnelle et soutiennent qu'en disant les vers il faut toujours y faire *sentir,* sinon entendre, plus ou moins l'*e* muet. A mon sens, ce sont eux qui ont raison, et il me paraît certain que leur exemple et leur autorité ne cesseront pas de prévaloir en cette matière.

En résumé, dans l'enseignement, on peut poser ce principe: Il faut dire les vers conformément aux règles prosodiques que les poètes ont observées en les composant. Donc, s'ils ont tenu compte de l'*e*

---

[1] Cet *e* final, qu'on pourrait appeler *expiratoire,* est fréquent même chez les meilleurs acteurs et diseurs lorsqu'ils prononcent très énergiquement certains mots terminés par r, s, l, c, t, etc., p. ex. Venus, mon fil*s*, coup fata*l*, les Grec*s*, un fa*t*, un so*t*, terreu*r*, fureu*r*, mouri*r* etc. L'articulation nette, explosive des consonnes françaises rend souvent cet *e* expiratoire inévitable à ceux même qui le considèrent comme une faute.

Digitized by Google

muet, il faut en tenir compte aussi. C'est la seule manière de faire bien sentir la musique qu'ils ont voulu mettre dans leur poésie.[1]

Lamartine, Hugo, Musset, aussi bien que M. Coppée, bondiraient d'indignation s'ils pouvaient voir ce que devient l'harmonie de leur style dans la prononciation indiquée par M. P. Passy. Qu'on en juge:

Pour moi, quand j' verrais, dans les célest' plaines,
Les astr', s'écartant d' leurs rout' certaines,
Dans les champs d' l'éther l'un par l'autr' heurtés,
Quand j'entendrais gémir et s' briser la terr',
Quand j' verrais son globe errant et solitair'
Flottant loin des soleils, pleurant l'homm' détruit,
Se perdr' dans les cieux de l'éternell' nuit ...
— — — — — — — — — — — — — — — Lamartine.

Lorsqu'un homm' n'a pas d'amour
Rien du printemps n' l'intéress';
Il voit mêm' sans allégress',
Hirondell's, votre r'tour. F. Coppée.

Presque toutes ces élisions de l'*e* muet faussent la mesure du vers, en aplatissent la modulation et, de plus, en avilissent aux yeux aussi bien qu'à l'oreille la physionomie; car en français ce n'est guère que dans les poèmes du genre trivial et canaille de Vadé qu'on voit des vers ainsi orthographiés. Cette dernière raison seule devrait suffire à démontrer l'inconvénient qu'il y a pour l'école à figurer d'une telle manière la prononciation de la poésie.[2] On pourrait par plaisanterie comparer des vers du genre noble ainsi imprimés à des messieurs élégamment vêtus, mais qui n'auraient ni faux-col ni manchettes. Oui, c'est en quelque sorte le rôle de ces menus et indispensables accessoires d'une tenue correcte que joue l'*e* muet dans la diction prosodique. Mais, s'il faut du faux-col et de la manchette, »pas trop n'en faut pourtant«, de même s'il faut de l'*e* muet dans la diction relevée, il n'en faut pas à l'excès non plus, cela va sans dire. Entre la simple expiration consonnante, à peine perceptible, et le

---

[1] Certains phonétistes vont jusqu'à s'imaginer que l'*e* muet tend à disparaître et disparaîtra sans doute un jour de la langue française! On vient de voir que depuis des siècles il n'y a eu, probablement, sur ce point ni progrès ni recul. Tant que la France aura une littérature, elle gardera, comme par le passé, sa prononciation littéraire à côté de sa prononciation familière. Du reste, pour préserver l'*e* muet d'un effacement définitif, il suffirait de l'école primaire, où tous les enfants apprennent d'abord à épeler pleinement cette voyelle, puis à la faire sonner ou à l'effacer plus ou moins selon les cas.

[2] Pour enseigner ainsi la prononciation familière, courante, le mieux serait de ne se servir que de ces phrases usuelles, dites »de tous les jours«, ou (comme exercice de volubilité), de quelque amusette populaire en vers, telle que *Biquett' dans l' jardin* etc. (v. Marelle, Manuel de lecture, 2ᵉ édition 1886).

Digitized by Google

son plein *eu,* il y a toute une gamme de nuances à observer dans l'émission de cette singulière et précieuse voyelle, qu'on ne sait encore comment nommer: muette, sourde, féminine, et qu'on pourrait peut-être appeler *facultative,* avec ce corollaire, que ceux-là seuls ont la faculté de la bien comprendre et de s'en servir convenablement qui ont l'oreille musicale, l'accent national — et le gosier mélodieux."

Son discours terminé, M. Marelle y ajoute ce correctif: »Cette apologie de l'*e* muet ne veut pas dire qu'une prosodie plus libre, plus rapprochée de la poésie populaire et de la parole spontanée avec toutes ses élisions et ses hardiesses de prononciation ne serait pas possible aujourd'hui dans certains genres familiers et même héroïques et dramatiques. L'observation des règles classiques de l'*e* muet, de l'hiatus, de l'alternance des rimes masculines et féminines contribue beaucoup sans doute à l'harmonie de la versification savante; mais elle la contraint aussi trop souvent aux périphrases, aux accouplements insolites d'idées et aux chevilles. Or, l'élément essentiel du vers c'est le rythme, et pour se produire il n'a pas besoin d'observer toutes ces règles. Respectons, admirons à sa place le vers classique, disons-le tel qu'il s'écrit, c'est mon avis; mais pourquoi n'emploierions-nous pas aussi, en certains cas, le vers blanc simplement rythmé, librement relevé, à l'occasion, par la rime ou l'assonance? Ce serait certainement pour nous, Français, la meilleure manière de traduire Homère, Shakspeare et toutes les légendes et les ballades populaires étrangères dont nous n'avons encore que des traductions en prose.« Ici M. Marelle lit, comme exemple, un passage d'une traduction rythmée de l'Iliade, avec assonances, encore manuscrite, et la légende populaire *L'Enfant Jésus et les p'tits garçons de Nazareth,* qu'il a récemment publiée dans *Affenschwanz,* variantes orales de contes populaires etc. Deuxième édition, Berlin, Asher, 1889. — Voici quelques vers de sa traduction de l'Iliade. Au chant XXI, 74—96, Lycaon se jette aux pieds d'Achille et le supplie de l'épargner moyennant rançon. Achille lui répond:

Te rach'ter, insensé! Ne m' parle pas d' rançon.
Oui, avant que Patrocle eût péri, c'était bon,
Il me plaisait alors d'épargner les Troyens;
Et j'en ai pris vivants et vendu quelques uns!
Mais à présent ... pas un n'en réchapp'ra, pas un
De ceux du moins qu'un dieu me jett'ra sous la main;
Et surtout si comm' toi c'est un fils de Priam.
Meurs donc aussi, mon cher. Et d' quoi t' plains-tu si fort?
Mon Patrocle est bien mort, lui, qui valait mieux qu' toi.
Moi-mêm' que tu vois là si robuste et si beau,
Moi, l'enfant d'un' déesse et l' fils d'un noble roi,
Un jour, matin ou soir, mon heure aussi viendra;
Quelqu'un dans un combat me percera d' sa lance,
Ou m'atteindra d'un' flèche, et m'arrach'ra l'âme ...

»On pourrait m'objecter ici le manque de faux-col, mais les héros d'Homère n'en portaient pas.«

Herr A. Schulze berichtet darauf über A. Haases Französische Syntax des XVII. Jahrh. (Oppeln u. Leipzig, 1888, 8⁰). Er erkennt an, daſs das Werk gleich den früheren Arbeiten des auf dem Gebiete der französischen Syntax nicht unbekannten Verfassers mit

Fleiſs und Sorgfalt gearbeitet ist. Die Ausstellungen, die zu machen sind, richten sich vornehmlich gegen die von Haase befolgte Methode. Soll die historische Forschung durch derartige ausführliche Darstellungen der Syntax einzelner Perioden wirklich gefördert werden, so muſs eingehender auf das Altfranzösische Rücksicht genommen werden, als Haase es gethan. Aufstellungen über den Gebrauch der alten Sprache sollten zudem, wenn es sich nicht um das Allerbekannteste handelt, stets durch kontrollierbare Belege gestützt werden. Haase giebt altfranzösische Belege überhaupt nie, die neufranzösischen leider nur mit Angabe des Autors, dem sie entnommen sind, so daſs auch eine Nachprüfung der letzteren nicht möglich ist. Bedauerlich ist ferner, daſs Haase grundsätzlich unterlassen hat, fremde Arbeiten anzuführen. Wenn auch nicht verlangt werden kann, daſs alle Specialarbeiten citiert werden, so hätte doch auf grundlegende Werke, vor allem auf Toblers Vermischte Beiträge, verwiesen werden müssen, zumal dann, wenn Haase dort vorgetragenen Ansichten nicht zustimmt.

Sitzung am 30. April 1889.

Herr Buchholtz sprach über den vor einigen Wochen gestorbenen spanischen Lyriker Antonio de Trueba. Er ist 1819 oder ein bis zwei Jahre später in einem Dorfe Viscayas geboren, verlebt daselbst seine ersten fünfzehn Jahre, genieſst seine Vorbildung, beginnt seine Dichterlaufbahn und erklärt seine Gedichte für wirkliche Volkslieder. Seine Gedichte sind auch den spanischen Volksliedern durch ähnliche Ausdrücke und aus ihnen herübergenommene Stellen verwandt, nur sind sie nie dunkel, haben keinen oder fast keinen Hiat und keine zu viel Silben enthaltenden Zeilen. Mit fünfzehn Jahren kommt er nach Madrid in eine Eisenwarenhandlung, in der er zehn Jahre bleibt, bis er sich ganz der Schriftstellerlaufbahn hingiebt. 1851 veröffentlicht er eine novellenartige Darstellung der Sagen und Lieder vom Cid, 1852 sein Buch der Gesänge, 1853 bis 1862 hat er die Redaktion der Correspondencia autógrafa de España, 1859 heiratet er, 1860 wird ihm seine Tochter, sein einziges Kind geboren, 1862 wird er als Archivar und Geschichtschreiber von Viscaya von Madrid fortberufen. Um diese Zeit etwa schrieb er mehrere Bände Erzählungen und seine Legendas genealógicas. Auf ihrer Reise durch die baskischen Provinzen begleitet er 1865 die Königin Isabel, verliert 1870 seine Stellung durch die Karlistenunruhen, geht 1873 nach Madrid, wird ehrenvoll zurückgerufen, macht 1876 für die baskischen Provinzen eine Eingabe an König Alfons XII., und dafür, wohl auch um ihm den Schmerz zu versüſsen, daſs Brockhaus seine Werke nachdruckte, stiften Basken Navarras in Südamerika (Argentinien, Paraguay, Uruguay) eine Kasse, um ihm in Bilbao ein Haus zu kaufen oder zu bauen; 1883 stirbt seine

Digitized by Google

Frau, 1886 heiratet seine Tochter einen angesehenen Rechtsgelehrten in Bilbao.

In seinen Liedern hat er das Plusquamperfekt als solches in den volkstümlichsten; in den höhere Stände berührenden scheint er es absichtlich zu meiden. Den Artikel vor dem leichten Possessiv hat er gleich den Alten, aber nur in einem an das Epische anstreifenden Gedichte und nur bei Bezeichnung von Personen; zuweilen läſst er ihn weg. In Versmaſsen hat er wenig Abwechselung, keine Elfsilbler, keine sechssilbigen Trochäen. Übereinstimmung zwischen Wort- und Verston und Widerstreit zwischen beiden wechseln schön ab, je nach dem Inhalt; zu Ende der Gedichte hat er selten Widerstreit. Seine Gedichte sind im ganzen kurz, doch hat er unter einer Überschrift in der Regel eine Gruppe von Gedichten. Er ist ein Dichter der Wahrheit zu nennen; oft fühlt man, daſs er nach Erlebnissen schreibt, und er selbst sagt es, daſs er das meiste so geschrieben habe. Auch das wenige, wo er der Sage und Geschichte in seiner Erfindung folgt, ist ihm so gelungen, daſs es wie Wahrheit aussieht und ergreift.

Herr Hoppe sprach über die Anwendung des Wortes *dead.* Herr Tanger hatte zur Erklärung des Ausdruckes 'dead against' in Dickens' Christmas Carol (Seite 8 seiner Ausgabe) neben 'dead drunk' auch 'dead blue' „ein entschiedenes, sehr kräftiges Blau“ angeführt, und Hoppes Deutung von 'dead green' in seiner Ausgabe des Dickensschen 'Cricket on the Hearth' (S. 16) „matt, verschossen, vgl. dead gold, matt golden“ für falsch erklärt. Vielmehr bedeute dead green auch hier ein entschiedenes, kräftiges, sehr grelles Grün, was auch im Zusammenhang richtiger passe, da die dort geschilderte Person den niederen Ständen angehöre, die sich durch Liebe für grelle Farben auszeichnen. Hoppe erwidert, 1) daſs dead against sich ohne ein dead blue hätte schützen lassen, da acht Beispiele für diese Verbindung im Supplementlexikon ständen. 2) Herr Tanger habe kein Beispiel für sein dead blue vorgebracht, werde es auch wahrscheinlich nicht können. Dann 3) dead könne nach Analogie von dead lock, sleep, stand still, silence passend nur zu white und black treten, weil diese als Negierung des Lebens, der lebendigen Farbe erscheinen; er belegt dead white durch drei Beispiele und dead pale, dead black werde sich gewiſs auch finden, kaum aber dead blue, red u. s. w. Vielmehr habe dead bei diesen die Bedeutung „matt, stumpf“, wie diese eben bei Farben und bei gold die Wörterbücher von Flügel (1856), Lucas (1856), Ogilvie (1882), Hunter (1883) ausdrücklich geben. Schlieſslich werde der Beweis ausdrücklich erbracht durch eine Stelle von Ruffinis Doctor Antonio (p. 215 Tauchn.), wo die obere Fläche der Blätter der Olive, des Ölbaums als 'dark dead green' bezeichnet werden. Gewiſs könne diese niemand anders als „matt grün“ nennen.

Digitized by Google

Herr Wätzold bespricht Goethes Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen und ihre Quelle. Dies 1813 begonnene Gedicht wurde zwischen dem 26. Dezember 1816 und Neujahr 1817 beendet und im dritten Bande von Kunst und Altertum 1820 unter der Überschrift Ballade zuerst gedruckt. Es gehört zu den Balladen dritten Stils, in denen Goethe das Nacheinander in ein Nebeneinander eingeschlossen hat. Den Stoff, den Goethe lange mit sich herumgetragen hat, fand er in Percy, the Beggar's daughter of Bednall Green, aber die zwei Worte, auf denen die Ballade ruht, „die niedrige Brut“ und „die Fürstin sie zeugte dir fürstliches Blut“, stammen aus dem Dekameron des Boccaccio, der auf Dante zurückgeht, welcher seinerseits wieder aus einem provençalischen Roman geschöpft hat. Mancherlei hat Goethe geändert; so hat er den Schwiegersohn selber an die Stelle der kinsmen bei Percy und des Schwiegervaters bei Boccaccio gesetzt. Mit Percy legt er den älteren gegenüber das Hauptgewicht auf den zweiten Teil, indem er die Idee herauslöst, die hier in der *ἀναγνώρισις* besteht. Den Zusammenhang der Begebenheit mit der Vertreibung und Wiederkehr des rechtmäſsigen Königs entnahm er seiner Zeit, der Rückkehr der Bourbonen und Emigranten, und verknüpfte so den alten Stoff mit der Gegenwart.

Der stellvertretende Schriftführer, Herr Tanger, hat wegen Zeitmangels sein Amt niedergelegt. Als sein Nachfolger wird Herr A. Schulze gewählt.

Sitzung am 14. Mai 1889.

Herr A. Schulze geht im Anschluſs an seinen früheren Vortrag (Sitzung vom 9. April) auf einige Einzelheiten in Haases Französischer Syntax des 17. Jahrhunderts näher ein. § 1 Anmerk. behauptet Haase, in dem Satze *le voilà qui vient* weise *le* auf das in Form eines beziehungslosen Relativsatzes folgende Objekt hin. Von einem beziehungslosen Relativsatze kann indessen offenbar in *voilà mon ami qui vient,* also auch in *le voilà qui vient* keine Rede sein; es handelt sich vielmehr, wie Tobler, Beiträge, Seite 206, gelegentlich der Erörterung von Aussagen, die aus einem Nomen (im Nominativ) und einem Relativsatz bestehen (z. B. *Et la baronne qui ne vient pas!),* ausgeführt hat, um appositive, ausführende Relativsätze. — § 21 hätte bei Erörterung des adjektiven Demonstrativpronomens in Fällen, wo heute der bestimmte Artikel genügen würde, erwogen werden sollen, daſs auch altfranzösisch recht oft *cil* ohne jede demonstrative Kraft begegnet, worauf schon Diez III, 79 aufmerksam macht. Freilich scheint die Wirkung der demonstrativen Redeweise in einem altfranz. *cil oisel chantent* (in einer Schilderung des Frühlings) und in dem von Haase aus Malherbe angeführten: *Ne vous laissez pas abuser à ces compteurs*

Digitized by Google

de généalogie nicht die gleiche zu sein. Beispiele wie dieses und das folgende, sich gleichfalls bei Haase findende: *Ces hautes et théologiques comparaisons me font voir que ces mariniers font aujourd'hui la leçon aux habitants de terre ferme* (aus Balzac), wären übrigens noch heute durchaus korrekt. — Das Adverbium *mon* (= sicherlich, gewiſs) könnte, vermutet (S. 152) Haase, mit dem Pronomen possess. identisch und dem deutschen *Mein!* (z. B. in *Mein! Sollte wohl der Wein noch flieſsen?* bei Goethe) an die Seite zu stellen sein. Doch läſst die Funktion von *mon,* das als Interjektion nie begegnet, sondern stets dazu dient, eine Aussage zu bekräftigen, solche Auffassung nicht zu; auch wäre wohl, wenn das Pronomen possess. vorläge, die betonte Form *mien* zur Anwendung gekommen. Endlich ist zu bedenken, daſs bei dem deutschen *Mein!* doch ohne Zweifel der Name Gottes, den man sich scheute auszusprechen, zu ergänzen ist; dagegen entsinnt sich der Vortragende nicht, im Altfranz., wo jenes *mon* überaus häufig vorkommt, einem Ausrufe *mon Dieu!* begegnet zu sein. Der Name Gottes findet sich altfranz. wohl stets allein im Ausrufe. Die Meinung Furetières, der *avis* ergänzen will, ist nicht, wie Haase will, deshalb zurückzuweisen, weil damit nur *c'est mon* erklärt würde; *ce fait* (oder *ce a) mon avis* wäre ganz korrektes Altfranzösisch; vgl. Litteraturbl. f. g. u. r. Ph. 1885, 373. Aber sie scheint darum ganz unhaltbar, weil Furetière annimmt, der Redende habe gerade das Wesentlichste dessen, was er zu sagen beabsichtigt, unterdrückt. Auch an *mon* = *multum* ist nicht zu denken; da die Form *mont* für *mon* erst spät und sehr selten begegnet. Diezens Deutung von *mon* = lat. *munde* ist noch immer bei weitem die beste, wenngleich man für das Fehlen des t *(mont* wäre die regelrechte Form) gern etwas anderes vorbrächte als Diez, der erklärt, „das könne in einem so dunklen Worte nicht in Betracht kommen.“ — Haase mag recht haben, wenn er (S. 113) den Konj. in *qu'ainsi soit* (z. B. bei Marot: Ich bin euch wohl gesinnt: *Et qu'ainsi soit en amy vous conseille Que desormais vostre bec teniez coy,* s. Glauning, Marot S. 21) dem Konj. in *Qu'il l'ait fait je le crois* an die Seite stellt. Auch für die Erklärung der Wendung mit der Negation, *qu'ainsi ne soit,* die seltsamerweise die gleiche Bedeutung wie die erstere hat, ist Haases Ansicht ganz annehmbar, daſs der Redende sich selbst gewissermaſsen einen Einwurf mache, der dann durch das Folgende widerlegt wird und somit das an erster Stelle Behauptete bekräftigt; aber damit ist — und das ist miſslich — eine ganz andere Auffassung des Konj. als in *qu'ainsi soit* gleichzeitig geboten. Es läge dann wirklich ein Konj. der Annahme vor wie in *Qu'il fasse le moindre excès, il est malade* (Lücking, § 309). Es sind ja Fälle möglich, in denen sowohl die Wendung ohne als die mit *ne* denkbar wäre; so etwa in einem Satze *Il n'est pas votre ami et qu'ainsi (ne) soit il vous a abandonné,* wo also auf eine vorhergehende negative

Behauptung zurückgewiesen wird. Vielleicht ist hier der Hebel anzusetzen.

Herr Bouvier giebt eine Fortsetzung seiner Besprechung des Heftes, in dem Aufsätze Wielands aus der Zeit, wo er in der Familie Ott in Zürich Hauslehrer war, aufbewahrt sind. Während er von Richardson stark beeinfluſst erscheint, lehnt er sich andererseits in der Kunstkritik an die Franzosen an. Das letzte Stück, les adieux de M. Wieland à ses élèves, faſst die Principien seiner Erziehung zusammen, zeigt die Vorteile der Tugend und belehrt seine Schüler, wie sie die in Paris zuzubringende Zeit nützlich anwenden können. In einem noch ungedruckten Briefe, der sich auf der Berliner Bibliothek befindet, spricht sich Wieland dahin aus, daſs seine Stellung in Zürich äuſserst angenehm sei.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Joh. Aug. Eberhards synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 14. Auflage. Nach der von Friedr. Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet u. s w. von Otto Lyon. Leipzig, Th. Grieben. XLIII, 815 S. Register S. 816—943.

Die neue Auflage des weitverbreiteten Handwörterbuchs weicht in mehreren Beziehungen von der vorigen, dreizehnten, ab. Sie enthält 125 Artikel mehr als diese (S. 1—815 gegen S. 1—798); das Vorwort zum fremdsprachlichen Teile der 12. Auflage von A. Boltz ist fortgefallen, die von demselben Verfasser herrührende vergleichende Darstellung der deutschen Vor- und Nachsilben (1863) zu ihrem Vorteil umgearbeitet worden. Die an der 13. Auflage gelegentlich gerügten fehlerhaften Etymologien sind vielfach richtig gestellt, so daſs dem gegenwärtigen Herausgeber für seine Mühe alles Lob gebührt. Was aber auch an dem nunmehr achtundachtzig Jahre alten Werke von kundiger und rüstiger Hand gebessert werden mag — das Buch wird uns immer altfränkisch erscheinen und den Wunsch nach einer von Grund auf neu gearbeiteten, dem heutigen Standpunkte der deutschen Philologie angemessenen Synonymik nicht verstummen machen.

B. Maydorn: Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Ratibor, Simmich, 1889. 77 S.

Diese fleiſsige Zusammenstellung von Hilfsmitteln für den deutschen Unterricht muſs willkommen geheiſsen werden: sie wird vielen Lehrern führend, wenn auch nicht beratend zur Seite stehen. Verfasser verzeichnet nämlich in übersichtlicher Weise die Titel der Werke, ohne irgendwie eine Notiz über Wert oder Unwert des Buches hinzuzufügen. Referent ist sogar der Ansicht, daſs ihm nicht alles zu Gesicht gekommen, was er aufführt: es könnte dann z. B. nicht der Vortrag von Kinzel über das deutsche Volkslied unter den Lesebüchern stehen. Vilmars Handbüchlein wird hier, wie im ganzen Buche, vergeblich gesucht. Der Abschnitt „Lesebücher“ ist entschieden am wenigsten gelungen; hier thut scharfe Sichtung und Vervollständigung not. Unter den Lesebüchern für Mädchenschulen fehlen — ein Zeichen für des Verfassers Unparteilichkeit — Kippenberg und Saure! Wissenschaftliche Arbeiten und populäre Bücher hätten oft strenger geschieden werden müssen: im Abschnitt „Litteraturgeschichte“ ist es geschehen, unterblieben in „Sagengeschichte und Altertümer“.

Digitized by Google

E. Philippi: Schillers lyrische Gedankendichtung in ihrem ideellen Zusammenhange beleuchtet. Augsburg, Votsch, 1888. 122 S.

Die saubere, Karl v. Köstlin gewidmete Arbeit stellt sich nicht in die Reihe „jener übergründlichen Erklärungen, welche, indem sie ein Gedicht Zeile für Zeile zergliedern und zerpflücken, mit schonungsloser Hand den zarten Blütenstaub der Poesie abstreifen“, sie will vielmehr jedes Gedicht zunächst als ein Ganzes unbefangen erkennen und dann versuchen, die inneren Beziehungen zu Gedichten verwandten Gedankenganges festzustellen. Man erfährt also nicht, was der Markt zu Haymarket bedeutet oder wer Kassandra und die bethränte Hekuba gewesen, es wird vielmehr in knapper Form die Grundidee einer beträchtlichen Reihe von Dichtungen dargelegt und diese Idee in anderen nachgewiesen oder ihrer Weiterentwickelung, ihren Schwankungen und Gegensätzen nachgegangen und so in die Tiefe Schillerscher Gedankenlyrik eingedrungen. Auch an ästhetischer Würdigung — oder Rüge fehlt es nicht; auf die Zeit der Entstehung, auf anderweitige Zeugnisse für die in Frage stehenden Anschauungen Schillers geht der Verfasser oft an passender Stelle ein. Er steift sich nicht darauf, überall Neues zu entdecken und Überraschendes auszusprechen, und doch wird manches, in den rechten Zusammenhang gerückt, in ungewohntem Lichte erscheinen.

Max Schmidt: Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien) und ihre Werke. Mit einem Porträt. Neuwied und Berlin, Heuser, 1889. 65 S.

Eine bis in die neueste Zeit geführte Beschreibung des wechselvollen Lebens der königlichen Dichterin, eine Würdigung ihrer Bemühungen um die Verbreitung rumänischer Litteratur in Deutschland, eine Charakteristik ihrer Thätigkeit als deutsche Dichterin wird allen willkommen sein, die einmal den Versen Carmen Sylvas, den Prosadichtungen der Dito und Idem gelauscht haben. Der Verfasser schreibt mit warmer Begeisterung, ohne in den Panegyrikus zu geraten; auch für die vielen der Schilderung eingeflochtenen Lieder der Königin wird man ihm dankbar sein.

H. L.

G. Tanger: Englisches Namen-Lexikon. Zusammengestellt und mit Aussprachebezeichnung versehen. Berlin, Haude & Spener, 1888. XXVIII, 272 S.

Ohne Zweifel ein nützliches Unternehmen war es, die meist für Ausländer mit so vielen Schwierigkeiten verbundenen englischen Eigennamen mit Bezeichnung der Aussprache zusammenzustellen und so ein Hilfsmittel zu schaffen, das, ein ehrenvolles Zeugnis deutschen Fleiſses und deutscher Gründlichkeit, die gelegentlichen Namenverzeichnisse deutscher und englischer Wörterbücher an Reichhaltigkeit und Sicherheit weit überragt. Der Verfasser verfügt augenscheinlich über eine weitschichtige Litteraturkenntnis, hat auch den Rat bedeutender Kenner des Englischen fleiſsig benutzt. Die Schwierigkeit der Arbeit wurde wesentlich durch die Unsicherheit erhöht, die in England selbst über die Aussprache manches Namens herrscht. Herr Tanger verzeichnet ca. 18000 Namen, nicht ausschlieſslich englische — es finden sich auch deutsche, französische, italienische, orientalische —, kein Wunder, wenn trotz jener hohen Ziffer

Digitized by Google

bald einmal ein Name vermiſst wird. Das zur Umschreibung dienende Zeichensystem ist geschickt gewählt: man findet sich leicht und schnell darin zurecht.

Franzensbad. Dr. O. Hänsel.

E. Beckmann: Anleitung zu englischen Arbeiten. Für Schule und Privatstudium. Altona, Schlütersche Buchhdlg., 1888. 88 S.

Wie ihr Gegenstück, die vor einigen Jahren erschienene Anleitung zu französischen Arbeiten, hat diese von Herrn Dr. Beckmann veröffentlichte Schrift den Zweck, den mit den Elementen der Grammatik Vertrauten auf die bei dem praktischen Gebrauch der Sprache hervortretenden Schwierigkeiten aufmerksam zu machen und zur Lösung derselben anzuleiten. Da bekanntermaſsen die Schüler (ja selbst die Studenten) nur mit Mühe und Zeitverlust die im einzelnen Falle notwendige Belehrung aus Grammatik und Wörterbuch herauszufinden vermögen und diese Hilfsmittel in mancherlei Fragen überhaupt den Ratsuchenden im Stiche lassen, so kann man ein Buch willkommen heiſsen, das in knapper Fassung das Wesentliche hervorhebt, für Phraseologie, Synonymik und Stilistik kurze, aber wertvolle Winke erteilt und an denjenigen Punkten mit zutreffender Warnung und Weisung einsetzt, wo für den Deutschen die Fehler sehr nahe liegen. Wer sich mit dem Inhalt des Buches vertraut gemacht hat, wird einer Legion landläufiger Germanismen aus dem Wege zu gehen befähigt sein. Man kann daher diese aus ernster Arbeit hervorgegangene „Anleitung“ empfehlen, wenn auch im einzelnen manches anders zu wünschen wäre. An dieser Stelle mag nur zweierlei Erwähnung finden, was aufs Geratewohl herausgegriffen ist. Nach S. 54 soll die Umschreibung mit to be und dem Part. Präs. keine Anwendung finden bei „unabänderlichen Verhältnissen“. Muſs nicht beim Schüler die Vorstellung entstehen, daſs diese periphrastische Form bei Beschreibungen, wo sie doch zu finden ist, unstatthaft sei? Bei der Besprechung von „man“ S. 31 heiſst es, daſs „man is mortal“ ganz allgemein, „men are mortal“ individualisierend sei. Bei Schülern dürfte eine solche praktisch wertlose Unterscheidung nur Verwirrung anrichten. Die Theorie ist nutzbringend, aber die Praxis sollte ihr die Grenzen ziehen.

Berlin. R. Palm.

L. Morsbach: Über den Ursprung der neuenglischen Schriftsprache. Heilbronn, Henninger, 1888. 187 S.

Die Frage nach dem Ursprung der neuenglischen Schriftsprache ist durch die vorliegende Veröffentlichung ihrer endgültigen und befriedigenden Lösung um ein gutes Stück näher geführt, denn erschöpfend hat diese Arbeit nicht sein wollen. Der Verfasser hofft nur, ein sicheres Fundament für spätere Untersuchungen geschaffen zu haben, und das ist ihm bei seiner überaus sorgfältigen Methode und bei der aufgewandten Mühe unzweifelhaft gelungen. Das erste Kapitel berichtet, wie das durch die normännische Eroberung am Hofe, bei den Behörden und höheren Ständen eingeführte nordfranzösische Idiom nach zweihundertjähriger Herrschaft von der englischen Volkssprache allmählich verdrängt wird, wie im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts speciell die französische Schriftsprache zunächst in Privatkreisen durch das Englische ersetzt wird, schlieſslich aber auch aus dem amtlichen Schriftverkehr mehr und mehr verschwindet, so daſs um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein entschiedener

Digitized by Google

Sieg des Englischen zu verzeichnen ist. Dieser Sieg machte auch, wie das zweite Kapitel ausführt, wieder das Emporkommen einer allgemeinen Schriftsprache (gegenüber den zahlreichen dialektischen) möglich, und als Ausgangspunkt für die Entwickelung einer solchen wird — nach Analogie des Französischen und Spanischen — der geistige und politische Mittelpunkt des Landes, die Hauptstadt London, bezeichnet. Daſs Chaucer die englische Schriftsprache geprägt und ihr die Verbreitung gesichert habe, wird als ein Irrtum hingestellt, wenn auch dieser Dichter bei der Verbreitung mitgewirkt haben mag. Aus Urkunden, meint der Verfasser, läſst sich erweisen, daſs der Londoner Dialekt allmählich die anderen verdrängt hat, so daſs im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts von dialektisch geschriebenen Urkunden kaum noch die Rede sein kann. Die Darstellung dieses Dialektes, welche den Hauptinhalt des vorliegenden Buches ausmacht, umfaſst den Zeitraum von 1384 bis 1430 und beruht auf drei Arten von Belegen: 1) die ältesten Londoner Urkunden, 2) Staatsurkunden aus der kgl. Hof- und Staatskanzlei, 3) Parlamentsurkunden. Während das dritte Kapitel über diese Schriftstücke eine vollständige Übersicht liefert, enthält das umfangreiche vierte Kapitel von den Lauten und der Flexion des Londoner Dialektes — insbesondere des germanischen Sprachgutes in demselben — eine übersichtliche und genaue Beschreibung. Aus dieser Darstellung ergiebt sich: 1) daſs der Dialekt der älteren Londoner Urkunden im ganzen mit Chaucers Sprache übereinstimmt, obwohl der Dichter seinen Werken vielfach mittelländische und südliche Elemente einverleibt hat; 2) daſs die Londoner Sprache ursprünglich ein wesentlich südlicher und zwar sächsischer Dialekt gewesen ist, dann aber eine mehr nach Norden gehende Richtung eingeschlagen hat; 3) daſs die Sprache der Staats- und Parlamentsurkunden dem Londoner Dialekt sehr nahe steht, in ihren Abweichungen aber zwischen dem Mittellande und dem Norden zu vermitteln strebt. Schlieſslich wird die Frage nach den für den ferneren Entwickelungsgang der Schriftsprache maſsgebenden Momenten dahin beantwortet, daſs, gleichwie für ihre Entstehung, politische und ethnographische Verhältnisse als bestimmend zu betrachten seien.

Berlin. R. Palm.

R. Dressel: Bilder aus der englischen Geschichte zum Übersetzen ins Englische für die oberen Klassen höherer Schulen eingerichtet. Halle, H. Gesenius, 1888. 235 S.

Die Forderung der Neuphilologen-Versammlung zu Hannover (1886), daſs der französische und englische Unterricht sich auch mit den realen Lebenseinrichtungen der betreffenden Völker zu beschäftigen habe, hat der Herr Verfasser sich angeeignet und in dem vorliegenden Buche eine Anzahl für sich verständlicher Darstellungen aus der englischen Geschichte in chronologischer Folge aneinander gereiht. Diesen Geschichtsbildern, deren Stoff sechzehn bewährte englische Schriftsteller geliefert haben, sind zu besserem Verständnis sachliche Notizen beigefügt und für die Übertragung ins Englische ein Wörterverzeichnis und zahlreiche Anmerkungen, welche dem mit der Formenlehre und den wichtigsten syntaktischen Regeln vertrauten Schüler über Schwierigkeiten hinweghelfen sollen. Daher enthalten die Fuſsnoten Anglicismen, schwierige Wendungen, Hinweise auf die Grammatik (Gesenius, II. Teil). Die Korrektheit dieser Angaben ist, da hinter ihnen der englische Schriftsteller steht, unanfechtbar; wohl aber bleibt das Bedenken bestehen, daſs eine an englischen Text sich eng anschmiegende Darstellung nicht „Musterdeutsch“ sein kann, sondern Übersetzungsdeutsch bleibt, auch wenn sie sich von gröberen Verstöſsen frei hält. Indes dieser Umstand thut der Verwend-

Digitized by Google

barkeit des Buches für seinen Hauptzweck — nämlich passendes Übersetzungsmaterial zu liefern — keinen Abbruch. Wenn übrigens die Zweckbestimmung bis auf Gewinnung einer Übersicht über die ganze englische Geschichte ausgedehnt werden sollte — das Vorwort deutet so etwas an —, so wäre damit ein wegen Zeitmangels unerreichbares Ziel gesteckt.

Berlin. R. Palm.

Charles Lambs Shakespeare-Erzählungen. Deutsch von Karl Heinrich Keck. Mit Titelbild. Leipzig, Teubner, 1888.

Das Buch hält im allgemeinen, was der Verfasser in der Vorrede verspricht, d. h. die Shakespeare-Erzählungen von Lamb, welche uns wie durch ein Kaleidoskop in die Feenwelt Shakespeares blicken lassen, sind in der vorliegenden deutschen Übersetzung zu einem Märchenschatz für die deutsche Jugend geworden, der sich an die Seite der berühmten Andersenschen Märchen stellen kann.

Was die Form anbetrifft, so hat sich der Verfasser dem englischen Text eng angeschlossen, soweit das deutsche Idiom ihm das gestattete, und da er die oft recht verschlungenen Perioden des absichtlich etwas altfränkisch gefärbten Englisch Lambs meist gewandt und geschmackvoll aufzulösen verstanden hat, so läſst sich darüber nur Lobenswertes sagen. Manche Ausdrücke und Sätzchen, die im Original überflüssig schienen, sich aber durch den breiten Erzählerton rechtfertigen lassen, brauchten bei der Treue der Übersetzung nicht ausgelassen zu werden, wie z. B. S. 69, 6: „When young Paris came early in the morning with music to awaken his bride, instead of a living Juliet, her chamber presented the dreary spectacle of a lifeless corse,“ wo instead of a l. J. unübersetzt geblieben oder aus Versehen übergangen ist u. s. w. — Auch einige kleinere Versehen und Miſsverständnisse sind vorgekommen; ich führe nur an S. 69, 14 v. u.: „Die Hochzeitslust ward nun zu einem ernsten Leichenmahl“ (!), was die Worte wiedergeben soll: „The wedding cheer served for a sad burial feast,“ wo aber cheer nicht Lust, Freude bedeutet, sondern gleich dem franz. chère in faire bonne chère (= chair, lat. carnem) ist, also Hochzeitsschmaus.

Da die Tales from Shakespeare von Lamb nun einmal als Schullektüre an höheren Lehranstalten Verwendung finden, so dürfte Kecks Übersetzung jüngeren Schülern eine wenigstens nicht unwürdige Hilfe sein, die oft verwickelten, an Anakoluthen überreichen und heute nicht durchweg mehr gebräuchlichen Konstruktionen des englischen Originals zu verstehen.

Berlin. J. Lauschke.

Das Bild des Kaisers. Novelle von Wilhelm Hauff. Edited with an Introduction, English Notes etc. by Karl Breul. Cambridge 1889. XXVII, 216 S. (Pitt Press Series.)

Den im Archiv Bd. LXXXII, S. 228 besprochenen German Classics ähnlich, bemüht sich Pitt Press Series das englische Publikum mit hervorragenden Erzeugnissen unserer Litteratur bekannt zu machen. Es erschienen schon Goethes Hermann und Dorothea und ein Teil der Selbstbiographie, Fabeln von Lessing und Gellert, Immermanns Oberhof, einige Erzählungen von Wilhelm Hauff. Ob die Novelle „Das Bild des Kaisers“ bei den Engländern gerade Neigung für unsere Erzählungslitteratur hervorrufen wird, ist bei der Weichlichkeit des Inhalts, der Unwahrschein-

lichkeit aller Voraussetzungen zu bezweifeln. Was der Herausgeber hinzugefügt hat, kurze englische Skizzen des Lebens des Autors und des in der Erzählung verherrlichten Kaisers Napoleon, sowie die zahlreichen erklärenden Anmerkungen S. 123—206, verdient Lob; aus den letzteren wird auch der Deutsche vieles lernen können. Die Ausstattung ist vortrefflich; doch könnte im deutschen Text die Orthographie neueren Bestrebungen und Vorschriften genauer angepaſst sein.

Franzensbad. Dr. O. Hänsel.

Baron G. Locella: Zur deutschen Dante-Litteratur, mit besonderer Berücksichtigung der Übersetzungen von Dantes Göttlicher Komödie. Leipzig, B. G. Teubner, 1889. 108 S.

Auf dem dritten deutschen Neuphilologentage hatte Herr v. Locella, der sich um die Verbreitung der italienischen Sprache und Litteratur in Deutschland schon mannigfache Verdienste erworben hat, einen mit groſsem Beifall aufgenommenen Vortrag über Dante in Deutschland gehalten, auch mit Unterstützung der Bibliotheksverwaltungen Italiens und der Dresdner Büchersammlung der Secundogenitur eine sehr schöne und lehrreiche Dante-Ausstellung veranstaltet, von der manche Schätze in den Besitz der Dresdner Kgl. öffentlichen Bibliothek übergegangen sind. Der Vortrag liegt hier in weiterer Ausführung vor, ein groſses Dante-Album wird im Anschluſs daran im Ehlermannschen Verlage (Dresden) alsbald erscheinen.* Zunächst giebt Herr v. Locella einen sehr geschickten Überblick über die deutsche Dante-Litteratur vor 1556, wo der bekannte lutherische Theologe Flacius den Florentiner als Zeugen der evangelischen Wahrheit und Vorläufer der Reformation pries, bis auf die unmittelbarste Gegenwart, indem er die deutschen Ausgaben wie die Übersetzungen mit treffender Kürze skizziert. Die Säkularfeier des Jahres 1865 hat der Dante-Forschung und -Übersetzung bei uns neuen Aufschwung gegeben, damals erschienen 49, im folgenden Jahre 47 Arbeiten, noch das Jahr 1877 weist 42 auf. 253 Autoren haben sich an der deutschen Dante-Litteratur beteiligt, alle Stände, vom Könige (Johann von Sachsen) bis zum Schuhmacher (Hans Sachs und Jakob Böhme), sind darunter vertreten. Unter den Übersetzern der Divina Commedia ragen Johann von Sachsen und Karl Witte hervor, der Kommentar des ersteren ist von Fräulein Giuseppina Belloti bereits teilweise ins Italienische übertragen worden, eine Probe (Inferno XXVII) teilt der Autor S. 73—88 mit. Die Schwierigkeit der Übertragung Dantes liegt in der Vereinigung philologischer und poetischer Treue, namentlich in der Nachbildung des Reimes. Ein Übersetzer, G. Carus, hat die Bibelsprache Luthers für das geeignete Medium der Verdolmetschung gehalten, doch meint Verfasser mit Recht, daſs nur das moderne Deutsch den Dichter bei uns einbürgern könne. Die deutschen Übertragungen sind sehr ungleichartig, sowohl in ihren Principien wie in der Ausführung derselben, manche schlieſsen sich allzu eng an König Johanns Werk an. Getadelt werden besonders die Übersetzungen Kannegieſsers und Streckfuſs', gelobt auſser denen des König Johann und Wittes auch J. Brauns und K. Bertrands Verdeutschungen des Inferno, J. Frankes und Notters Übertragungen. Von Gildemeisters Übersetzung könne nur Teil I vollständig befriedigen. Im ganzen erkennt der Verfasser den Anteil, welcher Deutschland an der Dante-Forschung und -Übersetzung gebührt, mit vieler Wärme (S. 38) an und

* Vgl. unseren Bibliogr. Anzeiger. (D. Red.)

Digitized by Google

erwartet, daſs noch eine neue, auf die Vorarbeiten König Johanns und Wittes besonders sich stützende deutsche Ausgabe den italienischen Dichter so bei uns einbürgern werde wie Shakespeare.

S. 39—73 wird nach diesen Vorerläuterungen eine bibliographische Übersicht der deutschen Übersetzungen der Divina Commedia gegeben, mit kurzen Lebensnotizen der Übersetzer, an welche sich dann die schon erwähnte Italianisierung von König Johanns Kommentar des XXVII. Gesanges des Inferno anschlieſst. S. 88—106 beschreibt der Verfasser die beiden reichen und glänzenden Dante-Album (das Römische und Florentiner), welche jetzt die Kgl. öffentliche Bibliothek Dresdens zieren. Auf ein sorgfältiges Namensregister (S. 107 u. 108) folgen zwei sehr mühevolle und schön gearbeitete graphische Tabellen, die eine vergleichende Statistik der deutschen Dante-Litteratur und der Übersetzungen der Divina Commedia geben. Wir können das Geschick, den Fleiſs und die wohlberechtigte Begeisterung, welche diese Schrift kundgiebt, nicht warm genug anerkennen und müssen auch dem Verfasser zugestehen, daſs er als Fremder die deutsche Sprache mit einer Leichtigkeit und Flüssigkeit schreibt, um die ihn viele deutsche Autoren beneiden könnten. Möge die Schrift in Deutschland sowohl die verdiente Aufnahme finden, wie auch bald in fremde Sprachen übersetzt und besonders den romanischen Völkern zugänglich gemacht werden.

Dresden. R. Mahrenholtz.

Paul Heyse: Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Berlin, Wilhelm Hertz, 1889. Band 1: Parini, Alfieri, Monti, Foscolo, Manzoni. Übersetzungen und Studien. XIV, 406 S. 8. Band 2: Giacomo Leopardi. Gedichte und Prosaschriften. VIII, 374 S.

Als junger Romanist hat P. Heyse einst den Plan zu einer Geschichte der neueren italienischen Litteratur gefaſst. Was ihm vorschwebte, war nicht eine nur historisch-kritische Arbeit für Gelehrte, sondern ein Werk, das zugleich dem gröſseren, der italienischen Sprache unkundigen Publikum die Bekanntschaft mit den modernen Italienern vermitteln und zu diesem Zweck zahlreiche Übersetzungsproben enthalten sollte. Wissenschaftlich geschult — hat er doch zu den Füſsen des Altmeisters Diez gesessen — und zugleich der feinsinnige, formgewandte Dichter, den man kennt, wäre Heyse zu einem solchen Unternehmen berufen gewesen wie kein anderer: leider hat er nicht die Muſse gefunden, es auszuführen. Mehrfachen Anregungen nachgebend hat er sich entschlossen, seine Fragmente gebliebenen Vorarbeiten zu dem einst geplanten Werke in einer auf vier Bände berechneten Sammlung herauszugeben, von der die beiden ersten vorliegen.

Band 1 beschäftigt sich mit Parini, Alfieri, Monti, Foscolo und Manzoni. Geistvolle Charakteristiken dieser Dichter von Heyse selbst, neben Übersetzungen solcher aus der Feder von hervorragenden italienischen Litterarhistorikern, und reichliche, mit Heyses unnachahmlicher Meisterschaft verdeutschte Proben ihrer Dichtungen bilden seinen Inhalt. Allen Liebhabern feineren geistigen Genusses, mögen sie nun mit den behandelten Autoren schon vertraut sein oder nicht, kann das Buch nicht warm genug empfohlen werden.

Band 2 enthält einen Wiederabdruck der in erster Auflage 1878 erschienen Leopardi-Übersetzung, die bekannt genug ist, um hier nicht noch einer besonderen Empfehlung zu bedürfen.

Berlin. E. Pariselle.

Digitized by Google

Sophie Heim: Aus Italien. Material für den Unterricht in der italienischen Sprache gesammelt und mit Anmerkungen versehen. 1. Heft: Italienisch-Deutsch. Zürich, Schulthess, 1889. VI, 80 S. 8.

Die Verfasserin hat aus anerkannt guten neueren Schriftstellern, wie De Amicis, Mantegazza, Giacosa, Carducci u. a., einige vierzig hübsche Lesestücke zusammengestellt, die ausschlieſslich moderne italienische Stoffe behandeln, und auf diese Weise ein recht ansprechendes Büchlein geschaffen.

Wohl nur ein Druckfehler ist es, wenn S. 50, Anm. 1 das Jahr 1848 statt 1748 als dasjenige der Wiederauffindung der Stadt Pompeji angegeben wird. S. 52, Anm. 4 ist der weitverbreitete Irrtum zu berichtigen, daſs *passero solitario* „einsamer Sperling“ bedeuten soll: es ist der italienische Name der Blauamsel (Turdus cyanus, sive solitarius, eremita), worüber das Nähere in Paul Heyses Leopardi-Übersetzung I, 252—253.

Berlin. E. Pariselle.

Gio. Meli: Grundriſs der italienischen Grammatik für Schul- und Privatgebrauch. 2. verbesserte Auflage. Leipzig 1888. VI, 157 S.

Das Büchelchen hat seine angenehmen Seiten. Die Sache wird nicht sehr genau, noch weniger in ihrer Tiefe, aber einfach und faſslich vorgelegt, auch fehlt es nicht an hübschen und belehrenden Geschichtlein. Äuſserst oberflächlich wird die Aussprache behandelt, u. a. wird von dem zwiefachen e und o kein Wort gelehrt und im Vorwort bemerkt, daſs dieses eine „durchaus müſsige Frage“ sei. Sicherlich ist ja diese Sache streng durchzuführen, so daſs man immer auch bei selteneren Worten genau unterschiede, ob offen oder geschlossen, für den Lehrer und für den Lernenden beinahe unmöglich, namentlich im Anfange. Deshalb aber die Flinte von vornherein ins Korn zu werfen, dem Lernenden gar nichts von der Sache zu sagen, ihm z. B. nicht einmal zu zeigen, daſs molto in ganz Italien das o der ersten Silbe in uns Deutschen unerwarteter schwieriger Weise dunkel, zum u hingeneigt, hat, daſs tórre, Turm, anders klingt als tòrre, wegnehmen — das ist und bleibt eine Liederlichkeit und ein groſser Mangel.

Friedenau. H. Buchholtz.

Gio. Meli: Lehrgang der französischen Syntax. Zürich, Cäsar Schmidt, 1889.

Auf 118 Seiten hat der Herr Verfasser in französischer Sprache eine Darstellung der französischen Syntax gegeben, „welche für gründliches Studium derselben als Führer dienen soll“. Gründliche syntaktische Studien werden für nötig erachtet, damit die Schüler auf dem eigentlichen Gebiete des Sprachunterrichts in den höheren Klassen „la lecture et l'exercice libre, oral et écrit“ sich freier und sicherer bewegen lernen, ein Gesichtspunkt, dem man ohne Rückhalt beistimmen kann. Die Behandlung der Syntax verzichtet auf die Verwertung sprachhistorischer Forschungen (Gérondif = Part. prés.) und hält sich, ohne neues zu bieten, auf dem Niveau der Plötzschen Lesebücher, womit die praktische Verwendbarkeit des Buches nicht in ein zweifelhaftes Licht gestellt werden soll. Einfachheit und Kürze der Regelbildung sind hervorzuheben, bei schwie-

Digitized by Google

rigen Kapiteln (z. B. Subjonctiflehre) zerfällt der Stoff aus Mangel an leitenden Gesichtspunkten in zu viel Einzelheiten und wird unübersichtlich. Dem syntaktischen Lehrgange ist Übungsmaterial, aus französischen Schriftstellern entlehnt, angefügt. Ein Bedürfnis zur Herausgabe einer derartigen Bearbeitung der Syntax dürfte schwer nachzuweisen sein.

Berlin. R. Palm.

C. W. Th. Schuster und A. Régnier: Neues Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 15. Auflage, neu bearbeitet von Chr. Wilh. Damour. 2 Bände. Leipzig, Weber, 1888.

Den Forderungen der Neuzeit ist, wie jüngst der bewährte Thibaut, nun auch das französische Wörterbuch von Schuster und Régnier angepaſst worden. Es nennt sich „auf Grund der neuesten Sprachforschungen" neu bearbeitet, und im Vorwort bemerkt der Herausgeber, daſs er auſser der Litterär-, der Konversations-, Lehr- und Rechtssprache, den auf den Handel, die Industrie und die gesamten Naturwissenschaften sich beziehenden Ausdrücken seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat. So begegnen denn auch die auf diesen Feldern neuerdings geschaffenen Wortformen aufs reichlichste. Wir können nicht verhehlen, daſs hier hätte viel erspart werden sollen. Welche Häufung medizinischer und naturwissenschaftlicher Termini! Sie wird keiner, dem sie in seiner Lektüre entgegentreten — und das geschieht doch nur in Fachlitteratur —, in einem allgemeinen fremdsprachlichen Wörterbuche suchen. Hier aber finden sich *hécatocotyle*, Hundertnapfwurm; *hépaticocystique*, Lebergallenblasen(gang); *notostomates*, rückenmundige Spinnen; *técolithe*, Judenstein; *typha*, Wasserteichkolbe und einige hundert andere dieser Art mehr. Aufgefallen ist uns diesem Reichtum gegenüber hier und da ein Mangel auf technischem Gebiet; es schadet auch im Grunde wenig, wenn *hélioplastie* fehlt und *héliographie* nur mit Sonnenbeschreibung übersetzt ist, während es auch die Bezeichnung eines bestimmten photographischen Verfahrens ist. Vgl. Sachs. Die Ausstattung macht dem Geschmack des Verlegers alle Ehre.

Franzensbad. Dr. O. Hänsel.

H. J. Heller: Realencyklopädie des französischen Staats- und Gesellschaftslebens. Oppeln und Leipzig, G. Maske, 1888. XXIV, 621 S.

„Das Wörterbuch wie die Geschichte können, ersteres in der knappen Verdeutschung, letztere in ihrer ununterbrochenen Erzählung der Begebenheiten, eine Menge von Einzelheiten der Staatseinrichtungen und der Gebräuche nicht in der ausführlichen Weise mitteilen, die zu ihrem genauen Verständnis erforderlich ist. Diese Dinge bleiben besonderen Werken vorbehalten. Aber die Bücher dieser Art stehen nicht jedem zu Gebote, oder sind, wenn in öffentlichen Bibliotheken vorhanden, nicht in jedem Augenblick zur Hand. Ich habe es daher für nützlich, ja für notwendig gehalten, in Auszügen aus denselben eine Zusammenstellung der wichtigsten Thatsachen zu leichterem Gebrauch vorzunehmen und in besonders bedeutsamen Fällen die noch schwerer zugänglichen Originaldokumente zu geben."

Diesen Eingangsworten der Vorrede wird gewiſs jeder beipflichten, welcher entweder Geschichte unterrichtet, oder französische Schriftsteller

Digitized by Google

zu erklären hat und welcher die Lücken in den neusprachlichen Realien zum eigenen Nachteil empfunden hat. Prof. Heller hat daher aus seiner reichen Belesenheit das für die Schule Wissenswürdigste zusammengestellt und nach folgenden Gesichtspunkten geordnet: I. „Recht, Gerichtsverfassung, Regierung und Verwaltung“ (mit den Unterabteilungen 1) Zeit der Franken und Feudalsystem, 2) Unbeschränktes Königtum, 3) Revolution, 4) Neuzeit); II. Unterrichtswesen; III. Die Klöster; IV. Die Maitressen; V. Die Salons und die Gesellschaften; VI. Das republikanische Volkslied; VII. Nachträge. Wenn nun diese Gesichtspunkte — die man durch mühsames Blättern im ganzen Buche zusammenfinden muſs, da Heller ein Register, aber kein Inhaltsverzeichnis beigegeben hat —, nichts weniger als logisch und für den Benutzer des Buches zweckmäſsig sind, so läſst sich vom Verteilen des Stoffes innerhalb der einzelnen Abschnitte leider das Gleiche sagen. Den gröſsten Raum nimmt innerhalb des ersten Abschnitts die zweite Unterabteilung „unumschränktes Königtum“ ein, welche von S. 48 bis 452 sich ausdehnt und vielfach in die Neuzeit herübergreift, worüber wir mit dem Verfasser nicht rechten wollen. Aber auch die innerhalb dieses groſsen Abschnitts beliebte Einteilung ist sehr anfechtbar. Sie lautet: A. Die Gallikanische Kirche und der Papst, B. Jansenismus und Port-Royal, C. Quietismus, D. Hugenottenverfolgung, E. Königtum und Parlament, F. Die Jesuiten, G. Vereinheitlichung des Staatswesens, H. Die Finanzen (S. 177—196), I. Die Regierung (2 Seiten), K. Das Heer, L. Die Flotte, M. Der Gewerbfleiſs (2½ Seiten), N. Wissenschaft und Kunst, O. Hospitäler, P. Märkte, Q. Post und Bank, R. Die Gefängnisse, S. Die Schlösser, T. Attentate und Prozesse. Dieser letztere Unterabschnitt ist besonders breit (S. 313—452); er erörtert z. B. den bekannten Halsbandprozeſs nach Abbé Georgel und späteren auf nahezu 30 Seiten und reiht gleich die Attentate unter Napoleon III. an, obwohl erst in den Abteilungen 3 und 4 Revolution und „Neuzeit“ (wieder keine glückliche Bezeichnung) behandelt werden sollen.

Abgesehen von diesem in einer Neuauflage leicht zu beseitigenden Grundmangel einer unübersichtlichen Gliederung des groſsartigen historischen, kulturhistorischen und topographischen Stoffes verdient Hellers Realencyklopädie als äuſserst reichhaltige, mit groſsem Fleiſs und groſser Sachkenntnis zusammengebrachte Materialiensammlung empfohlen zu werden. Wer eine Zeit lang mit dem Buche zu thun gehabt hat, findet sich schlieſslich doch zurecht; aber am Anfang muſs man trotz des sehr ausführlichen Sach- und Namenregisters viel und vergeblich nach dem Begehrten suchen, wenn man alles ausnutzen will, was Heller über den und den Gegenstand zusammengetragen hat, ohne die Mühe des Sammelns zu scheuen.

Da bei der völligen Abwesenheit eines ähnlichen Hilfsmittels für die Vorbereitung des Lehrers an raschem Absatz der ersten Auflage nicht zu zweifeln ist, so möchten wir auſser dem bisher Erwähnten dem um den neusprachlichen Unterricht hochverdienten Verfasser den Rat geben, seine Quellen in einem besonderen Verzeichnis alphabetisch zusammenzustellen, damit man erforderlichenfalles weiſs, wo man genaueren Bescheid zu holen hat. Denn noch gilt teilweise, was Mme. de Staël in ihrem schönfärberischen Werke über Deutschland einst sagte: *„En Allemagne, on met de la conscience dans tout, et rien en effet ne peut s'en passer“* (I. 18 ed. Marmier), und meist setzt Heller einfach den Namen des Buches (Minier, Lacretelle etc.) mit Seitenzahl.

Der kaum drei Seiten groſse Abschnitt VI über das republikanische Volkslied, womit bei Heller die *„Marseillaise“* allein gemeint ist, sollte selbstverständlich an geeigneterer Stelle stehen und des behandelten Gegenstandes würdiger sein. Denn ein Artikel aus dem *„Petit Journal“* ist für den ehernen Schlachtgesang keine genügende Quelle, wenn die

Digitized by Google

Schriften von Poisle-Desgrange, von Aug. Dietrich, von A. Loth und vielen anderen zu Gebote stehen. Auch hätten sicherlich viele sich für die Frage interessiert, ob die hinreiſsende Melodie der Marseillaise einem „Credo" von Holtzmann aus Meersburg oder einem Oratorium von Grison aus Saint-Omer entnommen, oder ob sie selbständig ist.

Trotz der Ausführlichkeit vermiſst man hier und da die gesuchte Belehrung, besonders wenn es sich um Beamte handelt. Was ist die Strafe des *blâme?* Wer ein *avocat-général* oder ein *procureur-général* (letzterer wird S. 481 genannt)? Was war ein *municipal* unter der Revolution und welches waren seine Befugnisse? War er wirklich nur ein Soldat der heute *garde républicaine* genannten Polizeitruppe? Was ist in Frankreich ein *commissaire de police,* der anders als in Deutschland den „*magistrats*" zugezählt wird? Das sind Fragen, über welche Referent vergeblich bei Heller Auskunft gesucht hat. Vielleicht ist die Antwort auf irgend einer der 621 Seiten des Buches enthalten, welche Referent mit geringerer Aufmerksamkeit gelesen hat, da er den gesuchten Bescheid alsbald im *Chéruel* suchte. Jedenfalls kann der Verfasser mit berechtigtem Stolze den Einwänden erwidern: „vestigia posui princeps", was bereitwilligst anerkannt werden soll. Joseph Sarrazin.

Joh. Bauer und Dr. Th. Link: Französische Konversationsübungen für den Schul- und Privatgebrauch. I. Teil. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1889. 228 S.

Die Herren Verfasser gehen von der Ansicht aus, daſs der neusprachliche Unterricht in drei Teile zerfalle: Lektüre, Grammatik (mit Übersetzung) und Konversation. Der letzte Teil soll den beiden anderen ebenbürtig zur Seite stehen, d. h. doch wohl ein gleiches Maſs von Zeit für sich in Anspruch nehmen und ein gleich erstrebenswertes Unterrichtsziel darstellen. Ohne den Wert der Konversation zu unterschätzen, können wir ihr diesen Grad der Wichtigkeit nicht beimessen, ebensowenig vermögen wir uns von dem den Sprechübungen (im Vorwort) angedichteten wohlthätigen Einfluſs auf die Lektüre und Grammatik zu überzeugen. Es erscheint uns daher auch das Vorhandensein eines besonderen Hilfsbuches für die Konversation — und noch dazu eines umfangreichen — als etwas recht Entbehrliches. Es fragt sich indes, ob die gebotenen Französischen Konversationsübungen denjenigen förderlich sein können, die über den Wert des Sprechens anderer Meinung sind. Der vorliegenden Schrift kann nun das Zeugnis eines guten Hilfsbuches für die Konversation nicht ausgestellt werden. Denn die Wendungen und Phrasen, die beim alltäglichen Verkehr in Frankreich auf allen Lippen sind, das, was der Fremde dort so nötig braucht wie das tägliche Brot, sucht man vergebens in dem ersten Teil dieser Sprechübungen (daſs der zweite Teil sie bringt, erscheint nach dem angedeuteten Plan fraglich). Jeder, der beim Sprachunterricht praktische Gesichtspunkte in den Vordergrund stellt, sollte doch seinen Schülern zunächst das bieten, was unbedingt not thut, falls ihnen die Gelegenheit, ihre Sprachfertigkeit zu verwerten, in ihrem Leben überhaupt einmal blüht. Was der erste Teil bietet, ist keine „Konversation", sondern Frage- und Antwortspiel (resp. Materialien dazu) zwischen Schüler und Lehrer über die Schule und eine gröſsere Anzahl von Unterrichtsfächern (Lesen, Schreiben, Rechnen, Geometrie, Religion, Geographie, Naturgeschichte). So schön es auch klingt, daſs vermöge ihres Inhaltes „die Konversation eine befruchtende Konzentration des Gesamtlehrstoffes anbahnen soll", sie wird bei der knapp bemessenen Zeit diese mehr ideale Seite ihres Berufes ebensowenig erfüllen, als sie,

Digitized by Google

einzig auf Schulthemata beschränkt, jemand befähigen kann, sich in Paris um eine Straſsenecke herumzufragen. — Die beste Verwendung könnte das vorliegende Buch vielleicht bei solchen Lehrern finden, die in der Lage sind, jüngere Schüler auf französisch unterrichten zu müssen.

Berlin. R. Palm.

Hinderk Groeneveld: Die älteste Bearbeitung der Griseldissage in Frankreich. (Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie, veröffentlicht von E. Stengel, Nr. LXXIX.) Marburg, Elwert, 1888. XLIII, 77 S.

Das Hauptverdienst vorliegender Arbeit besteht darin, daſs sie uns den Text des so vielfach erwähnten Dramas nun auch in der Gestalt, in der die einzige bekannte Handschrift (Ms. B. N. fr. 2203) ihn bietet, zugänglich gemacht hat. Die Abweichungen des um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstandenen Druckes, der in den Neudrucken von Silvestre 1832 wiederum erschienen ist, hat Verfasser in Fuſsnoten dem Texte der Handschrift beigefügt. Dieselben sind derart, wie Verfasser Einleitung S. VI—X darthut, daſs man als Vorlage des Druckes eine andere als die uns erhaltene, also verloren gegangene Handschrift annehmen muſs. Auf das Erscheinen der Groeneveldschen Arbeit hatte übrigens bereits F. v. Westenholz in seiner 1888 in Heidelberg (Groos) gedruckten Schrift „Die Griseldissage in der Litteraturgeschichte“ aufmerksam gemacht, wenn auch nur, um sein Bedauern zu äuſsern, dieselbe für seine Zwecke nicht mehr benutzen zu können. In der That erfährt Westenholz' Studie durch die vorliegende Veröffentlichung eine wertvolle Ergänzung; wertvoll, nicht etwa weil uns hier eine künstlerisch besonders hervorragende Gestaltung des beliebten Sagenstoffes entgegenträte, sondern vielmehr wegen der wichtigen Stellung, die der *„estoire de griseldis* etc.“ in der Geschichte der Griseldissage sowohl wie in der Entwickelung des französischen Dramas zukommt. Noch im 14. Jahrhundert entstanden — eine Schluſsbemerkung in der Hs. giebt 1395 als Jahr der Abfassung an —, ist die „estoire“ nicht bloſs die erste in der Litteratur begegnende dramatische Bearbeitung der Sage, sondern in ihr ist uns auch die älteste französische *Moralité* — hier wegen des rein weltlichen Stoffes und im Gegensatze zu den allegorischen *Moralités* „histoire“ genannt — erhalten worden. Zu dieser letzteren Begriffsbestimmung gelangt Groeneveld nach einer vergleichenden Charakteristik der *Miracles de Nostre Dame* (S. XVII—XXI), deren Zugehörigkeit zu einer anderen dramatischen Gattung auf der Hand liegt. Da wo der Herausgeber auf die ausgesprochen moralisierende Absicht des Dramas hinweist, lieſs sich leicht daran erinnern, daſs derselbe Sagenstoff von dem Verfasser des *Menagier de Paris* ... p. pour la Soc. d. Biblioph. franç., Paris 1846, t. I, direkt zu erziehlichen Zwecken verwendet worden ist. — Als Quelle des Dramas hatten bereits Köhler und Le Petit de Julleville den lateinischen Brief des Petrarca an Boccaccio bezeichnet, eine Behauptung, deren Richtigkeit durch die von Groeneveld S. XXXVII bis XLI angestellte Vergleichung beider Versionen vollauf bestätigt wird.

Anlaſs zur Rücksprache ergiebt sich aus der Art, wie der Herausgeber die Frage nach der Persönlichkeit des Dichters zu lösen trachtet (S. XVII—XXI). Da innerhalb der *„estoire“* und sonst jede diesbezügliche Andeutung fehlt, so blieb nur der einzige von Groeneveld auch betretene Weg, aus dem Wesen des Ganzen im Vergleich zu anderen ähnlichen Erzeugnissen derselben Zeit vielleicht einigen Anhalt zu gewinnen. Daſs der Dichter der *Griseldis* nicht unter den Verfassern der hier einzig in Betracht kommenden *Miracles de Nostre Dame* gesucht

Digitized by Google

werden darf, ist auch mir mehr als wahrscheinlich. Aber Groeneveld sucht dies in etwas mechanischer Art zu erweisen — aus dem Fehlen der den *Miracles* so eigentümlichen Rondels und der in den meisten *Miracles* begegnenden „Predigten“ ergiebt sich für ihn eine wahrscheinliche Verschiedenheit der Verfasser. Andererseits räumt er aber selber ein, daſs bei dem weltlichen Charakter der *Griseldis* sich derartige fromme Zuthaten von selber verboten. Die trennenden Elemente weisen also zunächst nur auf eine Verschiedenheit der dichterischen Gattung, nicht aber der Person der Dichter. Dann wird aber die Fragestellung eine wesentlich andere: es bleibt zu erwägen, ob die von vornherein vorhandene Möglichkeit, daſs ein und derselbe Dichter ihrem Wesen nach ganz verschiedene Stoffe unter Anwendung verschiedener poetischer Mittel bearbeiten kann, für unseren vorliegenen Fall bestehen bleibt oder nicht. Bei der Entscheidung dieser Frage spielt natürlich, wenn anderes fehlt, die Rücksicht auf Diktion, mundartliche Eigenheit, formelle und syntaktische Handhabung der Sprache und dergl. eine hervorragende Rolle — Anhaltspunkte, denen Groeneveld nicht gebührende Beachtung geschenkt hat. Für mich ist, wie gesagt, die Verschiedenheit der Verfasser wenig zweifelhaft. Ich halte auch die in manchen Mistères und Moralités anzutreffenden „Entschuldigungen“, die Groeneveld mit einer Ähnliches enthaltenden Stelle des Prologs der Griseldis vergleicht und als Anzeichen für die Möglichkeit gleicher Verfasserschaft betrachtet, für äuſserst belanglos bei der Entscheidung der Frage, und zwar deshalb, weil die Gepflogenheit, an irgend einer Stelle eines litterarischen Erzeugnisses die mehr oder weniger dringende Bitte um Nachsicht für etwa vorhandene Mängel einzuflechten, einen viel zu häufig wiederkehrenden Zug mittelalterlicher Schriftstellerei bildet. Hier in kurzem einiges Nähere. Die Scheu vor einer in der That oft bitteren Kritik, welche seitens der Zeitgenossen an der dem Autor eigentümlichen Sprache hinsichtlich der Mundart oder auch der stilistischen Fassung geübt werden konnte, giebt diesem oft Veranlassung zu dem Versuche, solcher schroffen Beurteilung dadurch die Spitze abzubrechen, daſs er, nicht selten unter Beruf auf seine Unwissenheit oder die Eigenheiten seines heimatlichen Idioms, seine Leser bittet, ihm sprachliche Verstöſse, deren Vorhandensein unumwunden zugestanden wird, zu gute zu halten. Auſser älteren von mir in Herrigs Archiv LXXVIII, S. 63—65 erwähnten und sich zum Teil in Gröbers Grundriſs I, S. 430 wiederfindenden Beispielen ist mir Hierhergehöriges vorzugsweise in Schriftwerken des 14., 15. und 16. Jahrhunderts aufgefallen. Man entschuldigt sich wegen der zur Verwendung gekommenen Ausdrucksweise, weil sie *rude* (Jehan d'Orville genannt Cabaret, Chron. du bon duc Loys de Bourbon ed. Chazaud, p. pour la Soc. de l'Hist. de France, Paris 1876, Prolog; der Verfasser ist Pikarde), oder *dur et mal aorne* (Prosacliges ed. Förster 1884, S. 283), oder *peu elegant* (Jean Le maire de Belges, Prolog zur Légende des Venitiens), oder *trop rude ou trop rural* (Les Chroniques admirables du puissant roy Gargantua etc. in Notice sur deux Anciens Romans intitulés Les Chroniques de Gargantua. Par l'Auteur des Nouv. Recherches Bibliographiques [= Brunet] Paris 1834, S. 27), oder *gros* und *peu elegant* (Sebastian Moreau, in Cimber et Danjou Arch. cur. Paris 1835, prem. sér. t. II, S. 254) oder *mal aorne* und *cueilly de ma nativite beaujoloyse* eb. S. 451 sei. Ganz ähnlich bittet der im 15. Jahrhundert lebende Joannes Cananus seine Leser wegen des *κόρος τοῦ λόγου* und der *σολοικοβάρβαρος φράσις*, die seiner Schrift eigen seien, um Verzeihung. Corp. Script. Hist. Byz. 1838, S. 458. Gaston, Comte de Foix (Phœbus) hofft auf die Nachsicht des Herzogs Philipp von Burgund dafür, daſs er nicht das *„francois comme son propre langage“* spricht, vgl. Dorange Catal. des Mss. de la Bibl. de Tours S. 381; ähnlich wie früher schon Jean de Meung, vgl.

Digitized by Google

Jubinal, Œuvres de Rutebeuf, Paris 1839, t. I, S. IX. Auch das Reimbedürfnis dient als Entschuldigungsgrund für ungewöhnliche oder unkorrekte Redeweise: *Et se vous y trouez langage Qui en ce pays n'ait usage, Ou se j'espelle aucunement Ung mot qui doit estre aultrement, Ne le prenez en cas de crime; Tout est pour obeir* (zweisilbig) *à la rime* sagt der Verfasser der Vie de Sainct Mathurin v. 13—18, Montaiglon et Rothschild, Recueil de Poésies franç. . . ., t. XII, S. 358; auch Scarron nennt den Reim allerdings in anderer Beziehung „*une Dame sans raison Qui pour un vers hasarde un crime*", ed. Baumet I, S. 66. — Aber auch hinsichtlich der Behandlung des Stoffes werden an vielen Stellen Befürchtungen einer absprechenden Beurteilung (für eine solche finden sich in der That Beispiele; vgl. Adenes, Enf. Og. 24 ff., Durm. 6075—6, oder sprichwörtliche Wendungen wie: *L'on puet bien mettre mençonge en parchemin,* Gar. Loh. t. II, S. 274; *Li encres n'est mie kiers, et li pappiers est mout debonaires,* Liv. Mest. Journ. d. Sav. Oct. 1876, S. 656) und im Anschlusse daran Gesuche um Nachsicht laut, insofern die sachliche Richtigkeit, Vollständigkeit, Schicklichkeit oder, wie bei Godefroi de Leigni, Rom. de la Char. 7104 ff. und dem Verfasser der Memoires du Maréchal Boucicaut S. 408—9, die Berechtigung, sich mit dem Stoffe zu beschäftigen, von anderer Seite angezweifelt werden konnte. Auch hier ist der Beruf auf die geistige Unfähigkeit, oder wie bei G. Muis. II, 228, 254, 256, auf die Blindheit des Autors in Verbindung mit der Versicherung, daſs derselbe sein Bestes gethan habe, sehr gewöhnlich. Man vgl. Wilhelm von Tyrus bei Michaud Bibl. crois. I, 136; Eberhardus Betuniensis, Labyrinthus tract. I, 9—10, tract. III, v. 689—93. Polyc. Leyseri Hist. Poet. et Poem. med. æv. Halæ Magdeb. 1721, S. 797 u. 854; Adenes in Enf. Og. v. 55—56; Thomas von Kent, bei P. Meyer, Alex. le Grand (1886) I, S. 220; Nicole de Margival, Panthère d'Amors 2600—29; Christine de Pisan, Œuvres poét. ed. Roy, Paris 1886, S. XVI; G. Muis. I, 320, II, 271; Jean d'Arras, in der Vorrede zu seiner Melusine und am Schluſs; Jean Vauquelin Hist. d'Alex. bei P. Meyer a. a. O. II, S. 318 u. 323; Le Livre de Leesse, Romvart S. 368; Olivier de la Marche bei Dorange, Catal. des Mss. de la Bibl. de Tours S. 363; Mem. Mar. Boucicaut a. a. O. und S. 408—9; Jean Le Maire Illust. de Gaule liv. II, ch. 25 am Schluſs. Auch die von Reinsch irrtümlich für unecht erklärten Zeilen 1423—26 der Vie de Tobie des Guill. le Clerc, Herrigs Archiv LXII, S. 378, gehören hierher. Zu all diesen Beispielen gesellen sich nun die in den von Groeneveld gemeinten Mistères und Moralités, sowie im Griseldisdrama begegnenden gleichgearteten Äuſserungen.

In den der Sprache des Denkmales gewidmeten Abschnitten scheint der Herausgeber, abgesehen von dem Glossar, welches dank der Anführung von Wörtern wie *avoir, ainsi, besoing, certain, desir, depuis, evesque* u. s. w. die stattliche Zahl von über 1500 Worterklärungen (bei 2608 Zeilen Text) enthält, Vollständigkeit nicht angestrebt zu haben, was um so wünschenswerter gewesen wäre, als die Griseldis einige Sprachformen enthält, deren erstes Auftreten in die bisher nur spärlich behandelte Sprache des 14. und 15. Jahrhunderts zurückgeht. Ich denke hier zunächst an den Reim *crains (tremo)* : *contrains* (Particip) v. 1628—9, wo das *ie* des alten lautgerechten *criem* durch *ai* verdrängt erscheint. Die Verwandtschaft beider Laute zeigt sich ja in Reimen wie *seint (sancti)* : *raieint (redempti)* André de Coutances, R. d. l. Résurr. de J. Chr. v. 1682—3, Herr. Arch. LXIV, S. 193; wo die éd. 1735 Amsterdam des R. d. l. Rose *faindre* : *craindre* 5725—6 hat, steht in älteren Hss. gewiſs *faindre* : *criendre; fains (fingo)* : *kiens (canis)* Montaiglon, Fabl. IV, 37. Ähnlich nun wie bei der Umwandlung von *tiegne, viegne* zu *taigne, vaigne* (sogar *teignist* für *tenist* Mont., Fabl. II, 121) die Nähe von *plaigne* u. s. w. mitgewirkt haben mag, so gaben die Verba auf *-aindre* und *-eindre* auch

Digitized by Google

für den Übergang des *ie* zu *ai* oder *ei* in *tremere, gemere, premere* und *red-emere* den ersten Anstoſs. Leicht begreiflich ist, daſs solcher Wandel zunächst da eintrat, wo das alte *m* nasal geworden oder analogisch durch erweichtes *n*, in *criegne*, ersetzt worden war. Man findet demnach *crainsisse* für *criensisse* Rose, Méon 2795, *crainsist* eb. 1213 (doch *crieng* 3980, 10742) neben *cremoie* eb. 1687, 3420; *je craim* im Verse Christine de Pisan, Œuv. poét. ed. Roy S. 66, 5; *je crain* eb. S. 121, 10 neben *cremir* S. 72, 13; *crains* Griseldis 1628 neben *cremu* eb. 606; *craing* : *besoing* Mist. V. Test. 17196—7, *craigne* : *faigne* eb. 3330—1, *riegne* : *craigne* Anc. Théat. III, 156; *craignisse* Greban 9615, und stets da, wo das *d* des Infinitivs analogisch auftritt: *craindent* Prosacliges S. 293, 20, *craindant* 316, 41; *craindible* Godefroy II, S. 354. Die Frage berührt auch Behrens, Unorgan. Lautvertretung S. 74.

Eine textkritische Behandlung des Dramas dürfte das v. 6 stehende Futurum *veuldront* von *vouloir* keineswegs antasten. Die Einführung des ursprünglich nur den stammbetonten Formen zukommenden Diphthongen in das Futur war schon in älterer Zeit und ist teilweise noch heute ein sehr beliebter Vorgang. Die von mir Herr. Arch. LXXIX, S. 361 mitgeteilten Beispiele seien hier um folgende vermehrt: *deuldra* Chr. de Pis., Long. Estude 4726, *deulra* Remed. Amoris 483, *deurrai* Darmst. Hatzf., Le XVIe siècle (1887) prem. part. S. 243; *fierrai* = *il ferra* von *férir* in einem Gedichte des Gautier de Coinsy, Herr. Arch. LXVII, S. 265, v. 191, welches auch *tienra* S. 266, v. 295, *viendra* S. 266, v. 296 kennt; *je fierrai* Psaut. Metz S. 432, 57; *fairai* Mort Garin S. 1, 4, 5 u. s. w., Anc. Théat. III, 154, *fairont* Montaiglon et Rothschild, Recueil de Poés. franç. t. VI, S. 29 scheint dagegen nur eine der Schreibung *faisons* für *fesons* angenäherte Neuerung zu sein. Doch gehören hierher die oft begegnenden zweisilbigen *oirai* für altes *o(r)rai* und *hairai* für *ha(r)rai* : *oiroit* Mém. Mar. Boucicaut S. 47, *oiront* eb. S. 268, *oira* Anc. Th. IV, 429, *oiront* eb. IV, 394; *heira* Rose ed. Amsterdam 1735, v. 11277 (ed. Méon 10739 *hara)*; sie erklären sich entweder aus *o-y-ons, ha-y-ons* oder bei *oïr* aus einer auch in den stammbetonten Formen des Präs. Ind. sich bemerkbar machenden Verallgemeinerung der Verhältnisse der 1. Pers. Sing. Präs. Ind. und des Präs. Konj., vgl. *oyt* = *audit* : *ordonnoit* Clément Marot, Darmst. Hatzf. (1887) 2e part, S. 188, *oient* = *audiunt* : *estoient* Cleom. 11591—2 neben *oent* : *loent (laudant)* eb. 10109—10; vielleicht auch *hait* im Verse Mort Garin S. 202 nach eb. S. 49 zu lesendem, sekundärem *je hai*.

Im Anschluſs hieran sei einer Äuſserung des Verfassers gedacht, die der Klärung bedarf. Er fragt S. XXVII, 5, ob in dem mit *subget* gebundenen *scet (sapit)* „bereits“ (sic!) offenes *e* vorliege. Die Gegenwart der Reime *subgez* : *usez, ravisez* läſst kaum einen Zweifel, daſs das *e* von *scet* wie in alter Zeit und noch heute auch in der Sprache unseres Dichters geschlossen war. Daſs allerdings das aus betontem lat. *a* in offener Silbe hervorgegangene *e* in *scet* durch *ę* zu Zeiten ersetzt werden konnte, ist mit Sicherheit anzunehmen, wenn man Reime betrachtet, wie *tu scays* : *jamais* Anc. Th. III, 58, *fait* : *scet* Ysopet II, XVI, Robert II, 30; *scayt* : *soit* Mist. V. Test. 7851—2, 11079—80; auch für das im Versinneren stehende *scayvent* Mist. V. Test. 16149 mag man *ę* annehmen auf Grund des Reimes *scevent* : *apercoivent* eb. 23892—3; *scevent* : *doivent* Jub. Myst. inéd. I, 196. Dieser Vokalwechsel erklärt sich wahrscheinlich durch Einfluſs der 1. Pers. Sing. *je sai*, deren Aussprache ursprünglich, auch nachdem *ai* monophthongisch geworden war, sich naturgemäſs von der der 2. und 3. Pers. Sing. und der 3. Plur. unterschied. Diese Verschiedenheit der Lautung mag sich neben früh auftretendem *sé* : *troussé* Barb. Méon IV, 130, 336 noch lange, wenn auch nur spärlich erhalten, vergl. *je scay* : *soit* Anc. Th. I, 254, und die übrigen stammbetonten Formen

Digitized by Google

des Präs. Ind. umgebildet haben. Ob umgekehrt *je sé* einem Einflusse von *ses, set, sevent* zu danken ist, muſs wegen *j'ai, tu as, il a* zweifelhaft bleiben, wenn auch eine derartige Deutung für *je fais, plais, tais, hé, veux, deulx = doles : rigoureux* Ch. d'Orl. ed. Tarbé S. 171, *: deux* Anc. Th. III, 105, *vaux,* älteres *saux = salio, faux, absoubz = absolvo* Mist. V. Test 20460, *absolz* Mir. N. D. II, v. 1157; IX, v. 549, IX, v. 888; *absols* Men. Par. I, S. 73, sowie für das im 16. Jahrh. so häufig bei Hofe und in gelehrtem Munde (vgl. den gelehrten Pedanten M. Josse bei Pierre Larivey, de Fidelle acte II, 14, Darmst. Hatzf. 1887, 2e part., S. 375), aber auch in Volksmundarten (Chans. pop. du Velay et du Forez, Rom. X, S. 203, X 6) erklingende, von Vaugelas éd. Chassang I, 85 so heftig getadelte *je va,* oder *uas* (Palsgr. S. 123 und 571) an Stelle von älteren *fax, plaz, taz, haz, voil vueil, doil duil* Rois S. 123, *vail* Parton. 9485, *fail : travail* Cliges 775—6 *: ail* Greban 16321—2 für *fal : val (vallem)* Ph. Mousk. 14283, *sail, asol* Gautier de Coincy, Ztschr. f. rom. Phil. VI, v. 491, oder *asoil* Mir. N. D. I, v. 897, *vois* später *vais,* im Bereich der Möglichkeit liegt; mit mehr Wahrscheinlichkeit läſst sich das Eindringen des Vokales der 2. und 3. Sing. und der 3. Pl. annehmen in *je meurs* für *muir,* und mit Sicherheit in dem ziemlich jungen, von Vaugelas I, 143 noch verurteilten *je peux,* welches mir begegnet ist Anc. Th. III, 236, 346, 348, IV, 302, 303, 438, Th. de Bèze, Abrah. Sacrif. (um 1550) bei Darmst. Hatzf. 2e part., S. 320; vielsagend ist *je peulx : je suis* Anc. Th. II, 304; auch Palissy kennt einmal *je peux* S. 133 neben gewöhnlichem *puis;* vgl. auch Montaiglon, Rec. de Poés. franç. t. IX, S. 244 (1589); bei Palsgrave wird S. 105 u. 616 *je peulx* neben *puis* erwähnt und S. 541 das englische *I may* geradezu durch *je peulx* übersetzt. Übrigens ist *pouvoir* auch insofern für die Erkenntnis des eigentlichen Wesens des *e* in *il scet* der Griseldis von Wichtigkeit, als das, wenn auch nur äuſserst selten sich ereignende Eindringen des *ui* der 1. Pers. Sing. in die übrigen stammbetonten Formen des Sing. Präs. Ind. auſser Zweifel steht; vgl. *puist* für *puet* in den Ordonnances des Rois de France, Metzke, Herr. Arch. LXV, S. 88; *tu puis = potes* in der Florimonthandschrift B. N. 24376, v. 12534 findet sich als *tu puys* wieder bei Palsgrave S. 105.

Hinsichtlich der Mundart der Griseldis soll die S. XXXVI mit allerdings nur schwachen Gründen gestützte Möglichkeit, daſs der Dichter ein in Paris lebender Pikarde gewesen sei, nicht bestritten werden. Doch ist der Widerspruch, der zwischen der S. XXI gethanen Äuſserung, daſs die Sprache des Denkmals „fast schon dialektfrei“ sei, und der S. XXXVI stehenden Behauptung, daſs dieselbe „überwiegend pikardisches Gepräge“ zeige, obwaltet, geeignet, Anstoſs zu erregen. Unverständlich bleibt auch, wenn S. XXXVI auf die Thatsache, daſs das Imperf. der 1. Konjug. mit dem der anderen Konjugationen reimt, hingewiesen wird, um zu zeigen, daſs das (an der Scheide des 14/15. Jahrh. entstandene!) Denkmal nicht westfranzösisch sein könne. Auch daſs *prins* für *pris* speciell lothringisch sein soll (S. XXXVI, 6), bedarf der Berichtigung. Diese seit dem 14. Jahrh. so ungemein häufige Form ist hinsichtlich ihrer Entstehung wahrscheinlich ganz anders geartet als die im Lothringischen mit eingeschobenem oder angehängtem *n* auftretenden Gebilde, welche Behrens, Zeitschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. Bd. V (1883), S. 78—79, meiner Behauptung (Zeitschr. f. rom. Phil. VII, S. 65), daſs in *prins* Vermischung mit *tenir, venir* vorliege, mit gutem Fug zur Seite gestellt hat. Ohne auf das Für und Wider hier näher einzugehen, seien bei dieser Gelegenheit zunächst einige weitere Belege für die von Förster ursprünglich bestrittene lautliche Geltung des *n* in *prins* beigebracht: *prindrent : vindrent* Couldrette, Melusine 2671—2, Jean Bruyant, Le Chemin de Povreté et de Richesse (a. 1342) im Menagier de Paris t. II, S. 5; *se tu me prinses : lynces* (Luchse) Jean le Maire, Les regretz de la Dame infortunee; *aprins : Meaulin* Anc. Th. II, 361; *print :*

Digitized by Google

vint eb. II, 391 (gedr. 1542), *prins ce* : *province* eb. III, 91; *que tu prinses* : *Princes* Clement Marot, Darmst. Hatzf. 1887, 2e part., S. 184, *apprinse* (Subj. Imp.) : *Prince* eb. S. 186; *print* : *vint* Jehan Bouchet bei Rabelais Œuvres, éd. Louis Barré S. 608; *survint* : *print* Montaiglon et Rothschild, Rec. de Poés. franç. t. XI, S. 60 (um 1600); *tins* = *tenu* ist mir noch begegnet Anc. Th. III, 261, Rec. de Poés. franç. t. XII, S. 216 (Anfang des 16. Jahrh.), *soustint* (sic!) im Verse eb. t. XI, S. 168 (a. 1577) und im modernen patois percheron: *J'on tins tét ao treint gas* = *j'ai tenu tête à trente gaillards* in den Œuv. poét. de Pierre Genty (1770—1821) éd. Ach. Genty, Paris 1861, S. 47, II. *convint* Part. Pass. zu *convindre* = *convenir* Jaubert, Gloss. du centre d. l. Fr. I, S. 275. Eine Rolle bei der Erklärung des Wesens der Erscheinung dürften übrigens auch folgende Reime spielen: *issirent* : *tinrent* Perc. 30499, *riche* : *princhc* (Fürst) in der Gerbertschen Interpolation Perc. éd. Potvin t. VI, 191; *tolirent* : *sorvinrent* Durm. 793—4; *tinrrent* : *virent* G. Chin. 2983—4, *revinrent* : *disent* Ph. Mousk. 964—5, *revinrent* : *entendirent* eb. 1392—3; *qui(e)rent* : *vinrent* Guill. d'Angl. S. 57; *vinrent* : *virent* (sahen) eb. S. 71; *devinrent* : *prisent (prirent)* eb. S. 123; *issirent* : *vinrent* eb. S. 165, *oïrent* : *tindrent* Barb. Méon III, 399, 33—4, *fissent* : *vinrent* Montaiglon, Fabl. II, 36; *dist* : *souvint* Ms. B. N. fr. 792, f. 40 d, *issirent* : *vindrent* Claris 15872—3, *tismes (tînmes)* : *departismes* Chr. de Pisan, Long Est. 714, 1280, *print* : *vint* Mir. N. D. 1759—60. Nach Nisard, Étude sur le lang. pop. ou patois de Paris et de sa banlieue S. 238 kannte die ältere Pariser Mundart *ils vinrent* = *ils virent*, was wiederum an das zuweilen begegnende pikardische Futurum *venrai* = *videbo* erinnert, vgl. Förster zu Ch. II Esp. S. L und zu Aiol 1169.

Potsdam. Alfred Risop.

Adolf Stoerico: Über das Verhältnis der beiden Romane Durmart und Garin de Monglane (Ausgaben und Abhandlungen veröffentl. von E. Stengel, Nr. LXXVII). Marburg, Elwert, 1888. 56 S.

Um die wichtige Frage nach dem Verhältnisse des Durmart zum Garin, auf deren stoffliche Verwandtschaft bereits Stengel in der Zs. VI aufmerksam machte, in ihren einzelnen Richtungen verfolgen und mit einiger Sicherheit entscheiden zu können, war eine genaue Kenntnis des Inhaltes des Garin de Monglane erforderlich. Nach Kennzeichnung der mangelhaften von P. Paris und Gautier gemachten Angaben hat Stoerico auf Grund einer von H. Müller angefertigten Abschrift des Ms. B. N. fr. 24403, der von ihm selber kopierten Handschrift Brit. Mus. Reg. 20 D XI, der in der Romvart S. 338—65 von Keller aus einer vatikanischen Handschrift abgedruckten 900 Zeilen, sowie endlich des von Stengel in Zs. VI mitgeteilten Trierer Bruchstückes den Inhalt des Garin genau und ausführlich beschrieben und so den Leser in den Stand gesetzt, seinen Untersuchungen zu folgen und deren Ergebnisse zu prüfen. Um zunächst die zwischen beiden Gedichten obwaltenden stofflichen Beziehungen, deren Innigkeit in der Episode mit dem Hunde, durch dessen Hilfe die Helden zu der von ihnen gesuchten Dame gelangen, ganz besonders scharf hervortritt, hinreichend erklären zu können, zieht der Verfasser als tertium comparationis eine Stelle aus dem Perceval v. 22400 bis 30500 heran, in der bereits L. Kirchrath, Durmars in seinem Verhältnis zu Merangis und den Werken Chrestiens Ausg. und Abh. XXI so enge Verwandtschaft mit Durmart entdeckt hatte, daſs er sie für die Quelle des letzteren hielt. Gestützt nun auf eine Reihe von Punkten, in denen Garin dem Perceval näher steht als dem Durmart, und unter steter Würdigung der überaus auffälligen Übereinstimmungen zwischen

Digitized by Google

Garin und Durmart kommt Stoerico zu dem vorläufigen Ergebnis, daſs beide Gedichte unabhängig voneinander auf Perceval zurückgehen, doch so, daſs sie auch untereinander in irgend einem Abhängigkeitsverhältnisse sich befinden. Letztere Thatsache erhellt auch aus der technischen Anlage beider Gedichte, die mannigfachen Abweichnngen sind zum Teil gewiſs der mangelhaften poetischen Gestaltungskraft des Dichters des Garin zuzuschreiben. Wörtliche Anlehnungen, aus denen sich vielleicht Näheres schlieſsen lieſse, begegnen in beiden Gedichten äuſserst selten. Der Verfasser weiſs in dieser Hinsicht nur die zwar nicht im Wortlaut übereinstimmenden, aber doch manchen gemeinsamen Zug aufweisenden Personalbeschreibungen der Mabilete und der Fenise, sowie die Schilderung des Mahles der beiden Paare ins Gefecht zu führen. Beiden Punkten, besonders dem ersten, vermögen wir in Anbetracht der Thatsache, daſs gerade in derartigen Schilderungen ein groſser Vorrat an typischen Wendungen den Dichtern zu Gebote stand, keine bedeutende Beweiskraft einzuräumen; übrigens dürften sie ganz auſser Spiel bleiben, nachdem durch des Verfassers frühere Ausführungen die enge Beziehung zwischen Garin und Durmart einmal als unzweifelhaft festgestellt war.

Naturgemäſs gipfelt Stoericos Arbeit in dem Versuche, zu erweisen, welches der beiden Gedichte die Vorlage des anderen gebildet habe. Bei der einmal bestehenden Unsicherheit ihrer chronologischen Entstehung war auf dieses einzig sichere Mittel hier von vornherein zu verzichten. Aus dieser Notlage bietet sich dem Verfasser ein a priori allerdings recht wenig zuverlässig erscheinender Ausweg — er hofft aus der Vergleichung des „poetischen Wertes“ beider Gedichte etwelche Kriterien für die Priorität des einen oder des anderen zu gewinnen. Die allgemein gültige doppelte Möglichkeit, daſs eine vorhandene Vorlage von einem späteren Dichter, der sie benützt, entweder vervollkommnet oder verschlechtert werden kann, gilt auch für unseren Fall. An dichterischen Fähigkeiten überragt der Verfasser des Durmart den des Garin auſserordentlich — entweder haben wir also im Durmart eine Steigerung zum Guten, oder im Garin ein Herabsinken zum weniger Vollkommenen zu erblicken. Mit groſser Wahrscheinlichkeit weiſs Stoerico darzuthun, daſs das letztere der Fall ist. In ansprechender Weise erklärt er die zahlreichen, zu allerlei Widersinnigkeiten führenden Verstöſse in der ökonomischen Gestaltung des Garin aus der dem Dichter desselben innewohnenden poetischen und logischen Unfähigkeit, mit der er die in seiner Vorlage (Durmart und Perceval) vorgefundenen Episoden seinem Machwerke einverleibte, ein Mangel, mit dem sich noch die leidige Absicht verbindet, durch Änderungen seines Musters die Abhängigkeit von letzterem zu verhüllen.

Angenehm berührt in Stoericos Arbeit die Anspruchlosigkeit, mit der der Verfasser seine einem so spröden Stoffe geltenden Argumente vorträgt, sowie das gesunde kritische Verhalten, welches er selbst rückhaltlos allen seinen Ausführungen gegenüber bewahrte. In einem Anhange veröffentlicht Stengel eine Anzahl aus einer erneuten Vergleichung der Handschrift gewonnener Besserungen des Durmart-Textes, so wie derselbe in seiner eigenen Ausgabe und in den von Förster, Jahrb. XIII, mitgeteilten 721 Zeilen bisher vorlag.

Potsdam. Alfred Risop.

Richard Mentz: Die Träume in den altfranzösischen Karls- und Artus-Epen. (Ausgaben und Abhandlungen LXXIII.) Marburg, Elwert, 1888. 106 S.

Als die bedeutsamste unter den hier zu besprechenden Arbeiten Stengelscher Schule ist mir Mentz' Studie über die Träume erschienen.

Digitized by Google

Unter Benutzung eines ihm von befreundeter Seite überlassenen, ungedruckt gebliebenen Entwurfes hat der Verfasser aus einer stattlichen Reihe den Sagenkreisen Karls des Groſsen und Königs Artus angehöriger Denkmäler, zu denen sich aber auch der Alexanderroman, Brut und Rou, sowie gelegentlich die gleichzeitigen deutschen Epen gesellen, die ihm begegnenden Träume gesammelt, sie ihrem Inhalte nach kurz wiedergegeben (S. 76—95), sowie ihre Art und ihr eigentliches Wesen von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtet. In einem ersten Abschnitte unternimmt der Verfasser, behufs Abgrenzung seines Themas, eine Begriffsbestimmung von Erscheinungen, die zwar psychologisch verwandt, aber doch in ihren äuſseren Bedingungen nicht als gleichartig mit den Träumen zu betrachten sind. Vor allem wird das Wesen der Visionen (*avision* — beachte daneben *avison* — *vision*, sehr selten *songe*) näher bestimmt: in nicht bildlicher Weise übermittelt der Träger der Vision, der gewöhnlich ein Engel Gottes oder eine himmlische Stimme oder Christus selber ist, einen ohne weiteres verständlichen göttlichen Befehl, dem der Schlafende nachzukommen hat. Dem gegenüber deuten die Träume (songe, seltener avision oder vision), abgesehen von den sinnlichen (S. 28 u. 94) in allegorischen Bildern, oder indem Personen unverkleidet symbolische Handlungen thun (S. 29), auf den Verlauf eines Teiles oder zuweilen auch der Gesamtheit der kommenden Ereignisse hin — sind also prophetischer Natur. Eine ähnliche Begriffsbestimmung der Träume hat übrigens bereits Guillaume de Lorris gegeben: ... *en droit moy ai-je fiance, Que songe soit signifiance Des biens aux gens et des ennuyz, Que les plusieurs songent par nuitz, Moult de choses couvertement, Que on voit puis appertement* R. d. l. Rose 17—22 (nach der Ausgabe Amsterdam 1735). Der Verfasser widmet nun diesen Erscheinungen seine besondere Aufmerksamkeit und betrachtet sie unter folgenden Gesichtspunkten: a) Bezeichnung der Träume. b) Die Personen, welche träumen. c) Wann und wie oft treten Träume auf. d) Unmittelbare Einwirkung des Traumes auf den Schlafenden. e) Inhalt der Träume: α) Traumbilder aus dem Tierreich; β) solche, die nicht aus dem Tierreich entnommen sind; γ) Personen in den Träumen. f) Die Form der Träume. g) Auslegung der Träume: I. Traumdeuter; II. Deutung der Träume (nach den unter d. angegebenen Kategorien). h) Inkongruenzen des Traumes und des verbildlichten Ereignisses. i) Die Anwendung der Träume von seiten der Dichter. k) Inhalt und Auslegung der Träume dem Inhalte nach geordnet. Ich verzichte, auf alle Punkte dieses reichhaltigen, mit groſsem Fleiſse und nicht ohne Geschick durchgeführten Programms näher einzugehen, kann aber nicht umhin, bei einigen der entwickelten Gedanken, die mir anfechtbar erscheinen, zu verweilen.

Meines Erachtens läſst sich die Frage, ob man (hier speciell die Franzosen) im 12. und 13. Jahrhundert „unbedingt“, wie der Verfasser S. 16 will, an die Träume geglaubt habe, keineswegs lediglich an der Hand der dichterischen Erzeugnisse jener Epoche entscheiden. Denn die Poesie ist ihrem ganzen Wesen nach überhaupt nicht dazu angethan, als Unterlage für den Entwurf eines in allen seinen Teilen mit der Realität der Verhältnisse sich deckenden Zeitgemäldes zu dienen. Man wird sich also hüten müssen, aus der Anwendung von Motiven, die vielleicht nur im Dienste der ökonomischen Gestaltung des Ganzen stehen, also vorzugsweise poetische Mittel sind, deren sich der Dichter zu rein künstlerischen Zwecken bedient, auf das wirkliche Vorhandensein der in ihnen enthaltenen Ideen bei den Zeitgenossen des Dichters in jedem Falle einen Schluſs zu ziehen. Ob ein Dichter die Wirklichkeit kopiert oder durch Tradition und Brauch geheiligte oder vielleicht nur selbstgeschaffene poetische Weisen angeschlagen habe, das kann nur unter gleichzeitiger Heranziehung aller uns zum Vergleiche zu Gebote stehenden Quellen und Kom-

Digitized by Google

binationen, aus denen wir die Erkenntnis des wechselnden Geistes der Zeiten zu schöpfen pflegen, erschlossen werden. Mit solchen Mitteln läſst sich denn erweisen, daſs der Glaube an die Träume und verwandte Erscheinungen in groſsen Schichten der mittelalterlichen Gesellschaft in bedenklicher Weise erschüttert war. Diese Thatsache kann um so weniger auffallen, wenn man bemerkt, daſs die Kenntnis der psychologischen und pathologischen Ursachen der hierher gehörigen Erscheinungen schon damals gewissen Kreisen kein Geheimnis mehr war. Für den Dichter der Flamenca ist der Traum nur eine Erinnerung, ein Abbild der Wirklichkeit; ihm ist der Umstand, daſs Guillem auf eigenen Wunsch von der Geliebten träumt — was oft geschah: *A Guillem esdevenc soven* —, nur ein Beispiel für eine allgemein gültige Erfahrung: ... *e ben sol aisso avenir Qu'om somne segon son desir Quan s'adorm sus el pensamen* Flamenca 3456—9. Gervasius von Tilbury, der allerdings selbst anderer Überzeugung ist, berichtet: *Lamias quas vulgo mascas aut in Gallica lingua strias nominant, physici dicunt, nocturnas esse imaginationes, quæ ex grossitie humorum animas dormientium turbant et pondus faciunt.* Otia Imperialia S. 39. Zu solchen Zweiflern gehörte, wie F. Liebrecht, dessen Auszug aus Gervasius mir vorliegt, S. 145—146 ausführt, auch Wolfram von Eschenbach, der den Glauben an die Nachtfahren als „*alder wibe troume*" verspottet. Auch die Antwort, die ein Priester einer von dem Vorhandensein desselben Spukes überzeugten Frau erteilt: *modo videtis quam fatuæ estis, quæ somniorum creditis vanitatem* (bei Liebrecht a. a. O. aus Grimm, D. Myth. 1012 angeführt), spricht deutlich genug. Wenn es im Eingange des R. de la Rose heiſst: *Maintes gens dient que en songes Ne sont que fables et mensonges,* so wird dies in der folgenden, bei Godefroy fasc. 47, S. 495, Spalte 2 mitgeteilten handschriftlichen Stelle bestätigt: *Une gent sont qui dient que trestout est mençonge, Et niceté et fable et faus quanque l'en songe.* Vergl. die äuſserst wichtige Stelle im Cheval de fust, Romv. S. 106, v. 18 ff. Von Wert sind in dieser Hinsicht auch solche Stellen, in denen zwar von einem wirklichen Traume gar nicht die Rede ist, jedoch der Bericht von irgend einem unglaublich erscheinenden, thatsächlich aber eingetretenen Ereignisse als Traum und Lüge bezeichnet wird. So erwidert Robert dem Boten, der ihm die Nachricht von der in der That vollzogenen Miſsheirat seines Freundes Joufrois überbringt, folgendes: *Trop grant mençonge t'oi retraire, Et quant sonjas tu icest(e) songe?* Joufrois 3521—2. Ähnlich Claris 11949—50, 14686 ff., 17338—9, 21372—5, 24489—90, 26040—1, 29042—3. Auch vor dem unbedingten Glauben an jede Art von Träumen wird zuweilen gewarnt. Der Dichter der lateinischen Legende von Judas Scariotes knüpft an die Erzählung des Traumes der Cyboräa, der Mutter des Judas, folgende Betrachtung: *Somnia sunt varia, nisi quæ dat vera sophia Cum monitis justis, patribus velut ante vestustis; Cætera qui curant, sub sollicitudine durant* Poésies pop. lat. du moyen âge par M. Edélestand du Meril, Paris 1847, S. 328. Übrigens vermag sich auch Mentz der Wahrheit der soeben entwickelten Thatsachen nicht ganz zu verschlieſsen, wie aus seinen Bemerkungen S. 75—76 hervorgeht; in desto bedenklicherem Lichte erscheint dann aber seine S. 16 gethane, hier soeben widerlegte Äuſserung.

Die Ausführungen in dem Abschnitte über die Personen, welche träumen, S. 18 ff., scheinen mir dringend der Berichtigung zu bedürfen. Ob es zulässig ist, in den Träumen lediglich eine Auszeichnung, die Gott damit gewissen Personen erweist, zu erblicken — abgesehen höchstens von Karl dem Groſsen, der ja auch sonst, ohne daſs direkt von Träumen die Rede ist, in seinen Entschlüssen von Engeln beraten ist, vgl. Rol. 2319, 2452, oder als unter ihrem Schutze stehend gedacht wird, eb. 2845 ff. —, ob es nicht vielmehr, mit Hinblick auf die nun einmal nicht abzuleugnende Thatsache, daſs auch Heiden wie Brut, Rou und Alexander träu-

men, geboten ist, in dem Auftreten der Träume ein rein technisches Hilfsmittel für die Weiterführung des dem Ganzen zu Grunde liegenden Gedankens, also mehr eine dem Dichter bei der Gestaltung seines Stoffes zu gute kommende Handhabe als die Manifestierung einer von Gott inspirierten Seelenbewegung des Träumenden zu sehen, das soll hier nicht näher untersucht werden. Jedenfalls ist die von dem Verfasser gelieferte Erklärung der Thatsache, daſs besonders Frauenrollen mit Träumen bedacht werden, verfehlt. Da sonst immer nur „Helden und Fürsten“ träumen, so soll sich, wie Verfasser S. 22 bemerkt, aus der Häufigkeit der Träume bei Frauen ein Schluſs auf die hohe sociale Stellung der letzteren bei den damaligen Franzosen ergeben. Ganz abgesehen davon, daſs die von Mentz angeführten Frauen meist ebenfalls fürstlichen Kreisen angehören, liegt es doch viel näher, den Grund jener Erscheinung in der zu jener Zeit bereits weit vorgeschrittenen Erkenntnis und Würdigung weiblicher Naturanlage zu suchen. Denn die Entwickelung der hohen socialen Stellung der Frau geht doch gewiſs Hand in Hand mit einem allmählich sich steigernden Begreifen der oft geheimnisvoll erscheinenden Kräfte und Regungen der weiblichen Psyche und gipfelt schlieſslich in einer Anerkennung, die ihren höchsten Ausdruck in dem Frauenkultus des Mittelalters findet. Die Gepflogenheit der Dichter, nur Fürsten und Frauen Träume zuzuerteilen, ist also kein Beweis für die hohe sociale Stellung der Frau, sondern umgekehrt, aus der in der ahnungsvollen Eigenart weiblichen Wesens begründeten Hinneigung zu Träumen, die eben vielfach dem Einflusse höherer Macht zugeschrieben wurden, kann, unter gleichzeitiger Berücksichtigung anderer Faktoren, ein Verständnis des sittlichen Wertes der Frau und damit ihre höhere Einschätzung innerhalb der menschlichen Gesellschaft geflossen sein. Es scheint mir auch vonnöten, ehe ein endgültiges Urteil über die Wahl der Frau als Trägerin von Träumen abgegeben wird, sich in jedem einzelnen Falle über das Maſs ihrer inneren und äuſseren Beteiligung an den durch den Traum dargestellten Ideen oder Ereignissen zu vergewissern, sich zu fragen, ob z. B. nicht der gröſsere Teil von Schuld auf seiten der Isolde liegt und es somit nicht ganz natürlich erscheint, wenn die Vorstellungen ihres sündhaften Verhaltens gerade ihren Schlaf beunruhigen. Auch daſs Bertes Mutter und nicht der Vater durch einen Traum von der an ihrer Tochter verübten Nichtswürdigkeit Kunde erhält, ist mir nach Lage der Dinge nicht auffällig. Wollte der Dichter etwa zeigen, daſs die Anschauung, nach welcher die Mutter als dem Kinde näher stehend gedacht wird als der Vater, auch ihm eigen war? Fast sollte man es glauben, wenn man hinzurechnet, wie oberflächlich im Gedichte Bertes Abschied von Floire abgethan wird (v. 178 und vorher), während der Schmerz der Mutter bei dieser Gelegenheit den vollsten und wärmsten Ausdruck findet. Die ablehnende Haltung, die Floire gegenüber dem nach dem schlimmen Traume durchaus gerechtfertigt erscheinenden Wunsche Blancheflours, mit eigenen Augen sich von dem Geschicke ihres Kindes zu überzeugen, zunächst wenigstens beobachtet (v. 1691), im Verein mit der Wahrnehmung, wie ihn im Augenblick von Blancheflours Abreise eigentlich nur die Sorge um die Etikettenfrage bewegt (v. 1706), muſs, verglichen mit dem Verhalten der ausschlieſslich mit der furchtbarsten Seelenangst um das Los des einzigen Kindes erfüllten Mutter, verletzend wirken: alles das läſst aber erkennen, wie innig sich der Dichter gerade das Verhältnis der Mutter zum Kinde gedacht hat; auffallend könnte demnach nur sein, wenn der König den Traum gehabt hätte.

Der Verfasser hat es für angezeigt gehalten, die den Epen gleichzeitige lateinische Litteratur unberücksichtigt zu lassen, da dieselbe fast nur Visionen kennt, mithin wenig streng zum Thema Gehöriges bietet. Ein Blick auf diesen Zweig mittelalterlicher Litteratur hätte immerhin

Digitized by Google

einigen Gewinn abgeworfen; so hätten sich vielleicht für die Erklärung der symbolischen Bedeutung der Tiere mancherlei willkommene Parallelen ergeben. Man vergl. z. B. De Prophetiis Merlini in Galfridi de Monumenta Vita Merlini ed. Fr. Michel et Thomas Wright, Parisiis 1837, S. 64 ff. u. 71 ff. — Tiere spielen auch eine Rolle in den Weissagungen des byzantinischen Kaisers Leo, des Philosophen (886—911), denen Ch. Gidel in den Nouvelles Études sur la Littérature Grecque moderne, Paris 1878, S. 303—312 eine längere Besprechung gewidmet hat. Auch die Geschichtschreibung bietet in derselben Beziehung gewiſs mehr interessante Punkte, als ich augenblicklich anzuführen vermag. Ich denke an die unter höchst eigentümlichen Umständen sich abspielende Vision des Merowingers Childeric, in deren Deutung seine Gattin Basine von dem darin auftretenden Hunde sagt: *en la forme du chien qui est beste lecherresse et de nulle vertu, ne ne peut senz ayde domme, est signifiee la mauuaistie et la paresce de ceulz qui vers la fin du siecle tendront le sceptre et la coronne de ce royaume,* während der Löwe und das Einhorn als *les plus nobles bestes et les plus hardies qui soient* bezeichnet werden; an dem Wolfe und dem Bären wird die Raublust hervorgehoben. Grans Croniques de France ..., Paris 1837, t. I, S. 27.

Nicht zu unterschätzen ist die Bedeutung des Anhanges, in welchem der Verfasser die in seiner Arbeit gewonnenen Ergebnisse für die Kritik des Textes einiger Chansons de geste zu verwerten trachtet. In besonders eingehender Weise werden die im Rolandsliede stehenden Träume, unter gleichzeitiger Berücksichtigung schon früher von Scholle, Dönges, Graevell und Pakscher gelieferter Beiträge zur Lösung der Frage, auf ihre Echtheit und ihre richtige Stellung innerhalb des Textes hin geprüft. Den im ganzen scharfsinnigen und von fleiſsigem Studium zeugenden Ausführungen des Verfassers, ebenso wie dem über die im Renaut de Montauban, in der Mort Aymeri de Narbonne, im Floovant und im Girbert de Metz stehenden Träume Gesagten wird man indes nur dann zustimmen können, wenn man sich entschlieſst, Mentz' Feststellungen über das Wesen der Träume als für jeden einzelnen Fall bindende, keine Ausnahme zulassende Normen anzuerkennen.

Potsdam. Alfred Risop.

Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden: Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur. Mit einem Porträt der Frau von Staël. 3 Bände, VIII, 521, 472, 569 S. gr. 8. Berlin, Gebr. Paetel, 1887—89. 32 Mk.

In der Geschichte der groſsen Umwälzungen, die von der Wende des 18. Jahrhunderts anheben, um in dem Wiener Kongreſs ihren Abschluſs zu finden, ist der Name von Neckers hochgebildeter Tochter mehrfach zu nennen, da sie mit den meisten Zeitgröſsen in lebendige Berührung kam. Darum haben die meisten Litterarhistoriker und Essayisten Frankreichs das Bild der Freundin A. W. Schlegels mit Vorliebe gezeichnet und sich mit ihrer litterarischen Bedeutung beschäftigt.

Daſs diese mit der politischen Rolle, welche die schwedische Gesandtin bis etwa 1799 gespielt hat, aufs engste zusammenhängt, ist schon vor Erscheinen des uns vorliegenden wichtigen Werkes erkannt und ausgeführt worden. So hat A. Stevens (Madame de Staël, a Study of her life and times, the first Revolution and the first Empire, London, John Murray, 1881, 2 Bde.) den Vorwurf über sich ergehen lassen müssen, daſs bei dem überaus breit angelegten biographischen Teil die litterarische Seite der Thätigkeit Frau von Staëls viel zu kurz kam und die wichtig-

Digitized by Google

sten Werke nur oberflächlich und schief besprochen wurden; daſs ferner das Quellenmaterial nicht hinreichend gesichtet und die Darstellung stellenweise recht eintönig und unbeholfen war. Somit hatte Lady Blennerhasset eine reiche Nachlese zu halten. Daſs diese im Jubeljahr der gewaltigen Revolution stattfand, giebt ihrem Buche aktuellen Reiz. Die Verfasserin hat nach Stevens nicht allein das für Frau von Staëls Jugendgeschichte ergänzende Buch des Vicomte O. d'Haussonville (Le Salon de Mme Necker, Paris 1882, 2 Bde.) zu berücksichtigen nicht unterlassen, sondern alles inzwischen da und dort geförderte Material, namentlich an Briefen von Zeitgenossen sorglich gesammelt und gesichtet, darunter verschiedenes ungedruckte aus den Bibliotheken von Dresden, Upsala, aus dem Privatbesitz des Dr. Reinhart. Bei einzelnen bereits erschienenen Sammlungen, so in Benj. Constants „Journal intime“ und in den unter dem Titel „Coppet et Weimar“ von dem Verfasser der „Souvenirs de Mme Récamier“ mitgeteilten Briefen und Erinnerungen, waren auſserdem die unzuverlässigen Datierungen zu prüfen. Dieser Aufgabe hat sich Lady Blennerhasset mit kritischem Scharfblick erfolgreich unterzogen.

Trotz der Überschrift des Buches, welche ja auf ein gewisses räumliches Miſsverhältnis zwischen Politik und Litteratur vorbereitet, dürfte die Verfasserin in den ersten beiden Bänden den allgemeingeschichtlichen und biographischen Ausführungen allzu groſsen Raum zugestanden und demgemäſs die ästhetischen Betrachtungen über Frau von Staëls erste Werke allzu kurz gefaſst haben. Im dritten Bande kommt erst die mutige Schriftstellerin, die verfolgte Verfasserin des Buches „De l'Allemagne“ zur vollen Geltung.

Der erste Band giebt auf breitester Grundlage die Geschichte der Familie Necker und die Jugendgeschichte Germaine Neckers im Zusammenhang mit der Geistesbewegung des zu Ende gehenden Philosophenjahrhunderts, ohne irgend etwas Unwesentliches, nur nebenbei zum Thema Gehörige auſser acht zu lassen. Der zweite zeigt die schwedische Gesandtin nach Beginn der Emigration als Stern der Pariser Gesellschaft, ihr gastfreies Haus als Sammelpunkt der Führer der Rechten, während im Salon der geistvollen Madame Roland, der Gattin des Notministers, die Männer der Gironde sich aneinander schlossen. Auf die politische Rolle der Frau von Staël legt die Verfasserin gröſseres Gewicht als ihre Vorgänger, und dies mit vollem Recht.

Den entscheidenden Wendepunkt im Leben der Frau von Staël bildet die erzwungene Abreise von Paris und der Aufenthalt in Weimar. Hier setzt der dritte Band des Werkes der Lady Blennerhassett ein. Von den litterarischen Erzeugnissen der Tochter Neckers haben die zwei voraufgehenden Bände nur wenig gesprochen; der letzte hat sich mit den bahnbrechenden Werken der geistigen Vermittlerin zwischen beiden Nachbarvölkern zu beschäftigen, mit dem für ihre schriftstellerische Entwickelung maſsgebenden Aufenthalt in Weimar und Berlin, auf welchen die Zurückgezogenheit auf den Herrschaftssitz von Coppet folgte. Es fehlt mancher Schatten in dem glänzenden Bilde, welches Lady Blennerhassett dem Leser vorführt, ebenso wie in den Bildern, welche Frau von Staël von Deutschland und England bietet *(„De l'Allemagne“* und *„Considérations“);** aber das Ganze ist voll Leben und Farbe, es sind die kleinsten

* Die bekannte, von der lebhaften Phantasie der Tochter Neckers zeugende Stelle aus *„De l'Allemagne“* über die Verbreitung höherer Bildung im glückseligen Deutschland hat z. B. Lady Blennerhassett sehr rücksichtsvoll gemildert. Mme de Staël sagt: „On peut juger par la quantité d'ouvrages qui se vendent à Leipsick combien les livres allemands ont de lecteurs; *les ouvriers de toutes les classes*, les tailleurs de pierre mêmes, se reposent de leurs travaux un livre à la main. On

Digitized by Google

Züge mit gleicher Liebe und Genauigkeit herausgearbeitet wie der breite Hintergrund. Darum wird niemand das gründliche, auf ernsten Studien beruhende Werk der Lady Blennerhassett fruchtlos lesen und wieder lesen. Ein mit gröſster Sorgfalt gefertigtes Register macht dasselbe zudem zu einem stets zur Belehrung bereiten Freund.

Die anmutige und dabei kraftvolle Schreibweise, welche Lady Blennerhassett auszeichnet, ist an einzelnen Stellen durch fremdartige Ausdrücke, namentlich durch Gallicismen beeinträchtigt. Wir erwähnen beispielshalber die durchgehends angewandte falsche Verbindung von „begegnen" mit dem Accusativ (z. B. II, 205; III, 235, 393 u. ö.; andere unrichtige Verbindung III, 104); ferner Ausdrücke wie: „Im Herbst von 1808" (III, 252); „durch Geist verstehe ich den Geist der religiösen und politischen Institutionen" (III, 283), statt unter Geist; ferner: er lieſs ihn „auſser acht der Civilisation" erklären (III, 461); oder die häufige Hervorhebung einzelner Satzglieder durch eine Verdeutschung von *c'est ... que;* die Wiedergabe der bekannten französischen Redensart *nous sommes tous bons enfants* durch „wir sind alle gute Kinder" (II, 162), — lauter Dinge, die bei der nächsten Auflage sicher verschwinden werden. Die Druckrevision einiger französischer Briefcitate und auch die einzelner Eigennamen (es heiſst z. B. regelmäſsig Prosp*ère* de Barante) läſst an einzelnen Stellen zu wünschen übrig. In den bibliographischen Notizen vermiſst man eine gleichmäſsige Art des Citierens; häufig fehlt die Angabe von Druckort und Jahr bei Werken, die nicht als allgemein bekannt vorausgesetzt werden können, was bei dem gewaltigen Apparat, über den auf jeder Seite die Verfasserin gewissenhaft Rechenschaft ablegt, den nachforschenden Leser immerhin stören könnte.

Alle diese geringfügigen Äuſserlichkeiten thun dem dauernden Werte dieser ersten ausführlichen Biographie der Tochter Neckers nicht den mindesten Eintrag. Dagegen dürfte ein anderer Umstand der Verbreitung des Buches, das in keiner guten Büchersammlung fehlen sollte, sehr hinderlich sein, nämlich der hohe Preis. Daſs die Ausstattung eine vorzügliche ist, vom Bilde der Frau von Staël nach *Gérard* an bis zur letzten Seite des letzten Bandes, dafür steht der Name des Verlegers ein. In Frankreich würde bei mindestens gleicher Ausstattung höchstens $7^1/_2$ Franken pro Band angesetzt werden, für das ganze Werk also gegen 18 Mark, während im vorliegenden Falle der Preis vom deutschen Verleger auf nahezu das Doppelte festgesetzt wurde. Dadurch wird der Absatz jedenfalls auf ein Minimum herabgemindert: denn wer giebt in Deutschland für ein wissenschaftliches Werk die Summe von 32 Mark aus?

---

ne saurait s'imaginer en France à quel point les lumières sont répandues en Allemagne. *J'ai vu des aubergistes, des commis de barrière, qui connaissaient la littérature française. On trouve jusque dans les villages des professeurs de grec et de latin.* Il n'y a pas de petite ville qui ne renferme une assez bonne bibliothèque etc." Den Anfang dieser „Dichtung" läſst Lady Blennerhassett in ihrer Inhaltsangabe weg; die „Wahrheit" der Stelle faſst sie in folgende Worte zusammen: „Bei Gastwirten und kleinen Zollbeamten findet man Kenntnis fremder Sprachen und Bücher; die kleinsten Städte besitzen gute Bibliotheken, Dorfschulmeister wissen Griechisch und Latein" (III, 368). Referent denkt, gerade diese unerhörten Übertreibungen der mit der Regierung Napoleons zerfallenen Frau von Staël hätten hervorgehoben werden sollen, um ihr echt menschliches Bild zu vervollständigen.

Joseph Sarrazin.

Digitized by Google

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Conrad Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. 3. Jahrgang (1888). (Berlin, Gaertner, 1889.) A 100, B 474 S. (Deutsch B 1—55, Französisch 117—146, Englisch 147—160.)

Herm. Paul, Principles of the History of Language. Translated from the Second German Edition by H. A. Strong. (London, Macmillan.) 512 p.

Deutsch.

K. Heinemann, Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Neu herausgegeben und erläutert. (Leipzig, Seemann.) XV, 159 S. M. 2,20.

R. Henning, Die deutschen Runendenkmäler. Mit 4 Tafeln u. 20 Holzschnitten. (Straſsburg, Trübner.) VI, 156 S. fol. 25 M.

W. Müller, Briefe der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm an Georg Friedrich Benecke aus den Jahren 1808—1829. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) XII, 188 S. 4 M.

F. Sarau, Hartmann von Aue als Lyriker. Hallenser Doktordissertation. 38 S.

Otto Schröder, Vom papiernen Stil. (Berlin.) 93 S.

Englisch.

W. J. Alexander, An Introduction to the Poetry of Robert Browning. (Boston, Ginn.)

Broder Carstens, Shakspere-Primer. Julius Cæsar, The Merchant of Venice, King Richard II, Macbeth, Hamlet in gekürzter Form mit Anmerkungen. (Hamburg, Meiſsner.)

Chaucer, The Legend of Good Women ed. by W. Skeat. (Oxford, Clarendon Press.) LIV, 229 S. 6 sh.

Austin Dobson, Fielding. English Men of Letters. (London, Macmillan.) XI, 205 S.

A. Dreyspring, Leichte Aufgaben im Englischen. Naturgemäſser Aufbau der Sprache mit Anschauungsbildern. (Leipzig, Wigand.) 200 S.

G. Dubislav und P. Boek, Elementarbuch der englischen Sprache. (Berlin, Gaertner.) 142 S.

O. Fischer, Zur Charakteristik der Dramen Marlowes. (Leipzig, Fock.) 132 S. M. 1,50.

John Koch, Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache besonders für die Oberklassen höherer Lehranstalten und zur Einführung

Digitized by Google

in das Universitätsstudium (Foelsing-Koch, Lehrbuch der englischen Sprache III). (Berlin, Goldschmidt.) 468 S.

E. Kölbing, Ipomedon in drei englischen Bearbeitungen. (Breslau, Koebner.) CLXXXI, 484 S. 17 M.

F. Liebermann, Die Heiligen Englands angelsächsisch und lateinisch herausgegeben. (Hannover, Hahn.) XIX, 23 S.

Schmerler, Chips from English Literature. I. Programm d. Realgymn. zu Borna.

Rud. Sonnenburg, Grammatik der englischen Sprache nebst methodischem Übungsbuch. 12. vollständig neu bearbeitete Auflage. (Berlin, Jul. Springer.) 312 S. M. 2,40.

Wilh. Swoboda, Englische Leselehre nach neuer Methode. (Wien, Hölder.) 58 S.

Jul. Zupitza, Alt- und mittelenglisches Übungsbuch u. s. w. Vierte Auflage. (Wien, Braumüller.) 204 S.

Italienisch.

Raff. Cappozoli, Grammatica del dialetto neapolitano. (Napoli, Chiurazzi.) 224 S.

Dante in deutscher Kunst. 27 Tafeln Lichtdruck in Groſs-Folio nach bisher unveröffentlichten Aquarellen und Handzeichnungen von Begas, Cornelius, Führich etc. aus dem Nachlasse weiland S. M. Königs Johann von Sachsen herausgegeben von Baron G. Locella. (Dresden, Ehlermann.) 30 M.

Französisch.

A. Bourgoin, Les maîtres de la critique au XVIIe siècle. (Paris, Garnier frères.) 353 p.

Ew. Goerlich, Der burgundische Dialekt im 13. und 14. Jahrhundert. (Heilbronn, Henninger.) 160 S. (Körting-Koschwitz, Franz. Studien VII, 1.)

Ad. Lundehn, Esquisses de l'histoire littéraire de la France au moyen-âge. (Berlin, Friedberg & Mode.) 143 S.

P. J. Möbius, J. J. Rousseaus Krankheitsgeschichte. (Leipzig, Vogel.) VIII, 192 S. 4 M.

Perle, Sammlung geschichtlicher Quellenschriften zur neusprachlichen Lektüre im höheren Unterricht. (Halle, Niemeyer.) (Französische und englische Reden, Memoiren u. ä.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Date Due

Digitized by Google

Digitized by Google

The Ohio State University
3 2435 020908224
ARCHIV FUR DAS STUDIUM DER NEUEREN 001
PB3A7 V83
THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 04 21 24 7 12 009 1
Digitized by Google